

Julius Evola

Revolte

gegen die moderne Welt

Einführung

Über den «Untergang des Abendlandes», die Krise der heutigen Kultur, über ihre Gefahren, ihre Zerstörungen und Entfremdungen zu sprechen, ist seit einiger Zeit beinahe zur Mode geworden. Ebenso gerne macht man Prophezeiungen über die Zukunft Europas und der Welt und erläßt auch Aufrufe zur «Verteidigung» der einen oder anderen Sache.

In der Regel ist in alldem wenig mehr als intellektueller Dilettantismus zu finden. Nur zu leicht ließe sich zeigen, wie oft dabei wahre Prinzipien fehlen; wie vieles von dem, was man auf der einen Seite ablehnt, gerade in dem enthalten ist, was die Mehrheit derer, die auf Gegenaktion dringen, auf der anderen Seite wieder vertritt; wie wenig gewußt wird, was man will, und wie sehr man dagegen irrationalen Impulsen erliegt - ganz besonders, wenn man zur «Praxis» übergeht und mit undisziplinierten, gewalttätigen Demonstrationen beginnt, die Ausdruck eines «Protestes» sind, der vielfach allumfassend sein will, währenddessen er nur auf Folge- und Enderscheinungen der allerletzten Zeit und Kulturstufe eingeht.

Wenn es auch unüberlegt wäre, in derartigen Vorgängen etwas Positives zu erblicken, so haben sie doch unbestreitbar den Wert eines Symptoms. Sie zeigen, daß der Boden unter unseren Füßen, der bis jetzt als fest galt, zu wanken beginnt und die idyllischen Zukunftsvorstellungen eines «Fortschrittsglaubens» nicht mehr aufrechtzuerhalten sind. Aber ein unbewußter Abwehrinstinkt hält von der Überschreitung einer bestimmten Grenze zurück, gleich der Macht, die die Schlafwandler daran hindert, den Abgrund, den sie entlanggehen, wahrzunehmen. Noch ist es nicht möglich, über ein gewisses Maß hinaus zu «zweifeln», und gewisse intellektualistische oder irrationale Reaktionen scheinen dem modernen Menschen quasi gestattet zu sein, um ihn abzulenken, um ihn auf seinem Wege zu jener allumfassenden und furchtbaren Vision aufzuhalten, die ihm die heutige Welt nur als einen leblosen Körper zeigt, der einen Abhang hinabstürzt, wo ihn bald nichts mehr aufzuhalten vermag.

Es gibt Krankheiten, die lange im Verborgenen wirken und erst dann offenbar werden, wenn ihr unterirdisches Werk beinahe vollbracht ist. Genauso verhält es sich mit dem Niedergang des Menschen längs der Wege, die er als Kultur par excellence rühmte. Wenn die moderne Welt¹ erst heute ein dunkles Schicksal für das Abendland zu erahnen beginnt, so haben doch schon seit Jahrhunderten Ursachen gewirkt, die die geistigen und materiellen Bedingungen eines Niederganges so weit festgelegt haben, daß den meisten nicht nur die Möglichkeit einer Revolte und einer Rückkehr zum Normalzu-

¹ Wir sagen: «Die moderne Welt», weil, wie wir sehen werden, der Gedanke eines *Abstieges*, eines fortschreitenden Sich-Entfernens von einem höheren Leben und das Gefühl des Hereinbruches noch härterer Zeiten für die zukünftige Menschheit, dem traditionellen Altertum sehr wohlbekannt Themen waren.

stand genommen ist, sondern auch und vor allem von ihnen gar nicht mehr verstanden werden kann, was Normalzustand und Gesundheit eigentlich bedeuten. Wie aufrichtig also auch die Absicht einiger sein mag, die heute Alarm rufen und sich erheben, so wenig ist es möglich, sich Illusionen über ihre Ergebnisse zu machen. Es ist nicht einfach, sich darüber klar zu werden, bis zu welcher Tiefe man graben muß, bevor man auf die erste und einzige Ursache stößt, die naturgegeben und notwendigerweise diese Folgen haben mußte, und zwar nicht nur da, wo ihr negativer Aspekt jedermann klar ist, sondern auch bei den so vielen anderen Auswirkungen, die auch die kühnsten Geister nicht aufhören, als ihre eigene Grundlage hochzuhalten, und denen sie selbst Zugang zu ihrer Art zu denken, zu fühlen, zu lieben geben. Man «reagiert», man «protestiert». Wie könnte man auch davon absehen angesichts bestimmter verzweifelter Aspekte der heutigen Gesellschaft, Moral, Politik und Kultur? Aber es handelt sich eben nur um «Reaktionen», nicht um *Aktionen*, nicht um positive, vom Inneren ausgehende Kräfte, die den Besitz einer Grundlage, eines Prinzips, eines Zentrums anzeigen würden. Man hat im Abendlande schon zu lange mit Kompromissen und «Reaktionen» gespielt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß damit nichts erreicht werden kann, was wirklich wichtig wäre. Es geht nicht darum, daß man sich im Totenbett auf die eine oder andere Seite wälzt, sondern darum, daß man *erwacht* und sich erhebt.

Die Dinge sind heute an einem Punkte angelangt, daß man sich fragt, wer denn noch fähig sei, die moderne Welt nicht nur in einem ihrer Teilaspekte wie «Technokratie», «Konsumwelt» etc. zu erfassen, sondern als Ganzes, auch die den letzten Sinn umfassende Gesamtheit. Nur das könnte ein wahrer Anfang sein.

Aber dazu muß man aus dem Zauberkreis ausbrechen, das *Andere* erfassen können, sich neue Augen und neue Ohren für Dinge schaffen, die durch die Entfernung unsichtbar und unhörbar geworden sind. Nur wenn man auf die Bedeutungen und die Anschauungen zurückgeht, die herrschten, bevor sich die Ursachen der heutigen Kultur bildeten, wird man einen absoluten Bezugspunkt finden, den Schlüssel für das tatsächliche Verständnis aller modernen Verirrungen, und gleichzeitig wird man den festen Damm haben, die unbrechbare Widerstandslinie derer, denen es trotz allem gegeben sein wird, aufrecht zu bleiben. Heute zählt einzig und allein das Werk dessen, der sich auf den Gipfelinien zu halten vermag: Fest in den Prinzipien, unzugänglich für jedes Zugeständnis, gleichgültig gegenüber den Fiebern und Krämpfen, gleichgültig gegenüber dem Aberglauben und dem «Sich-Selbst-Verkaufen», nach deren Rhythmus die letzten Generationen tanzten. Nur das schweigsame Standhalten der Wenigen zählt, deren unerschütterliche Gegenwart als «Steinerne Geladene» dazu dient, neue Beziehungen, neue Distanzen und neue Werte zu schaffen, einen Pol zu bilden, der, wenn er sicherlich auch nicht diese Welt von Verirrten und Ruhelosen daran hindern wird, zu sein, was sie eben ist, so doch dem einen oder anderen das Erlebnis der Wahrheit geben wird, ein Erlebnis, das vielleicht auch den Beginn einer befreienden Krisis darstellt.

Innerhalb der Grenzen, die den Möglichkeiten des Verfassers gezogen sind, soll dieses Buch ein Beitrag zu einem solchen Werke sein. Seine Grundthese ist also der Gedanke eines *naturgegebenen Niederganges der modernen Welt*. Sein Zweck ist, diesem Gedanken Beweiskraft zu geben durch Hinweis auf den Geist der Universalkultur, aus deren Trümmern alles Moderne erwachsen ist, und zwar als Voraussetzung jeder weiteren Möglichkeit und als nachdrückliche Rechtfertigung einer Revolte. Denn nur dann wird sich deutlich erweisen, *wogegen* man reagiert und vor allem in *wessen Namen* man reagiert.

Einleitend ist zu sagen, daß uns nichts so widersinnig erscheint als jener Gedanke des Fortschrittes und der daraus folgende der Überlegenheit der modernen Zivilisation, der sich selbst seine «wissenschaftlichen» Alibis geschaffen hat, indem er die Geschichte fälschte, zerstörende Mythen in die Gehirne pflanzte und sich in jener unwürdigen, plebejischen Ideologie, aus der er letztlich entstanden ist, als Herrscher aufspielt. Man muß schon tief gesunken sein, um zur Vergötterung dieser *Kadaverweisheit* zu gelangen: Denn nicht anders können wir diese Weisheit nennen, die im modernen Menschen, der der *letzte* Mensch ist, nicht den alten Mann sieht, den Hinfälligen, den Zerstörten, den Untergangsmenschen, sondern in ihm den Überwinder, den Rechtfertiger, den wahrhaft Lebendigen feiert. Jedenfalls zeugt es von einer seltenen Verblendung, wenn der moderne Mensch glaubt, er könne alles nach seinen Maßstäben messen und seine Kultur als eine privilegierte betrachten, zu der gleichsam die gesamte bisherige Menschheitsgeschichte nur einen Vorspann bilde und neben der es nichts als Dunkelheit, Barbarei und Aberglauben gebe.

Wir müssen zwar eingestehen, daß angesichts der ersten Erschütterungen, mit denen sich die innere Auflösung des Abendlandes auch auf der materiellen Ebene zu zeigen begann, der Gedanke der Pluralität der Kulturen und damit auch der Relativität der modernen, manchem nicht mehr so extravagant und ketzerisch erscheint wie noch vor einiger Zeit. Das jedoch genügt keinesfalls: Es muß eingesehen werden, daß die moderne Kultur nicht nur, wie so viele andere, spurlos verschwinden kann, sondern daß sie zu jenem Typus gehört, dessen Verschwinden und kurzem Leben nur der Wert einer reinen Zufälligkeit zukommt, wenn man ihn zur Ordnung des «Seienden» und jeder Kultur, die dem «Seienden» angehörte, in Beziehung setzt. Jenseits eines «Kultur-Relativismus» muß man eben einen «Kultur-Dualismus» anerkennen. Alle unsere Betrachtungen werden sich immer wieder um den Gegensatz zwischen moderner Welt und traditionaler Welt, zwischen modernem Menschen und traditionalem Menschen bewegen, einem Gegensatz, der vielmehr ideeller als historischer Natur ist, also morphologischer und sogar metaphysischer Art.

Was die geschichtliche Seite betrifft, so halten wir schon jetzt für nützlich, darauf hinzuweisen, wie stark der Horizont erweitert werden muß. Die ersten Kräfte des Verfalls im antitraditionalen Sinne haben sich nämlich schon deutlich zwischen dem 8. und 6. vorchristlichen Jahrhundert zu zeigen

begonnen, wie man ersten, noch vereinzelt, aber schon charakteristischen Veränderungen entnehmen kann, die in jenem Zeitraum in den sozialen und geistigen Lebensformen vieler Völker aufgetreten sind. Damit wird vielfach diese Grenzlinie mit dem Beginn der sogenannten geschichtlichen Zeit zusammenfallen, denn für viele hört das, was vor die eben erwähnte Epoche fällt, auf, Gegenstand der «Geschichte» zu sein. Legende und Mythos treten an ihre Stelle, und die «positiven» Forschungen werden unsicher. Das hindert nicht, daß nach traditionellen Lehren die erwähnte Epoche ihrerseits nur Wirkungen noch weiter zurückliegender Ursachen aufgesammelt hat: In ihr ist nur das Vorspiel der *kritischen* Phase eines viel größeren Zyklus zu erblicken, der im Orient «Dunkles Zeitalter», im klassischen Altertum «eisernes Zeitalter» und in der nordischen Welt «Zeitalter des Wolfes» genannt wird.² In jedem Falle haben wir innerhalb der historischen Zeit und im abendländischen Bereich eine zweite und viel deutlicher sichtbare Phase mit dem Niedergang des Römischen Reiches und dem Aufstieg des Christentums. Eine dritte Phase beginnt schließlich mit dem Untergang der feudalistisch (lehensrechtlich) kaiserlichen Welt des europäischen Mittelalters, die mit Humanismus und Reformation endgültig an den entscheidenden Punkt gelangt ist. Von jenem Zeitraum bis zum heutigen Tage sind die Kräfte, die noch früher vereinzelt und unterirdisch gewirkt hatten, schließlich ans volle Tageslicht getreten und haben unmittelbar die Lenkung jeder europäischen Strömung des materiellen wie geistigen, individuellen wie kollektiven Lebens übernommen; und sie haben Stück für Stück das bestimmt, was man im engeren Sinne als «moderne Welt» zu bezeichnen pflegt. Von damals an ist dieser Prozeß immer schneller, zerstörender und umfassender geworden: Eine furchterregende Flut, die mit Sicherheit jede überlebende Spur einer anderen Kultur fortschwemmen wird, um damit einen Zyklus zu vollenden, eine Maske zu vervollständigen und ein Schicksal zu besieghen.

Soviel über die geschichtliche Seite. Aber diese Seite ist von völlig relativer Wichtigkeit. Wenn, wie erwähnt, alles, was «geschichtlich» ist, schon in die «Moderne» gehört, so muß jenes völlige Zurückgehen hinter die moderne Welt, das allein ihren Sinn aufzuzeigen vermag, im wesentlichen ein Zurückgehen über das hinaus sein, was von den meisten als «Geschichte» bezeichnet wird. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, zu verstehen, *daß man in einer solchen Richtung nichts mehr antrifft, was wiederum «Geschichte» werden könnte*. Die Tatsache, daß jenseits eines gewissen Zeitraumes die positive Forschung keine Geschichte mehr machen konnte, ist für uns alles andere als zufällig und sicherlich nicht nur durch die Unsicherheit der Quellen, Daten und fehlenden Spuren bedingt. Um nämlich die Geistigkeit jeder nicht modernen Kultur zu verstehen, muß man sich deutlich vor Augen führen, daß der Gegensatz zwischen geschichtlichen Zeiten und Zeiten, die man prähistorisch oder «mythologisch» nennt, nicht ein bloß *relativer* Gegensatz zwischen zwei gleichartigen Teilen derselben Zeit ist, sondern ein *qualitativer, wesenhafter*. Es ist der Gegensatz zwischen Zeiten (Zeiterfah-

² Vergleiche R. GUENON: *La crise du monde moderne*, Paris, 1927, Seite 21 ff.

rungen), die tatsächlich *nicht* von der gleichen Art sind.³ Der traditionale Mensch hatte nicht die gleiche Zeiterfahrung, wie sie der moderne Mensch hat: Er hatte ein überzeitliches Empfinden in der Zeitlichkeit, und in diesem Empfinden erlebte er jede Erscheinung seiner Welt. Daher müssen die modernen Forschungen im «geschichtlichen» Sinne an einem gewissen Punkte die Reihe unterbrochen finden, eine unbegreifliche Kluft antreffen, jenseits der sie nichts geschichtlich «Feststehendes» oder Bedeutungsvolles aufbauen können und nur auf äußerliche, oft widerspruchsvolle Bruchstücke zählen können, äußere Methode und Mentalität ändern sich vollständig.

Wenn wir also die traditionale der modernen Welt gegenüberstellen, hat dieser Gegensatz auf Grund der erwähnten Prämisse gleichzeitig einen Seins-Charakter. Der Charakter der Zeitlichkeit und «Geschichtlichkeit» gehört tatsächlich im wesentlichen nur einer dieser beiden Welten an, während die andere, die sich auf die Gesamtheit des traditionellen Kulturtypus bezieht, vom Empfinden all dessen gekennzeichnet ist, was über der Zeit liegt, d.h. vom Kontakt mit der metaphysischen Realität, die der Zeiterfahrung eine ganz andere, «mythologische», gleichsam mehr rhythmische und räumliche als in Zeitabläufen gestaffelte Form gibt.⁴ Als verfallene Reste finden sich Spuren dieser Form von qualitativ verschiedener Zeiterfahrung noch heute bei einigen sogenannten «Primitiv-Völkern».⁵ Diesen Kontakt verloren zu haben, das Gefangenommen-Werden in der Fata Morgana eines reinen Fließens, eines reinen Fortlaufens, eines Strebens, das das eigene Ziel immer weiter hinausschiebt, eines Prozesses, der sich mit keinem Besitz zufrieden geben will und kann und der sich in allem und für alles in den Begriffen «Geschichte» und «Werden» aufzehrt - das ist eines der Hauptmerkmale der modernen Welt. Das ist der Grenzstein, der zwei Zeiträume voneinander trennt, und zwar nicht nur und nicht so sehr in geschichtlicher Hinsicht, sondern vor allem im seinsbezogenen, morphologischen und metaphysischen Sinne.

Damit wird aber der Umstand, daß sich die Kulturen traditionaler Prägung von heute aus gesehen in der Vergangenheit befinden, ein rein zufälliger: *Moderne Welt und traditionale Welt können als zwei universelle Arten, als zwei gegensätzliche apriorische Kategorien von Kulturen angesehen werden.* Und doch erlaubt uns dieser zufällige Umstand, begründet festzuhalten, daß, wo immer sich eine Kultur gezeigt hat oder zeigen wird, die als Mittelpunkt und Inhalt das zeitliche Element aufweist, man ein Wiederaufleben in mehr oder minder verschiedener Form der gleichen Haltung, der gleichen Werte und der gleichen Kräfte sehen wird, wie sie die moderne Zeit im eigentlichen Sinne des Wortes bestimmt haben; und wo immer sich hingegen eine Kultur gezeigt hat oder zeigen wird, die als Mittelpunkt und

³ Vergleiche F.W. SCHELLING, *Einleitung in die Philos. der Mythologie*, S.W. Ausgabe 1846, Abt. II, Bd. I, S. 233-235

⁴ Vergleiche J. EVOLA, *L'Arco e la Clava* (Mailand, 1968) I. Kap. (Kultur des Raumes und Kultur der Zeit)

⁵ Vergleiche HUBERT MAUSS, *Melanges d'Histoire des Religions*, Paris, 1929, S. 189 ff. Über den sakralen und qualitativen Sinn der Zeit vergleiche weiter unten I, Paragraph 19

Inhalt das überzeitliche Element aufweist, wird man in mehr oder minder verschiedener Form ein Wiederaufleben der gleichen Sinngehalte, der gleichen Werte und der gleichen Kräfte sehen, wie sie die antiken Kulturtypen bestimmt haben. Damit ist die Bedeutung dessen klar dargelegt, was wir im Hinblick auf die verwendeten Begriffe (modern und traditional) «Kultur-Dualismus» genannt haben; und das sollte auch genügen, um über unseren Traditionalismus keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen. «Das war nicht nur einmal - das ist immer» - ταῦτα δὲ ἐμνετο μὲν οὐδὲ ποτὲ, ἐστὶ δὲ αἰεὶ⁶.

Der Grund für jeden unserer Rückgriffe auf nicht moderne Formen, Institutionen und Erkenntnisse liegt in dem Umstand, daß diese Formen, Institutionen und Erkenntnisse ihrer ganzen Natur nach leichter verständlichere Symbole, bessere Annäherungen und glücklichere Hinweise darstellen für das, was vor und über der Zeit und der Geschichte, also dem Gestern und Morgen, liegt und allein eine wahre Erneuerung, eine «vita nova et perennis» (ein neues und ewiges Leben) in dem bewirken kann, der noch fähig ist, sie aufzunehmen. Und nur, wer so weit gekommen ist, kann jede Furcht abstreifen und wird im Schicksal der modernen Welt nichts anderes und auch nichts Schlimmeres sehen als das bedeutungslose Geschehen um einen Nebeldunst, der aufsteigt, sich zusammenballt, um dann zu vergehen, ohne den freien Himmel verdecken zu können.

Nachdem wir in der Einleitung auf den Hauptpunkt hingewiesen haben, müssen wir noch kurz über unsere «Methode» sprechen.

Die bereits gemachten Andeutungen sollten genügen, und wir brauchen nicht auf das zu verweisen, was wir am gegebenen Orte über den Ursprung, die Reichweite und den Sinn des modernen «Wissens» ausführen werden, um zu verdeutlichen, inwieweit unsere Betrachtungen alles das mitbedenken werden, was in letzter Zeit offiziell den Stempel der «Geschichts-Wissenschaft» in bezug auf antike Religionen, Institutionen und Überlieferungen empfangen hat. Wir möchten ganz deutlich festhalten, daß wir mit einer solchen Ordnung der Dinge, wie auch mit jeder anderen, die von der modernen Geisteshaltung ausgeht, nichts zu tun haben wollen und den sogenannten «wissenschaftlichen» oder «positivistischen» Standpunkt mit seinen verschiedenartigen und leeren Ansprüchen der Zuständigkeit und Ausschließlichkeit im besten Falle als mehr oder weniger denjenigen der Unwissenheit ansehen. Wir sagen «im besten Falle». Wir leugnen sicherlich nicht, daß die Gelehrten und überaus fleißigen Arbeiten der «Spezialisten» ein nützliches Rohmaterial ans Licht bringen können, das vielfach für denjenigen notwendig ist, der nicht über andere Informationsquellen verfügt und nicht die Zeit und die Lust hat, sich selbst damit eingehend zu beschäftigen und das, was er in untergeordneten Bereichen braucht, zu sammeln und zu prüfen. Für uns steht jedoch gleichzeitig fest, daß, wo immer die «geschichtlichen» und «wissenschaftlichen» Methoden der modernen Welt auf traditionale Kulturen angewendet werden, dies fast immer auf gewalttätige

⁶ SALLUST: *De Diis et Mundo*, IV

Angriffe hinausläuft, außer sie beschränken sich nur auf die gröbere Seite der hinterlassenen Spuren und Zeugnisse. Diese Methoden zerstören den Geist, beschränken, verunstalten und führen zwangsläufig in die Sackgassen der Alibis, die von den Vorurteilen der modernen Denkweise geschaffen wurden, um vor allem und überall sich selbst zu verteidigen und aufs neue zu behaupten. Und dieses zerstörende und verunstaltende Werk ist selten zufällig; es geht seinerseits fast immer, wenn auch indirekt, auf dunkle Einflüsse und Anregungen zurück, deren sich ironischerweise gerade die «wissenschaftlichen» Geister, auf Grund ihrer Denkart, überhaupt nicht bewußt werden.

Im allgemeinen ist die Ordnung der Dinge, mit denen wir uns hauptsächlich befassen, so, daß jedes Material, das «historischen» oder «wissenschaftlichen» Wert hat, das am wenigsten Brauchbare ist; und das, was als Mythos, Legende oder Sage ohne historischen Wahrheitsgehalt und ohne Beweiskraft ist, gerade dadurch eine höhere Wertigkeit erlangt und zur Quelle einer echteren und sichereren Erkenntnis wird. Genau das ist die Grenze, die traditionale Lehre von profaner Kultur trennt. Das gilt nicht nur für das Altertum und für die Erscheinungsformen eines mythologischen, also übergeschichtlichen Lebens, wie es schließlich jedes traditionale Leben war. Während man vom Standpunkt der «Wissenschaft» aus den Mythos nach seinem geschichtlichen Gehalt bewertet, bewerten wir im Gegenteil die Geschichte nach ihrem mythischen Gehalt und nach jenen Mythen, die sich im geschichtlichen Ablauf als Ergänzung des Geschichts-«Sinnes» verborgen halten. Nicht nur das Rom der Legende spricht für uns eine deutlichere Sprache als das geschichtliche, sondern auch die Sagen um Karl den Großen unterrichten uns besser über die Bedeutung des Frankenkönigs, als die Chroniken und positiven Dokumente der Zeit es tun usw.

Die «wissenschaftlichen» Bannflüche in dieser Hinsicht sind uns gut bekannt: Willkürlich, subjektiv, phantasievoll. Für uns gibt es nichts Willkürliches, nichts Subjektives und nichts Phantasievolles, aber auch nichts Objektives und Wissenschaftliches, wie es in der modernen Weltauffassung besteht. Das alles existiert nicht. Das alles steht außerhalb der Tradition. Die Tradition beginnt dort, wo es mit der Erlangung eines überindividuellen und nicht rein menschlichen Standpunktes gelingt, sich über das alles zu stellen. Am Diskutieren und «Beweisen» liegt uns daher wenig. Die Wahrheiten, die die Welt der Tradition verstehen lassen, sind nicht jene, die man «erlernt» oder über die man «diskutiert». Entweder sind sie, oder sie sind nicht.⁷ Man kann sich nur an sie *erinnern* (eigentlich wörtlich: sie in das Herz zurückrufen) und das dann, wenn man sich von den Hindernissen befreit hat, die

⁷ Etwas später werden vielleicht die Worte des LAOTSE (*Tao-te-king*, LXXXI) klar werden: «Der Mensch, der die Tugend hat, diskutiert nicht, der Mensch, der diskutiert, hat die Tugend nicht» und gleichermaßen die traditionellen indo-arischen Aussprüche über die Texte, die «nicht von Sterblichen verfaßt sein können und die auch nicht am menschlichen Verstand gemessen werden können». (*Mānavadharmasāstra* XII, 94). Am selben Ort wird hinzugefügt: «Alle Bücher, die nicht auf der Tradition beruhen, sind aus Menschenhand hervorgegangen und werden untergehen: *dieser ihr Ursprung zeigt, daß sie nutzlos und falsch sind*».

durch die verschiedenen menschlichen Konstruktionen aufgebaut wurden, wobei im besonderen alle Resultate und Methoden der autorisierten «Forscher» zu nennen sind; wenn man also die Fähigkeit erworben hat, von außermenschlichen Standpunkt aus zu *sehen*, der gleichzeitig auch der traditionale Standpunkt ist. Das wäre übrigens auch wert, einer der Haupt-«Protest-Auf rufe» zu sein für jemanden, der es heutzutage wirklich ernst meint.

Wiederholen wir: In jedem antiken Weltverständnis sind die traditionellen Wahrheiten im wesentlichen immer als *außer-menschlich* angesehen worden. Die Betrachtungsweise von einem außer-menschlichen Standpunkt aus, objektiv im transzendenten Sinne, ist eben die traditionale Betrachtungsweise, die man im Hinblick auf die traditionale Welt anwenden muß. Charakteristisch für diese Welt ist die *Allgemein-Gültigkeit*; das Axiom: «*quod ubique, quod ab omnibus et quod semper*» (was überall, was von allen und was immer) trifft diesen Kern. Im Begriff «traditionale Kultur» selbst ist unmittelbar jener einer Gleichwertigkeit oder Übereinstimmung all der verschiedenartigen in Raum und Zeit aus ihr entstandenen Formen enthalten. Die Entsprechungen sind vielleicht äußerlich nicht erkennbar; die Verschiedenheit der vielen möglichen, aber immer in sich gleichwertigen Ausdrucksformen kann überraschen; in einigen Fällen werden die Entsprechungen ihrem Geiste nach respektiert werden, in anderen nur in der Form oder in der Bezeichnung; in einigen Fällen werden die Grundprinzipien vollständig angewendet sein, in anderen nur bruchstückhaft; in einigen erscheinen die Ausdrucksformen in der Legende, in anderen auch historisch, aber immer gibt es etwas Konstantes, etwas Zentrales, das ein einheitliches Weltbild und einen einheitlichen Menschen charakterisiert und das in ein und demselben Gegensatz zu allem steht, was modern ist.

Wer, von einer einzelnen traditionellen Kultur ausgehend, diese zu vervollkommen versteht, indem er sie von ihren geschichtlichen und zufälligen Aspekten befreit und damit die Grundgesetze ihrer Entstehung auf die metaphysische Ebene überträgt, wo sie sozusagen in reinem Zustand existieren - der muß dieselben Grundgesetze auch hinter den verschiedenen Ausdrucksformen anderer, ebenfalls traditionaler Kulturen erkennen. Und so entwickelt sich innerlich ein Gefühl transzendenter, universaler Sicherheit und Objektivität, das durch nichts mehr zerstört und auch auf keine andere Weise erlangt werden kann.

So werden wir in unserer Darstellung einmal auf die eine und dann auf die andere Tradition des Orients oder Okzidents hinweisen, indem wir von Fall zu Fall diejenige wählen, die einen deutlicheren und vollständigeren Ausdruck immer derselben Grundgesetze oder spirituellen Erscheinungsformen darstellt. Das hat jedoch so wenig mit Eklektizismus oder der vergleichenden Methodik gewisser moderner Forscher zu tun, wie die parallaktische Methode, die dazu dient, die genaue Position eines Sternes mittels Bezugspunkten an verschiedenen Orten festzulegen; oder um ein Bild von Guenon zu verwenden⁸ - wie die Wahl derjenigen unter verschiedenen

⁸ R. GUENON, *Le Symbolisme de la Croix*, Paris, 1931, S. 10.

bekannten Sprachen, die den besten Ausdruck für einen bestimmten Gedanken bietet. So ist das, was wir als «traditionale Methode» bezeichnen, im allgemeinen von zwei Prinzipien charakterisiert: In der Seins-Lehre und objektiv durch das *Prinzip der Entsprechung*, das eine funktionelle, wesentliche Wechselbeziehung zwischen analogen Elementen sicherstellt, indem es sie als einfache, übereinstimmende Erscheinungsformen eines einheitlichen, zentralen Sinngehaltes darstellt; in der Erkenntnistheorie und subjektiv durch den *generellen Gebrauch des Induktionsprinzips*, das hier als methodisch aufbauende Annäherung an eine geistige Intuition verstanden wird, die dann die Vervollkommnung und Vereinheitlichung der verschiedenen verglichenen Elemente in einem einzigen und einheitlichen Sinngehalt und in einem einzigen und einheitlichen Grundgesetz ergibt.

Auf diesem Wege werden wir also versuchen, den Sinn der Traditionswelt so wiederzugeben, daß er als ein Ganzes und als ein universeller Typus erscheint, der geeignet ist, Bezugs- und Bewertungspunkte zu geben, die von denjenigen verschieden sind, an die sich die meisten im Abendlande passiv und halb unbewußt gewöhnt haben; er ist deshalb ebenso geeignet, die Grundlage für eine eventuelle Revolte des Geistes gegen die moderne Welt zu bilden, die sich nicht nur in Worten erschöpft, sondern wirklich und positiv ist.

Und hier wenden wir uns nur an diejenigen, die angesichts der leicht vorhersehbaren Anschuldigung, anachronistische Utopisten zu sein, die nichts von «geschichtlicher Konkretheit» verstehen, unberührt bleiben können, da sie verstehen, daß den Verteidigern des «Konkreten» nicht mehr zugerufen werden soll: «Haltet ein» oder «Kehrt um» oder «Erhebt das Haupt», sondern vielmehr: «Schneller, immer schneller, immer weiter abwärts, stürmt die Ziele, reißt die Dämme ein. Ketten, die Euch halten, gibt es nicht. Sammelt den Ruhm all Eurer Eroberungen. Eilt mit immer schnelleren Flügeln, voll von Stolz, der durch Eure Siege, durch Eure Eroberungen, durch Eure Reiche und Eure Demokratien immer größer wird. Die Grube muß gefüllt sein, und Dünger ist nötig für den neuen Baum, der flammend Eurem Ende entspringen wird.»⁹

Im vorliegenden Werk müssen wir uns darauf beschränken, *richtungsweisende Prinzipien* zu geben, deren angemessene Anwendung und Entwicklung ebensoviele Bände beanspruchen würde, wie hier Kapitel vorhanden sind: Wir werden also nur die wesentlichen Elemente aufzeigen. Wer will, kann diese dann als Grundlage nehmen, um vom traditionellen Standpunkt aus die Materie in einzelnen Bereichen weiterzuordnen und zu vertiefen und sie so auszuweiten und weiterzuentwickeln, wie es der Umfang dieses Werkes leider nicht gestattet.

Im ersten Teil wird unmittelbar eine Art *Doktrin der Kategorien des traditionellen Geistes* vorgelegt: Wir werden die fundamentalen Grundgesetze

⁹ Diese Worte stammen von G. DI GIORGIO («Zero») in «Die Türme stürzen» (Zeitschrift «La Torre» Nr. 1, 1930)

aufzeigen, nach denen sich das Leben des traditionellen Menschen ausrichtete. In diesem Zusammenhang wird der Begriff «Kategorie» im Sinne eines von vornherein festgelegten, gesetzgebenden Prinzips verwendet. Die Formen und Sinngehalte, auf die wir hinweisen, sind daher nicht als eigentliche «Realität» zu verstehen in dem Sinne, daß sie «Realität» sind oder waren, sondern vielmehr als Ideen, die das Leben und die Wirklichkeit bestimmen und formen sollen und deren Wert davon unabhängig ist, inwieweit im einen oder anderen konkreten Fall ihre Verwirklichung, die ja niemals vollkommen sein kann, feststellbar ist. Das sollte das Mißverständnis und den Einwand desjenigen aus dem Wege räumen, der entgegnet, daß die historische Realität kaum die zu besprechenden Formen und Sinngehalte rechtfertigt. Man kann das vielleicht auch eingestehen, ohne daß man jedoch deshalb zum Schlüsse kommen müßte, alles wären nur Fiktionen, Utopien, «Idealisierungen» oder einfach Illusionen. Die hauptsächlichen Formen des traditionellen Lebens haben als «Kategorien» die gleiche Wertigkeit wie die ethischen Grundgesetze: Sie haben einen Wert an sich und verlangen nur, daß sie anerkannt und gewollt werden, daß sich der Mensch innerlich fest an sie hält und sich selbst und sein Leben an ihnen mißt, wie es eben auch immer und überall der traditionale Mensch tat. Deshalb stellen hier der «geschichtliche» und «reale» Aspekt nur einen rein anschaulichen und dem besseren Verständnis dienenden Beitrag für Werte dar, die heute und morgen genauso aktuell sein können wie gestern.

Das historische Element wird im zweiten Teil dieses Werkes besprochen. Der zweite Teil zeigt die Entwicklung der modernen Welt und die Vorgänge auf, die in den geschichtlichen Zeiten zu ihr geführt haben. Aber da der Bezugspunkt immer die traditionale Welt in ihrer Eigenschaft als symbolische, außergeschichtliche und gesetzgebende Wirklichkeit ist und auch die Methode eben die ist, die zu erkennen versucht, was über die zwei Oberflächen-Dimensionen der Erscheinungsformen hinaus Triebkräfte sind und waren, handelt es sich eigentlich um eine «*Metaphysik der Geschichte*».

Mit beiden Untersuchungen glauben wir demjenigen genügend Elemente gegeben zu haben, der heute oder morgen noch aufzuwachen imstande ist oder sein wird.

Erster Teil

Die Welt der Tradition

«Die Meister der alten Zeiten waren frei und sehend. In der Weite ihrer Geisteskräfte gab es noch kein «Ich»; und diese Unmittelbarkeit ihrer inneren Kraft gab ihrer Erscheinung Größe. Sie waren vorsichtig wie derjenige, der durch einen winterlichen Fluß wadet; wachsam wie derjenige, der sich vom Feinde umgeben weiß; ungreifbar wie schmelzendes Eis; rauh wie unbehauenes Holz; weit wie die großen Täler; undurchdringlich wie das trübe Wasser.

Wer kann heute mit seines eigenen Lichtes Größe die innere Dunkelheit erhellen? Wer kann heute mit seines eigenen Lebens Größe den inneren Tod zu neuem Leben erwecken?

In ihnen war der Weg. Sie waren Einzelwesen, Herren des Ichs: Und in Vollkommenheit löste sich ihr Mangel auf.»

(LAOTSE, *Tao-te-king*, Vers XV)

1. Das Grundgesetz

Um die traditionale Geisteshaltung und die moderne Zivilisation als deren absoluten Gegensatz verstehen zu können, muß man von einem grundlegenden Punkt ausgehen: und zwar von der Lehre der *zwei Naturen*.

Es besteht also eine physische Ordnung, und es besteht eine metaphysische Ordnung. Es besteht die sterbliche Natur, und es besteht die Natur der Unsterblichen. Es besteht das übergeordnete Gebiet des «Seins» und jenes niedrigere des «Werdens». Ganz allgemein: es gibt ein Wahrnehmbares, Greifbares, und vor dem und jenseits davon gibt es ein Nicht-Wahrnehmbares, Nicht-Greifbares als Überwelt. Grundgesetz (Prinzip) und wahres Leben. Überall in der Welt der Tradition, im Osten und Westen, hat es in der einen oder anderen Form dieses Wissen gegeben, das wie eine unerschütterliche Achse war, um die alles Übrige angeordnet wurde.

Man spricht hier von *Wissen* und nicht von «Theorie». So schwierig es für die Modernen auch sein mag, dies zu erfassen, muß man doch von dem Grundgedanken ausgehen, daß der traditionale Mensch um die Wirklichkeit einer viel breiteren Ordnung des «Seins» wußte als diejenige, die wir heute üblicherweise unter dem Begriff «Wirklichkeit» verstehen. Heute versteht man grundsätzlich unter Wirklichkeit nur das, was nicht über die Welt der Körper in Raum oder Zeit hinausgeht. Natürlich gibt es Leute, die noch etwas, was über das Wahrnehmbare hinausgeht, anerkennen: aber da diese Anerkennung immer im Namen einer Hypothese oder eines wissenschaftlichen Gesetzes, einer spekulativen Idee oder eines religiösen Dogmas erfolgt, geht man im Prinzip über die obengenannte Begrenzung nicht hinaus. Praktisch gesehen, d.h. auf Grund direkter Erfahrungen, formt der moderne Mensch, wie sehr auch seine «materialistischen» und «spiritualistischen» Glaubensauffassungen auseinandergehen mögen, sein Bild der Wirklichkeit nur an Hand der körperlichen Welt.

Das ist der wahre «Materialismus» der Modernen, der anzuklagen ist; die weiteren «Materialismen», im Sinne philosophischer oder wissenschaftlicher Meinungen, sind nur Folgeerscheinungen.

Bei diesem ersten, wahren Materialismus geht es also nicht um eine Meinungsfrage oder theoretische Frage, sondern um den tatsächlichen Zustand, der einem Menschentypus eigen ist, dessen *Erfahrung* nichts als körperliche Dinge erfassen kann. Daher muß ein großer Teil der derzeitigen intellektuellen Aufstände gegen die «materialistischen» Ansichten als sinnlose Reaktion gegen Endfolgen und Randauswirkungen angesehen werden, die auf weit zurückliegende und tiefe Ursachen zurückgehen und sich in ganz anderen Bereichen bildeten als denjenigen der «Theorie». Die Erfahrung des traditionellen Menschen ging weit über eine solche Begrenzung hinaus; das gilt als Überbleibsel für einige sogenannte «primitive» Völker auch heute noch. Das «Nicht-Wahrnehmbare» stellte ein ebenso wirkliches, ja sogar ein wirklicheres Element dar als die einzelnen Sinneswahrnehmungen. Und

jeder Lebensbereich, sowohl der individuelle als auch der kollektive, trugen dem Rechnung.

Wenn also auch in der Tradition das, was man heute «Wirklichkeit» nennt, nur als *eine* Art einer viel umfassenderen Gattung galt, so wurde doch nicht ohne weiteres das «Nicht-Wahrnehmbare» mit dem «Übernatürlichen» gleichgesetzt. Dem Begriff der «Natur» entsprach traditional nicht nur die Welt der wahrnehmbaren Körper und Formen, auf die sich die verweltlichte Wissenschaft der Modernen konzentriert hat, sondern, und zwar grundlegend, auch ein Teil eben dieser nicht wahrnehmbaren Wirklichkeit. Es bestand das lebendige Wissen um eine «untere» Welt, beherrscht von dunklen und zweifelhaften Mächten jeglicher Art - die dämonische Seele der Natur, grundlegendes Substrat aller Formen und Energien eben dieser Natur -, der gegenüber die über der Vernunft liegende sternenhafte Klarheit eines übergeordneten Bereiches stand. Aber darüber hinaus beinhaltete der Begriff «Natur» traditional auch all das bloß Menschliche, das dem gleichen Schicksal von Geburt und Tod, der Unstetigkeit, der Abhängigkeit und Veränderung nicht zu entfliehen vermag, also all demjenigen, das dem unteren Bereich entspricht. Schon rein definitionsgemäß kann die Gattung dessen, «was ist», nichts zu tun haben mit menschlichen oder zeitbedingten Situationen und Zuständen: «Die eine ist die Gattung der Menschen, eine andere jene der Götter», obwohl man aber auch sehr genau erfassen muß, daß gerade das Sich-Beziehen auf die überweltliche, höhere Ordnung jener Einordnung und Reinigung des bloß Menschlichen im Nicht-Menschlichen Richtung zu geben vermochte, was, wie man sehen wird, allein als Wesenskern und Ziel jeder wirklich traditionalen Kultur galt.

Welt des «Seins» und Welt des «Werdens» - der Dinge, der Dämonen und der Menschen: Darüber hinaus brachte jede über die Dingwelt hinausgehende und ihr zugrundeliegende Vorstellung dieser beiden Bereiche - sei sie astral, mythologisch, theologisch oder religiös - den traditionalen Menschen zu den zwei Seinsbereichen zurück und galt als ein Symbol, das in einer inneren Erfahrung oder im Vorausahnen einer inneren Erfahrung aufgelöst werden mußte. So ist in der Tradition der Hindus, und ganz besonders im Buddhismus, das Bild des «Samsara» - jenes «Stromes», der alle Ausgestaltungen und Wesenheiten der unteren Welt beherrscht und mit sich reißt - eng gebunden an einen Grundzustand des Lebens, der blindes Begehren und vernunftlose Selbstausslöschung in der Identifikation ist. Der Hellenismus erkannte gleichfalls oft in der «Natur» die ewige «Leere» dessen, was das eigene Prinzip und die eigene Handlungsfähigkeit außerhalb seiner selbst liegen hat, ohne Unterlaß fließt und doch bis in Unendlichkeit sich selbst entflieht - was gerade in seinem Werden eben einen ursprünglichen und vollständigen Verlust und einen immerwährenden Mangel an Schranken anzeigt¹. «Materie» und «Werden» drücken in solchen Traditionen das aus,

¹ Typische Worte in PLOTIN, *Enn.* I, VIII, 4-7; II, xxi, 5-8; VI vi 18, 1; II, ix, 4. Vgl. PLUTARCH, *Über Isis und Osiris*, 56.

was in einem Wesen unbezähmbare Unbestimmtheit oder dunkle Notwendigkeit ist, Unfähigkeit sich in einer vollkommenen Form zu erfüllen und sich in einem Gesetz zu erfassen, ἀντηράϊον und ἄπειρον sagten die Griechen; adharma sagten die Asiaten. Und die Scholastik hatte, im Anerkennen von «Cupiditas» und «Appetitus innatus» als Wurzel jeder nicht erlösten Natur, eine ähnliche Auffassung. In der einen oder anderen Weise entdeckte also der Mensch der Tradition in der Erfahrung der begehrenden Identifikation, die das Sein verdunkelt und verletzt, das Geheimnis jenes Zustandes, dessen unaufhörliches Werden und ewigwährende Instabilität und Zufälligkeit in der niedrigeren Region als eine kosmisch-symbolische Materialisation erscheinen. Im Gegensatz dazu sah man den richtigen Weg im Sich-Selbst-Gehören, indem man sich selbst eine Form gab, indem man in sich selbst das Grundgesetz eines nicht mehr weit verstreuten Lebens trug: daß man sich also nicht mehr selbst vernichtete, überall auf der Suche nach anderen oder anderem, um sich zu vervollständigen und zu rechtfertigen, daß man nicht mehr gespalten war von der Notwendigkeit und der irrationalen Gier nach dem Außenliegenden und dem Anderen; in einem Worte also: man erkannte in der Erfahrung der *Askese* den Weg, um diesen anderen Bereich zu verstehen, diese Welt des «Seins», die nicht mehr physisch, sondern metaphysisch ist, «die erkennende Natur frei vom Schlaf», für die Sonnensymbole, uranische Regionen, Licht- oder Feuerwesen, Inseln und Bergeshöhen die traditionellen bildlichen Darstellungen waren. Das sind die beiden «Naturen». Man kannte auch die Möglichkeit der Geburt nach der einen oder anderen Natur, sowie auch den Übergang von der einen Geburt zur anderen, weil gesagt wurde: «Ein Mensch ist ein sterblicher Gott, ein Gott aber ein unsterblicher Mensch».²

Die traditionale Weltauffassung kannte diese beiden großen Gegenpole der «Existenz» sowie auch die Wege, die vom einen zum anderen führen. Über der Welt in der Gesamtheit ihrer Formen, sowohl sichtbarer als auch unsichtbarer, menschlicher als auch untermenschlicher und dämonischer Art, kannte sie noch eine «Überwelt» - ὑπερκοσμία - wobei die eine von der anderen abgefallen war und die andere als die «Befreiung» der einen angesehen wurde. Sie erkannte die Geistigkeit als das, was über Leben und Tod hinausgeht. Sie erkannte, daß die äußerliche Existenz, das «Leben», nichts ist, wenn es nicht eine Annäherung an die Überwelt ist, an das, was «Mehr-als-Leben» ist, wenn das höchste Ziel nicht aktive Befreiung von der Fessel des Menschseins und Teilhaftigkeit an der Überwelt ist. Sie erkannte, daß jede Autorität falsch ist, jedes Gesetz ungerecht und gewalttätig, jede Institution sinnlos und hinfällig, wenn die Autoritäten, Gesetze und Institutionen nicht dem höheren Prinzip des «Seins» zugeordnet sind, d.h., von oben und nach oben gerichtet sind.

Die traditionale Welt kannte das Gotteskönigtum. Sie wußte vom Akt des Überganges: der Einweihung, wo sich zwei große Wege der Annäherung zeigten: die heroische Tat und die Kontemplation - vom Mittler: dem Ritus

² Vgl. HERAKLIT, *Diels*, Fr. 62.; *Corpus Hermeticum*, XII, 1.

und der Treue - von der großen Stütze: dem traditionellen Gesetz und der Kaste - vom irdischen Symbol: dem Reich.

Dies sind die Grundfesten der Hierarchie und der traditionellen Kultur, die in allem zerstört wurde von der siegreichen «humanen» Zivilisation der modernen Welt.

2. Das Königtum

Jede traditionale Kulturform ist durch das Vorhandensein von Individuen gekennzeichnet, die durch eine angeborene oder erworbene Überlegenheit über das einfache Menschen-Dasein, mitten in der zeitlichen Ordnung, die lebendige und wirkende Gegenwart einer Kraft von oben verkörpern. Dazu gehört dem inneren Sinn seiner Etymologie und dem ursprünglichen Wert seiner Funktion nach der *Pontifex* (Vorsteher des Priesterkollegiums im antiken Rom), wörtlich der «Brückenbauer» oder «Wegbereiter» - pons hatte archaisch auch die Bedeutung Weg - zwischen dem Natürlichen und dem Übernatürlichen. Darüber hinaus war der Pontifex traditional mit dem *Rex* (König) identisch. «Es war Brauch bei unseren Vorfahren, daß der König *Pontifex* und Priester war», berichtet Servius¹, und ein Lösungswort der nordischen Tradition war: «Wer unser Führer ist, sei auch unsere Brücke.»² Die wahren Herrscher verkörperten also ständig jenes Leben, das «jenseits allen Lebens» ist. Durch ihre einfache Gegenwart oder durch ihre «pontifikale» (brückenschlagende) Vermittlung und die Kraft der Riten, die auf Grund der eigenen Macht oder derjenigen der Institutionen, deren Mittelpunkt sie bildeten, wirksam wurde, strahlten geistige Einflüsse in die Welt der Menschen aus, die ihre Gedanken, Absichten und Handlungen durchdrangen; damit bildeten sie einen Schutzwall gegen die dunklen Kräfte der niederen Natur, ordneten das gesamte Leben, damit es eine mögliche Grundlage für die Lichterkenntnis bilden konnte, und halfen, die allgemeinen Bedingungen für Wohlstand, «Gedeihen» und «Glück» zu schaffen.

Die wichtigste Grundlage der Autorität und des Rechts der Könige und Führer, das, weshalb man ihnen gehorchte, sie fürchtete und verehrte, war in der traditionellen Welt letzten Endes diese ihre transzendente, außermenschliche Eigenschaft, die nicht bloß als leere Redensart galt, sondern als mächtige und furchterregende Wirklichkeit.

Je mehr man den Seinsrang des dem sichtbaren und zeitlichen Vor- und Höhergeordneten anerkannte, um so mehr wurde solchen Wesen ein natürliches und absolutes Herrscherrecht zuerkannt. Den traditionellen Kulturen fehlt völlig - was ausschließlich eine Angelegenheit späterer und dekadenter Zeiten war - die rein politische Auffassung der höchsten Autorität, der Gedanke also, daß die Grundlage des Herrschertums nur Kraft und Gewalt oder natürliche und weltliche Eigenschaften, wie Intelligenz, Weisheit, Können, physischer Mut und bis ins kleinste gehende Sorge für das Allgemeinwohl sein könne. Die Autoritäts-Grundlage hat im Gegenteil immer einen metaphysischen Charakter gehabt. Der Tradition ist z.B. der Gedanke absolut fremd, daß die Macht des Führers von denen käme, die er regiert, daß seine Autorität also Ausdruck der Gemeinschaft und ihrer Zustimmung

¹ Vergleiche SERVIUS *Aeneid.* III, 268

² In den *Mabinogion*

unterworfen sei. Es ist Zeus, der den göttlich geborenen Königen die Θέμιστες überträgt, wobei *θέμις* als Gesetz von oben nichts mit dem zu tun hat, was später νόμος sein wird, das politische Gesetz der Gemeinschaft.³ An der Wurzel jeder weltlichen Gewalt stand also eine geistige Autorität, gleichsam wie eine «göttliche Natur in menschlicher Gestalt». Es war z.B. eine indo-arische Auffassung, daß der Herrscher nicht «ein einfacher Sterblicher», sondern «eine mächtige Gottheit in menschlicher Gestalt» sei.⁴ Im ägyptischen König sah man eine Verkörperung von Rā oder Horus. Die Könige von Alba und Rom personifizierten Jupiter, die assyrischen Baal, die iranischen den Lichtgott; aus demselben Geschlecht des Tiuz, des Odin und der Äsen kamen die nordisch-germanischen Fürsten; die griechischen Könige des dorisch-achäischen Kulturkreises nannten sich διοτρεφέες oder διογε-νέες, um auf ihre göttliche Herkunft hinzuweisen. Unabhängig von aller mannigfaltigen Verschiedenheit der mythischen und sakralen Ausdrucksformen besteht das immer wiederkehrende Prinzip des Königtums darin, eine «innwohnende Transzendenz» zu sein, d.h., in der Welt gegenwärtig zu sein und in ihr zu wirken. Der König - nicht Mensch, sondern sakrales Wesen - ist schon durch sein «Wesen», nur durch seine Gegenwart, das Zentrum und der Gipfelpunkt. Gleichzeitig ist in ihm die Kraft, die alle rituellen Handlungen, die er vollziehen kann, erst wirksam macht und in denen man einen Bestandteil des wahren «Regierens» und die übernatürlichen Stützpfeiler des Gesamt-Lebens innerhalb der Tradition sah.⁵ Deshalb herrschte das Königtum und wurde in *natürlicher* Weise anerkannt. Die materielle Gewalt benötigte es nur als Beigabe. Es setzte sich vor allem und unwiderstehlich mittels seines Geistes durch. «Herrlich ist die Würde eines Gottes auf Erden», sagt ein indo-arischer Text⁶, «aber schwer für die Schwachen zu erreichen. Würdig, König zu werden, ist nur, wer Mut und Geist dafür besitzt.» Als «denjenigen zugehörig, die Götter sind unter den Menschen», erscheint der Herrscher.⁷

In der Tradition ist mit dem Königtum oft das Sonnensymbol verbunden. Man erkannte dem König dieselbe «Glorie» und denselben «Sieg» zu, wie der Sonne und dem Licht - Symbole der höheren Natur -, die jeden Morgen über die Finsternis triumphieren. «Als König steigt er den Thron des Horus der Lebenden empor, gleichzeitig mit seinem Vater Rā (der Sonne), jeden Tag.» - «Ich habe bestimmt, daß Du Dich als König des Südens und des Nordens auf dem Throne des Horus erhebst, wie die Sonne in Ewigkeit.» Das sind Worte aus der antiken ägyptischen Königstradition.⁸ Diese Worte

³ Vergl. *Handbuch der klassisch. Altertumswissenschaft*, Berlin, 1887, Bd. IV, S. 5-25.

⁴ *Mānavadharmacāstra* (Gesetz des Manu), VII, 8; VII, 4-5

⁵ Wenn sich aber der König in Griechenland oder Rom seines priesterlichen Amtes als unwürdig erwies, wo er als *rex sacrorum* (König der Heiligtümer) gleichzeitig weltlicher Herrscher und erster und oberster Vollzieher der Riten der Gemeinschaft war, so konnte er nicht mehr König sein. Vergl. DECOULANGES, *La Cite antique*, Paris¹⁷, 1900, S. 204.

⁶ *Nitisāra* IV, 4.

⁷ *Ebd.* I, 63

⁸ A. MORET, *Le rituel du culte divin en Egypte*, Paris, 1902, S. 26-27; *Du caractere religieux de la Royaute pharaonique*, Paris 1902, S. 11

stimmen genau mit der iranischen überein, wo der König als «vom selben Geschlecht der Götter» angesehen wird, «der denselben Thron wie Mithra hat und mit der Sonne emporsteigt»⁹ und *particeps siderum* (Teilhaftiger der Sterne) genannt wird und «Herr des Friedens, Heil der Menschen, ewiger Mensch, Sieger, der mit der Sonne emporsteigt»¹⁰. Und die Weiheformel lautet: «Du bist die Macht, Du bist die Kraft des Sieges, Du bist unsterblich ... aus Gold gemacht steigt ihr beide im Morgenlicht empor, Indra und die Sonne»¹¹. Bezugnehmend auf Rohita, «die erobernde Kraft», die Personifikation eines Aspektes der Sonnenhaftigkeit und des göttlichen Feuers (Agni) wird in der indo-arischen Tradition gesagt: «Vorwärtsschreitend hat er (Agni) in dieser Welt das Königtum geschaffen. Dir hat er das Königtum gegeben und Deine Feinde zerstreut»¹². In antiken römischen Darstellungen übergibt der Gott Sol (die Sonne) dem Imperator eine Kugel als Zeichen der Weltherrschaft; und auf die Sonnenhaftigkeit beziehen sich die Worte, die auf die Beständigkeit und die Herrschaft Roms Bezug nehmen: *Sol Conservator*, *Sol dominus romani imperii* (Sonne als Bewahrer, Sonne als Herr des römischen Reiches)¹³. Auf die «Sonne» war auch das letzte römische Glaubensbekenntnis bezogen, da der letzte Vertreter der antiken römischen Tradition, Kaiser Julianus, seine Dynastie, seine Geburt und königliche Würde auf die Sonnenhaftigkeit, als von der «Überwelt» ausstrahlender geistiger Kraft, zurückführte.¹⁴ Ein Abglanz davon hält sich bis zu den Staufer-Kaisern, und man konnte noch bei Friedrich II. von Hohenstaufen von einer *deitas solis* (Gottheit der Sonne) sprechen.¹⁵

Diese sonnenbezogene «Glorie oder Siegeskraft», die mit dem Königtum verbunden war, beschränkte sich aber nicht auf ein bloßes Symbol, sondern war eine metaphysische Realität und wurde als außermenschlich wirkende Kraft angesehen, die der König, eben weil er König war, besaß. Für diesen Gedankengang ist eine der bezeichnendsten unter den traditional-symbolischen Ausdrucksformen die mazdaistische: Hier ist das *hvareno* (neuere Ausdrücke *hvorra* oder *farr*) - die «Glorie», die der König besitzt - ein übernatürliches, den himmlischen Wesenheiten, aber vor allem der Sonne zugehöriges Feuer, das ihn an der Unsterblichkeit teilhaben läßt und das ihn mit dem Sieg als König bezeugt¹⁶: Dieser Sieg ist, wie man sehen wird, so zu verstehen, daß die beiden Bedeutungen, mystisch die eine, militärisch (materiell) die andere, sich nicht ausschließen, sondern sich gegenseitig bedin-

⁹ F. CUMONT, *Textes et Mon. figure's relatifs aux Mysteres de Mithra*, Bd. 2, S. 27; Vergl. Bd. 2, S. 123, wo hervorgehoben wird, wie diese Symbolik auf das kaiserliche Rom übergang. Auch in Chaldäa wurde für den König der Titel «Sonne der gesamten Menschheit» verwendet. (Vergl. G. MASPERO, *Hist. anenne des peuples de l'Orient class.*, Paris, 1895, Bd. 2, S. 622).

¹⁰ F. SPIEGEL, *Eranische Altertumskunde*, Leipzig, 1871, Bd. III, S. 608-609

¹¹ A. WEBER, *Räyasürva*, S. 49

¹² *Atharva-Veda*, XIII, 1, 4-5.

¹³ SAGLIO, *Dictionn. des antiquités grecques et romaines*, Bd. IV, S. 1384-1385.

¹⁴ JULIANUS IMPERATOR, *Helios*, 131b zu vergl. mit 134 a-b, 158 b-c

¹⁵ Vergl. E. KANTOROWICZ, *Kaiser Friedrich II*, Berlin, 1927, S. 629

¹⁶ Vergl. SPIEGEL, *a.a.O.*, Bd. II, S. 42-44, Bd. III, S. 654. F. CUMONT, *Les Mystères de Mithra*, Bruxelles², 1913, S. 96 ff.

gen.¹⁷ Bei den nicht iranischen Völkern vermischte sich dieses *hvareno* später mit der «*Fortuna*», Glück, τύχη; auf diesem Wege taucht sie in der römischen Tradition wieder unter dem Mantel jener «*Fortuna regia*» (königliches Glück) auf, die die Cäsaren einander rituell übertrugen und worunter eine aktive, «triumphale» Übernahme des personifizierten «Schicksals» der Stadt τύχη πόλεως verstanden wurde, das schon mit dem Ritus ihrer Gründung festgelegt war. Das königliche Attribut *felix* (glücklich) bei den Römern ist im gleichen Zusammenhang zu sehen, nämlich als Besitz einer nicht gewöhnlichen *virtus* (Gabe, Tugend). In der vedischen Tradition gibt es einen gleichwertigen Begriff: das *Agni-Vaiqvanara*, welches als spirituelles Feuer angesehen wird, das die Könige als Eroberer zum Sieg führt.

Im antiken Ägypten wurde der König nicht nur Horus, sondern «kämpfender Horus» - Hör ähä - genannt, um diese Eigenschaft des Sieges und der Glorie des Sonnenprinzips, das im Herrscher gegenwärtig war, zu bezeichnen: Der König war in Ägypten nicht nur göttlicher Abstammung, sondern wurde als König überhaupt erst durch Riten «begründet» und periodisch bestätigt; Riten, die eben den Sieg des Sonnengottes Horus über Typhon-Set, den Dämon des unteren Reiches, neu aufleben ließen.¹⁸ Diesen Riten schrieb man die Macht zu, eine «Kraft» und ein «Leben» zu beschwören, die auf übernatürlichem Wege das Wesen des Königs «umfaßten».¹⁹ Aber die «Kraft», *uas*, hat als Ideogramm das Zepter, das die Götter und Könige tragen, ein Ideogramm, das in den älteren Texten auch ein gezacktes Zepter zeigt, in dem man das Zick-Zack des Blitzes erkennen kann. Die königliche «Kraft» wird damit zu einer Erscheinungsform der himmlischen Kraft des Blitzes; und die Vereinigung der Zeichen «Leben» und «Kraft» - *änshüs* - ergibt ein Wort, das auch die «Flammenmilch» bezeichnet, von der sich die Unsterblichen ernähren und die ihrerseits auch mit dem *uraeus* in Beziehung steht, dieser göttlichen Flamme, die einmal lebenspendend und dann wieder furchtbar zerstörend ist und deren schlangenähnliches Symbol das Haupt des ägyptischen Königs kränzt. In dieser traditionellen Ausdrucksweise treffen die verschiedenen Elemente also im einheitlichen Gedanken eines nicht-irdischen Kraftstromes oder Fluidums - *sa* - zusammen, das die sonnenhaft triumphale Natur des Königs weihet und bezeugt und die von einem König zum anderen «schnell» - *sotpu*. So bildet es die ununterbrochene «goldene»

¹⁷ Über *hvareno* vergl. *Yashl*, XIX passim und 9: «Wir opfern der erschreckenden Königsglorie - *havaem hvareno* -, die von Mazda als höchste Macht der Eroberung geschaffen wurde, die von höchster Wirkkraft ist und mit der Heil, Weisheit und Glück verbunden sind und die in der Zerstörung mächtiger ist als irgend etwas sonst.»

¹⁸ MORET, *Royaute Phar.*, a.a.O., S. 21, 98, 232. Ein Abschnitt dieser Riten war das «Umkreisen», eben wie die Sonne den Himmel umkreist; und auf dem Wege des Königs wurde ein dem Typhon zugeschriebenes Tier geopfert als magisch-rituelle Beschwörung des Sieges von Horus über Typhon und Set.

¹⁹ Vergl. *ibd.*, S. 255 das hieroglyphische Wort: «Ich habe Dein Fleisch mit dem Leben und mit der Kraft umfaßt, hinter Dir ist das Fluidum für Dein Leben, für Dein Heil, für Deine Kraft», das der Gott bei der Weihe zum König sprach. S. 108-109: «Komme in den Tempel (Deines) Vaters Amon-Rä, auf daß er Dir die Ewigkeit gebe als dem König der beiden Länder und auf daß er Dein Fleisch umfasse mit dem Leben und der Kraft.»

Kette des göttlichen Geschlechts,, das dazu ausersehen ist, rechtmäßig zu «regieren».²⁰ Es ist sicherlich interessant, hervorzuheben, daß die «Glorie» sogar im Christentum als göttliches Attribut gewertet wird und sich nach der mystischen Theologie in der «Glorie» die seligmachende Vision vollendet. Die christliche Ikonographie faßt sie gewöhnlich als einen Schein rund um das Haupt auf, der deutlich den Sinngehalt des ägyptischen *uraeus* und der Strahlenkrone des sonnenhaften iranisch-römischen Königtums wiedergibt.

Nach der fernöstlichen Tradition hat der König als «Sohn des Himmels» - t'ien-tze - d.h., er gilt als nicht durch gewöhnliche Geburt, wie die übrigen Sterblichen, Geborener - einen «himmlischen Auftrag» - t'ien-ming -²¹, was ebenfalls den Gedanken einer realen, außernatürlichen Kraft beinhaltet. Die Seins-Weise dieser Kraft «vom Himmel» ist nach den Worten des Lao-tse ein Handeln ohne Handeln (wei-wu-wei), d.h. ein nicht materielles Handeln, das durch die bloße Gegenwart erfolgt.²² Diese Kraft ist unsichtbar wie der Wind, und doch hat ihre Wirkung die Unausweichlichkeit der Naturkräfte: Die Kräfte der gewöhnlichen Menschen, sagt Meng-tse, beugen sich ihr, wie Grashalme sich unter dem Winde beugen.²³ Zum Handeln ohne Handeln liest man in einem Text: «Die im höchsten Grade vollkommenen Menschen sind durch die Weite und Tiefe ihrer Tugend der Erde gleich; durch deren Höhe und Glanz sind sie dem Himmel gleich; durch deren Ausdehnung und Dauer sind sie dem endlosen Raum und der ewigen Zeit gleich. Wer in dieser höchsten Vollkommenheit lebt, zeigt sich nicht, und dennoch offenbart er sich wie die Erde durch seine Wohltaten; er bewegt sich nicht, und doch bewirkt er wie der Himmel vielfachen Wandel; er handelt nicht, und dennoch bringt er wie Raum und Zeit seine Werke zur höchsten Vollendung.» Nur ein solcher Mensch «ist würdig, die höchste Autorität zu besitzen und den Menschen zu befehlen»²⁴.

Fest in dieser Kraft oder «Tugend» verankert, hatte der Herrscher - *wang* - im antiken China die höchste Aufgabe, als *Zentrum* zu fungieren, als dritte Kraft zwischen Himmel und Erde. Man war überzeugt, daß von seinem Verhalten insgeheim Glück oder Unglück seines Reiches ebenso wie die sittlichen Eigenschaften seines Volkes abhingen (es ist die «Tugend», die an das «Sein» des Herrschers gebunden ist und nicht sein «Tun», das das Betragen seines Volkes gut oder schlecht werden läßt)²⁵. Diese Funktion

²⁰ Vgl. MORET, *ebd.*, S. 42-43, 45, 48, 293, 300

²¹ Vgl. MASPERO, *La Chine antique*, Paris, 1925, S. 144-145.

²² Vgl. *Tau-te-king* XXXVII, zu vergl. mit LXXIII, wo die Attribute des Siegens ohne zu kämpfen, des sich Gehorsam-Verschaffens ohne zu befehlen, des An-Sich-Ziehens ohne zu rufen und des Handelns ohne zu tun besprochen werden.

²³ *Lun-yu*, XII, 18,19. Zur Art der «Tugend», die der Herrscher besitzt, vgl. *Tschung-yung*, XXXIII, 6, wo gesagt wird, daß die geheimen Aktionen des «Himmels» den höchsten Grad von Unstofflichkeit haben; «sie haben weder Klang noch Geruch» und sind fein «wie die leichteste Feder».

²⁴ *Tschung-yung* XXVI, 5-6, XXXI, 1.

²⁵ Über die vollkommenen oder transzendenten Menschen wird im *Tschung-yung* (XXII, 1; XXIII, 1) berichtet, daß sie dem Himmel und der Erde helfen können, das zu ändern, was zur Aufrechterhaltung der Menschen dient, damit diese ihre volle Entwicklung erlangen: *so bilden sie mit Himmel und Erde eine dritte Macht*.

eines Zentrums setzte voraus, daß er diese innere «triumphale» Seinsart, von der wir sprechen, aufrechterhielt, wie sie sich im Sinngehalt der Worte: «Unveränderlichkeit der Mitte» widerspiegelt. Dazu kommt noch die Lehre, daß sich «in der Unveränderlichkeit der Mitte die Tugend des Himmels offenbart»²⁶. Wenn das der Fall war, gab es grundsätzlich keine Macht, die den geordneten Ablauf der menschlichen Geschehnisse und des Staates hätte ändern können.²⁷

Im allgemeineren Sinne taucht der Gedanke, daß der König oder das Oberhaupt als erste und wesentlichste Aufgabe die Durchführung der Riten und Opfer übernommen hat, die ja den Schwerpunkt des Lebens in der traditionellen Welt darstellten, immer wieder in einem weiten Kreis von traditionellen Kulturen auf, vom präkolumbianischen Peru und dem Fernen Osten bis zu den griechischen Städten und zu Rom, und bestätigt damit die schon erwähnte Untrennbarkeit der königlichen Würde von der priesterlich pontifikalischen. «Die Könige», sagt Aristoteles²⁸, «haben ihre Würde dadurch, daß sie die Priester des gemeinschaftlichen Kultes sind.» Die wichtigste Handlung, die dem König von Sparta zukam, war die Durchführung der Opfer, und das gleiche könnte man von den ersten Königen Roms und häufig auch von den römischen Herrschern der Kaiserzeit sagen. Der König, mit überirdischer Kraft ausgestattet, im «höheren Leben» verwurzelt, erschien auf natürliche Weise als derjenige, der die Kraft der Riten am wirksamsten in Gang setzen und die Wege zur Überwelt öffnen konnte. Deshalb gehörte der König in jenen Traditionsformen, wo es eine eigene Priesterkaste gab, auf Grund seiner ursprünglichen Würde und Funktion dieser als ihr Oberhaupt an. Außer im Rom der Anfänge war das auch im antiken Ägypten der Fall (eben, um die Riten wirksam zu gestalten, wiederholte der Pharao täglich den Kultus, dem man die Erneuerung der göttlichen Kraft in ihm zuschrieb) und ebenso im Iran, wo, wie man bei Firdusi liest und wie Xenophon berichtet²⁹, der König auf Grund seines Amtes als Abbild des Lichtgottes auf Erden angesehen wurde, zur Magierkaste gehörte und deren Oberhaupt war. Wenn umgekehrt bei gewissen Völkern der Brauch bestand, das Oberhaupt abzusetzen oder gar zu töten, wenn ein Unglück geschah - denn dies erschien als sicheres Zeichen, daß die mystische «Glücks»-Kraft, die ja allein

²⁶ Vgl. *Lun-yü*, VI, 27: «Die Unveränderlichkeit der Mitte ist das, was die Tugend ausmacht. Die Menschen verharren nur selten darin.»

²⁷ Vgl. A. REVILLE, *La religion chinoise*, Paris, 1889, S. 58-60, 137: «Die Chinesen unterscheiden ganz deutlich das kaiserliche Amt von der Person des Kaisers. Es ist das Amt, das göttlich ist und das die Person verklärt und vergöttlicht, solange sie sich im Amt befindet. Wenn der Kaiser den Thron besteigt, gibt er seinen persönlichen Namen auf und nimmt den kaiserlichen Titel an, den er selbst wählt oder der für ihn ausgewählt wird. Er ist weniger eine Person als vielmehr ein Element, eine der großen Naturkräfte, etwa wie die Sonne oder der «Polar»-Stern. Das Unglück, ja selbst der Aufstand der Massen bedeutet, «daß die Person das Grundprinzip verraten hat, das nach wie vor aufrecht bleibt»: Es ist ein Zeichen des «Himmels» für den Verfall des Herrschers, und zwar nicht als solcher, sondern als Person.

²⁸ ARISTOTELES, *Pol.*, VI, 5, II; vergl. III, 9

²⁹ *Cirap*, VIII, Vers 26; VI, Vers 17.

das Recht gab, Oberhaupt zu sein³⁰, geringer wurde -, so zeigt dieser Brauch die gleichen Gedankengänge, mag er auch noch so sehr auf einen abergläubischen Verfall hinweisen. Bei den nordischen Stämmen galt bis zur Gotenzeit ein unglückbringendes Ereignis, obwohl das Prinzip der königlichen Heiligkeit festblieb (der König wurde als Ase und Halbgott angesehen - *semideos id est ansis* - der auf Grund seiner «Glücks»-Kraft siegte - *quorum quasi fortuna vincebat*³¹), nicht so sehr als Fehlen der mystischen Kraft des «Glückes» - *Fortuna* -, die an den König gebunden war, sondern vielmehr als Folge von etwas, was der König als sterblicher Mensch begangen haben mußte und was deshalb die tatsächliche gegebene Wirkkraft der «*Fortuna*» gelähmt hatte.³² Weil er die indo-europäische Grundtugend, die Wahrheitsliebe, verletzt und sich mit Lüge befleckt hatte, verließ z.B. nach der Tradition die «*Glorie*», die mystische Wirkkraft, den antiken iranischen König Yima.³³ Bis zum fränkisch-karolingischen Mittelalter und selbst innerhalb des Christentums traten Bischofskonzile zusammen, um herauszufinden, auf welche Verirrung der Vertreter der weltlichen und kirchlichen Gewalt sich die Ursache eines bestimmten Unglückes zurückführen ließ. Das stellt noch einen letzten Ausläufer des erwähnten Gedankens dar.

Man verlangte deshalb vom König, daß er die symbolische und sonnenhafte Eigenschaft des *invictus* - Unbesiegten - *sol invictus* ἥλιος ἀνίκητος (unbesiegte Sonne) - und damit den Zustand seiner Zentralität (Mittelpunktshaftigkeit) aufrechterhalte, was dem fernöstlichen Gedanken der «Unveränderlichkeit der Mitte» entspricht. Sonst konnte die Kraft und damit auch das Amt auf den übergehen, der bewies, daß er sie besser in sich sammeln konnte. Schon hier kann man auf einen der Fälle hinweisen, in dem der Begriff des «Sieges» zum Knotenpunkt verschiedener Bedeutungen wird. Wer ihn im tiefstmöglichen Sinne versteht, wird in diesem Zusammenhang die archaische Sage vom König der Wälder von Nemi interessant finden, dessen gleichzeitig königliche und priesterliche Würde auf den überging, der es fertigbrachte, ihn zu überraschen und zu ermorden. Bekannt ist dabei auch der Versuch von Frazer, auf diese Sage vielfältige gleichartige Traditionen aus aller Welt zurückzuführen.

Der körperliche Kampf als Prüfung, ob er nun stattgefunden hat oder nicht, ist dabei nur die materialistische Ableitung eines höheren Bedeutungsinhaltes. Er kann auch auf den allgemeinen Gedanken der «Gottesurteile»

³⁰ Vergl. J. FRAZER, *The Golden Bough*, ital. Übersetzung, Rom, 1925, Bd. II, S. 11 ff; LEVI-BRUHL (*La mentalité primitive*, Paris⁴, 1925, S. 318-337, 351) zeigt den Gedanken der sogenannten «primitiven» Völker auf, demgemäß «jedes Unglück auf mystischem Wege disqualifiziert», als Gegenstück zum anderen Gedanken, daß der Erfolg nie allein auf natürliche Ursachen zurückzuführen ist. Über dieselbe Auffassung, nur in einer höheren Form, die sich auf das *hvarenö* oder die mazdaistische «*Glorie*» bezieht, vergl. Spiegel, *Eran. Altert.*, a.a.O., III, S. 598, 654.

³¹ JOURDANES, XIII bei W. Golther, *Handbuch der germanischen Mythologie*, Leipzig, 1895, S. 194.

³² Vergl. M. BLOCH, *Les Rois thaumaturges*, Strassburg, 1924, S. 55-58.

³³ *Yasht*, XIX, 34-35. Das *hvarenö* hat Yima dreimal verlassen, gemäß seiner dreifachen Würde als Priester, als Krieger und als «Ackerbauer».

zurückgeführt werden, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Um den tieferen Sinn aufzuzeigen, der sich in der Legende des Priesterkönigs von Nemi verbirgt, muß darauf hingewiesen werden, daß der Tradition nach nur ein «entfloherer Sklave» (d.h. esoterisch, ein den Fesseln der niederen Natur entflohenes Wesen) das Recht hatte, sich mit dem *Rex Nemorensis* (König von Nemi) zu messen, wobei er zuvor noch in den Besitz eines Zweiges der heiligen Eiche gelangen mußte. Und diese Eiche ist dem «Weltenbaum» gleichzusetzen, der in vielen Traditionen ein häufiges Symbol für die ursprüngliche Lebenskraft und auch Siegeskraft darstellt³⁴; was besagen will, daß nur dann jemand danach streben kann, dem *Rex Nemorensis* seine Würde zu entreißen, wenn er imstande war, dieser Kraft teilhaftig zu werden. Zu dieser besonderen Würde müssen wir noch bemerken, daß die Eiche und auch der Wald, dessen «*rex*» der königliche Priester von Nemi war, mit Diana in Beziehung stand und daß Diana gleichzeitig die «Gemahlin» des Königs der Wälder war. Die großen asiatischen Göttinnen des Lebens wurden in den antiken Traditionen des östlichen Mittelmeerraumes häufig als heilige Bäume versinnbildlicht: Vom hellenischen Mythos der Hesperiden zum nordischen der Göttin Idun und dem gälischen des Mag Mell, der Heimat strahlend schöner Göttinnen und des «Siegesbaumes» usw., erscheinen immer wieder traditionale symbolische Verbindungen zwischen Frauen oder Göttinnen, Kräften des Lebens, der Unsterblichkeit oder Weisheit und Bäumen.

Beim *Rex Nemorensis* offenbart sich also auf Grund der Symbole die Vorstellung eines Königtums, das sich von der Vermählung mit einer mystischen Kraft des «Lebens» oder von deren Besitzergreifung herleitet (wobei diese Kraft ebenso transzendente Weisheit und Unsterblichkeit beinhaltet) und die in einer Göttin oder in einem Baum personifiziert wird.³⁵ Die Sage von Nemi enthält daher das in vielen anderen traditionellen Mythen und Legenden wiederkehrende, allgemein bedeutungsvolle Geschehnis eines Sie-

³⁴ Der Baum *Açvattha* der Hindu-Tradition hat die Wurzeln oben, also in den Himmeln und im Unsichtbaren. (Vergl. *Kāthaka-Upanishad*W, 1-2; *Bhagavad-gītā*, XVI-2) Im ersten dieser Texte, in dem der Baum mit der Lebenskraft (*prāna*) und dem «Blitz» in Beziehung gesetzt wird, verweist er unter anderem auf die Eigenschaften der «Kraft», die im pharaonischen Zepter versinnbildlicht ist. Zu seiner Beziehung zur Siegeskraft vergl. *Atharva-Veda* (III, 6, 1-3, 4), wo der *Açvattha* als Bundesgenosse *Indras*, des Kriegsgottes, bezeichnet wird, da er *Vrtra* tötete und wo er folgendermaßen angerufen wird: «Du, der Du einem unwiderstehlichen Stier gleich siegst, mit Dir, oh *açvattha*, können wir über die Gegner triumphieren.»

³⁵ In der ägyptischen Tradition wird der «Name» des Königs von den Göttern auf den Heiligen Baum *ashed* geschrieben, damit er dort «ewig feststehe» (vergl. MORET, *Royaut. Phar.*, 103). In der iranischen Tradition gibt es eine Beziehung zwischen *Zarathustra*, dem Urtyp des göttlichen Königtums der *Parseen*, und einem heiligen Baum, der auf dem Gipfel eines *Berges* gepflanzt ist (Vergl. SPIEGEL, *Er. Alt.*, I, S. 688). Über die Bedeutung von Erkenntnis, Unsterblichkeit und Leben, die mit dem Baum und den Göttinnen verbunden sind vergl. generell GOBLET D'ALVIELLA, *La Migration des Symboles*, Paris, 1891, S. 151-206. Im speziellen, was den iranischen Baum *Gaokena* betrifft, der die Unsterblichkeit verleiht, vergl. *Bundehesh*, XIX, 19; XLII, 14; LIX, 5. Schließlich wollen wir die Pflanze erwähnen, die im heroischen Zyklus des *Gilgamesch* erwähnt ist und von der es heißt: «Hier ist die Pflanze, die das ungestillte Verlangen befriedigt. Ihr Name ist: Ewige Jugend.»

gers oder Helden, der kämpfend in den Besitz einer Frau oder Göttin kommt³⁶, die in anderen Traditionen entweder mittelbar als Hüterinnen von Früchten der Unsterblichkeit dargestellt werden (die Frauenfiguren, die in den Mythen von Herakles, Jason, Gilgamesch etc. mit dem symbolischen Baum in Verbindung stehen) oder unmittelbar als Verkörperungen der geheimen Welten- und Lebenskraft und auch der außermenschlichen Weisheit auftreten oder sich schließlich als unmittelbare Verkörperungen des Herrschaftsprinzips zeigen (der unbekannte Ritter oder Held, der König wird, sobald er eine geheimnisvolle Prinzessin erobert³⁷).

Einige der alten Überlieferungen über einen weiblichen Ursprung der Königsmacht³⁸ können ebenfalls so interpretiert werden. Dieser Sinngehalt ist allerdings dem frauenrechtlerischen, von dem noch die Rede sein wird, genau entgegengesetzt. Beim Baum sollte noch erwähnt werden, daß er in gewissen mittelalterlichen Legenden mit der Kaiseridee in Verbindung steht: Der letzte Kaiser wird vor seinem Tode Zepter, Krone und Schild am «Dürren Baum» aufhängen, der für gewöhnlich im symbolischen Reich des «Priesters Johannes»³⁹ steht, genau wie der sterbende Roland sein unzerbrechliches Schwert am Baum aufhängt. Ein weiteres Zusammentreffen von symbolischen Inhalten: Frazer hat auf die Beziehung hingewiesen, die zwischen dem Zweig besteht, den der fliehende Sklave von der heiligen Eiche von Nemi abbrennen muß, um mit dem König der Wälder kämpfen zu können, und dem Zweig, der es Äneas gestattet, als Lebender in die Unterwelt abzustiegen, d.h. als Lebender in den Bereich des Unsichtbaren einzudringen. Dazu kommt, daß eine der Gaben, die Friedrich II. vom geheimnisvollen «Priester Johannes» erhält, eben ein Ring ist, der unsichtbar macht (also: der in die Unsterblichkeit und in das unsichtbare Reich versetzt: Bei den griechischen Überlieferungen ist die Unsichtbarkeit der Helden oft gleichbedeutend mit ihrem Übergang zur Unsterblichkeit) und den Sieg sicherstellt⁴⁰: genauso wie Siegfried im Nibelungenlied (VI) mit der gleichen symbolischen Gabe der Unsichtbarkeit die göttliche Brunhilde bezwingt und zur königlichen Hochzeit führt. Brunhilde wie Sigdrife im Sigdrifumäl (4-6)

³⁶ Vergl. FRAZER, *Gold. Bough*, I, S. 257-263

³⁷ Vergl. P. WOLFF-WINDEGG, *Die Gekrönten*, Stuttgart, 1958, S. 114ff. Über die Beziehung zwischen göttlicher Frau, Baum und heiligem Königtum vergl. auch die Worte des *Zohar* (III, 50b; III, 51a, auch II, 144b, 145a). Die römische Tradition des Julianischen Hauses, das seinen Ursprung auf die Venus genitrix und auf die Venus victrix (die schöpferische Venus und die siegreiche Venus) zurückführte, weist teilweise auf die gleichen Gedankengänge hin. In der japanischen Tradition, die bis in die neueste Zeit unverändert blieb, wurde der Ursprung der kaiserlichen Macht auf eine Sonnengöttin - Amaterasu Omikami - zurückgeführt und der Mittelpunkt der Zeremonie bei der Machtübernahme - dajo-sai - war die Verbindung, die der Herrscher mit ihr durch die «Gabe der neuen Speise» erlangte.

³⁸ Im alten Indien z. B. stellte sich das innerste Wesen des Königiums in seinem Glänze in der Figur einer göttlichen oder halb-göttlichen Frau dar - Shri, Lakshimi, Padmā etc., die den König auswählt oder ihn «umarmt» und neben seinen irdischen Ehefrauen ebenfalls als Ehefrau gilt. Vergl. *The cultural heritage of India*, Calcutta o. J., Bd. III, S. 252 ff.

³⁹ Vergl. A. GRAF, *Roma neue memorie e neue immaginazioni del Medioevo*, Turin, 1883, Bd. V, S. 488; EVOLA, *Das Mysterium des Grals*, Schwarzenburg, 1978.

⁴⁰ Vergl. GRAF, *a. a. O.*, II, S. 467

erscheint als diejenige, die den Helden, die sie «erwecken», die in den Runen enthaltenen Weisheits- und Siegesformeln überträgt.

Reste von Überlieferungen, in denen die in der archaischen Sage des Königs der Wälder gegebenen Themen wiederkehren, erhalten sich bis zum Ende des Mittelalters, wenn nicht sogar länger, und sind immer mit dem antiken Gedanken verbunden, daß das rechtmäßige Königtum Zeichen seiner übernatürlichen Natur auch in spezifischer und konkreter und fast möchten wir sagen experimenteller Weise geben muß. Ein einziges Beispiel: Vor Ausbruch des Hundertjährigen Krieges verlangt Venedig von Philipp von Valois, daß er durch eine der folgenden Proben sein tatsächliches Recht auf den Königsthron beweise: Die erste, der Sieg über den Gegner, mit dem er an einen abgeschlossenen Platz hätte kämpfen sollen, verweist auf den Rex Nemorensis und auf die mystische Bestätigung, die in jedem Siege steckt.⁴¹ Was die anderen Proben betrifft, so liest man in einem zeitgenössischen Bericht: «Wenn Philipp von Valois wirklich, wie er vorgibt, König von Frankreich ist, soll er es beweisen, indem er sich hungrigen Löwen aussetzt, denn die Löwen werden nie einen wahren König verletzen. Oder aber er vollbringe das Wunder der Heilung von Kranken, wie es die anderen wahren Könige vollbringen. Im Falle eines Mißerfolges würde man ihn der Herrschaft unwürdig erachten.» Der Gedanke einer übernatürlichen Macht, die sich im Sieg oder in einer thaumaturgischen (wundertätigen) Kraft offenbart, bleibt also in der Zeit eines Philipp von Valois, die sicherlich nicht mehr zur Urzeit gerechnet werden kann, untrennbar mit der Vorstellung verbunden, die man sich traditionell vom wahren und rechtmäßigen Königtum machte.⁴² Und sieht man davon ab, ob die einzelnen Personen tatsächlich diesem Prinzip und dieser hohen Funktion gerecht wurden, so bleibt doch die Anschauung, daß «was den Königen soviel Verehrung gebracht hat, vor allen Dingen die göttlichen Tugenden und Kräfte waren, die sich nur bei ihnen

⁴¹ Später werden wir diesen Gedankengang, der hier, wie auch allgemein beim zur Zeit des ritterlichen Mittelalters häufigen «Waffenurteil», nur noch in einer materialistischen Form besteht, genauer besprechen. Nach traditionaler Anschauung war der Sieger nur deshalb siegreich, weil sich in ihm eine außermenschliche Kraft verkörperte, aber andererseits verkörperte sich eine außermenschliche Kraft in ihm deshalb, weil er siegreich war: *zwei Momente eines einzigen Aktes, das Zusammentreffen eines «Abstieges» mit einem «Aufstieg».*

⁴² Vergl. BLOCH, *Rois thaumat.*, a.a.O., S. 16. Die thaumaturgische Kraft ist von der Tradition auch für die römischen Kaiser Hadrian und Vespasian bezeugt (TACITUS, *Hist.* IV, 81-SUETON, *Vespas.*, VII) Bei den Karolingern gibt es Anhaltspunkte für den Gedanken, daß die heilende Kraft quasi materiell sogar die königlichen Gewänder imprägnierte; beginnend bei Robert dem Frommen unter den französischen Königen und Eduard dem Bekenner unter den englischen Königen bis zum Zeitalter der Revolutionen überträgt sich dann von König zu König die übernatürlich heilende Kraft, die zuerst auf alle Krankheiten wirkte und sich später nur auf einige beschränkte. Sie zeigte sich in so vielen tausenden von Fällen, daß sie, nach den Worten von PIERRE MATHIEU, «als einziges kontinuierliches Wunder der christlichen Religion» erschien. (Vergl. BLOCH, a.a.O., passim und S. 33, 40, 410). Noch ein C. AGRIPPA (*Occ. phil.* III, 35) schrieb: «Die Könige und Oberpriester verkörpern also, wenn sie gerecht sind, die Gottheit auf Erden und haben auch Teil an deren Macht. So genügt es, daß sie die Kranken berühren, und schon heilen sie diese von ihren Leiden.»

und nicht bei anderen Menschen gezeigt haben»⁴³. Und Joseph de Maistre schreibt⁴⁴: «Gott *schafft die Könige* buchstäblich. Er bereitet die Königsgeschlechter vor und läßt sie mitten in einer Wolke reifen, die ihren Ursprung verbirgt. Dann zeigen sie sich mit Ruhm und Ehre gekrönt; sie setzen sich durch, und das ist das größte Zeichen ihrer Rechtmäßigkeit. Sie steigen wie von selbst empor, ohne Gewalt einerseits und ohne ausdrücklichen Entscheid andererseits. Es ist eine gewisse wunderbare Ruhe, die man nicht leicht in Worte kleiden kann. *Rechtmäßige Usurpation* würde mir als angemessener Ausdruck erscheinen (wenn er nicht zu gewagt wäre), um diese Art von Herrschaftsbeginn zu kennzeichnen, dem die Zeit dann noch möglichst schnell den Segen erteilt».⁴⁵

⁴³ C. D'ALBON, *De la Majesté royalle*, Lyon, 1575, S. 29

⁴⁴ J. DE MAISTRE, *Essai sur le principe générateur des constitutions politiques*, Lyon, 1833, S. XII-XIII.

⁴⁵ Auch in der iranischen Tradition herrschte die Vorstellung, daß sich die Natur eines königlichen Wesens früher oder später unweigerlich durchsetzen müsse. (Vergl. SPIEGEL, *Eran. Alten*. III, S. 599) In der Textstelle des DE MAISTRE kommt wieder die mystische Auffassung des Sieges zum Ausdruck, insofern als das «Durchsetzen» als «das größte Zeichen für die Rechtmäßigkeit» der Könige angesehen wird.

3. Die polare Symbolik

Der Herr des Friedens und der Gerechtigkeit

Man kann die vollkommene und ursprüngliche Bedeutung des Königsamtes mit einem weiteren Kreis von Symbolen und Mythen verknüpfen, die alle über verschiedenste Versinnbildlichungen und analoge Übertragungen zu ein und demselben Punkte zurückführen.¹

Als Ausgangspunkt kann man den hinduistischen Begriff des *cakravarti* oder «Herrn der Welt» nehmen. In gewisser Weise kann man in ihm den Urtypus des Königsamtes sehen, von dem die einzelnen Königsämter, wenn sie mit dem traditionellen Grundgesetz übereinstimmen, mehr oder weniger vollkommene Abbilder darstellen oder von dem sie - nach einem anderen Gesichtspunkte - einzelne «Ausflüsse» sind. *Cakravarti* heißt wörtlich Herr oder Dreher des Rades, was wiederum zum Gedanken eines «Zentrums» zurückführt, das auch einem inneren Zustand, einer Seins-Art oder besser gesagt *der* Art des Seins entspricht.

Tatsächlich ist das Rad auch ein Symbol für das *samsāra*, den Strom des Werdens (κύκλος τῆς γενέσεως, den «Kreislauf der Wiedergeburten» oder auch κύκλος ανάγκης, *rota fati*, das «Rad der Notwendigkeit» der Hellenen), und sein unbewegliches Zentrum drückt die feste, geistige Beständigkeit desjenigen aus, der diesem Strome nicht unterworfen ist und deshalb die Kräfte und Tätigkeiten, die an die niedrige Natur gebunden sind, nach einem höheren Prinzip ordnen und beherrschen kann. Der *cakravarti* erweist sich also als *dharmarāja*, d.h. als «Herr des Gesetzes» oder des «Rades des Gesetzes»². Bei Kong-tse (Konfuzius) liest man dazu: «Wer kraft seiner «himmlischem Tugend herrscht, gleicht einem Polarstern. Er bleibt fest an seinem Ort, aber alle Sterne kreisen um ihn»³. Von daher kommt auch der ursprüngliche Sinn des Begriffes «Revolution» als *geordnete* Bewegung um einen «unbeweglichen Beweger», was sich in moderner Zeit dann zu einem mit «Umsturz» gleichwertigen Begriff wandelte.

Unter diesem Blickwinkel erlangt das Königtum also den Wertgehalt eines «Poles» und verweist damit auf eine allgemeine traditionale Symbolik.

¹ Vergl. R. GUENON, *Der König der Welt*, wo viele der entsprechenden Überlieferungen in bester Weise gesammelt und gedeutet werden.

² In dieser Überlieferung hat das «Rad» auch einen «triumphalen» Sinngehalt: Sein Erscheinen als Himmelsrad war ein Anzeichen dafür, daß man zu Eroberern und Herrschern schicksalsbestimmt war; einem Rade gleiche, wird der so Bezeichnete vorwärtsstürmen, alles überwältigen und beherrschen (vergl. die Legende des «Hochherrlichen» im *Dighanikāyo*, XVII). Was die gleichzeitig ordnende Funktion anbelangt, so mag man sich hingegen des vedischen Bildes erinnern, (*Rg-Veda*, II, 23, 3) das vom «lichtvollen und doch furchtbaren Wagen der Ordnung (*ṛta*)» spricht, «der die Feinde in Verwirrung stürzt».

³ *Lun-yü*, II, 1

Zum Beispiel kann man hier außer Midgard - das mittlere göttliche Land der nordischen Tradition - den Hinweis Platons bringen: dort, wo Zeus mit den Göttern Rat hält, um über das Schicksal von Atlantis zu beschließen, ist «ihr erhabener Sitz, der *in der Mitte der Welt* steht und einen gesamten Überblick gestattet auf alles, was am Werden teilhat»⁴. Der vorhin erwähnte Begriff des *cakravarti* steht darüber hinaus mit einem Zyklus rätselhafter Überlieferungen im Zusammenhang, die die tatsächliche Existenz eines «Zentrums der Welt» betreffen, das auf der Erde das höchste Führungsamt innehatte. Einige Grundsymbole des Königtums hatten ursprünglich eine echte Beziehung zu dieser Art von Gedankengängen: in erster Linie das Zepter, das einem seiner wichtigsten Aspekte gemäß zur «Achse der Welt» in Analogie steht⁵; dann der Thron, der «erhabene Ort», wobei durch das bewegungslose Auf-ihm-Sitzen außer der Bedeutung von Stabilität, die an den «Pol» und das «unbewegliche Zentrum» gemahnt, noch die diesem entsprechenden inneren und metaphysischen Sinngehalte eingeschlossen sind. Auf Grund der ursprünglich anerkannten Entsprechung zwischen der Natur des Königs und der des Eingeweihten kommt in den klassischen Mysterien immer wieder der Ritus des Sich-unbeweglich-auf-einen-Thron-Setzens vor⁶, der so wichtig erscheint, daß er manchmal der Einweihung selbst gleichgesetzt wird: Der Ausdruck *τεθροισεως* (intronisiert) gilt häufig als gleichbedeutend mit *τελετεσμενος*, d.h. Eingeweihter⁷. In der Tat ging in gewissen Fällen beim Ablauf der in Rede stehenden Einweihung der *Θροτισμος*, die königliche Inthronisation, dem Einswerden mit der Gottheit voraus⁸.

Dieselbe Symbolik findet sich auch im Zikkurat, der assyrisch-babylonischen, in Terrassenform angelegten Pyramide, dann im Plane der iranischen Herrscherstädte (wie in Ekbatana) und im Idealbild des königlichen Palastes des *cakravarti*: hier zeigt sich auf architektonische Weise die Ordnung der Welt mit ihren Hierarchien in ihrer Abhängigkeit von einem unbeweglichen Mittelpunkt. Räumlich in einem Gebäude entspricht diesem Zentrum eben der Thron des Herrschers. Umgekehrt bringen in Indien und in Griechenland Einweihungsformen, die das Ritual der sogenannten Mandala verwenden, in dramatisierter Form den Mysterien im allmählichen Übergang vom weltlich-dämonischen zum heiligen Raum, bis er schließlich ein Zentrum erreicht; und ein fundamentaler Ritus hierzu trägt den Namen *mukatabishka*, d.h. mit Krone oder Tiara auf dem Haupte, denn wer das «Zentrum» des Mandala erreicht, wird zum König gekrönt, weil er über das Spiel der niedrigen Naturkräfte hinausgewachsen ist.⁹ Es ist auch interessant, darauf hinzuweisen, daß die Zikkurat, das heilige Gebäude, das den Stadtstaat

⁴ PLATON, *Kritias*, 121 a-b

⁵ R. GUENON, *Autorité spirituelle et pouvoir temporel*, Paris, 1929, S. 137

⁶ Vergl. PLATON, *Eutyph.*, 227 d.

⁷ V. MACCHIORO, *Zagreus*, Florenz, 1931, S. 41-42; V. Magnien, *Les Mystères d'Eleusis*, Paris, 1929, S. 196.

⁸ MACCHIORO, *a.a.O.*, S. 40; K. Stoll, *Suggestion u. Hypnotismus in der Völkerpsychologie*, Leipzig, 1904, S. 104.

⁹ Vergl. G. Tucci, *Teoria e pratica dei mandala*, Rom, 1949, S. 30-32, 50-51.

überragt und dessen Zentrum sie auch war, in Babylonien die Bezeichnung «Eckstein» trug und in Larsa «Ring zwischen Himmel und Erde» genannt wurde¹⁰: was uns wieder zum Thema des «Steines» und der «Brücke» zurückführt. Der fernöstliche Ausdruck «dritte Kraft zwischen Himmel und Erde» ist uns ja auch schon bekannt.

Das sind Spuren und Entsprechungen, deren Wichtigkeit uns nicht entgehen kann. Besonders die unerschütterliche «Beständigkeit-Festigkeit» weist den gleichen doppelten Aspekt auf. Die indo-arische Formel der Herrscherweihe hat einen zum Kernpunkt: «Stehe fest und unerschütterlich ... Weiche nicht. Sei unerschütterlich wie ein *Berg*. Stehe fest wie der Himmel und halte die Macht in Deiner Hand fest. Fest ist die gesamte Welt der Lebenden, und fest ist auch dieser König der Menschen»¹¹. Auch in den Formeln des ägyptischen Königtums stellt die Beständigkeit-Festigkeit ein wesentliches Attribut dar, das beim Herrscher zum Attribut der «Lebenskraft» hinzukommt. Und wie die «Lebenskraft», auf deren Entsprechung mit einem geheimen Feuer wir schon hingewiesen haben, hat auch die «Beständigkeit-Festigkeit» einen himmlischen Bezugspunkt: Ihre Hieroglyphe *ded* drückt die Beständigkeit der «Sonnengötter, die auf Himmelssäulen oder -strahlen ruhen» aus.¹² Das bringt uns wieder zur Initiationsebene zurück, denn es handelt sich dabei nicht um rein abstrakte Gedankengänge: «Beständigkeit-Festigkeit» ist ein innerer Zustand und gleichzeitig eine Energie, eine «Tugend», die sich wie ein Fluidum von einem König zum anderen überträgt, um ihn auf übernatürliche Weise zu stützen.

Dem Zustand «Beständigkeit-Festigkeit» sind esoterisch noch die Attribute «olympisch» und «Friede» zugehörig. Die Könige, «die ihre uralte Macht auf den obersten Gott zurückführen und den Sieg aus seinen Händen empfangen haben, sind Lichter des Friedens im Sturm»¹³. Neben «*Glorie*», «*Zentralität*» (Pol-Sein) und Festigkeit ist Friede eines der Grundattribute des Königtums, was sich bis in relativ moderne Zeiten erhalten hat: Dante spricht vom *Imperator pacificus*, «dem friedvollen Herrscher», einem Titel, den schon Karl der Große empfangen hatte. Natürlich handelt es sich dabei nicht um den weltlichen, äußeren, auf das politische System bezogenen Frieden, der höchstens Widerschein sein kann, sondern um einen inneren, positiven Frieden, der mit dem schon besprochenen «triumphalen» Element verbunden ist, so daß er nicht ein Aufhören, sondern vielmehr eine Vervollkommnung des Handelns ausdrückt, eines reinen, gesamthaften und in sich gesammelten Handelns. Es ist jene Ruhe gemeint, die tatsächlich das Übernatürliche bezeugt.

Nach Konfuzius¹⁴ hat der zum Herrschen bestimmte Mensch im Gegensatz zum gewöhnlichen «ein Prinzip der Festigkeit und der Ruhe anstelle der Unruhe»; «er hat die Ewigkeit in sich anstelle plötzlicher Freudebewegun-

¹⁰ C. DAWSON, *The Age of the Gods*, London, 1943, VI, 2.

¹¹ *Rg-Veda*, X, 173.

¹² MORET, *Royaut. Phar.*, S. 42-43.

¹³ *Corpus Hermeticum*, XVIII, 10-16

¹⁴ *Lun-yü*, VI, 21.

gen». Daher kommt diese ruhige Größe, die eine unwiderstehliche Überlegenheit zum Ausdruck bringt, die erschreckt und doch gleichzeitig zur Verehrung zwingt, die sich aufdrängt und kampfflos entwaffnet, indem sie sofort das Empfinden einer transzendenten Kraft aufkommen läßt, die zwar vollkommen beherrscht wird, aber immer zur Entladung bereit ist und den wunderbaren und schrecklichen Sinn des *numen* (unpersönliche, geistige Kraft) aufzeigt.¹⁵ *Diepax romana et augusta*, der kaiserlich römische Friede, der an den transzendenten Sinngehalt des *Imperium Romanum* (römisches Reich) anknüpfte, kann als eine Ausdrucksform dieses Sinngehaltes innerhalb eines universellen, geschichtlichen Tatbestandes gelten; dagegen ist das Ethos der Überlegenheit gegenüber der Welt, der beherrschenden Ruhe und der mit der Bereitschaft zum absoluten Befehl verbundenen Unerschütterlichkeit, das als Charakteristikum verschiedener aristokratischer Gestalten auch nach der Verweltlichung des Adels verblieben ist, noch als ferner Widerhall jenes Elementes zu deuten, das ursprünglich ebenso königlich wie spirituell und transzendent war.

Der *cakravarti*, der Weltenherrscher, wird außer «Herr des Friedens» noch «Herr des Gesetzes» (oder der Ordnung-rta-) und der «Gerechtigkeit» genannt und ist *dharmarāja*. «Friede» und «Gerechtigkeit» sind zwei weitere Hauptattribute des Königtums und haben sich in der westlichen Welt bis zu den Hohenstaufen und Dante erhalten, wenn auch in Auffassungen, in denen der politische Aspekt ganz deutlich die höhergelegene Bedeutung überdeckt, die eigentlich immer seine Voraussetzung sein müßte.¹⁶ Diese Attribute finden sich in der geheimnisvollen Person des Melchisedek, Königs von Salem, wieder, der in Wirklichkeit nichts anderes ist als eine der verschiedenen Verbildlichungen des Amtes des «Weltenherrschers»: Gue-non hat darauf hingewiesen, daß mekki-tsedeq in Hebräisch eben «König der Gerechtigkeit» heißt und Salem, wo er Herrscher ist, nicht eine Stadt ist,

¹⁵ Wie im Altertum die Blitzeskraft, die durch das Zackenzepter und den pharaonischen Uraeus symbolisiert wurde, nicht nur ein einfaches Symbol war, so waren diese Zeremonialhandlungen des Hofes in der traditionellen Welt nicht nur Ausdruck des Höflingswesens und dienten nicht der Schmeichelei, sondern entstanden direkt aus spontanen Empfindungen, die die königliche «Tugend» bei den Untergebenen hervorrief. Vergl. z.B. den Eindruck eines Besuches bei einem ägyptischen König der XII. Dynastie: «Als ich seiner Majestät näher kam, warf ich mich zu Boden und verlor vor ihr das Bewußtsein. Der Gott sprach mich mit freundlichen Worten an, aber ich war wie von Blindheit geschlagen. Die Sprache versagte mir, die Glieder zitterten, und ich spürte das Herz nicht mehr in der Brust, und ich erkannte den Unterschied zwischen Leben und Tod.» (G. MASPERO, *Les contes populaires de l'Égypte ancienne*, Paris², 1889, S. 123 ff.) Vergl. *Mānavadharmacāstra*, VII, 6: «(Der König) verbrennt wie die Sonne die Augen, die Herzen, und niemand auf Erden kann in sein Antlitz sehen.»

¹⁶ Friedrich II. erkennt in der «Gerechtigkeit» und im «Frieden» die «Grundlage aller Regierungen» (*constitutiones et acta publica Friedendsecundi*, in *Mon. Germ.*, 1893-6, Bd. II, S. 365). Im Mittelalter wurde die «Gerechtigkeit» oft mit der «Wahrheit» zu Einem, um eben den Seinsrang des herrschaftlichen Prinzips anzuzeigen. (Vergl. A. DE STEFANO, *L'idea imperiale di Federico II*, Florenz, 1927, S. 74) Bei den Goten galten Wahrheit und Gerechtigkeit als königliche Eigenschaften par excellence. (M. GUIZOT, *Essais sur l'hist. de France*, Paris, 1868, S. 266) Das sind erhaltengebliebene Spuren der Urlehre. Über den Kaiser als «Gerechtigkeit, die Mensch geworden ist» im besonderen, siehe KANTOROWICZ, *Kaiser Friedrich, a.a.O.*, S. 207-238, 477, 485.

sondern - wie schon die paulinische Exegese vorwegnimmt -, «Friede» bedeutet.¹⁷ Die Tradition verfiel die Überlegenheit des Priesterkönigs Melchisedek gegenüber Abraham. Schon jetzt möchten wir darauf aufmerksam machen, daß es nicht ohne tieferen Sinn ist, wenn gerade Melchisedek in der rätselhaften mittelalterlichen Allegorie der «drei Ringe» erklärt, daß weder Christentum noch Islam mehr wissen, welche die wahre Religion sei; auch wurde die «königliche Religion des Melchisedek» oft von der gibellinischen Ideologie gegen die Kirche verfochten.

Dabei entspricht «König der Gerechtigkeit» dem Ausdruck *dharmarāja*, der schon für den «Weltenherrscher» verwendet wurde. Daraus geht aber hervor, daß der Begriff «Gerechtigkeit» in ebensowenig profanem Sinn verstanden wird, wie der «Friede» selbst. Tatsächlich bedeutet *dharma* im Sanskrit auch «Eigennatur», Eigengesetz eines Wesens. In Wahrheit wird auf jene Urgesetzgebung hingewiesen, die hierarchisch «nach Gerechtigkeit und Wahrheit» jede Lebensfunktion und Lebensform nach der jedem Einzelwesen gegebenen eigenen Natur ordnet - *svadharma* -, und zwar nach einem System, das nach oben ausgerichtet ist. Eine ähnliche Auffassung der Gerechtigkeit ist auch für die platonische Staatslehre kennzeichnend, die nicht so sehr ein abstraktes «utopistisches» Modell darstellt, sondern in vielerlei Hinsicht als ein Widerhall traditionaler Einrichtungen aus ältesten Zeiten gelten kann. Bei Platon hat der Gedanke der Gerechtigkeit - *δικαιοσύνη* die der Staat verkörpern soll, eine enge Beziehung mit *οικειοπραγία* oder dem *suum cuique* (jedem das Seine) -, mit dem Grundgesetz also, nachdem jeder die Funktion erfüllen soll, die seiner eigenen Natur entspricht. So ist der «König der Gerechtigkeit» auch der Urgesetzgeber, der Begründer der Kasten und derjenige, der die Ämter und Riten festlegt, jene ethisch-sakrale Gesamtheit, die im arischen Indien das *Dharmāṅga* ist und in anderen Überlieferungen das lokale Ritualsystem mit den verschiedenen daran geknüpften Normen für das individuelle und kollektive Leben.

Das setzt für das königliche Amt ein höheres Erkenntnisvermögen voraus. «Die Fähigkeit, die Urgesetze der Lebenden völlig und vollkommen zu verstehen», ist übrigens im Fernen Osten die Grundlage für die Autorität und die Befehlsgewalt.¹⁸ Die schon erwähnte königlich-mazdaistische «*Glorie*» ist als *hvorra-i-kayānia* auch die Tugend des übernatürlichen Intellekts.¹⁹ Und wenn es die Weisen - *οἱ σοφοί* - sind, die nach Platon²⁰ an der Spitze der Hierarchie des wahren Staates herrschen sollten, nimmt der eben erwähnte traditionale Gedanke auch bestimmtere Form an. Unter Weisheit oder «Philosophie» wird nämlich die Wissenschaft «dessen, was ist», und nicht die Wissenschaft der illusorischen Formen des sinnlich Wahrnehmbaren²¹ verstanden; und als Weiser gilt, wer im Besitz dieser Wissenschaft die direkte Erkenntnis all dessen hat, was den höchsten Grad an Wirklichkeit

¹⁷ *Hebrl.* 1-3

¹⁸ *Tshung-yung*, XXXI, S. 1

¹⁹ Vergl. SPIEGEL, *Er. Altert.*, Bd. II, 44.

²⁰ PLATON, *Staat*, V, 18; VI, 1; VI, 15.

²¹ PLATON, *Staat*, V. 19.

und gleichzeitig gesetzgeberischen Charakter besitzt und deshalb tatsächlich der Gerechtigkeit konforme Gesetze bilden kann²², so daß sich ohne weiteres der Schluß ziehen läßt, daß: «Solange im Staate nicht die Weisen herrschen und diejenigen, die wir Könige nennen, nicht tatsächlich die Weisheit besitzen, und politische Macht und Weisheit nicht demselben Ziele zustreben, da die mächtigen Individuen, durch irdische Notwendigkeit gehemmt, beide getrennt verkörpern, so lange wird es kein Heilmittel für die üblen Zustände geben, unter denen Staaten und sogar die Menschheit selbst leiden.²³

²² *ibd.*, VI, 1.

²³ *ibd.*, V, 18.

4. Das Gesetz, der Staat, das Reich

Die Vorstellung, die der Mensch der Tradition vom Gesetz und vom Staat hatte, ist eng mit den bis jetzt erläuterten Gedankengängen verbunden.

Allgemein gesprochen, muß als Voraussetzung des traditionellen Gesetzesbegriffes ein transzendenter Realismus genannt werden. Besonders in den indo-arischen Formulierungen hat der Gesetzesbegriff eine äußerst enge Beziehung zu den Begriffen der Wahrheit, der Wirklichkeit und der Beständigkeit, die dem «Seienden», «dem, was ist», innewohnen. Und in den Vedea hat der Terminus *ṛta* oft die gleiche Bedeutung wie *dharma* und will nicht nur Ordnung in dieser Welt, Weltenordnung - κόσμος - heißen, sondern führt auch zu einer höheren Ebene, wenn er die Wahrheit, das Recht, die Wirklichkeit bezeichnet, währenddessen sein Gegenteil *anṛta* das Falsche, das Schlechte, das Unwirkliche anzeigt.¹ Die Welt des Gesetzes und in der Folge des Staates galt damit als Welt der Wahrheit und der Wirklichkeit im höheren Sinne.

Daraus folgt ganz natürlich, daß es dem traditionellen Menschen völlig unvorstellbar, ja absurd erscheinen mußte, daß man von Gesetzen sprechen und deren Befolgung verlangen könnte, wenn sie rein menschlichen - sei es individuellen oder auch kollektiven - Ursprungs waren. Jedes Gesetz, um objektiv als solches gelten zu können, mußte «göttlichen» Charakter haben: Aber nachdem ein solcher Charakter zuerkannt, sein Ursprung also auf eine außermenschliche Tradition zurückgeführt war, galt sein Machtbereich als absolut, und das Gesetz war etwas Unfehlbares, Unbeugbares und Unveränderliches, das keine Diskussionen gestattete; und jeder Gesetzesbruch trug nicht so sehr den Charakter eines Verbrechens gegen die Gesellschaft, sondern vielmehr und vor allem den Charakter eines Sakrilegs, eines Vergehens gegen die Gottheit - ασεβεία -, einer Handlung somit, die das spirituelle Schicksal des Schuldigen und des mit ihm gesellschaftlich Verbundenen beeinträchtigte. Daher wurde der Aufstand gegen die Autorität und das kaiserliche Gesetz noch bis zum Mittelalter wie eine religiöse Irrlehre angesehen, und die Rebellen galten genauso wie die Häretiker als Feinde ihres eigenen Wesens, die dem Gesetz ihrer innersten Natur widersprachen.² Für diejenigen, die das Kastengesetz gemäß dem noch später zu erläuternden Sinngehalt brachen, hatte das arische Indien einen tiefempfundenen Ausdruck, nämlich: die Gefallenen, diejenigen, die gefallen sind. Der Nutzen des Gesetzes im modernen Sinne, d.h. als gemeinsamer, materieller Nutzen, war nie das wirkliche Kriterium: Nicht, daß dieser Gesichtspunkt nicht auch miterwogen worden wäre, aber man dachte, daß er bei jedem Gesetz, das tatsächlich ein solches war, zusätzlich und die logische Folge daraus sei.

¹ F. SPIEGEL, *Die arische Periode und ihre Zustände*, Leipzig, 1887, S. 139 ff.

² Vergl. DE STEFANO, *Idea imper.*, a.a.O., S. 75-79; KANTOROWICZ, a.a.O., S. 240 ff., 580. Ebenso im Islam vergl. z.B. *Koran* IV, iii.

Überdies gibt es Nutzen und Nutzen, und der Bedeutungsinhalt des Nutzens, wie er dem modernen Menschen materialistisch als letzte Instanz gilt, war in der Tradition nur ein Mittel, das sich erst im Dienste eines höheren Zieles rechtfertigte. Aber um in einem solchen Sinne nützlich zu sein - wir wiederholen es - verlangte man, daß das Gesetz sich in einer anderen Weise darbot als eine bloße und veränderliche Schöpfung menschlichen Willens. Wenn seine Autorität von oben feststand, waren seine Nützlichkeit und seine Wirksamkeit sicher, auch in den Fällen, in denen die Erfahrung das von ihrem derbsten und unmittelbaren Gesichtspunkt aus nicht bestätigte oder sogar in gewisser Hinsicht leugnete, denn «verschlungen und unerfaßlich sind die Wege des Himmels». Daher wurde in der traditionellen Welt die Gesamtheit der Gesetze und Riten immer auf göttliche Gesetzgeber oder Mittler des Göttlichen bezogen. Diese sind sozusagen die jeweilig gebiets- und volksgebundenen Erscheinungsformen des «Herrn des Zentrums» in der eben erwähnten Funktion als «König der Gerechtigkeit». Und auch in neueren Zeiten, als der Grundsatz der Abstimmung zugelassen wurde, blieb die Tradition teilweise zumindest formell bestehen, insofern die Entscheidung des Volkes vielfach nicht als hinreichend angesehen wurde, und man verlangte, daß neue Gesetze, um zu gelten, noch von den Oberpriestern approbiert würden und die Auguren sich vergewisserten, ob auch die Götter stimmten.³

Genauso wie Gesetze und Institutionen im Rahmen einer wirklich traditionellen Kultur von oben kamen, so waren sie auch nach oben gerichtet. Eine politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung, die in allem und jedem nur für das rein weltliche Leben geschaffen wird, ist etwas, was es ausschließlich in der modernen Welt, d.h. in der Welt der Anti-Tradition gibt. Im traditionellen Sinne hat der Staat eine in einem gewissen Sinne transzendente Bedeutung und Zweckgerichtetheit, und zwar nicht weniger, als sie die katholische Kirche im Westen für sich in Anspruch nahm: Der Staat war eine Erscheinungsform der «Überwelt» und ein Weg zur «Überwelt». Der Ausdruck «Staat», *Status* von ἵσταναι = stehen, kann ebenfalls, wenn er auch empirisch vielleicht von der Form stammt, die das Gemeinschaftsleben der Nomadenvölker annahm, als sie sich an einem festen Wohnsitz niederließen, auf einen höheren Sinngehalt hinweisen, wie ihn eine Ordnung darstellt, die auf eine hierarchische Teilhaftigkeit an geistiger «Beständigkeit» ausgerichtet ist, im Gegensatz zum zufälligen, labilen, wechselhaften, chaotischen und aufgesplitterten Wesen eines naturhaften Lebens⁴; diese Ordnung mag also

³ Vergl. dazu FUSTEL de COULANGES, *La Cité ant.*, a.a.O., S. 365, 273-7, 221, 376: «Die Städte stellten sich nicht die Frage, ob die Institutionen, die sie sich gegeben hatten, nützlich seien: Diese Institutionen waren begründet worden, weil es die Religion so wollte ... Ursprünglich war die oberste Regel, der die soziale Ordnung entsprang, nicht der Nutzen, sondern die Religion.» Bis zu Friedrich II. hielt sich der Gedanke, daß die Gesetze, denen der Kaiser unterworfen ist, unmittelbar göttlichen Ursprung haben und nicht im Menschen oder im Staat entstehen (Vergl. DE STEFANO, a.a.O., S. 57).

⁴ H. BERL (*Die Heraufkunft des fünften Standes*, Karlsruhe, 1931, S. 38) führt eine analoge Deutung der Ausdrücke «Stadt» und «Stand» auf. Das könnte auch richtig sein.

etwas wie einen wirksamen Reflex aus der Welt des Seins in die Welt des Werdens darstellen, so daß die schon erwähnten Worte der vedischen Königsweihe wahr werden: «Fest ist diese Welt der Lebenden, und fest ist auch dieser König der Menschen.» So wurden häufig bei traditionellen Reichen und Staaten die Symbole des «Zentrums» und des «Poles» verwendet, die wir mit dem Archetypus des Königturns verbunden sahen.

So trug das antike chinesische Reich den Namen «Reich der *Mitte*», und auch der Sitz, von dem die ältesten nordischen Überlieferungen berichten, hieß Mitgard, was ebenfalls Sitz der Mitte bedeutet, als *Mitte* der Welt; und auch die Hauptstadt des Sonnenreiches der Inkas mit Namen Cuzco schien «Nabel» (im Sinne von Mittelpunkt) der Welt bedeuten zu haben, und die gleiche symbolische Bezeichnung finden wir auf Delphi angewendet, das Zentrum der dorischen Kultur. Analoge Bezugspunkte, die auf den antiken Sinn der traditionellen Staaten und Organisationen hinweisen, könnten ebenso leicht aus vielen anderen Traditionen angeführt werden. Allgemein gesprochen, läßt sich schon in der Vorgeschichte die Symbolik «der heiligen Steine» auf diese Gedankengänge zurückführen, und der angebliche Fetischismus des Steinkultes zeigt sich dabei zum Teil als eine falsche Vorstellung moderner Forscher. Der *omphalos*, der heilige Stein, ist keine naive Darstellung der Gestalt der Welt;⁵ sein griechischer Wortsinn «Nabel» läßt, wie schon erwähnt, im allgemeinen auf die Vorstellung von «Zentrum», «Punkt der Stabilität» schließen, vor allem in Beziehung zu dem, was man als *heilige Geographie* bezeichnen kann: Der «Heilige Stein» erscheint oft rituell an Orten, die nicht zufällig zu traditionellen Zentren eines bestimmten historischen Zyklus oder eines bestimmten Volkes auserwählt wurden⁶, und das vor allem im Sinne eines «Fundamentes von oben», wenn der Stein, wie es oft der Fall war, «vom Himmel» kam, d.h. ein Aerolith (Steinmeteorit) war. Diesbezüglich sei an den *lapis niger* der antiken römischen Tradition und an den *stone of destiny*, den ebenfalls schwarzen, schicksalhaften Stein der keltisch-britannischen Tradition erinnert, der wichtig war, weil man ihm die Eigenschaft zuschrieb, die legitimen Könige aufzuzeigen.⁷ Es ist derselbe Gedankengang, auf Grund dessen bei Wolfram von Eschenbach der Gral als mysteriöser «göttlicher Stein» die Kraft hat, denjenigen anzuzeigen, der würdig ist, die königliche Macht zu übernehmen.⁸ Daher kommt schließlich auch die ganz offenbare Symbolik der Prüfung, die darin besteht, *ein Schwert aus einem Stein ziehen zu können* (Theseus für Hellas, Sohrab für Persien, König Artus für das alte Britannien etc.).

Die Lehre von den zwei Naturen - der Grundstock der traditionellen Lebensauffassung - spiegelt sich auch in der Beziehung wider, die in der Tradition zwischen dem *Staat* und dem *Volk - demos* - besteht. Die Vorstellung, daß der Staat seinen Ursprung im *demos* hätte und in diesem auch das

⁵ W. H. RÖSCHER, *Omphalos*, Leipzig, 1913.

⁶ Vergl. GUENON, *Der König der Welt*, a.a.O., Kap. IX.

⁷ J.L. WESTON, *The quest of the holy Grail*, London, 1913, S. 12-13

⁸ Vergl. EVOLA, *Das Mysterium des Gral*, a.a.O., Ansata-Verlag, Schwarzenburg, 1978

Prinzip seiner Rechtmäßigkeit und seines Zusammenhaltes läge, ist eine ideologische Perversion, typisch für die moderne Welt, und bezeugt im wesentlichen einen *Rückschritt*. Denn mit dieser Auffassung kehrt man dazu zurück, was für naturhafte soziale Formen ohne geistige Erhöhung charakteristisch war. Und daß, nachdem einmal diese Richtung eingeschlagen war, man immer tiefer sinken mußte, bis zur kollektivistischen Welt der Massen und der absoluten Demokratie, ergibt sich aus einer natürlichen Notwendigkeit, nämlich aus dem Gesetz der fallenden Körper. Nach der traditionellen Auffassung hingegen steht der Staat zum Volk, wie das olympisch-uranische Prinzip zum chthonischen und «niedereren», wie sich «Idee» und «Form» - *vovç* - zu «Materie» und «Natur» - *ἄλῆ* - verhalten oder in anderen Worten, im Verhältnis eines lichterhaften, männlichen, unterscheidenden, individualisierenden und befruchtenden Prinzips zu einer schwankenden, vermischten, dunklen, weiblichen Substanz. Zwei Pole sind es, zwischen denen eine innere Spannung herrscht, die sich in der traditionellen Welt im Sinne einer inneren Verwandlung und einer Ordnung von oben auflöste. So ist auch der Begriff «Naturrecht» eine reine Fiktion, dessen antitraditionale und subversive Verwendung wohlbekannt ist. Es gibt keine Natur, die in sich «gut» wäre und wo die nicht greifbaren Prinzipien eines für jedes Menschenwesen gleich geltenden Rechts vorgeformt und verwurzelt wären. Auch wenn die ethnische Substanz in einem gewissen Maße als «geformte Natur» erscheinen mag, also einige elementare Ordnungsformen aufweist, so haben diese erst einen geistigen Wert, wenn sie in einem Staat oder in einer analogen, von oben ausgehenden traditionellen Organisation aufgegriffen werden und auf Grund der Teilhaftigkeit an einer höheren Ordnung eine Bekräftigung erlangen, außer es handelt sich schon um Überreste und Spuren vorgängiger formender Aktionen. In ihrem Grunde ist die Substanz des *demos* immer *dämonisch* (im antiken, nicht christlich-moralischen Sinn), d.h. sie braucht eine Reinigung, eine Befreiung, bevor sie als Kraft und Materie - *δύναμις* - eines traditionellen, politischen Systems wirksam werden kann und damit ermöglicht, daß jenseits einer naturhaften Grundsubstanz immer stärker eine unterscheidende und hierarchische Ordnung der Würde faßbar wird. In diesem Zusammenhang kann man erkennen, daß die erste Grundlage der Unterscheidung und der Hierarchie der traditionellen Kasten keine politische oder ökonomische, sondern eben eine geistige war, so daß sich im gesamten ein wahres System von Teilhaftigkeiten und fortschreitenden Graden einer Eroberung und eines Sieges des Kosmos über das Chaos ergab. Die indiarische Tradition kannte neben den vier großen Kasten noch eine allgemeinere und bedeutungsvollere Unterscheidung, die genau auf die Zweifaltigkeit der Naturen hinweist: Die Unterscheidung zwischen *arya* oder *dvija* und den «*çudra*». Die ersten sind die «Adeligen» und die «Wiedergeborenen», die das «göttliche» Element, *daivya*, ausmachen; die anderen sind Wesen, die der Natur zugehörig sind und damit den unterschiedlichen Nährboden der Hierarchie darstellen, die im Rahmen der höheren Kasten, von den «Familienvorständen» bis zu den Brahmanen, schrittweise von der traditional formierenden Kraft überwunden wird.⁹ Das ist strenggenommen der ursprüngliche Sinn des

Staates und des Gesetzes in der traditionellen Welt: Der Sinn bestand also in einer übernatürlichen «Bildung», auch dort, wo er sich auf Grund einer nicht vollständigen Anwendung des Prinzips und einer nachfolgenden Materialisierung und Dekadenz nicht deutlich sichtbar zeigen konnte.

Von diesen Voraussetzungen her ergibt sich eine mögliche Verbindung zwischen dem Prinzip eines jeden Staates und dem der *Universalität*: Wo Handlungen gesetzt werden, die ein Leben jenseits der Grenzen der Natur und der erfahrungsmäßigen und zufälligen Existenz festlegen sollen, müssen sich grundsätzlich auch Formen zeigen, die nicht an das Partikuläre gebunden sind. Die Dimension des Universalen kann in den verschiedenen traditionellen Kulturen und Organisationen verschiedene, einmal mehr und einmal weniger deutlich sichtbare Aspekte aufweisen. Die «Formung» stößt immer auf den Widerstand einer Materie, die in ihren zeitlich und räumlich festgelegten Gegebenheiten, in einem unterscheidenden und partikulären Sinne, eben im Ordnungsrahmen der historischen Anwendung des einzigen Prinzips handelt, das an sich über und vor diesen Erscheinungsformen steht. Und jede traditionale Organisationsform birgt trotz allen örtlichen Charakteristiken, allen erfahrungsbedingten Besonderheiten, allen «autochthonen» Kulturen und Einrichtungen, die sie eifersüchtig verteidigt, immer wieder ein höheres Prinzip in sich, das in Kraft tritt, wenn sich die traditionale Organisation bis zur Stufe und zur Idee des Reiches emporhebt. So gibt es verborgene Sympathie- und Analogieverbindungen der einzelnen traditionellen Ausformungen mit etwas Einzigem, Unteilbarem und Ewigem, dessen verschiedene Blickwinkel sie sozusagen darstellen: Und von Zeit zu Zeit schließen sich diese Kreisläufe der Sympathie, und das, was jeden im einzelnen übersteigt, leuchtet in ihnen auf und gewinnt die geheimnisvolle, offenbarende Macht eines souveränen Rechts, die unwiderstehlich jede eigenständige Begrenzung umstößt und in der Einheit eines höheren Typus gipfelt. Das sind dann die Höhepunkte der Reichsidee in der Welt der Tradition. So zieht sich im idealen Sinn eine einheitliche Linie vom traditionellen Gesetzes- und Staatsgedanken hin zum Reichsgedanken.

Wir haben gesehen, daß der Gegensatz zwischen den höheren, durch die Wiedergeburt charakterisierten Kasten und den niedrigeren der *çudra* den Indo-Ariern als derjenige zwischen «göttlich» und «dämonisch» galt. Im Iran entsprachen den ersteren Kasten ebenso viele Ausstrahlungen des göttlichen Feuers, das auf die Erde und genauer gesagt auf drei unterschiedliche «Höhen» niederkam: Abgesehen von der «Glorie» - *hvarenö* -, die sich in der höchsten Form vor allem in den Königen und Priestern manifestierte, bildete sich dieses übernatürliche Feuer, hierarchisch den anderen Kasten oder Ständen der Krieger und der patriarchalen Häupter des Reichthums - *rathaestha* und *vāstriyaishuyant* - entsprechend, in zwei weiteren unter-

⁹ (siehe letzte Zeile S. 54) Die Kaste der *çudra* oder Knechte wird oft im Gegensatz zu den Brahmanen, die als Gipfelpunkte der Hierarchie der «zweimal Geborenen» «göttlich» - *daivya* - ist, als «dämonisch» - *asurya* - angesehen. Vergl. z.B. *Pancavinqabrāhmana*, V, v, 17, und überdies E. SENART, *Les castes dans l'Indie*, Paris, 1896, S. 67

schiedlichen Formen aus, bis es sogar die von indo-europäischen Stämmen besetzten Gebiete berührte und «glorifizierte».¹⁰ Darauf aufbauend, kommt man in der iranischen Tradition dann zur metaphysischen Auffassung des Reiches als einer Realität, die im Grunde weder an Zeit noch Raum gebunden ist. Deutlich zeigen sich zwei Möglichkeiten: Einerseits der *ashavan*, der Reine, der «Treue» auf Erden und Glückselige im Jenseits, der hier unten in seinem Bereich die Kraft des Lichtprinzips vermehrt: Vor allen Dingen die Herren des Ritus und des Feuers, die eine unsichtbare Macht über die dunklen Einflüsse ausüben, gehören dazu; dann die Krieger im Kampf gegen die Barbaren und Gottlosen; schließlich diejenigen, die die trockene und unbebaute Erde bearbeiten, denn auch das ist «Milizia», denn die Fruchtbarkeit ist quasi ein Sieg, der die mystische *virtus* (Tugend, Fähigkeit) der indo-europäischen Erde vermehrt. Diesen *ashavan* gegenüber steht der *anashvan*, der Unreine, der Gesetzlose, der das Lichtprinzip Schwächende.¹¹ Das Reich als traditionale Einheit vom «König der Könige» aufrechtzuerhalten, entspricht hier genau dem, was das Lichtprinzip vom Herrschaftsbereich des dunklen Prinzips erobert hat. Als Endpunkt gilt dabei der Mythos vom Helden *ƒaoshianc*, dem obersten Herrscher eines zukünftigen, vollendeten und siegerfüllten «Friedens»-Reiches.¹² Der gleiche Gedankengang findet sich auch noch in der Legende von König Alexander dem Großen, der mit einer eisernen Mauer den Völkern von Gog und Magog, die hier das «Dämonische», in den traditionellen Hierarchien unterworfenen Element darstellen, den Weg versperrt hätte: Völker dieser Art werden eines Tages vorstürmen, um die Mächte der Erde zu erobern, aber ihnen stellen sich ein für allemal Gestalten entgegen, unter denen auch nach den mittelalterlichen Sagen wiederum ein Herrschertypus des Heiligen Römischen Reiches auftreten wird.¹³ In der nordischen Tradition drücken den gleichen Gedanken die Bollwerke aus, die den «Sitz der Mitte» - den Midgard - vor den elementaren Gewalten schützen, bis sie bei der «Götterdämmerung» - Ragnarök -¹⁴ vernichtet werden. Darüberhinaus ist schon

¹⁰ Vergl. SPIEGEL, *Eran. Altert.*, Bd. III, S. 575, Bd. II, S. 42-43, 46. In den *Yasht* wird ausdrücklich gesagt, daß die «Glorie» den «geborenen und nicht-geborenen arischen Völkern und dem heiligen Zarathustra» angehört. Hier könnte der Begriff der «Menschen des Urgesetzes» - *paoiryö-thaešha* - erwähnt werden, das als die wahre arische Religion in jedem Zeitalter, vor und nach Zarathustra, angesehen wird (vergl. z.B. *Yasht*, XIII, passim).

¹¹ Vergl. MASPERO, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, Paris, 1895, Bd. III, S. 586-587

¹² *Bundahesh*, XXX, 10, ff.; *Yasht*, XIX, 89-90

¹³ Vergl. A. GRAF, *Mem. e immaginaz. del Medioevo, a.a.O.*, Bd. II, S. 521, 556 ff. Dieselbe Aufgabe des Alexander gegenüber den Völkern von Gog und Magog erscheint wieder im *Koran* (XVIII, 95), aber bezogen auf den Helden Osul-Kernein (vergl. F. SPIEGEL, *Die Alexandersage bei den Orientalen*, Leipzig, 1851, S. 53, ff.). Darüber hinaus finden sich Gog und Magog in der Hindu-Tradition unter den beinahe identischen Namen der Dämonen Koka und Vikoka, die am Ende dieses Zyklus vom *Kalki-avatāra* vernichtet werden, der wiederum eine andere messianisch-imperiale Gestalt ist. Vergl. J. EVOLA, *Das Mysterium des Gral, a.a.O.*

¹⁴ *Gylfaginning*, 8, 42; *Völuspá*, 82. Die Verteidigung gegen die dunklen Kräfte, hier im Sinne eines Schutzes vor ihnen, hat auch der «Grossen Mauer», mit der sich das chinesische Reich, das «Reich der Mitte», einschloß, einen symbolischen Sinngehalt gegeben.

die Beziehung zwischen *aeternitas* (Ewigkeit) und *imperium* (Reich) in der römischen Tradition erwähnt worden, von wo der transzendente, außer-menschliche Charakter kommt, zu dem hier der Begriff des «*regere*» (Regierens) erhoben wird, so daß das Heidentum die Größe der Stadt des Adlers und des Beiles den Göttern zuschrieb. Davon ausgehend kann auch der Vorstellung, nach der die «Welt» nicht enden würde, solange das römische Reich erhalten bliebe, ein tieferer Sinn beigegeben werden: einer Vorstellung, die eben auf die Funktion einer mystischen Heilsgebung zurückgeführt werden muß, die man dem Reich zuschrieb, wobei man «Welt» nicht körperlich oder politisch, sondern im Sinne von «Kosmos», als Wall der Ordnung und Beständigkeit gegen die Kräfte des Chaos und der Zerstörung verstehen muß.¹⁵

Selbst die byzantinische Wiederbelebung der römischen Idee hat in diesem Zusammenhang für den deutlich theologisch-eschatologischen Geist, von dem diese Idee belebt wird, eine besondere Bedeutung. Das Reich, das auch hier als Spiegelbild des himmlischen Reiches aufgefaßt wird, ist von Gott gewollt und vorgeordnet. In ihm ist auch der irdische Herrscher - der βασιλεύς παντοκράτωρ - ein Spiegelbild des Weltenherrschers; wie dieser ist er allein und ohne einen zweiten. Er hat den Vorsitz sowohl im weltlichen als auch im geistigen Bereich, und sein formelles Recht ist allgemein gültig: Es erstreckt sich auch auf Völkerschaften, die tatsächlich eine Autonomie-herrschaft haben, die der realen Reichsgewalt nicht unterworfen ist, aber als solche «barbarisch» und nicht «gerechtigkeitsgemäß» ist, da sie eine rein naturgebundene Grundlage besitzt.¹⁶ Ihre Untertanen sind die «Römer» - ῥωμαῖοι - nicht im ethnischen oder rein juristischen, sondern im Sinne einer Würde und einer höheren Anerkennung, da sie in einem Frieden (*pax*) leben, der von einem Gesetz gesichert wird, das ein entsprechendes göttliches widerspiegelt. Der vom Reich beherrschte Teil der Erde vereinigt in sich also die Ordnung des «Heiles» wie auch des Rechts im höheren Sinne.¹⁷

Mit demselben überhistorischen Inhalt, als von der Vorsehung geschaffene, universale, übernatürliche Institution, als *remedium contra infirmitatem peccati*, um also die gebrechliche, menschliche Natur aufzurichten und die Menschen zum ewigen Heil zu führen, trat der Gedanke des Reiches im

¹⁵ Die dynamische Beziehung zwischen den beiden gegensätzlichen Prinzipien fand im arischen Indien im Fest des *gavāmyanu* Ausdruck, wo ein schwarzer *çidra* gegen einen weißen *arya* um den Besitz eines Sonnensymboles kämpfte. (Vergl. A. WEBER, *Indische Studien*, Leipzig, 1868, Bd. X, S. 5) Es gibt auch einen nordischen Mythos, in dem am Anfang eines jeden Jahres ein weißer Ritter mit einem schwarzen um den Besitz eines Baumes streitet: Daran schließt sich auch die Vorstellung an, daß zukünftig der schwarze eine immer stärkere Vorherrschaft erlangen wird, bis ihn ein König endgültig niederschlagen wird. (J. GRIMM, *Deutsche Mythologie*, Berlin, 1876, Bd. II, S. 802)

¹⁶ Vergl. O. TREITINGER, *Die ost-römische Kaiser- und Reichsidee*, Jena, 1938.

¹⁷ In analoger Weise gibt es später im Islam die geographische Unterscheidung zwischen dem *dar al-islam* oder Land des Islam, wo das göttliche Gesetz herrscht und dem *dar al-harb* oder Land des Krieges, das die Völker umfaßt, die durch den *jihad*, «den heiligen Krieg», in dieses Land des Islams aufgenommen werden sollen.

gibellinischen Mittelalter nochmals in Erscheinung¹⁸, auch wenn er praktisch gelähmt war von der Opposition der Kirche und den Widrigkeiten der Zeiten, die allein schon das Verständnis dafür ausschlossen und um so mehr noch die tatsächliche Verwirklichung nach dem höchsten innerliegenden Sinngehalt. Auch wenn Dante somit eine traditional richtige Ansicht ausdrückt, wenn er für das Reich den gleichen übernatürlichen Ursprung und Zweck verteidigt, wie sie auch die Kirche beansprucht, und wenn er vom Herrscher als demjenigen spricht, der «alles besitzt und nichts mehr wünschen kann» und frei von Begierde ist, so daß er Frieden und Gerechtigkeit herrschen lassen und das tätige Leben der Menschen stärken kann, das nach der Sünde nicht den Verführungen der Begierde widerstehen kann, soweit nicht eine höhere Macht sie bremst und führt¹⁹, so trägt er doch solche Gedankengänge kaum über die materiell-politische Ebene hinaus. Tatsächlich ist hier der «vollkommene Besitz» des Herrschers nicht der innerliche, wie ihn «die Seienden» aufweisen, sondern der Landbesitz; die Begierde (*cupiditas*) ist nicht die Wurzel jedes nicht wiedergeborenen, naturgebundenen, vom Werden nicht losgelösten Lebens, sondern die Begierde der einzelnen Könige, die sich um Macht und Reichtum streiten; der «Friede» ist schließlich jener der «Welt» und bildet damit nur eine Voraussetzung für eine andere Ordnung, jenseits des Reiches, für ein beschauliches Leben im christlich-asketischen Sinne. Wenn auch wie in einem entfernten Widerhall, so hält sich die Tradition doch noch aufrecht. Mit den Hohenstaufen erlebt sie das letzte lichtvolle Aufflackern. Danach werden die Imperien durch die «Imperialismen» ersetzt, und man erkennt im Staat nichts anderes mehr als eine für sich bestehende, weltliche Organisation, die zuerst national und schließlich sozial und plebejisch ausgerichtet ist.

¹⁸ Vergl. F. KAMPERS, *Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage*, Berlin, 1896, passim, und *Karl der Grosse*, Mainz, 1910.

¹⁹ Vergl. DANTE, *Com.*, IV, V, 4; De Mon., 1,11,11-14; und: A. SOLMI, *Il pensieropolitico di Dante*, Florenz, 1922, S. 15.

5. Das Mysterium des Ritus

Wenn der König göttlichen Rechts der Mittelpunkt des traditionellen Staates war, so war es ein doppeltes Element, das die einzelnen Teile und Aktivitäten an diesen Mittelpunkt band und sie als Einzelglieder am transzendenten, vom Herrscher getragenen Einfluß teilnehmen ließ: nämlich der *Ritus* und der «Treuebund», *fides*.

Der Ritus war der ursprüngliche Zusammenhalt der großen und kleinen traditionellen Gesellschaftsformen, wenn man sie von der vorhin aufgezeigten, nicht naturgebundenen Anschauungsweise aus betrachtet. Der Ritus betraf vor allem den König; dann war er das Vorrecht der aristokratischen und der priesterlichen Kasten, dann der Amtsträger (der Magistraten), für die in Griechenland der Ausdruck *οι εν ιτέλε* bestand, d.h. diejenigen, die die Opfer darbringen müssen¹, und schließlich *der patres*, der Familienoberhäupter. Riten und Opfer waren durch ganz genaue und strenge traditionale Normen bestimmt, die nichts Willkürliches oder Persönliches zuließen. Sie waren zwingendes Gesetz, *ius strictum*: Der Ritus oder das Opfer, die nicht erfolgten oder von einer nicht dazu qualifizierten Person oder in einer sonstwie den traditionellen Regeln nicht entsprechenden Form vollzogen wurden, waren der Anfang eines Unglücks; denn das setzte fürchterliche Mächte frei, sowohl im moralischen als auch im materiellen Bereich, sowohl für den einzelnen als auch für die Gemeinschaft. Hingegen konnte man in der klassischen Welt sagen, daß der Priester des heiligen Feuers mit seinem Ritus Tag für Tag der Stadt das «Heil» brachte.² Die Riten festzusetzen, gilt nach der fernöstlichen Tradition als die erste unter den drei wichtigsten Aufgaben einer Regierung oder eines Reiches³, da die Riten die «Kanäle sind, durch die man die Wege des Himmels erfassen kann»⁴. In der Hindu-Tradition werden die «Opferstätten» als Sitz der «Ordnung» - *rta* -⁵ selbst angesehen; und es ist schon ziemlich bedeutungsvoll, daß der Ausdruck *rta* (bei den Iranern: *artha*) mit anderen analogen Vorstellungen gemeinsam als Wurzel im lateinischen Wort *ritus*, als rituelle Handlung wieder auftaucht. Im antiken traditionellen Leben gab es weder beim einzelnen noch in der Gemeinschaft eine Handlung, die nicht mit einem bestimmten rituellen Element verbunden war, als Stütze und Führung von oben und als erheben-

¹ Vergl. F. DE COULANGES, *Op. dt.* S. 211

² PINDAR, *Nemen.*, XI, 1-5

³ *Tschung-yung*, XXIX, 1

⁴ Vergl. *Li-ki*, VII, iv, 6: «Dem Untergang der Staaten, der Zerstörung der Familien und der Vernichtung der Einzelpersonen ist immer der Abfall von den Riten vorangegangen. Sie stellen die Kanäle dar, durch die wir die Wege des Himmels erfassen können.» Nach der indo-arischen Tradition sind gemeinsam mit «Wahrheit, Ordnung, Askese» die rituellen Formeln und Opfer die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaftsformen. (Vergl. z.B. *Atharva-Veda*, XII, 1, 1)

⁵ Vergl. z.B. *Rg-Veda*, X, 124, 3

des Element.⁶ Die Tradition der Riten und Opfer wie auch jene der Gesetze, die oft zusammenfielen *-jus sacrum* - (heiliges Recht), wiesen dann sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich auf ein außer-menschliches oder außer-menschlich gewordenes Sein. All das ist der modernen Laienmentalität fremd, für die jeder Ritus, wenn er schon nicht als Aberglaube «überholt» ist, als bloße Zeremonie⁷ nur auf Grund seines symbolischen, ästhetischen oder emotionalen Wertes Geltung hat. Es lohnt sich daher, einige der Aspekte und Bedeutungsinhalte dieses Ausdrucks des traditionellen Geistes näher zu betrachten, was uns auch wieder zu den schon geklärten Basispunkten zurückführen wird.

Über das «Opfer» lesen wir in einem Text, dessen Alter außer Zweifel steht, daß Brahman, «der am Anfang das gesamte Universum war», «eine höhere und vollkommene Form seiner selbst schuf», aus der die «Götter der Krieger» wie Indra, Mithra etc. entsprangen.⁸

Dieses «Aus-Eigenem-sich-höher-Entwickeln» der Urkraft der Welt, das als Ursprung von Wesenheiten gilt, die als himmlische Archetypen des göttlichen und triumphalen Königtums betrachtet werden, ist eng mit dem inneren Kern einer ganzen Reihe von Opfern verbunden. Der gleiche geistige Hintergrund findet sich in einem anderen Zyklus von Mythen, die die grundsätzliche Gleichheit von Helden bzw. Göttern und den Personifizierungen der chaotischen Kräfte aufzeigen, gegen die sie siegreich kämpfen⁹. Auch hier besteht die gleiche Auffassung einer Urkraft, die gegen sich selbst reagiert, sich befreit und zu einem höheren Seins-Zustand aufsteigt, was ihren eigentlichen göttlichen Aspekt ausmacht - die «höhere und vollkommene Form ihrer selbst» aus den Upanischaden - , was sich oft in einem Gesetz, in einem Ordnungsprinzip manifestiert: So ist z.B. der Chaldäer Marduk, Sieger über den Dämon des Chaos Thiamat, damit im universellen Bereich ein kosmischer Ordner, und in der Hindu-Kosmogonie erschafft die Lebenskraft mit der Askese - *tapas tapyate* - den «Einen» der Schöpfung. In der nordischen Tradition wird der gleiche Gedankengang durch das Opfer des Odin am kosmischen Baum Yggdrasil ausgedrückt, durch das er aus dem Abgrund die in den Runen enthaltene, transzendente Weisheit hervorholt und neu belebt¹⁰: Nicht nur das, sondern in einer besonderen Abfassung

⁶ Über die Mächten der Ritentradition im alten Römertum vergl. V. MACCHIORO, *Roma Capta*, Messina, 1928, S. 15 ff.

⁷ Vom Worte «Zeremonie» selbst ist überdies der ursprüngliche Sinn verlorengegangen. Es kommt von der Wurzel kreieren, identisch mit Sanskrit *kr* = handeln, machen, im Sinne von erschaffen. Dieses Wort drückt also nicht eine gewöhnliche, feierliche Handlung aus, sondern eine wahre und wirklich schöpferische Tat. Vergl. L. PRELLER, *Römische Mythologie*, Berlin, 1858, S. 70. Im Mittelalter war «Zeremonie» der spezielle Begriff, mit dem die magischen Operationen bezeichnet wurden.

⁸ Vergl. *gatapatha-brāhmana*, XIV, iv, 2, 23-27; *Bṛhadāraṇyaka-upaniṣad*, I, iv, 11.

⁹ Vergl. HUBERT-MAUSS, *Melanges hist. rel., a.a.O., S. 113-116*. In einem der eben erwähnten Texte (*Bṛhadār.*, I, ii, 7-8) sagt das Urprinzip: «Möge mein Körper zum Opfer werden. Dank ihm werde ich ein Sein erlangen.» Und dieses Opfer, das agvamedha, wird mit der Sonne in Zusammenhang gebracht.

¹⁰ *Hävamäl*, 139 ff.

dieses Mythos erscheint Odin, verstanden als König, als derjenige, der mit seinem Opfer den Weg aufzeigt, der zur Walhalla führt, d.h. zu erkennen gibt, welche Art Handlung zur heroischen, aristokratischen und uranischen Unsterblichkeit führt."

Seiner ursprünglichen Bedeutung nach entspricht die Art Opfer, auf die wir uns beziehen, entweder einer solchen Handlung, die einen «Gott» oder «Helden» erschafft, oder einer Wiederholung dieser Schöpfungshandlung, die, verbunden mit der Opfertradition für diesen Gott oder Helden, die Wirkkraft jenes Gottes erneuert oder sie im Rahmen einer bestimmten Gemeinschaft wiedererstehen und Entwicklung finden läßt. In der ägyptischen Tradition finden diese Bedeutungsinhalte ihren Hauptausdruck. Dabei wird Osiris als derjenige aufgefaßt, der die Menschen die Riten und die heilige und symbolische Kunst des Tempelbaus gelehrt hätte. Er ist der Gott der Riten, da er als erster unter den Göttern selbst zum Opfer geworden ist und den «Tod» kennengelernt hat. Seine Ermordung und Zerstückelung durch Seth wird mit seinem «als Erster-in-das-unbekannte-andere-Land-Eindringen und ein Wesen werden, das das große Geheimnis kennt»¹² in Verbindung gebracht. Der Mythos findet seine Weiterentwicklung im Motiv des Horus, der als Sohn des Osiris seinen Vater zu neuem Leben erweckt. Er findet die «geeigneten Riten» - *khu* -, die Osiris, der in die andere Welt übergegangen ist - ins Übernatürliche im eigentlichen Sinne -, die Gestalt zurückgeben, die er vorher besaß. «Mit dem Tod und mit den Riten erfuhr Osiris als erstes Wesen das Mysterium und das neue Leben: Dieses Wissen und dieses Leben waren nunmehr das Vorrecht der Wesen, die sich göttlich nennen. Von diesem Standpunkt aus dachte man, daß Osiris die Götter und die Menschen in die heiligen Riten eingeweiht habe. Er hatte den Wesen des Himmels und der Erde gezeigt, wie man Gott wird.»¹³ Von da an bestand der Kult, der jedem göttlichen oder vergöttlichten Wesen dargebracht wurde, in der Wiederholung des Osiris-Mysteriums. Das galt vor allem für den König: Nicht nur der Ritus der Thronbesteigung und der feierliche dreißigjährige Ritus des *sed*, sondern auch der tägliche Kult, der einem ägyptischen König den transzendenten Einfluß, der mit seinem Amt verbunden war, erneuern sollte, wiederholte das Mysterium des Osiris. Der König bringt als solcher dem Osiris seinen Kult dar, indem er ihn «wieder neu aufbaut» und rituell das Hinscheiden und den Sieg des Osiris erneuert. So sagt man vom König: «Horus, der den Vater (Osiris) formt» und: «Der Spender des Lebens - *ankh* -, der mit seinem Ritus das göttliche Leben, königlich wie die Sonne, auferstehen läßt.»¹⁴ Der Herrscher wird zu «Horus», dem Wiedererwecker

" *Ynglingasaga*, Kap. X. Vergl. S. BUGGE, *Entstehung dernordischen Götter- und Heldensagen*, München, 1889, S. 317 ff, 422-423, wo hervorgehoben wird, daß der Name Yggdrasil! für den Baum der Edda, «von dessen Wurzeln kein Sterblicher weiß, wo sie entspringen» (*Hävamál*, 139-140), schon das Opferwerkzeug des Yggr, d.h. des «Furchtbaren», eines Beinamens von Odin, anzuzeigen scheint.

¹² Vergl. A. MORET, *Royaul. Pharaon., a.a.O.*, S. 148

¹³ *Ebd.*, S. 149

¹⁴ *Ebd.*, S. 149, 153-161, 182-183. Vergl. den Ausspruch von Ramses II: «Ich bin ein Sohn, der das Haupt seines Vaters formt, der den zeugt, der ihn gezeugt hat.» Vergl. S. 217: Das

von Osiris oder dem wiedererweckten Osiris. Auf gleicher Ebene übernahmen die Eingeweihten in den Mysterien den Namen des Gottes, von dem diese Mysterien begründet worden waren, wobei die Einweihung die gleiche Art Handlung neuerlich vollzog, die das innerste Wesen des Gottes ausmachte, so daß sich eine Analogie der inneren Naturen herausbildete, die in anderen Fällen bildlich «Fleischwerdung» oder «Kindschaft» genannt wurde.

Aber das gilt auch für den Ritus mehr im allgemeinen: für den, der dem Helden oder Stammvater gewidmet war, auf den die Patriziergeschlechter häufig ihren nicht materiellen Ursprung und die Grundlage ihres Ranges und Rechtes zurückführten, für den des Kultes zu Ehren der Gründer einer Institution, einer Gesetzgebung oder einer Stadt, wenn sie als nicht-menschliche Wesen angesehen wurden. Auch in diesen Fällen sah man ursprünglich eine dem Opfer analoge Handlung, die eine übernatürliche Eigenschaft hervorrief, die entweder als potentielles, geistiges Erbe im Familiengeschlecht verblieb oder als «Seele» jenen Institutionen, Gesetzen oder Gründungen anhing: Und die verschiedenen Riten und Zeremonien dienten eben dazu, diesen ursprünglichen Einfluß neu zu beleben und zu nähren, da er ja auf Grund seiner Natur als Grundlage des Heils, des Glückes und des «Wohlstands» galt.

Diese Klarstellung der Bedeutung einer wesentlichen Reihe von traditionellen Riten läßt uns schon einen wichtigen Punkt festlegen. In den Traditionen der uranischen Kulturen oder Kasten waren zwei Elemente gegenwärtig. Das erste ist materiell und naturbezogen, als die Übertragung von etwas, was mit dem Blut und der Rasse in Beziehung steht, d.h. mit einer Lebenskraft, die ihren Ursprung in der niederen Welt findet, vermischt mit Einflüssen kollektiver Abstammung und elementarer Art. Das zweite Element stammt von oben und wird von der Übertragung und ununterbrochenen Ausführung der Riten bestimmt, die das Geheimnis einer gewissen Umformung und Beherrschung beinhalten, die sich im besagten Lebenssubstrat verwirklichten: Das ist das höhere Erbe, das die Bestätigung und Weiterentwicklung der Eigenschaft gestattet, die der «göttliche Stammvater» entweder *ex novo* festgelegt oder von einer Ordnung in eine andere Ordnung verbracht hatte und mit der erst das königliche Geschlecht, der Staat, die Stadt, der Tempel, die Kaste, die Sippe (*gens*) oder die patrizische Familie im eigentlichen Sinne zu bestehen begannen, gemäß ihrem übernatürlichen Aspekt und als «Form» in Herrschaft über das Chaos, wie das bei den höheren Ausgestaltungen der traditionellen Kultur der Fall war. Deshalb konnten die Riten sehr wohl nach einem fernöstlichen Ausspruch als «Ausdruck des göttlichen Gesetzes» erscheinen.¹⁵

Wenn man die rituelle Handlung *par excellence* - das Opfer - für sich in seiner vollkommensten Form betrachtet (als Typus kann man sich auf das vedische Opfer beziehen), so können drei Phasen unterschieden werden:

Eintreten des Königs in den Ritensaal - *paduait* - wurde mit dem Eintreten in die andere Welt - *duait* - verglichen, der Welt des Opfertodes und der Transzendenz.

¹⁵ *Tshung-yung*, XXVII, 6

Zuerst eine rituelle und geistige Reinigung des Opfernden, dazu bestimmt, ihn in wirkliche Berührung mit den unsichtbaren Kräften treten zu lassen und ihm leichter die Möglichkeit in die Hand zu geben, mit diesen in eine aktive Beziehung zu kommen. Darauf folgt ein evokatorischer Prozeß, der eine Sättigung besagter Energien in der Person des Opfernden selbst oder eines Opfers, oder beider, oder schließlich eines dritten Elements, das je nach Struktur des Ritus verschieden sein kann, herbeiführt. Schließlich gibt es eine Handlung, die die Krisis herbeiruft (z.B. die Tötung des Opfers), die den Gott aus der Substanz der zusammengekommenen Einflüsse «verwirklicht»¹⁶. Mit Ausnahme der Fälle, wo der Ritus dazu bestimmt war, eine neue Wesenheit zu schaffen, die als «Seele» oder «Genius» einer neuen Tradition oder einer neuen Stadt, oder einem neuen Tempel usw. dienen sollte (denn auch die Erbauung der Stadt und der Tempel hatte traditional ein übernatürliches Gegenstück)¹⁷, findet man hier etwas *wie ein Lösen und Wiederversiegeln*. Es wird also evokatorisch der Kontakt mit den unteren Kräften erneuert, die die Grundsubstanz für eine uranfängliche Gottwerdung bilden, aber auch die Gewalt tritt in Erscheinung, die sie von sich selbst losriß und sie zu einer höheren Form freilöste. Man sieht also die Gefahr, die die Wiederholung eines traditionellen Ritus mit sich bringt und warum derjenige, der das Opfer darbringt, «männlicher Held» genannt werden konnte.¹⁸ Der Ritus, der fehlschlägt oder mißlingt, oder in sonst einer Form von seinem ursprünglichen Modell abweicht, verletzt und vernichtet einen «Gott» und wird damit zum Sakrileg. Wird dabei ein Gesetz verändert, wird ein Siegel des übernatürlichen Reiches gelöst, so kehren dunkle, zweifelhafte, furchterregende Kräfte in einen freien Zustand zurück. Aber auch der vernachlässigte Ritus hat einen ähnlichen Effekt: Er läßt die Gegenwart des «Gottes» in seinen Beziehungen zu den Schuldigen schwächer werden, und gleichzeitig finden dadurch jene Kräfte Stärkung, die sich im «Gott» selbst nur gezähmt und verwandelt zeigen: Die Tore zum Chaos werden aufgestoßen. Die rechte und beharrliche Opferhandlung hingegen wurde als das angesehen, womit die Menschen die Götter und die Götter die Menschen stützen, zum höchsten Wohl von beiden.¹⁹ Das Schicksal derjenigen, die

¹⁶ Vergl. HUBERT-MAUSS, *Melang. Hist. Reh, a.a.O.*, von S. 9-130; *Introduzione alla Magia*, Roma², 1951, Bd. III, S. 281 ff.

¹⁷ Bei einer neuen Stadt handelte es sich um die Bildung jener *tyke poleos*, auf die wir schon hingewiesen haben, die in den Kulturen des höheren Typus vom Herrscher direkt übernommen, und mit der «*Fortuna regia*» - *tyke basilèos* - der königlichen Glücksmacht, gleichgesetzt wurde. Wenn man Wesenheiten dieser Art, wie es viele tun, als «personifizierte Abstraktionen» betrachtet, bedeutet das nur, daß man den Standpunkt eines unwissenden Wissens einnimmt. Im antiken Ägypten stand der göttliche König den Riten des Tempelbaues vor und führte selbst im symbolisch rituellen Sinne die ersten für den Bau notwendigen Tätigkeiten aus, wobei er den niederen Materialien Gold und Silber beimengte, die das unsichtbare, göttliche Element symbolisierten, das er durch seine Gegenwart und mit seinem Ritus beinahe wie eine Seele mit dem sichtbaren Bau verband. In dieser Hinsicht handelte er im Geiste eines «ewigen Werkes», und auf gewissen Inschriften liest man: «Der König durchtränkt mit magischem Fluidum den Boden, wo die Götter leben werden.» (Vergl. MORET, *Royaut. Phar.*, S. 132 ff.)

¹⁸ *Rg-Veda*, 1, 40, 3.

¹⁹ *Bhagavad-giä*, III, 11. Vergl. *qatapatha-brähmana*, VIII, I, 2, 10, wo das Opfer als

keine Riten mehr ausführen, liegt in den «Höllen»²⁰, sie schreiten also von der übernatürlichen Ordnung, an der sie teilhatten, zum Zustand der niederen Natur zurück. Das einzige, was keine «Bindung» schafft, so wurde behauptet, ist die Opferhandlung.²¹

Olympiodorus schreibt, daß die Welt ein großes Symbol sei, da sie in sichtbarer Form unsichtbare Wirklichkeiten darbietet. Und Plutarch sagt: «Unter den Dingen einer höheren Ordnung, wie auch unter den natürlichen Dingen gibt es verborgene Bindungen und Entsprechungen, über die man nicht urteilen kann, außer mit Erfahrung, mit den Traditionen und der Zustimmung aller Menschen»²². Ein weiterer, charakteristischer Ausspruch der hebräischen Esoterik lautet: «Damit sich hier unten ein Geschehnis ereignet, muß sich auch oben ein entsprechendes Geschehnis vollziehen, denn alles hier unten ist ein Spiegelbild der oberen Welt. Die obere Welt wird von der Triebkraft dieser niederen Welt bewegt und umgekehrt. Der Rauch (der Opfer), der von hier unten aufsteigt, zündet die Lampen von oben an, so daß alle Lichter im Himmel glänzen: Und so sind alle Welten gesegnet»²³. Eben das kann man als allgemeines Glaubensbekenntnis der Kulturen des traditionellen Typus bezeichnen. Für den modernen Menschen befinden sich Ursache und Wirkung gemeinsam auf der physischen Ebene, im Raum und in der Zeit. Für den traditionellen Menschen enthält die physische Ebene nur Wirkungen, und nichts ereignet sich hier, was sich nicht schon im Drüben, im Unsichtbaren, vorher ereignet hat. Und auch unter diesem Blickwinkel sieht man, wie der Ritus sich einfügt und erhaben herrscht im Ablauf aller Handlungen, aller Schicksale und Seinswesens des traditionellen Lebens. Mit dem Ritus Tatsachen, Beziehungen, Siege, Verteidigungen oder allgemein einfach *Ursachen* im Unsichtbaren vorzubereiten, das war die Handlung par excellence, ohne die jede materielle Handlung durch die äußerste Zufälligkeit schon zuvor benachteiligt und auch die Seele des Einzelmenschen ungenügend geschützt war gegenüber den dunklen und nicht faßbaren Kräften, die in den Leidenschaften, den Gedanken und menschlichen Neigungen des einzelnen und der Gemeinschaft und hinter den Kulissen der Natur und der Geschichte handelten.

Wenn man diese Betrachtungen den vorherigen hinzufügt, so erscheint die Tatsache, daß traditional die Ausübung des Ritus als eines der Grundgesetze in der hierarchischen Rangordnung galt und allgemein in engster Beziehung zu jeder Autorität der Staats-, der Sippen- und selbst der Familien-Ordnung stand, alles andere als außergewöhnlich. Man kann die traditionale Welt in ihrer Gesamtheit ablehnen. Aber kennt man einmal ihre Grundlagen, kann man den inneren, logischen Zusammenhang aller ihrer Einzelercheinungen nicht leugnen.

Nahrung der Götter und als ihr «Lebensprinzip» bezeichnet wird (*ebd.*, XIV, 111, 2, 1).

²⁰ *Ebd.*, I, 44

²¹ *Ebd.*, III, 9

²² PLUTARCH, *De sera num. vindicta*, XXVIII (Übers. De Maistre).

²³ *Zohar*, I, 208 a; II, 244a.

6. Der ursprüngliche Charakter des Patriziertums

Die indo-arische Kultur stellt eine der vollständigsten Anwendungen dieser Prinzipien dar. In ihr stand die *brāhmana*- oder Brahman-Kaste an der Spitze der Hierarchie, aber nicht auf Grund der materiellen Gewalt oder des Reichtums und nicht einmal wegen ihrer Organisation in der Art einer Kirche. Nur der Opferritus, der ihr Privileg war, bestimmte den Unterschied zwischen der *brāhmana*-Kaste und den übrigen. Der Ritus und das Opfer, die den Ausführenden mit einer Art psychischer Ladung erfüllen, die gleichzeitig furchterregend und wohltätig ist, läßt die *brāhmana* an der besonderen Natur der angerufenen Kräfte teilhaben. Diese Eigenschaft bleibt dabei nicht nur für das gesamte Leben dieser Personen erhalten und macht sie damit an sich überlegen, geehrt und gefürchtet, sondern überträgt sich auch auf die Nachkommenschaft. Nachdem sie wie ein transzendentes Erbe in das Blut übergegangen ist, wird sie zu einer Eigenschaft der Sippe, die der Einweihungsritus im Einzelmenschen immer wieder aufs neue aktiv und wirksam werden läßt.¹ Die Wertschätzung einer Kaste maß man an der Schwierigkeit und Nützlichkeit der Funktionen, die sie eigenständig betraute. Aber eben auf Grund der schon früher erwähnten Voraussetzungen wurde in der Welt der Tradition nichts als nützlicher erachtet als die geistigen Einflüsse, die der Ritus mit seiner zwingenden Handlungsfolge² aktivieren konnte; und nichts erschien schwieriger, als mit den unsichtbaren Kräften in eine reale, aktive Beziehung zu treten, denn diese Kräfte waren bereit, den Unvorsichtigen, der ihnen ohne Erfahrung und ohne die nötige Qualifikation entgegnetrat, völlig zu überwältigen. Nur deshalb konnte die *brāhmana*-Kaste, gering an Zahl wie sie war, einzig als ideelle Gemeinschaft einzelner nicht nur rein menschlicher Individuen, den Massen in Indien seit undenklichen Zeiten einen solchen Respekt einflößen und ein Ansehen haben, wie es auch der bestbewaffnete Tyrann nie besaß.³

Auch in China und Griechenland war das Patriziertum im wesentlichen

¹ Der *brāhmana*, der mit der Sonne verglichen wird, soll nach häufiger Auffassung in der Grundsubstanz aus strahlender Energie oder Glanz - *tejas* - bestehen, die er «als Flamme» mittels «geistiger Erkenntnis» aus seiner Lebenskraft aufgenommen hat. Vergl. *qatapatha-brāhmana*, XIII, ii, 6, 10; *Pārikohita*, II, 4.

² In der fernöstlichen Tradition wird der Typus des wahren Herrschers oft mit demjenigen in Beziehung gesetzt, «dem nichts augenscheinlicher ist als die im Geheimnis des Bewußtseins verborgenen Dinge und nichts deutlicher ist als die feinstofflichen Ursachen der Ereignisse» und dazu noch «die weiten und tiefen Mächte des Himmels und der Erde», die, «mögen sie auch noch so fein und unmerkbar sein, doch in den körperlichen Formen der Wesen in Erscheinung treten» (Vergl. *Tschung-yung*, 1,3; XVI, 1,5). Das zum Verständnis der Ebene, auf der ein Ritus wirkt.

³ Vergl. zum jetzt Besprochenen C. BOUGLE: *Essai sur le regime des castes*, Paris, 1908, S. 48-50, 80-81, 173, 191. Zur Grundlage der Autorität der *brāhmana* vergl. *Mānavadharmasāstra*, IX, 314-317.

dadurch bestimmt, daß es Riten besaß und ausübte, die mit der göttlichen Kraft des Stammvaters verbunden waren und die das gewöhnliche Volk nicht besaß. In China übten nur die Patrizier die Riten - *yi-li* - aus, während das Volk nur Bräuche - *í* - hatte. Dem fernöstlichen Grundsatz: «Die Riten steigen nicht bis zum gewöhnlichen Volk herab»⁴, kann der bekannte Ausspruch von Appius Claudius: «*Auspicia sunt patrum*» (frei: Die Riten gehören den Adelligen) gleichgestellt werden. Ein Ausdruck charakterisiert das gewöhnliche Volk, die *plebs*: Sie sind ohne Riten und haben keine Vorfahren - *gentem non habent* (sie gehören keiner Sippe an). Deshalb betrachteten in Rom die Patrizier die Lebensweise und die Verbindungen des Volkes als den Tieren ähnlich: *more ferarum* (nach der Art der Tiere). Das übernatürliche Element blieb also die Grundlage der Auffassung des traditionellen Patriziertums wie auch des legitimen Königtums: Eine heilige Tradition - und nicht nur eine Bluttradition und eine Rassenzucht - macht den antiken Aristokraten aus. Denn tatsächlich kann auch ein Tier von vitalbiologischer Reinheit sein und eine vollkommene Reinheit des Blutes aufweisen. Überdies galt im Kastenwesen das Gesetz des Blutes, der Vererbung und des Sich-innerhalb-derselben-Kaste-Verheiraten-Dürfens, nicht nur für den *brähmana* allein, sondern auch für die übrigen Kasten. Es war also nicht in diesem Sinne zu verstehen, daß der Plebejer keine Vorfahren hatte: Die echte Grundlage des Unterschieds war vielmehr dadurch gegeben, daß die Vorfahren des Plebejers und des Sklaven nicht «göttliche Vorfahren» waren (*divi parentes*) wie diejenigen der Patrizierfamilien. In ihrem Blute wurde keine Eigenschaft transzendenten Charakters übertragen, und keine einer strengen und geheimen rituellen Tradition anvertraute «Form» regelte ihr Leben. Ohne jene Macht, auf Grund derer die Aristokratie unmittelbar den eigenen, spezifischen Kultus feiern konnte, so daß sie gleichzeitig auch Priesterklasse war (antike klassische Welt, die alten nordisch-germanischen Sippen, Ferner Osten etc.); ohne jene zweite Geburt, die den *arya* - den Adelligen - auszeichnete und weswegen man im *Mänavadharmaqāstra*⁵ ohne Zaudern behauptete, daß auch der *arya*, solange er nicht durch die Wiedergeburt gegangen wäre, dem *qudra* nicht überlegen, von keinem der drei himmlischen Feuer gereinigt sei, die im Iran als die geheime Seele der drei oberen Klassen des Reiches galten; und ohne das «sonnenhafte» Element, das im antiken Peru die Kaste der Inkas kennzeichnete, hielt die *plebs* keine Beschränkung von der völligen Vermischung ab. Sie hatten also keinen eigenen echten Kult, wie sie auch im höheren Sinne keinen Vater hatten - *patrem eiere non possunt* (einen Vater können sie nicht benennen)⁶. Ihre

⁴ *Li-ki*, I, 53. Vergl. MASPERO, *Chine ant.*, S. 108: «Die Religion gehörte in China den Patriziern, sie war mehr als alles andere ihr Eigentum; nur sie hatten das Recht zum Kultus und im weiteren Sinne sogar zu den Heiligtümern, und zwar auf Grund der Tugend - *te'* - ihrer Vorfahren, wohingegen das gewöhnliche Volk ohne Vorfahren dazu überhaupt kein Recht hatte: Nur die Patrizier waren in persönlicher Verbindung mit den Göttern.»

⁵ *MänavadharmaQāstm*, II, 172; vergl. II, 157-158; II, 103; II, 39

⁶ In der mythischen Entstehungsgeschichte der Kasten, wie sie von den *brähmana* dargestellt wird, entspricht der Kaste der *cfidra* im Gegensatz zu den drei oberen Kasten keine bestimmte

Religion konnte daher nur kollektiven und chthonischen Charakter haben. In Indien sind es die frenetisch-ekstatischen Formen, die mehr oder weniger an den Nährboden der vorarischen Rassen gebunden sind. Bei den Mittelmeerkulturen sind es, wie wir sehen werden, der «Kult der Mütter» und der unterirdischen Kräfte, die im Gegensatz zu den lichthaften Formen der heroisch-olympischen Tradition stehen. Im antiken Rom «Söhne der Erde» genannt, hatte die *plebs* eine religiöse Beziehung vor allem zu den weiblichen Erdgottheiten. Auch im Fernen Osten standen der offiziellen aristokratischen Religion die Praktiken derjenigen gegenüber, die häufig die «Besessenen» — *ling-pao* — genannt wurden und die volkstümlichen Kulte mongolisch-schamanischer Art.

Auch bei den antiken germanischen Traditionen gibt es die übernatürliche Auffassung der Aristokratie; nicht nur, weil jeder Führer auch gleichzeitig der Priester seines Volkes und seines Bereiches war, sondern auch die Tatsache, daß sie als Vorfahren ein göttliches Wesen anführen konnten, unterschied diese Familie von den übrigen, und nur unter ihren Mitgliedern konnten ursprünglich die Könige gewählt werden. Deshalb erschien der König in einer Würde, die verschieden war von derjenigen, die einem militärischen Führer - *dux, heritigo* - zustand, der von Mal zu Mal auf Grund seiner anerkannten, individuellen Fähigkeiten für die Kriegsunternehmungen gewählt wurde. Und die antiken norwegischen Könige galten als diejenigen, die allein, ohne Hilfe einer Priesterkaste die Riten feierten.⁷ Sogar unter den sogenannten Primitivvölkern stellen die Nicht-Eingeweihten die «Barbaren» einer Gemeinschaft dar, die von den politischen und kriegerischen Vorrechten des Clans ausgeschlossen sind. Vor den Riten, die «dazu bestimmt sind, im Innersten ihre Natur zu verändern», und die häufig mit harten Prüfungen und einer Zeit der Isolation einhergehen, werden die Betroffenen nicht einmal als echte Männer anerkannt und bilden eine Gemeinschaft mit den Frauen und Kindern, wenn nicht gar mit den Tieren. Erst durch das neue Leben, das durch die Einweihung, mit einem rituellen und magischen Ablauf von Tod und Wiedergeburt entsteht, wobei dem neuen Leben ein neuer Name, eine neue Sprache und neue Pflichten entsprechen und dieses neue Leben sich «fast nicht mehr an das alte Leben erinnert», wird man Teil der Gruppe der echten Männer, die die Gemeinschaft in der Hand haben, und zwar beinahe in der Art eines Teilhabens an einem «Mysterium» und der Zugehörigkeit zu einem Orden.⁸ Nicht zu Unrecht haben Autoren wie H. Schurz genau darin den Keim jeder eigentlich politischen Gemeinschaft sehen wollen, was sich tatsächlich mit dem deckt, was wir vorhin über die Ebene, die für jeden traditionellen Staat charakteristisch war, aussagten, denn diese Ebene ist verschieden von der

Klasse von Gottheiten, so daß sie keinen eigenen Gott haben, auf den sie sich beziehen und dem sie opfern können. (Vergl. A. WEBER, *Indische Studien*, Leipzig, 1868, Bd. X, S. 8) Und für ihre Eheschließungen können sie keine Weiheformeln und *mantra* verwenden. (Ebd. S. 21).

⁷ Vergl. G. IHER, *Germ. Mythol.*, a.a.O., S. 610; 619

⁸ Vergl. h. WEBSTER, *Primitive Secret Societies*, ital. Übers. Bologna, 1921, passim u. S. 22-24, 51.

irgendwelcher anderer Gemeinschaften auf reiner naturhafter Grundlage. Solche Männerbünde, zu denen man durch eine «neuerliche Geburt» zugelassen wird, die erst «tatsächlich zum Mann macht» und die von allen übrigen Mitgliedern der Gemeinschaft unterscheidet, haben die Herrschaft, das *imperium*, in der Hand und genießen ein un widersprochenes Ansehen.⁹

Nur in den neueren Zeiten nehmen der Begriff der Aristokratie wie auch der des Königtums und alle übrigen einen anderen, weltlichen und politischen Charakter an. Zuerst gründet er noch auf der Qualität des Charakters und des Volkes, auf der Ehre, der Tüchtigkeit, der Treue, der *noblesse d'épée* und der *noblesse de cour*, aber dann erhebt sich die plebejische Auffassung von der Aristokratie, die das Recht des Blutes und der Tradition leugnet.

In diese Auffassung paßt im wesentlichen auch der sogenannte «Adel der Kultur» und der «Gebildeten», die am Rande der bürgerlichen Kultur entstanden. Man hat sich über die Antwort des Hauptes eines großen deutschen Adelsgeschlechtes lustig gemacht, der bei einer Volkszählung unter Friedrich dem Großen angab: «*Analphabet wegen des hohen Adels*» zu sein, und auch darüber, was man über die antike Auffassung der englischen Lords berichtete, die man, wie jemand sagte, als «weise nach dem Gesetz und Gelehrte» betrachtete, «auch wenn sie nicht lesen können». Die Wahrheit besteht darin, daß im Rahmen einer normalen hierarchischen Auffassung nie das «Wissen» (Intellektualität), sondern nur die «Weisheit» (Spiritualität), verstanden als Prinzip der Schaffung von genauen Seins- und Existenzunterschieden, als die Grundlage für den aristokratischen Typus und seine Rechte galt. Die erwähnte Tradition reicht, wenn auch abgeschwächt, bis zum Ritteradel, der, wie wir sehen werden, in den großen mittelalterlichen Orden einen gewissen asketischen und sakralen Aspekt aufwies. Aber hier hat der Adel schon oft seinen hauptsächlichsten Bezugspunkt zu etwas Sakralem nicht mehr in sich selbst, sondern außerhalb, in einer vom Adel verschiedenen Gruppe, nämlich dem Klerus, der seinerseits Träger einer Spiritualität ist, die sich von jener der ursprünglichen Eliten weit entfernt.

Zusätzlich muß hervorgehoben werden, daß das rituelle und sakrale Element nicht nur die Autorität der hohen Kasten begründete, sondern auch jene des *Vaters* innerhalb der antiken, adeligen Familie (*gens*). Besonders in den westlichen indo-europäischen Gesellschaften, in Griechenland und in Rom, bekleidete der Familienvorstand (*pater familias*) ursprünglich eine ähnliche Stellung wie der Priesterkönig. Schon das Wort *pater* war durch

⁹ Vergl. A. VANGENNEP. *Les rites de passage*, Paris, 1909. Was die Männlichkeit im höheren und nicht naturhaften Sinne betrifft, so kann man auf die lateinischen Begriffe für Mann - *vir* - im Gegensatz zu Mann, Mensch - *homo* - zurückgreifen. Schon G. B. Vico (*Principi di una scienza nuova*, Ausgabe 1725, III, 41) hatte hervorgehoben, daß dieser Begriff eine spezielle Würdigung einschließt und nicht nur bei den patrizischen Verbindungen den Mann gegenüber der Frau und die Adelligen kennzeichnete, sondern auch die Amtsträger (*magistrati*) (*dumviri*, *decemviri*) die Priester (*quindicemviri*, *vigintiviri*), und die Richter (*centumviri*). «so daß man mit diesem Worte *vir* Weisheit, Priestertum und Herrschaft ausdrückte, die, wie schon vorhin bewiesen, in der Person der ersten Familienvorstände eine einzige Eigenschaft bildeten».

seine Wurzel gleichbedeutend mit König, herkommend von den Worten: *rex*, *αναξ*, *βασιλεύς*; es enthielt also nicht nur den Gedanken der materiellen Vaterschaft, sondern auch den Gedanken einer geistigen Autorität, einer Macht und einer herrschaftlichen Würde¹⁰: Auch die Auffassungen, die im Staate eine Anwendung im Großen desselben Prinzips sahen, das ursprünglich die patrizische Familie ausmachte, beruhen auf diesen Grundlagen. Darüber hinaus war der *pater*, auch wenn er militärisches Oberhaupt und Rechtsherr über seine Verwandten und Sklaven war, *in primis et ante omnia* (zuerst und vor allem) derjenige, dem es oblag, die traditionellen Riten und Opfer auszuüben, die jeder patrizischen Familie zu eigen waren und die ihr schon erwähntes, außermenschliches Erbe ausmachten.

Dieses vom Stammvater hergeleitete Erbe hatte ebenfalls das *Feuer* als Grundlage (die dreißig Feuer der dreißig *gentes* rund um das zentrale Feuer der *Vesta* im antiken Rom), das von besonderen Substanzen genährt, nach bestimmten, geheimen Ritualgesetzen entfacht, von jeder Familie auf ewig brennend erhalten werden mußte, gleichsam als lebendiger und fühlbarer Körper ihres göttlichen Erbes. Der Vater war also der Priester des heiligen Feuers der Familie und erschien seinen Kindern, Verwandten und Sklaven als ein «Held», als der natürliche Mittler jeder wirksamen Beziehung zum Übersinnlichen, als derjenige *par excellence*, der die mystische Kraft des Ritus in der Substanz des Feuers zum Leben erweckt: Darüber hinaus als derjenige, der als *Agni* den Indo-Ariern als Lebend-Werdung der «Ordnung» galt, als das Prinzip, das «uns die Götter bringt», als «Erstgeborener der Ordnung», als «Sohn der Kraft»¹¹, als derjenige, der «uns von dieser Welt hinauf in die Welt der gerechten Tat führt»¹². Als Erscheinungsform der «königlichen» Komponente seiner Familie, als «Herr der Lanze und des Opfers», konzentrierte sich vor allem im *pater* die Aufgabe, «das Feuer nicht verlöschen» zu lassen, im Sinne einer Wiedererstehung, Fortsetzung und Nahrung des mystischen Sieges des Stammvaters.¹³ Auf diesem Wege stellte er tatsächlich den Mittelpunkt der Familie dar, und die gesamte, strenge Beschaffenheit des traditionellen väterlichen Rechtes bildet eine natürliche Folge davon und blieb auch erhalten, als das Wissen um die ursprüngliche Grundlage beinahe vergangen war. Wer, wie der *pater*, das *ius quiritorium*, d.h. das Recht der Lanze und des Opfers hat, verfügt im ursprünglichen Rom auch über das Land, und sein Recht ist unauslöschlich. Er spricht im Namen der Götter und im Namen der Macht. Wie die Götter drückt er sich mit dem

¹⁰ Vergl. F. FUNCK-BRENTANO, *La famiglia fa lo Stato*, ital. Übers. Rom, 1909, S. 4-5

¹¹ Vergl. *Rg-Veda*, I, 1, 7-8, I, 13, 1; X, 5, 7; VII, 3, 8.

¹² *Atharva-Veda*, VI, 120, 1. Der Ausdruck bezieht sich auf den *Agni gārhapatya*, der von den drei heiligen Feuern das des *pater* oder Familienvorstandes ist.

¹³ Vergl. *Mānavadharmasāstra*, II, 231: «Der Vater ist das heilige Feuer, das ständig vom Herrn des Hauses bewahrt werden muß.» Das heilige Feuer ununterbrochen zu erhalten, ist die ausgesprochene Pflicht der *dvija*, d.h. der Wiedergeborenen, aus denen die höheren Kasten bestehen (*ebd.*, II, 108). Hier können wir über diesen einen Hinweis auf den traditionellen Feuerkult leider nicht hinausgehen, und nur einer seiner Aspekte kann für den Augenblick erörtert werden. Unsere späteren Betrachtungen dazu werden verstehen lassen, welchen Anteil Mann und Frau am Kult des Feuers sowohl in der Familie als auch in der Stadt hatten.

Zeichen, dem Symbol, aus. Er ist unantastbar. Gegen den Patrizier, Mittler der Gottheit, gab es ursprünglich kein Recht des Vorgehens (*nulla auctoritas*). Er konnte - wie noch in neueren Zeiten der König - nicht gerichtlich verfolgt werden; wenn er in seinem *mundium* (Schutzbereich) eine Missetat begeht, erklärt die Kurie nur, daß er ein Unrecht begangen hat - *improbe factum*. Sein Recht über die Verwandten war absolut: *ius vitae necisque* - das Recht über Leben und Tod. Seine übermenschliche Eigenschaft läßt es als natürliche Sache erscheinen, daß er nach seinem Gutdünken die Kinder verkaufen oder gar töten lassen kann.¹⁴ In einem solchen Geiste wurden die Formen dessen bestimmt, was Vico⁹ richtigerweise das «natürliche heroische Recht» oder das «göttliche Recht der heroischen Völker» nannte.

Und daß der Ritus, seiner «uranischen» Komponente entsprechend, in einer Tradition der Geschlechter gegenüber allen anderen nur naturgebundenen Elementen der Tradition einen Vorrang genießt, geht aus mehr als einem besonderen Aspekt des antiken, griechisch-römischen Rechtes hervor. Es ist richtig gesagt worden, daß «das, was die Mitglieder der antiken Familie zusammenhielt, etwas Mächtigeres war als die Geburt, das Gefühl oder die physische Kraft: Es ist die Religion des Herdfeuers und der Ahnen. Sie schmiedet die Familie zu einem einzigen Körper in diesem und im anderen Leben zusammen. Die antike Familie ist mehr eine religiöse Gemeinschaft als eine natürliche Gemeinschaft.»¹⁵ Der gemeinsame Ritus stellt also das wahre Bindemittel der Familien und vielfach auch der Sippeinheit dar. Wenn man einen Fremden zum gemeinsamen Ritus zuließ, wurde er ein Adoptivsohn, der jene Vorrechte genoß, deren der leibliche Sohn hingegen verlustig ging, wenn er vom Ritus seiner Familie abgefallen oder von ihm ausgeschlossen worden war. Das zeigte offensichtlich, daß nach traditionellen Gedankengängen der Ritus vereinigte und der Ritus trennte und nicht so sehr das Blut.¹⁶ Bevor eine Frau mit ihrem Gatten vereint werden konnte, mußte sie in Indien, Griechenland und Rom zuerst durch einen Ritus mystisch mit der Familie oder *gens* des Mannes vereint werden. Bevor sie die

¹⁴ Über das Vorangehende vergl. M. MICHELET, *Hist. de la République romaine*, Paris, 1843, Bd. I, S. 138, 144-146. Überdies finden sich auch in neueren Traditionen ähnliche Elemente. Die englischen Lords wurden ursprünglich fast als Halbgötter, dem Könige gleich, angesehen. Nach einem Gesetz von Eduard VI. haben sie das Vorrecht des einfachen Totschlages.

¹⁵ F. DE COULANGES, *Cit. Ant.* S. 40; vergl. S. 105

¹⁶ In Rom gab es zwei Arten der Ehe, die nicht ohne Beziehung zur chthonischen und uranischen Komponente dieser Kultur waren: Die erste ist eine profane Ehe, *per usus* (aus Gewohnheit), als Zeichen eines bloßen Eigentumsrechtes an der Gattin, die *in manum viri* (die Hand des Mannes) übergeht. Die zweite ist rituell - sakral, *per confarreatio*, die als Sakrament, als heilige Verbindung, *Herus gamos* galt (Dionys. Halic, II, 25, 4-5). Vergl. damit A. PIGANIOL *Essai sur les origines de Rome*, Paris, 1917, S. 164 ff.), der jedoch dem falschen Gedankengang anhängt, daß der rituelle Typus der Ehe mehr priesterlichen als aristokratischen Charakter habe, was auf seine eher materialistische und nur kriegerische Auffassung des traditionellen Patriziertums zurückzuführen ist. Das hellenische Gegenstück zur *confarreatio* ist der *egineois* (vergl. ISAOKS *Pyrrh.*, S. 76, 79), und das sakrale Element, das in der «*agape*» bestand, wurde als so fundamental erachtet, daß, wenn es fehlte, die Gültigkeit der Ehe angefochten werden konnte.

Braut des Mannes wird, ist sie die Braut von Agni, dem mystischen Feuer.¹⁷ Die Klienten, die zum Kultus einer Patrizierfamilie zugelassen wurden, gelangten damit zu einer adelnden, mystischen Teilnahme, die ihnen in den Augen aller einige Vorrechte jener Familie zuteilwerden ließ, sie aber gleichzeitig ermäßig an sie band.¹⁸ Im weiteren Sinne kann man so den heiligen Aspekt des Feudalprinzips verstehen, wie er schon im antiken Ägypten deutlich wurde, wenn sich auf Grund der mystischen, vom König gewährten «Gabe des Lebens» um diesen eine Gruppe von Gläubigen sammelte, die dadurch zu priesterlicher Würde emporstieg.¹⁹ Und gleiche Gedankengänge galten für die Kaste der Inkas, der «Söhne der Sonne» im alten Peru, und bis zu einem gewissen Grade auch für den japanischen Adel.

In Indien findet sich der Gedanke einer Familienlinie männlicher Abstammung (Erstgeburtsrecht), die mit der Frage der Unsterblichkeit im Zusammenhang steht und die auf die «Opfer»-Lehre im allgemeinen zurückzuführen ist, was später noch deutlicher erklärt werden soll. Der Erstgeborene - der allein das Recht hat, Indra, den himmlischen Kriegsgott, anzurufen - gilt als der, durch dessen Geburt der Vater seine Schuld gegenüber den Ahnen einlöst; denn - so sagt man - der Erstgeborene «befreit» oder «rettet» die Ahnen in der anderen Welt: Von jenem Kampfplatz, den das irdische Leben darstellt, bekräftigt er und führt er die Linie des Einflusses fort, der das Wesen der Sippe ausmacht und der sich durch und in den Blutbahnen wie ein reinigendes Feuer fortpflanzt. Und dabei ist die Vorstellung bedeutungsvoll, daß der Erstgeborene aus Erfüllung einer «Pflicht» gezeugt wird, auf Grund einer rituellen Verpflichtung also, die nicht von Gefühlen oder irdischen Bedingungen abhängig ist, «wohingegen die Weisen die anderen Söhne als nur von der Liebe gezeugt ansehen»²⁰.

Darauf basierend, ist es nicht ausgeschlossen, daß die Familie in bestimmten Fällen durch Anpassung aus einer höheren, rein geistigen Art der Gemeinschaft, wie sie noch fernen Zeiten eigen gewesen sein mag, entstanden sei. Bei Lao-tse²¹ besteht die Andeutung, daß die Familie entstand, als die unmittelbare blutsverbundene Teilhaftigkeit an einem geistigen Urprinzip abriß. Ähnliches klingt auch als Rest in einem Vorrang nach, der von mehr als einer Tradition der geistigen vor der natürlichen Vaterschaft und der «zweiten Geburt» vor der natürlichen Geburt eingeräumt wird. In Rom konnte man sich auch auf den inneren Aspekt der Würde, die durch die *Adoption* verliehen wurde, beziehen, die als immaterielle und übernatürliche Kindschaft angesehen wurde, im Zeichen deutlich olympischer Gottheiten stand und, von einer gewissen Zeit an, auch als Grundlage für die Fortführung des kaiserlichen Amtes gewählt wurde.²² Wir beschränken uns auf den eben zitierten Text, wo es heißt: «Wenn sich ein Vater und eine Mutter in

¹⁷ Vergl. *Rg-Veda*, X, 85, 40

¹⁸ Vergl. DE COULANGES, *Cit. Ant.*, S. 41

¹⁹ Vergl. A. MORET, *Royaul. Phar.*, S. 206

²⁰ Diesbezgl. vergl. *Mānavadharmasūtram*, IX, 166-7, 126, 138-9.

²¹ LAOTSE *Tao-te-king*, XVIII.

²² Vergl. J. J. BACHOFEN, *Die Sage von Tanaquii*, Basel, 1870; Einführung.

Liebe vereinten und einem Sohn das Leben gaben, darf diese Geburt nur als menschliche Angelegenheit angesehen werden, denn der Sohn bildet sich in der Gebärmutter. Aber das Leben, das ihm der geistige Meister gibt ... ist das wahre Leben, weder Alter noch Tod unterworfen»²³. So treten die natürlichen Beziehungen nicht nur zurück, sondern können sich auch umkehren: Denn man anerkennt auch tatsächlich, daß der *brähmana*, als Urheber der geistigen Geburt, «gemäß dem Gesetz, auch wenn noch ein Kind, der wahre Vater des erwachsenen Menschen ist» und der Eingeweihte die ihm Verbundenen als seine Söhne ansehen kann, «denn seine Weisheit gibt ihm über sie die Autorität eines Vaters»²⁴. Dort, wo das Gesetz der *patria potestas* (väterlichen Gewalt) juristisch-sozial absolut und gleichsam außermenschlich war, muß man annehmen, daß es diesen Charakter hatte, weil es eine Rechtfertigung dieser Art eben im Rahmen einer geistigen Vaterschaft bei gleichzeitiger Blutsverwandtschaft besaß oder wenigstens ursprünglich besessen hatte, gleichsam als «seelischer» und «körperlicher» Aspekt im Ganzen der Familie. Wir wollen uns hier nicht länger aufhalten: Aber trotzdem mag es wert sein, auf eine Gesamtheit verwandter antiker Glaubensvorstellungen hinzuweisen, wie z.B. auf den Glauben einer psychischen Ansteckung, auf Grund der die Schuld eines Familienmitgliedes auf die gesamte übrige Familie übergeht, oder auf die Möglichkeit, daß ein Familienmitglied ein anderes loskaufen oder sogar für ein anderes eine Rache auf sich selbst nehmen und erleiden kann usw. Das alles deutet gleichermaßen auf die Vorstellung einer Gemeinschaft hin, die nicht nur blut-, sondern auch psychisch-geistig bedingt ist.

Durch alle diese Anschauungen wird immer wieder aufs Neue bestätigt, daß die traditionellen Institutionen «von oben» waren, die nicht auf der Natur beruhten, sondern auf heiligem Erbe und auf geistigen Aktionen, die die Natur binden, freimachen und «formen». In Gott das Blut θεοί σύνναιμοι, in Gott die Familie θεοί εγγενείς, Staat, Gesellschaft, Familie, bürgerliche Zuneigung, Pflichten im modernen Sinne, d.h. ausschließlich weltlicher, humaner und sozialer Art, sind alles «Konstruktionen», also Dinge, die keine eigene Existenz haben, die außerhalb der traditionellen Wirklichkeit in der Welt der Schatten stehen. Das Licht der Tradition wußte von alledem nichts.

²³ *Manavadharmagästra*, II, 147-148.

²⁴ *ebd.*, II, 150-153.

7. Die geistige Männlichkeit

Wir haben von Heiligen, von Göttern, Priestertum und Kult gesprochen. Dabei muß aber deutlich klargestellt werden, daß diese Bezeichnungen, wenn man sie auf die Urzeiten bezieht, kaum etwas gemein haben mit den «Religions»-Begriffen, wie sie heute gebraucht werden. In der gegenwärtigen Auffassung beruht die Religion auf der Vorstellung von Gottheiten, die als Wesen für sich gelten, oder gar auf einer Vorstellung, die Gott als persönlichen Wesen und segensbringenden Lenker des Universums sieht; der Kult wird im wesentlichen als eine liebende Hingabe, als gefühlsbetonte und demütige Beziehung des «Gläubigen» mit diesem oder diesen Wesen angesehen, wobei bei dieser Beziehung das moralische Gesetz das wesentliche Moment darstellt.

In den ursprünglichen Formen der Traditionswelt würde man vergeblich etwas Ähnliches suchen. Es sind Kulturen bekannt, die für ihre Götter weder Namen noch Bilder besaßen, wie man es sogar von den Pelasgern berichtet. Auch die Römer stellten ihre Gottheiten beinahe zwei Jahrhunderte lang nicht bildlich oder höchstens in Form eines symbolischen Gegenstandes dar. Selbst der Animismus, d.h. die Vorstellung, daß eine «Anima» (Seele) die Grundlage einer allgemeinen Darstellung des Göttlichen und der Kräfte des Universums bilde, entspricht nicht dem ursprünglichen Zustand; vielmehr entspricht ihm die Vorstellung oder *Wahrnehmung* von reinen *Kräften*¹, wofür die römische Auffassung des *numen* wiederum eine der zutreffendsten ist. Das *numen* ist im Gegensatz zum *deus* (Gott, wie er in der Folgezeit aufgefaßt wurde) weder ein Wesen noch eine Person, sondern eine nackte Kraft, die durch ihre Fähigkeit, Wirkungen auszulösen, zu handeln und in Erscheinung zu treten, definiert wird. Das Erfühlen der tatsächlichen Gegenwart solcher Kräfte, solcher *numina*, als etwas Transzendentes und doch in allem Innewohnendes, als Wunderbares und gleichzeitig Furchterregendes stellte das Wesen der ursprünglichen Erfahrung des «Heiligen», des «Sakralen» dar.² Ein bekannter Ausspruch von Servius³ zeigt ganz deutlich, daß in den Anfängen «Religion» nichts anderes war als *Erfahrung*. Und wenn auch mehr zurechtgemachte Gesichtspunkte im Exoterismus, d.h. in den für das Volk bestimmten traditionellen Formen, nicht ausgeschlossen waren, wurde man in den «inneren Lehren» unterrichtet, daß die mehr oder weniger

¹ Vergl. G. F. MOORE, *Origin and Growth of Religion*, London, 1921.

² Vergl. MACCHIORO, *Roma capta*, a.a.O., S. 20 ff. J. MARQUART, *Le culte chez les Romains*, franz. Übersetzung, Paris, 1889, Bd. I, S. 9-11; L. PRELLER, *Römische Mythologie*, Berlin, 1858, S. 8, 51-52. Wie man weiß, hat R. OTTO (*Das Heilige*, Gotha¹⁴, 1930) den Begriff «numinös» (von *numen*) verwendet, um eben den Wesenskern der Erfahrung des Sakralen zu bezeichnen.

³ SERVIUS (Ad Georg., III, 456): «Nostrī maiores enim expugnando religionem totum in experientia collocabant» (Unsere Vorfahren bezwangen also die religiösen Skrupel und setzten alles auf die Erfahrung).

vergegenständlichten, persönlichen Gottheiten Symbole sind für über der Vernunft und über den Menschen stehende Seinsweisen. Wie gesagt, bestand der Mittelpunkt in der realen und lebendigen Gegenwart solcher Seinszustände in einer Elite oder wenigstens im Ideal ihrer Verwirklichung durch das, was in Tibet ausdrücklich «direkter Weg»⁴ heißt und was im allgemeinen in der Initiation als effektiver Seinswechsel der inneren Natur seinen Ausdruck findet. Als Losungswort der traditionellen «inneren Lehre» kann wohl dieser Ausspruch aus den Upanischaden gelten: «Wer eine Gottheit verehrt, die verschieden ist vom spirituellen Ich (*ātmā*) und sagt: <Dies ist das eine, und ich bin das andere>, der ist kein Weiser, sondern wie ein Tier, das den Göttern nützlich ist.»⁵

Im eher äußeren Kreis gab es eben den *Ritus*. Aber im Ritus war wenig «Religiöses» zu finden und in dem, der ihn vollzog, wenig dramatisches Pathos. Es handelte sich eher um eine «göttliche Technik», d.h. um eine unsichtbare Kräfte und innere Bewußtseinszustände zwingende und bestimmende Handlung, in ihrem Geiste der Technik ähnlich, die man heute für die physikalischen Kräfte und die Zustände der Materie konstruiert hat. Priester war einfach, wer dank seiner Fähigkeiten und der damit verbundenen besonderen Tugend (*virtus*) die besagte Technik wirksam anzuwenden verstand. «Religion» war gleichbedeutend mit den *indigitamenta* des Urrömertums, d.h. der Formelsammlung, die man von Mal zu Mal für die verschiedenen *numina* verwenden mußte. Man wird also verstehen, daß Gebete, Ängste, Hoffnungen und andere Gefühle gegenüber dem, was den Charakter eines *numen*, d.h. einer Kraft hat, genauso wenig Sinn haben, wie diese Gefühle auch für einen modernen Menschen sinn- und wertlos sind, wenn er zum Beispiel eine mechanische Erscheinung hervorrufen will. Es ging vielmehr darum, genauso wie in der Technik die Zusammenhänge zu erkennen, die, war einmal durch einen korrekt vollzogenen Ritus eine Ursache gesetzt, immer auch eine zwingende Wirkung folgen ließen, und zwar im Rahmen der «Mächte» und allgemein der verschiedenen, unsichtbaren Kräfte und verschiedenen Seins-Zustände. Das Gesetz des Handelns hat also Vorrang. Aber das Gesetz des Handelns ist auch das Gesetz der Freiheit: Keine Fessel beschränkt geistig die Wesen. Sie haben nicht zu hoffen, und sie haben nicht zu fürchten: Sie haben zu handeln.

So herrscht in der ältesten indo-arischen Vorstellung der Welt eben ausschließlich das sich aus höheren Naturen zusammensetzende *brāhmana*-Geschlecht, das durch die Kraft des Ritus Herr über Brahman ist, worunter hier das Urlebensprinzip verstanden wird; und die «Götter» sind, wenn nicht Personifikationen der rituellen Handlung, d.h. durch diese Handlung erst entstandene oder zu neuem Leben erweckte Wesenheiten, geistige Kräfte, die sich ihr beugen.⁶ Der Mensch, der nach der fernöstlichen Tradition

⁴ A. DAVID-NEEL, *Mystiques et magiciens du Thibet*, Paris, 1929, S. 245 ff., deutsch: Heilige und Hexer, Wiesbaden³, 1981

⁵ *Bṛhadāraṇyaka-upaniṣad*, I, iv, 10.

⁶ Vergl. OLDENBERG, *Vorwissenschaftliche Wissenschaft*, Leipzig, 1918; BOUGLE (*Rég. Cast.*, a.a.O., S. 251, 76) hebt hervor, daß in der Hindu-Tradition «der religiöse Akt par excellence als

Autorität hat, besitzt, wie wir gesehen haben, die Würde einer «dritten Macht zwischen Himmel und Erde». «Seine Fähigkeiten sind weit und ausge dehnt wie der Himmel; die geheime Quelle, der sie entstammen, ist tief wie ein Abgrund.» «Seine Fähigkeiten und mächtigen Eigenschaften kommen dem Himmel gleich.»⁷ Im alten Ägypten waren sogar die «großen Götter» durch die Priester, die im Besitz der heiligen Formeln waren, von der Vernichtung bedroht.⁸ Kamutef, d.h. «Stier seiner Mutter», also derjenige, der als Mann die Ursubstanz besitzt, war ein Titel des ägyptischen Pharaos; und auch in anderer Hinsicht ist er in der Beziehung zum Göttlichen der Bestimmende und nicht der Bestimmte. In der Formel, die von den ägyptischen Pharaos vor den Riten ausgesprochen wurde, liest man z.B.: «Oh Götter, ihr seid gerettet, wenn ich gerettet bin; eure Doppel sind gerettet, wenn mein Doppel an der Spitze aller lebenden Doppel ist: Alle leben, wenn ich lebe.»⁹ Formeln der Glorie, der Macht und der absoluten Identifikation werden von der «osirifizierten» Seele während ihrer Prüfungen gesprochen. Diese Prüfungen können übrigens auch den Graden der solaren (sonnenhaften) Initiation gleichgestellt werden. Diese Traditionen setzten sich im alexandrinischen Schrifttum fort, wo man von einem «Heiligen Geschlecht der Königslosen» sprach, das «selbstbestimmend und immateriell ist und wirkt, ohne der Handlung zu unterliegen»¹⁰; und eine «heilige Wissenschaft aus alten Jahrhunderten» ist ihm gegeben, wie sie den «Herren des Geistes und des Tempels» eigen ist und die nur den Königen, Herrschern und Priestern mitgeteilt wird: eine Wissenschaft, die auch mit den Riten des pharaonischen Königtums in Beziehung stand und die in der Folge im Abendland eben den Namen einer *Ars Regia* (königliche Kunst) annehmen sollte.¹¹

eine Art magischen Vorgehens angesehen zu werden scheint, das wie ein mechanischer Vorgang, ohne das geringste moralische Dazutun, Gut und Schlecht in die Hände des Ausführenden legt», so daß der *brähmana* nicht indirekt, als Vertreter von etwas anderem, sondern durch seine eigene Persönlichkeit Vorrang genießt

⁷ *Tshung-yung*, XXIV, 1; XXIII, 1; XXXI, 1, 3, 4.

⁸ Vergl. *De Mysteriis*, (deutsche Übersetzung: JAMBLICHUS: *Über die Geheimlehren*, Ansata-Verlag, Schwarzenburg, 1978) VI, 7; PORPHYRIUS (*Episl. Aneb.*, XXIX) vergißt nicht, auf den Gegensatz zwischen dieser Haltung gegenüber dem Göttlichen und jener der ängstlichen religiösen Anbetung hinzuweisen, wie sie schon in gewissen Aspekten des griechisch-römischen Kultus in Erscheinung trat.

⁹ MORET, *Royaut. Phar.*, S. 232-233. Es ist daher verständlich, daß einer der ersten Ägyptologen vom Standpunkt einer demütigen Religion aus in den Zeichen des pharaonischen Königtums jene des Antichrists oder des *princeps huius mundi* (Herrschers dieser Welt = Teufel) zu sehen glaubte (J. A. DEGOULIANOF, *Archeologie Egyptienne*, Leipzig, 1839, Bd. II, S. 452 ff).

¹⁰ Vergl. HYPOLITOS, *Philos.* I, 8; M. BERTHELOT, *Coll. des anc. alchymistes grecs.*, Paris, 1887, Bd. II, S. 218. Dieses «Wirken, ohne der Handlung zu unterliegen», entspricht offenbar dem schon erwähnten «Handeln ohne zu handeln», das nach der fernöstlichen Tradition die «Tugend des Himmels» ist; in gleicher Weise entsprechen die «Königslosen» den von LAO-TSE (*Tao-te-king*, XV) erwähnten «Sich-selbst-bestimmenden-Individuum», den «Herren des Ichs» und den iranischen «Menschen des ursprünglichen Gesetzes».

¹¹ Vergl. J. EVOIA, *La tradizione ermetica*, Bari² 1948, passim. Die Sohnestitel der Könige «Sohn der Sonne», «Sohn des Himmels» etc. widersprechen diesen Ansichten nicht, da es sich

In den höchsten Formen der leuchtenden, indo-europäischen Geistigkeit, in Griechenland wie im alten Rom und im Fernen Osten, bedeutet die Doktrin nichts oder so gut wie nichts; nur die Riten waren feststehend und unumgänglich. Die Rechtgläubigkeit wurde durch sie und nicht durch Dogmen bestimmt, mehr durch Praktiken als durch Ideen. Nicht das «Nicht-Glauben», sondern die Vernachlässigung der Riten war *sacrilegium* und Gottlosigkeit, ἀσέβεια. Das alles sprach aber nicht für einen «Formalismus», wie es das Unverständnis der modernen, mehr oder weniger durch die protestantische Mentalität beeinflussten Geschichtsschreiber will, sondern im Gegenteil für das nackte Gesetz des geistigen Handelns. Auch im achäischen-chorischen Ritual gab es keine Gefühlsbeziehungen, sondern beinahe ein *do ut des* (ich gebe, damit Du gibst).¹² Im «religiösen» Sinn wurden vielfach nicht einmal die Götter des Begräbniskultes behandelt: Sie liebten die Menschen nicht, noch wurden sie von den Menschen geliebt. Mit dem Kulte wollte man sie nur für sich gewinnen und verhindern, daß sie unheilvoll wirkten. Auch die *expiatio* (Sühne) hatte ursprünglich denselben Charakter eines objektiven Vorgehens, wie ihn z.B. das medizinische Vorgehen gegen eine Infektion hat, ohne Zutun von etwas, das einer Bestrafung oder einer Seelenreue geähnelt hätte.¹³ Die Formeln, die jede patrizische Familie und jede antike Stadt in den Beziehungen mit den Mächten ihres Schicksals verwendete, waren die gleichen, die ihre entsprechenden göttlichen Stammväter schon verwendet hatten und denen die «Mächte», die *numina*, nachgegeben hatten: Sie waren also das Erbe einer mystischen Herrschaft; nicht ein Gefühlserguß, sondern eine auf übernatürlichem Gebiet wirksame Waffe, allerdings immer unter der Voraussetzung (die für jede Technik gilt), daß im Ritus nichts abgeändert würde.¹⁴

Wo immer das traditionale Grundgesetz vollständig zur Anwendung kam, zeigte sich also in ihren hierarchischen Abstufungen eine *transzendente Männlichkeit*, die eben in der Synthese der zwei Attribute des römischen Patriziats - der Lanze und des Ritus - die bestmögliche symbolische Entsprechung findet; hier sehen wir Menschen, die *reges sacrorum* (Könige der Heiligtümer) sind und die, frei in sich selbst, oft von der olympischen Unsterblichkeit gesegnet, sie gegenüber den unsichtbaren und göttlichen Kräften eben die Eigenschaft der *Zentralität* und gegenüber den Menschen die Führerrolle einnehmen läßt, so daß sie diese in ihrer Überlegenheit leiten und befehlen. Um von solchen Gipfelpunkten zu alledem zu kommen, was

nicht um dualistische und auf der Schöpfung beruhende Auffassungen handelt, sondern um eine Fortpflanzung, die die Fortdauer eines «Einflusses», eines Geistes oder einer einheitlichen Ausstrahlung darstellt: Es ist, wie C. AGRIPPA (*De Occ. Philos.*, deutsche Übersetzung: *Magische Werke*, Ansata Verlag, Schwarzenburg, 1979) III, 36) bemerkt, «die einheitliche, unzweideutige Zeugung, in der der Sohn dem Vater in allem gleicht und entsprechend der Gattung gezeugt, derselbe ist wie der Erzeuger.»

¹² Vergl. J. E. HARRISON, *Prolegomena to the study of the Greek Religion*, Cambridge, 1903, passim und S. 162 ff.

¹³ F. CUMONT, *Les religions Orient, dans le paganisme romain*, ital. Übers., Bari, 1913, S. 42

¹⁴ Vergl. CICERO, *De Harusp. resp.*, XI, 23; ARNOBIUS, IV, 31; DECOULANGES.o.a.O., S.

«Religion» und Priestertum im geläufigen und modernen Sinn sind, muß man einen langen Weg gehen, der den Abhang des Niederganges hinunterführt.

Gegenüber einer Auffassung, die die Welt in Form von «Kräften» und *numina* begreift, bedeutet die Welt des «Animismus» schon einen Abstieg und eine Abschwächung. Und das verstärkt sich noch, wenn man von der Welt der *anima* (Seele) der Dinge und Elemente zu einer Welt übergeht, die Götter als Personen im objektiven Sinne ansieht und nicht als bildliche Anspielung auf außermenschliche Zustände, Kräfte und Möglichkeiten. Als nämlich die Wirksamkeit des Ritus schwächer wurde, fühlte sich der Mensch dazu gedrängt, jenen Kräften, die er früher nach den einfachen Maßstäben der Technik behandelt oder höchstens als Symbol aufgefaßt hatte, jetzt eine mythologische Persönlichkeit zu verleihen. Später begriff er sie nach seinem eigenen Bild, das die menschlichen Möglichkeiten schon einschränkte; er sah in ihnen persönliche Wesen, die mächtiger waren und denen er sich mehr in Demut, Glauben, Hoffnung und Angst zuwenden mußte, und zwar nicht nur, um Schutz zu suchen oder Erfolg zu finden, sondern auch um eine Befreiung und eine «Rettung» zu erlangen. An die Stelle einer überrealen Welt, die aus reiner und klarer Aktion bestand, trat eine wirre, unterreale Welt, bestehend aus Emotionen und Vorstellungen, Hoffnungen und Ängsten, die von Tag zu Tag nichtiger und «menschlicher» wurde, indem sie die einzelnen Phasen eines allgemeinen Niederganges und einer Verflachung der Urtradition durchschritt.

Und schon jetzt müssen wir hervorheben, daß es nur auf Grund dieses Niederganges möglich war, das königliche Amt und das priesterliche Amt zu trennen und sogar zueinander in Gegensatz zu bringen. Denn wenn auch eine Priesterkaste herrschte, die sich aber vom reinen traditionellen Geist nicht entfernt haben durfte, besaß sie, wie im antiken Indien, einen viel eher «magischen» und königlichen als religiösen Charakter im heute gebräuchlichen Sinne.

Was das «Magische» betrifft, so soll sofort betont werden, daß hier nicht von dem die Rede ist, was sich heute die meisten auf Grund von Vorurteilen und Verfälschungen unter dem Begriff «magisch» vorstellen. Auch auf die antike experimentelle Wissenschaft *sui generis* mit ziemlich eng gesteckten Grenzen, die derselbe Begriff bezeichnete, beziehen wir uns nicht. Magisch bedeutet hier vielmehr eine bestimmte Haltung gegenüber der geistigen Wirklichkeit, eine Haltung der Zentralität, die, wie wir gesehen haben, eng mit der Tradition und der königlichen Einweihung verbunden ist.

Zweitens ist es zwecklos, auf die Beziehungen hinzuweisen, die die magische Haltung, der reine Ritus, die nicht personenverhaftete, unmittelbare, «numinose» Erfassung des Göttlichen mit den Lebensformen der Wilden haben, die «wahre Religiosität noch nicht kennen». Wir haben schon gesagt, daß die Wilden in der Mehrzahl der Fälle nicht als vor der Zivilisation liegende Stadien der Menschheit betrachtet werden dürfen, sondern als Formen letzten Niederganges von Resten ältester Völker und Kulturen. Deshalb darf uns die Tatsache, daß sich gewisse Auffassungsweisen bei den Wilden in materialisierten, dunklen und hexenhaften Formen wiederfinden,

nicht daran hindern, ihre Bedeutsamkeit und Wichtigkeit anzuerkennen, sobald man sie auf ihren wahren Ursprung zurückführt. So soll auch die «Magie» nicht auf der Grundlage jener ärmlichen, entarteten Überreste verstanden werden, sondern auf der Grundlage der Formen, in denen sie sich handelnd, leuchtend und bewußt erhält: Formen, die mit dem zusammenfallen, was wir als die geistige Männlichkeit der traditionellen Welt bezeichnen. Es ist geradezu ein Kennzeichen, auch der bekannten modernen «Religionshistoriker», davon keine Ahnung zu haben. Die Vermengungen und Verdrehungen, die sich in ihren äußerst reich dokumentierten Arbeiten finden lassen, gehören mit zu den bedauerlichsten.

8. Die zwei Wege im Jenseits.

An diesem Punkt scheint es uns angemessen, auf den Zusammenhang der bis jetzt erläuterten Gedankengänge mit dem Problem des Schicksals nach dem Tode überzugehen. Auch hier müssen wir uns auf Lehren beziehen, die in neueren Zeiten beinahe völlig verlorengegangen sind.

Daß die Seele jedes Menschen unsterblich sei, ist ein eigenartiger Glaube, der sich in der Welt der Tradition kaum wiederfinden läßt. In der Tradition unterschied man vor allem zwischen der wahren Unsterblichkeit (die gleichbedeutend ist mit der Teilhaftigkeit an der olympischen Natur eines Gottes) und dem einfachen Fortleben nach dem Tode; man kannte auch verschiedene Formen des möglichen Fortlebens; das Nach-Tod-Problem stellte sich also für jeden einzelnen Menschen anders, wobei man besonders auf die verschiedenen Elemente Bedacht nahm, die das menschliche Wesen gesamthaft in sich birgt. Man war nämlich weit davon entfernt, den Menschen auf das einfache Gegensatzpaar «Seele und Körper» zu beschränken.

In den antiken Traditionen taucht diesbezüglich immer wieder unter verschiedenen Formen die Lehre auf, daß sich im Menschen, abgesehen vom physischen Körper, im wesentlichen drei Wesenheiten oder Prinzipien finden, wobei jedes einzelne einen eigenen Charakter und ein eigenes Schicksal hat. Das erste entspricht dem Ich des Wachbewußtseins, das mit dem Körper entstanden ist und sich parallel mit dessen biologischer Entwicklung entfaltet hat, die gewöhnliche Persönlichkeit also. Das zweite Prinzip hatte den Namen «Dämon» oder «Mane» oder «lars» oder auch «Doppel». Das letztere Prinzip entspricht dem, was aus dem ersten nach dem Tode hervorgeht: Für die meisten ist das der «Schatten».

Solange es der «Natur» angehört, ist die letzte Wurzel des menschlichen Wesens der «Dämon» - δαίμων —, wobei dieser Ausdruck hier nicht die ihm vom Christentum gegebene Bedeutung einer übelwollenden Wesenheit besitzt. Der Dämon könnte gegenüber dem nur naturbezogen betrachteten Menschen als die tiefe Kraft definiert werden, die ursprünglich ein Bewußtsein in der begrenzten Form und im Körper festgelegt hat, worin sie dann in der sichtbaren Welt lebt, aber «hinter» dem Individuum und, wenn man so sagen darf, im Vorbewußten und Unterbewußten bleibt. Das geschieht auf der Grundlage der organischen Prozesse und auch feiner Verbindungen zur Umwelt, zu anderen Wesen und zum vergangenen und zukünftigen Schicksal, wobei sich diese Verbindungen gewöhnlich jeder unmittelbaren Wahrnehmung entziehen. In dieser Hinsicht entsprach dem «Dämon» in vielen Traditionen häufig das sogenannte «Doppel», wie als Hinweis auf eine Seele der Seele und auch des Körpers. Er ist auch in enge Beziehung gesetzt worden zu dem ursprünglichen Stammvater oder dem Totem, verstanden als Einheit von Seele und Leben, die ein Geschlecht, eine Familie, eine Sippe oder einen Stamm zeugten, d.h. also in einem viel allgemeineren Sinn, als er diesen Begriffen von einer gewissen modernen Volkskunde zugeschrieben

wird. Die einzelnen Glieder dieser Gemeinschaften erscheinen dann als Verkörperungen oder Ausstrahlungen dieses Dämons oder Totems, dem «Geiste» ihres Blutes: Sie leben in ihm und aus ihm; er jedoch steht über ihnen, wie ein Mutterschoß über jedem der Einzelwesen steht, das er entstehen läßt und aus seiner eigenen Substanz formt. In der Hindu-Tradition kann man den Dämon jenem tiefen Seins-Prinzip entsprechen lassen, das *linga-garira* genannt wird. *Linga* enthält schon den Gedanken einer zeugenden Kraft. Ebenso ist es möglich, daß *genius* von *genere*, handeln, im Sinne von erschaffen, abzuleiten ist. Dazu mag der römische und griechische Glaube gehören, daß der *genius* oder *lar* (Dämon) eben die schöpferisch-zeugende Kraft ist, ohne die eine Familie aussterben müßte.¹ Die Tatsache weiterhin, daß die Totems oft mit den «Seelen» bestimmter Tiergattungen assoziiert wurden und daß vor allem die *Schlange*, im wesentlichen ein tellurisches Tier, in der klassischen Welt mit der Vorstellung des Dämons oder *genius* verknüpft wurde, läßt uns erkennen, daß diese Kraft in ihrer Unmittelbarkeit im eigentlichen unpersönlich ist und somit eine Kraft darstellt, die der Natur der unteren Welt zugehörig ist. So ist auch nach der Symbolik der römischen Tradition der Wohnsitz der Laren unter der Erde; sie stehen unter dem Schutz eines weiblichen Prinzips - Mania, die die *Mater Larum* ist (die Mutter der Laren)².

Nach der esoterischen Lehre verliert der gewöhnliche Mensch beim Tode des Körpers im allgemeinen seine Persönlichkeit, die ja auch zu Lebzeiten eine Scheinpersönlichkeit war. Es bleibt ihm nur die auf einen *Schatten* verringerte Persönlichkeit, die aber auch dazu bestimmt ist, sich gemäß dem, was der «zweite Tod»³ genannt wurde, nach kürzerer oder längerer Zeitspanne aufzulösen. Die wesentlichen Lebensprinzipien des Toten kehren wieder zum Totem zurück, fast wie zu einer ewigen und unausschöpflichen Urmaterie, von der das Leben wieder in neue individuelle Formen zurückströmt, die genau wieder dem gleichen Schicksal unterworfen sind. Deshalb werden die Totems, Manen, Laren oder Penaten als «die Götter» anerkannt, «die uns

¹ Vergl. MARQUARDT, *Cult. Rom.*, a.a.O., Bd. I, S. 148-149

² VARRO, IX, 61.

³ Die ägyptische Tradition verwendete diesen Ausdruck «zweimal gestorben» für diejenigen, die im Nach-Tod-Gericht» verurteilt wurden. Sie enden nämlich als Beute von Amäm (dem Verschlinger) oder Am-mit (dem Fresser der Toten), dem Ungeheuer der Unterwelt. (Vergl. W. BUDGE, *Book of the Dead, Papyrus of Ani*, London, 1895, S. CXXX, 257 und den Text Kap. XXX b, wo gesagt wird: «Möge es dem Verschlinger Amemet nicht gegeben sein, die Übermacht über ihn <den Totem zu bekommen> und Kap. XLIV, 1 ff., wo die Formeln gegeben werden, «um nicht ein zweites Mal in der Unterwelt zu sterben.») Das Gericht ist eine Allegorie; es handelt sich um einen unpersönlichen und objektiven Vorgang, wie schon aus dem Symbol der Waage hervorgeht, die das «Herz» der Verstorbenen wiegt, da doch nichts verhindern kann, daß sich eine Waage nach der Seite des größeren Gewichts neigt. Was die «Verurteilung» betrifft, so setzt sie jedoch die Unfähigkeit voraus, einige Möglichkeiten, die noch im Nach-Todzustand zur Erlangung der Unsterblichkeit gegeben sind, zu realisieren, Möglichkeiten, auf die einige traditionale Lehren Ägyptens und von Tibet anspielen, die ja beide ein besonderes «Totenbuch» besitzen. Solche Anspielungen gibt es bis hin zu den aztekischen Traditionen über die «Prüfungen» des Toten und seine magischen Geleitbriefe.

das Leben schenken: Sie nähren unseren Körper und ordnen unsere Seele»⁴, und deshalb werden sie auch mit den *Toten* gleichgesetzt; und der Kultus der Ahnen, der Dämonen und der in jedem vorhandenen, unsichtbaren, schöpferischen Kraft verschmolz oft mit dem Totenkult. Die «Seelen» der Verstorbenen lebten in den *dii manes* (Manen-Göttern) fort, in denen sie aufgingen, und damit auch in den Blutskräften der Sippe, der Rasse oder der Familie, worin sich eben das Leben dieser *dii manes* manifestiert und fortsetzt.

Diese Lehre betrifft die Naturordnung. Es gibt jedoch noch eine weitere Lehre, die von der Möglichkeit einer höherrangigen Ordnung und von einer anderen, außergewöhnlichen, aristokratisch-sakralen Lösung des Problems des Fortlebens spricht. Und damit können wir wieder an den schon besprochenen Gedanken hinsichtlich jener Ahnen anknüpfen, die mit ihrem «Sieg» ein heiliges Erbe für die patrizische Nachkommenschaft festlegen, wenn diese ihren Ritus befolgt und zu neuem Leben erweckt.

Die «Helden» oder Halbgötter, von denen die höheren Kasten und die adeligen Familien des traditionellen Altertums ihren Ursprung herleiteten, waren nicht Wesen, die beim Tode, wie andere einen «Schatten», also eine ebenfalls dem Tode geweihte Larve des Ichs, hinterließen oder die wie die anderen in den Prüfungen des Jenseits unterlegen waren; im Gegenteil, sie sind Wesen, die das eigene, in sich selbst bestehende, transzendente und unvergängliche Leben eines «Gottes» erlangt hatten. Sie waren diejenigen, die «über den zweiten Tod triumphiert hatten». Das war möglich, weil sie unmittelbar oder mittelbar ihr eigenes Lebensprinzip eben jener Wandlung der inneren Natur unterzogen hatten, von der wir schon anlässlich des transzendenten Sinngehaltes des «Opfers» sprachen. In Ägypten wurde ganz eindeutig die Aufgabe gestellt, mittels einer dazu bestimmten, rituellen Handlung aus dem *ka* - eine Bezeichnung für das «Doppel» oder den «Dämon» - eine Art neuen und unverweslichen Körper, den *sähu*, zu bilden, der den fleischlichen Körper ersetzt und sich im unsichtbaren Bereich «behaupten» sollte. In anderen Traditionen findet sich unter den Bezeichnungen «unsterblicher Leib», «Glorien-Leib» oder «Auferstehungsleib» dieselbe Auffassung wieder. In den griechischen Traditionen der homerischen Zeit (wie übrigens auch in der ersten indo-arischen Zeit der Veden) nahm man also an, daß nicht nur die Seele allein fortlebte, sondern daß die Fortlebenden, diejenigen, die von den Göttern nach der «Insel der Seligen», wo man nicht stirbt, «entrückt» oder dort «unsichtbar gemacht» worden waren, Körper und Seele unauflöslich vereint behielten.⁵ Darin darf man nicht immer eine grob materialistische Darstellung erblicken, wie sie heute viele Religionshistoriker vertreten, sondern muß darin vielfach den symbolischen Ausdruck für die Vorstellung eines «unsterblichen Körpers» als Voraussetzung überhaupt für die Unsterblichkeit sehen. Diese Vorstellung hat in der fernöstlichen Esoterik, im operativen Taoismus, einen klassischen Aus-

⁴ MAKROBIUS, *Sat.*, III, 4.

⁵ Vergl. ROHDE, *Psyche*, a.a.O., Bd. I, S. 97 ff.

druck gefunden⁶. Der ägyptische *sáhu*, der durch den Ritus gebildet wurde und auf Grund dessen der Tote unter den Sonnengöttern wohnen kann, «zeigt einen Körper an, der einen Grad von Wissen, Macht und Glorie erreicht hat, durch den er dauerhaft und unverweslich wird». Dem entspricht die Formel: «Deine Seele lebt, Dein Körper keimt auf Befehl von Rá selbst, ohne Verminderung, ohne Fehl, wie Rá, ewig.»⁷

Die Eroberung der Unsterblichkeit, der Triumph über die widerstrebenden Mächte der Auflösung, tritt hier mit der *Ganzheit* in Beziehung, mit der Untrennbarkeit der Seele vom Körper, einem Körper, der nicht verfällt.⁸ Besonders deutlich ist dabei die folgende vedische Formel: «Allen Fehl und Tadel hast du zurückgelassen, kehre nun heim in deine Wohnung. *Voll von Glanz vereinige Dich mit Deinem Körper.*»⁹ Das christliche Dogma von der «Wiederauferstehung des Fleisches» zum «letzten Gericht» ist übrigens das letzte Nachklingen dieser Vorstellung, die bis in die frühe Vorgeschichte zurückverfolgt werden kann.¹⁰ In diesen Fällen ist also der Tod kein Ende, sondern eine Erfüllung. Er ist ein «triumphaler Tod», der unsterblich macht; auf Grund dessen in einigen hellenischen Überlieferungen der Tote «Held» genannt wurde und man zum Sterben «Halbgötter zeugen», ἥρωα γίνεσθαι, sagte; auf Grund dessen man auch häufig den Verstorbenen mit einer Krone abbildete, die dazu noch oft von Göttinnen des «Sieges» auf sein Haupt gesetzt wurde, wobei diese Krone aus derselben Myrthe bestand, die die Eingeweihten von Eleusis auszeichnete; weswegen selbst in der liturgischen Sprache der Katholiken der Todestag *dies natalis* - Geburtstag - genannt wird; auf Grund dessen in Ägypten die Gräber der «osirifizierten» Toten als «Häuser der Unsterblichkeit» bezeichnet und das Jenseits als «Land des Triumphes» - *ta-en-mäaxeru* - aufgefaßt wurde; auf Grund dessen der «Dämon» des römischen Kaisers als göttlich verehrt wurde und ganz allgemein nach ihrem Tode die Könige, die Gesetzgeber, die Sieger, die Begründer jener Einrichtungen oder Traditionen, von denen man annahm, daß sie eine Handlung oder eine Eroberung über die Natur hinaus beinhalteten, als Helden, Halbgötter, Götter oder Avatare (Erscheinungen) von Göttern angesehen wurden. In derartigen Vorstellungen muß man auch die sakrale Grundlage der Autorität suchen, die die Alten in vielen antiken Kulturen besaßen. In ihnen, die dem Tode näher waren, erkannte man schon die

⁶ Vergl. // *Ilbro del Principio e della sua azione*, von LAO-TSE, herausgegeben von J. EVOLA, Mailand, 1960.

⁷ Budge, a.a.O., S. LIX-LX

⁸ *ebd.*, S. LIX und Text Kap. XXVI, 6-9; XXVII, 5, LXXXIX, 12: «Möge er seinen Leib bewahren, möge er eine verklärte Gestalt annehmen, möge er nie vergehen, und möge sein Leib nie der Verwesung anheimfallen».

⁹ *Rg-Veda*, X, 14, 8.

¹⁰ Vergl. J. MAINAGE, *Les religions dans la préhistoire* (Paris, 1921). Nicht zu Unrecht schreibt D. MERESCHKOWSKY (*Dante*, Bologna, 1939, S. 252): «In der Alt-Steinzeit sind Körper und Seele unzertrennlich; in dieser Welt vereinigt, bleiben sie auch in der anderen Welt vereinigt. Wie sehr es auch erstaunen mag, wissen die Höhlenmenschen schon etwas über die <Wiederauferstehung des Fleisches>, was Sokrates und Platon mit ihrer (Unsterblichkeit der Seele) noch nicht wissen oder schon wieder vergessen haben.»

Offenbarung der göttlichen Macht, die dann mit dem Tod völlig befreit würde.¹¹

Für das Schicksal der Seele nach dem Tode gibt es also zwei entgegengesetzte Wege. Der eine ist der «Pfad der Götter», auch «Sonnenweg» oder «Weg des Zeus» genannt, der zur lichtvollen Wohnstätte der Unsterblichen führt, die in verschiedener Art und Weise verbildlicht wird, wie in Höhen, Himmeln oder Inseln, und die von Walhall und Asgard der Nordischen bis zum aztekisch-peruanischen «Haus der Sonne» reicht, das gleichfalls den Königen, den Helden und den Edelleuten vorbehalten ist. Den anderen Weg gehen diejenigen, die nicht tatsächlich fortleben, sondern sich nach und nach in den Ursippen, in den «Totems» auflösen, die als alleinige nicht sterben: Es ist das Leben des Hades, der «Unterwelten» des Nilheim und der chthonischen Gottheiten.¹² Diese Lehre findet man genau gleich in der indischen Überlieferung wieder, wo die Bezeichnungen *deva-yāna* und *pitṛ-yāna* eben «Weg der Götter» und «Weg der Ahnen» (im Sinne von Manen) bedeuten. Und es heißt: «Diese beiden Wege, lichtvoll der eine, dunkel der andere, werden im Universum als ewig angesehen. Auf dem einen geht der Mensch und kommt nicht zurück. Auf dem anderen kommt er zurück.» Der erste, analog dem *Feuer*, dem Licht, dem Tag und den sechs Monaten des Sonnenanstiegs im Jahr, «führt» über das «Sonnentor» und die Region der Blitze «zum Brāhman», d.h. zur nichtbedingten Seins-Weise. Der andere Weg, der mit dem Rauch, mit der Nacht, mit den sechs Monaten des Sonnenabstieges in Verbindung steht, führt zum *Mond*, dem Symbol für das Prinzip des Wechsels und des Werdens, das sich hier als das Prinzip des Kreislaufs der endlichen, wiederkommenden und vergehenden Wesenheiten darstellt, die als immer neue, vergängliche Verkörperungen der Ahnenkräfte erscheinen.¹³ Interessant ist die Symbolik, derzufolge *Speise der Manen* wird, wer den Weg des Mondes geht, worauf er von diesen wiederum im Samen neuer

¹¹ Diese Rechtfertigung der Autorität der Alten hat sich auch bei einigen Primitivvölkern erhalten. Vergl. LEVY-BRUHL, *Arneprim.*, a.a.O., S. 269-271.

¹² Die Auffassung eines larvenhaften, unbewußten Zustandes für die Mehrzahl der Toten in den antiken (nachsintflutlichen) Zeiten, ähnlich dem Hades der Hellenen, finden sich auch bei den assyrisch-babylonischen Völkern: Daher kommt auch der dunkle und stumme *cheol* der Juden, wo die Seelen der Toten und auch diejenigen der Väter, wie Abraham oder David, eine unbewußte und unpersönliche Existenz führen mußten. Vergl. T. ZIELINSKI, *La Sibylle*, Paris, 1924, S. 44. Der Gedanke der Qualen, Schrecken und Bestrafungen im Jenseits, also der Gedanke der «Hölle» im christlichen Sinne, ist neu und den reinen und ursprünglichen Formen der Tradition fremd. In diesen findet sich nur die Zweiteilung in ein aristokratisches, heroisches, sonnenhaftes, olympisches Fortleben für die einen und das Schicksal der Auflösung, des Verlustes des persönlichen Bewußtseins, eines larvenartigen Lebens oder der Rückkehr in den Zeugungskreislauf für die anderen. In verschiedenen Traditionen, wie z.B. im ersten Ägypten und zum Teil auch im antiken Mexiko, stellte sich das Nach-Todproblem für diejenigen, die dem zweiten Schicksal erlagen, nicht einmal.

¹³ Vergl. *Maiṛāyani-upanishad*, VI, 30, wo der «Weg der Ahnen» auch «Weg der Mutter» genannt wird (die Wichtigkeit dieser zweiten Bezeichnung wird dann erkenntlich, wenn wir von der «Mutterkultur» sprechen werden; *Bhagavad-gM*, VIII, 24, 25, 26. Von einer beinahe gleichen Lehre berichtet PLUTARCH, *De facie in orb. lun.*, 942a-945d.

sterblicher Geburten «geopfert» wird.¹⁴ Eine ebenfalls sehr ausdrucksvolle Darstellung haben wir in der griechischen Überlieferung, nach der die Nicht-Eingeweihten, d.h. also die meisten, im Hades zur Danaiden-Arbeit verurteilt sind, wobei sie mit durchlöchernten Amphoren Wasser in Fässer ohne Boden tragen müssen, ohne sie jemals füllen zu können. Das soll die Unwichtigkeit ihres sterblichen und doch immer wieder vergeblich neu entstehenden Lebens aufzeigen. Ein gleichbedeutendes griechisches Sinnbild ist *Oknos*, der in der Ebene des Letheflusses ein Seil flicht, das ihm sofort wieder von einer Eselin aufgefressen wird. Oknos symbolisiert die menschliche Arbeit¹⁵, während die Eselin traditional auch die «dämonische» Macht verkörpert, so daß sie in Ägypten als mit der Schlange der Finsternis und mit Am-mit, «dem Verschlinger des Toten», verbunden erschien.¹⁶

Damit tauchen die Grundideen wieder auf, die wir bei der Besprechung der «beiden Naturen» (vergl. Kap. I) schon aufgezeigt hatten. Hier können wir genau erkennen, warum es im Altertum nicht nur zwei Ordnungen der Gottheiten - uranisch-solar die einen und tellurisch-lunar die anderen -, sondern auch zwei im Wesen verschiedene, wenn auch nicht entgegengesetzte Arten des Ritus und des Kultes gab." Man kann sagen, daß die Zugehörigkeit einer Kultur zum Typus, den wir «traditional» genannt haben, vom Grad der Vorherrschaft abhängt, den in ihm Kulte und Riten der ersteren Art über die zweite Art innehatten. So zeigt sich gleichzeitig auch von diesem speziellen Gesichtspunkt aus die Natur und Funktion der zur «Welt der spirituellen Männlichkeit» zugehörigen Riten deutlicher.

Eine Charakteristik der heutigen, angeblichen «Religionswissenschaft» besteht darin, daß sie, wenn ihr der Zufall einen passenden Schlüssel für eine bestimmte Tür zugespielt hat, glaubt, daß er alle Türen öffnen müsse. Als sie so einmal von den Totems erfuhr, wollte sie gleich überall Totems sehen. Man ist dann dazu übergegangen, diese «totemistische» Auslegung ohne große Überlegung auch auf die Formen der großen Traditionen anzuwenden, da man glaubte, aus der Beobachtung wilder Völker den besten Schlüssel zu ihrer Erklärung erhalten zu können. Als ob das nicht genügte, wurde noch zu guter Letzt eine sexuelle Theorie der Totems entwickelt.

Wir sagen nicht, daß es von den Totems jener Völker zum traditionellen Königtum eine Entwicklung im zeitlichen Sinne gegeben habe. Im idealen

¹⁴ *Bṛhadāraṇyaka-upanishad*, VI, 15-16

¹⁵ Vergl. ROHDE, *Psyche*, I, 316-317

¹⁶ Vergl. BUDGE, *a. a. O.*, S. 248.

¹⁷ Für die klassische Welt vergleiche A. BAEUMLER, *Einführung zu Bachofen, Der Mythos von Orient und Okzident*, a. a. O., S. XLVIII: «Alle wesentlichen Eigenschaften der griechischen Religion stehen in Beziehung zu dem Gegensatz zwischen chthonischen Göttern und olympischen Göttern. Der Gegensatz ist nicht nur derjenige zwischen Hades, Persephone, Demeter und Dionysos auf der einen Seite und Zeus, Hera, Athene und Apollon auf der anderen. Es geht nicht nur um den Unterschied zwischen zwei Ordnungen von Göttern, sondern auch um den Gegensatz von völlig verschiedenen Arten des Kultus: Und die Folgen dieses Gegensatzes reichen bis zu den kleinsten Anweisungen des täglichen Gotteskultes.» Das Bestehen eines analogen Gegensatzes in anderen Kulturen, wie auch dessen Entwicklung, ist im zweiten Teil dieses Werkes besprochen.

Sinne von einer Entwicklung zu sprechen, ist in diesem Zusammenhang jedoch möglich. Eine königliche oder auch nur aristokratische Tradition entsteht dort, wo es nicht Herrschaft *der* Totems, sondern Herrschaft *über die* Totems gibt: dort, wo die Fessel sich umkehrt und die Tiefenkräfte der Sippe von einem übernatürlichen Prinzip her erfaßt und überbiologisch auf «Sieg» und olympische Unsterblichkeit ausgerichtet werden. Zwielfichtige Mischformen aufzuerlegen, die den einzelnen noch mehr den Kräften ausliefern, von denen er schon als naturbedingtes Wesen abhängt, indem man seinen Wesenskern immer mehr ins Kollektive und Vorpersönliche abfallen läßt; gewisse niedere Einflüsse zu «besänftigen» oder sich ihnen geneigt zu machen, indem man ihnen die angestrebte Verkörperung in der Seele und der Welt der Menschen gestattet, das ist das Wesen eines niederen Kults, der in Wirklichkeit nur eine Verlängerung der Seinsart derjenigen ist, die überhaupt keinen Kult oder Ritus besitzen; oder es ist die Charakteristik des äußersten Verfalls höherer traditionaler Formen. Die Menschen der Herrschaft der «Totems» zu entreißen, sie zu stärken, sie zur Vollendung einer geistigen Form und einer Grenze zuzuführen; sie unmerkbar zu Einflüssen zu bringen, die ein Schicksal heroischer und befreiter Unsterblichkeit begünstigen können - das war im Gegensatz dazu die Aufgabe des aristokratischen Kultes.¹⁸ Hielt man an diesem Kult fest, so war das Schicksal des Hades aufgehoben und der «Weg der Mutter» versperrt. Unterließ man hingegen die göttlichen Riten, so wurde das Schicksal des Hades neuerlich bestärkt, und die Kraft der niederen Natur wurde wieder allmächtig. Damit zeigt sich die volle Bedeutung der schon erwähnten östlichen Lehre, daß, wer die Riten unterläßt, der «Hölle» nicht entkommt, auch wenn man darunter nicht einen Zustand unter Lebenden, sondern ein Schicksal im Jenseits versteht. In ihrem tiefsten Sinn verband die Pflicht, das mystische Feuer - den Leib des Gottes von Familien, Städten und Staaten, und nach einem besonders bedeutungsreichen vedischen Ausdruck den «Hüter der Unsterblichkeit¹⁹» - ohne Unterlaß zu erhalten, zu nähren und zu verstärken, das rituelle Versprechen, ohne Unterlaß das vom Ahnen geschaffene Prinzip eines höheren Schicksals und eines Kontaktes mit der Überwelt zu erhalten, zu nähren und zu verstärken. So hat dieses Feuer engste Beziehung mit jenem, das nach indischer und teilweise griechischer Auffassung und allgemein im olympischen indo-arischen Ritual der Leichenverbrennung auf dem Scheiterhaufen emporloderte und welches das Symbol der Kraft ist, die die letzten

¹⁸ In einigen Überlieferungen ergab sich daraus die Vorstellung eines doppelten Dämons: eines göttlichen und gnädigen - der «gute Dämon», *agathos daimon* - und eines zweiten erdverhafteten, hauptsächlich an den Körper und an die Leidenschaft gebundenen (vergl. z.B. SERVIUS, *Aen.* VI, 743; CENSORIAS, *De die nat.*, 3 ff). Der erstere kann also die verwandelten Einflüsse, das «triumphale Erbe» darstellen, das der einzelne bekräftigen und erneuern oder auch verraten kann, wenn er seiner niederen Natur nachgibt, die durch den zweiten Dämon ausgedrückt wird.

¹⁹ *Rg-Veda*, VI, 7, 7. Über die Beziehung zwischen dem Feuer der adeligen Familien und einem göttlichen Fortleben vergl. *Mānavadharmasāstra*, II, 232.

Reste der irdischen Natur des Toten verbrennt, bis sie, über diese hinaus, die «wie ein Blitz aufleuchtende Form» eines Unsterblichen entstehen läßt.²⁰

²⁰ Diese Form ist in gewisser Weise diejenige - überindividuelle - des göttlichen Ahnen oder Gottes selbst, in die sich das begrenzte Bewußtsein des einzelnen verwandeln wird. (Daher wurde in Griechenland manchmal der Name des Toten durch den des archagetischen Helden seines Geschlechtes ersetzt: Vergl. ROHDE, *Psyche*, Bd. II, S. 361). Im Grenzfall handelt es sich um jene vorkörperliche aus «Glorie geschaffene Form», die «in den Körper eingebracht wird, um ihm eine eigene Tätigkeit zu verleihen», was in der iranischen Überlieferung nicht ohne Beziehung ist zum «ersten aus Licht geschaffenen Menschen», dessen Lebenskraft bei seinem Hinscheiden «unter der Erde verborgen wurde» und aus der die Menschen entsprossen (Vergl. REITZENSTEIN SCHAEDER, *Studien zum antiken Synkretismus aus Iran und Griechenland*, Leipzig, 1926, S. 230 ff). Man könnte auch auf «das eigene Gesicht, wie es vor der Erschaffung existierte» hinweisen, von dem der Zen spricht.

9. Leben und Sterben der Kulturen

Dort, wo die Tradition ihre ganze Kraft behielt, bildete das Herrschergeschlecht der sakralen Könige einen Pfeiler des Lichtes und der Ewigkeit im Zeitlich-Irdischen und stellte die siegreiche Gegenwart der Überwelt in der Welt und die «olympische» Komponente dar, die das dämonische Element des Volkes umwandelte und allem, was Staat, Land und Volk war, eine höhere Bedeutung verlieh. Und auch in den niederen Schichten galt die aus einer bewußten und männlichen Hingabe geschaffene, hierarchische Bindung als Mittel für eine Annäherung und Teilhaftigkeit am Höchsten.

Auch das einfache Gesetz, von oben eingesetzt und mit Autorität ausgestattet, war für diejenigen, die in sich selbst das übernatürliche Feuer nicht zu entzünden vermochten, ein Bezugspunkt und ein Halt jenseits des bloßen menschlichen Wesens. Tatsächlich bewirkte die innere, freie und echte Verbundenheit mit den traditionellen Normen während eines ganzen Lebens objektiv eine höhere Sinngebung in diesem Leben, auch wenn ein volles Verständnis, das diese Verbundenheit gerechtfertigt hätte, fehlte: Durch Gehorsam und Treue sowie durch das den traditionellen Prinzipien und Beschränkungen gemäße Handeln gab eine unsichtbare Kraft dem Leben eine Form und führte es genau in die Richtung jenes übernatürlichen Pfeilers, der in den anderen, d.h. den wenigen an der Spitze, im Zustand der Wahrheit, der Verwirklichung, des Lichtes lebendig war. So bildete sich ein fester und beseelter Organismus, der beständig auf die Überwelt ausgerichtet war und in allen Bereichen des Denkens, Fühlens, Handelns und Kämpfens, im Möglichen und im Tatsächlichen seinen hierarchischen Stufen gemäß geheiligt war. In einem solchen geistigen Klima lebte die Welt der Tradition. «Das gesamte äußerliche Leben war ein Ritus, also eine je nach Individuen oder Gruppen mehr oder weniger wirksame Annäherung an eine Wahrheit, die das äußere Leben an sich nicht zu geben vermag, wohl aber, wenn dieses heilig gelebt wird, gestattet, sie teilweise oder gar ganz zu verwirklichen. Diese Völker lebten dasselbe Leben, das sie seit Jahrhunderten gelebt hatten. Sie machten aus dieser Welt eine Leiter, um dadurch die Befreiung von dieser Welt zu erlangen. Das Denken dieser Völker war heilig, ihr Handeln war heilig, ihr Lieben heilig, ihr Hassen heilig und ihr Töten heilig - sie hatten in einem Wald von Tempeln, durch den der gewaltige Strom der Wasser brauste, einen einzigen Tempel herausgehauen, und dieser Tempel war das Bett des Flusses, die traditionale Wahrheit, die heilige Silbe im reinen Herzen.»¹

Auf solchem Niveau die Tradition zu verlassen, hieß das wahre Leben verlassen; die Riten aufzuheben, die Gesetze zu verändern oder zu verletzen, die Kasten zu vermischen, hieß vom Kosmos zum Chaos zurückzuschreiten, wieder unter die Gewalt der Elemente und der «Totems» zurückzufallen und

¹ Aus G. DE GIORGIÜ (*Azione e contemplazione*, in «La Torre», Nr. 2, 1930)

den «Weg der Unterwelt» zu gehen, wo der Tod Wirklichkeit ist, wo Zufall und Auflösung als Schicksal alles bedrohen.

Und das galt sowohl für den einzelnen wie auch für die Völker.

Bei jeder geschichtlichen Betrachtung tritt zu Tage, daß auch die Kulturen, wie der Mensch, nach Aufstieg und Entwicklung das Schicksal des Niederganges und des Endes erleiden. Manche haben versucht, das Gesetz zu entdecken, das über diesem Schicksal steht und die Ursache des Unterganges der Kulturen darstellt. Diese Ursache wird sich nie auf rein historisch-naturbedingte Faktoren zurückführen lassen.

Unter den verschiedenen Schriftstellern gelang es vielleicht De Gobineau am besten, zu zeigen, wie unzureichend die Mehrzahl der empirischen Ursachen ist, die zur Erklärung des Niederganges der großen Kulturen herangezogen werden. So zeigte er z.B., daß eine Kultur nicht allein zusammenbricht, weil ihre politische Macht zerbrochen und aufgegeben worden ist. «Die gleiche Art von Kultur bleibt manchmal sogar unter einer fremdländischen Herrschaft bestehen und trotz der schrecklichsten Ereignissen, während sie ein anderes Mal bei geringerem Unglück verschwindet.» Es ist auch nicht die Qualität der Regierungen im empirischen, d.h. administrativ-organisatorischen Sinne, die einen großen Einfluß auf das Überleben der Kulturen hat: Wie die Organismen, bemerkt De Gobineau, können auch die Kulturen lange widerstehen, wenn sie auch in sich die Keime der Auflösung tragen. Indien und noch mehr das Europa des Lehnswesens zeigen ganz deutlich das völlige Fehlen einer einheitlichen Organisation, einen entschiedenen Pluralismus, weder einheitliche Wirtschaft noch Gesetzgebung sowie ständig aufkommende Streitigkeiten und dabei doch eine geistige Einheit, das Leben einer einheitlichen Tradition. Auch die sogenannte Sittenverderbnis im profanen, bürgerlich-moralistischen Sinne kann man nicht als Ursache für den Verfall von Kulturen anführen. Die Sittenverderbnis kann höchstens eine Folge, ein Kennzeichen, aber niemals die wahre Ursache sein. Und fast immer muß man mit Nietzsche sagen, daß dort, wo die Sorge um eine «Moral» auftaucht, schon ein Verfall besteht², und der *mos* (Sitte) der «heroischen Zeitalter» hat nie etwas mit moralistischen Beschränkungen zu tun gehabt. Besonders die fernöstlichen Überlieferungen haben ganz deutlich den Gedanken dargelegt, daß die Moral und das Gesetz im allgemeinen (im konformistisch-sozialen Sinne) dort entstehen, wo man die «Tugend» und den «Weg» nicht mehr kennt: «Geht der Weg verloren, bleibt die Tugend; geht die Tugend verloren, bleibt die Ethik; geht die Ethik verloren, bleibt das Recht; geht das Recht verloren, bleibt die Sitte. Die Sitte ist nur die Außenseite der Ethik und bezeichnet den Anfang des Verfalls.»³ Was nun die traditionellen Gesetze betrifft, so kann man sie auf Grund ihres

² DE GOBINEAU (*Essai sur l'inégalité des races, ital.* Übersetzung, Roma, 1912, S. 24) schreibt ganz richtig: «Weit davon entfernt, in den jungen Gesellschaftsformen eine moralische Überlegenheit entdecken zu können, zweifle ich nicht daran, daß sie sich, wenn sie altern und sich folglich ihrem Niedergang nähern, dem Auge des Zensors in einem weitaus zufriedenstellenderen Zustand darbieten.»

³ LAO-TSE, *Tao-le-king*, XXXVIII.

sakralen Charakters, ihrer Ausrichtung auf die Transzendenz und ihrer außermenschlichen Gültigkeit keinesfalls auf die bloße Ebene einer Moral im herkömmlichen Sinne herabdrücken. Auch der Widerstreit der Völker und der Kriegszustand sind an und für sich keine Ursache für den Untergang einer Kultur: Die Vorstellung der Gefahr und der Eroberung kann im Gegenteil auch rein materiell die Glieder einer einheitlichen Struktur neu zusammenschmieden und eine geistige Einheit nach außen neu aufflammen lassen, wohingegen Friede und Wohlstand zu einem Zustand verminderter Anstrengung führen können, der das Wirken der tieferen Ursachen für einen möglichen Zerfall erleichtert.⁴

Manchmal wird der Unzulänglichkeit solcher Erklärungsmomente der Rassengedanke entgegengesetzt. Die Einheit und Reinheit des Blutes wären demnach die Grundlage des Lebens und der Kraft einer Kultur; die Vermischung des Blutes wäre die erste Ursache ihres Verfalls. Aber auch das ist eine Täuschung: eine Täuschung, die überdies den Kulturbegriff auf eine rein naturhafte, biologische Ebene herabzieht, denn das ist die Ebene, auf der heute mehr oder weniger der Rassenbegriff gesehen wird. Rasse, Blut, ererbte Bluteinheit sind bloßer «Rohstoff». Eine Kultur im wahren Sinne, d.h. im traditionellen Sinne entsteht nur, wenn auf diese Materie eine Kraft höherer, übernatürlicher, nicht bloß natürlicher Ordnung einwirkt: eine Kraft, die eben in der «brückenbauenden» (pontifikalen) Funktion, im Teilhaben am Ritus, im Grundsatz der Spiritualität als Basis hierarchischer Gliederung ihren Ausdruck findet. Am Anfang jeder wahren Kultur steht ein «göttliches» Faktum (jede große Kultur beruht auf dem Mythos, von Göttern begründet zu sein): Daher wird auch niemals ein menschlicher oder naturhafter Faktor allein ausreichen können. *Aufein Faktum gleicher geistiger Ordnung, aber entgegengesetzter Richtung, im Sinne des Verfalls, ist die Wandlung und der Untergang der Kulturen zurückzuführen.* Wenn ein Volk, eine Rasse, Kontakt mit dem verloren hat, was allein Festigkeit hat und geben kann - mit der Welt des «Seins» -, wenn also in ihr auch das verlorengangene ist, was ihr feinstes, aber gleichzeitig auch wesentlichstes Element darstellt, d.h. *die innere Rasse, die Rasse des Geistes*, der gegenüber die Rasse des Körpers und der Seele nur Verkörperung und Ausdrucksmittel sind, dann fallen die gemeinschaftlichen Organismen, die durch sie erst gebildet wurden, schicksalhaft in die Welt der Zufälligkeit herab, wie sehr ihnen auch Größe und Macht gegeben sein mögen. Sie sind dem Irrationalen, dem Unbeständigen, dem «Historischen», also dem Wirken ausgeliefert, das von unten und von außen bedingt ist.

Das Blut und die ethnische Reinheit sind Bestandteile, die auch in den traditionellen Kulturen ihren Wert besitzen: jedoch nie einen solchen, der es erlaubt, auf die Menschen Maßstäbe anzulegen, wie bei einem Hund oder einem Pferd, wo ausschließlich die «Reinheit des Blutes» über die Eigenschaften entscheidet, und wie sie auch einige moderne Rassenideologien in

⁴ Zur Kritik dieser vermeintlichen Ursachen des Untergangs von Kulturen vergl.: DE GOBINEAU, a.a.O., S. 16-30, 37.

etwa angelegt haben. Die Faktoren «Blut» und «Rasse» haben ihre Wichtigkeit, da die Tradition nicht nur «psychologisch» im Hirn oder in den Meinungen des einzelnen, sondern eben in den tiefsten Kräften des Lebens als typische, gestaltende Energien lebendig und wirksam sind. Das Blut verzeichnet die *Wirkungen* dieser Aktion und bietet durch die Vererbung eine schon verwandte und vorgeformte Materie dar, so daß im Verlauf der Generationen ähnliche Verwirklichungen und Erkenntnisse wie im Ursprung schon vorbereitet sind und sich in natürlicher und beinahe spontaner Weise entwickeln können. Auf dieser und nur auf dieser Grundlage, wie wir sehen werden, kannte die traditionale Welt so häufig die Erblichkeit der Kasten und verlangte das Gesetz die Heirat innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe. Betrachten wir aber die Tradition dort, wo das Kastenwesen am strengsten war, nämlich in der indo-arischen Gesellschaft, so sehen wir, daß die alleinige Tatsache der Geburt zwar notwendig, aber nicht ausreichend erschien: Die durch die Geburt nur anlagemäßig verliehene Eigenschaft mußte durch die Einweihung zur vollen Wirkung gebracht werden, und wir haben schon darauf hingewiesen, daß man im *Mānavadharmasūtra* sogar behauptet, daß auch der *arya* nicht höher steht als ein *śūdra*, solange er nicht durch die Einweihung oder «zweite Geburt» gegangen ist; weiterhin, daß drei besondere Gliederungen des göttlichen Feuers die Seele der drei hierarchisch höchsten iranischen *piśhtras* bildeten, daß aber die endgültige Zugehörigkeit zu diesen ebenfalls erst durch die Einweihung möglich wurde usw., so daß man auch in diesen Fällen nicht die Zweiheit der Faktoren aus den Augen verlieren und nicht das gestaltende Element mit dem gestalteten und die Bedingung mit dem Bedingten verwechseln darf. Weder die höheren Kasten und die traditionellen Aristokratien noch mehr allgemein die höheren Kulturen und Völker (die gegenüber den anderen dieselbe Stellung einnahmen wie die mit einer Weihe versehenen Kasten gegenüber den plebejischen, den «Söhnen der Erde») können mit dem Blut erklärt werden, sondern nur *längs* des Blutes, mit etwas, was jenseits des Blutes selbst liegt und metabiologischen Charakter trägt.

Und wenn dieses «Etwas» wirkliche Kraft hat, wenn es tatsächlich den tiefsten und festen Kern einer traditionellen Gesellschaft bildet, dann kann sich eine Kultur auch dann aufrechterhalten und behaupten, wenn ethnische Mischungen und Veränderungen auftreten, sollten diese nicht gerade einen völlig zerstörenden Charakter aufweisen, da diese Kraft auf die fremdartigen Elemente reagiert, sie gestaltet und sie nach und nach auf den eigenen Typus zurückführt oder sich auf sie aufpfropft, um sozusagen eine neue explosive Gesamtheit zu entwickeln. Auch in geschichtlichen Zeiten fehlen Beispiele dieser Art nicht: China, Griechenland, Rom, Islam. Nur wenn in einer Kultur die eigene schöpferische Wurzel von oben nicht mehr lebendig ist und ihre «Rasse des Geistes» darniederliegt oder zerbrochen ist, nur dann setzt parallel zu ihrer Verweltlichung und Vermenschlichung auch ihr Untergang ein.⁵ Ist sie einmal so weit gesunken, kann man nur noch auf die alleinigen

⁵ Hier kann auch die These von A. J. TOYNBEE (*A study of history*, London, 1941; deutsch:

Kräfte eines Blutes zählen, das noch von Urzeiten her durch Rasse und Instinkt den Widerhall und die Spuren des einstigen höheren Elementes mit sich trägt: Und nur so kann die «rassistische» Theorie der Verteidigung einer Blutreinheit eine Daseinsberechtigung haben, um wenigstens den tödlichen Ausgang des Verfallsprozesses zu verzögern, wenn es schon nicht gelingt, ihn zu verhindern. Aber diesem Ausgang wirklich zuvorkommen kann man ohne ein inneres Erwachen nicht.

Entsprechende Betrachtungen können über den Wert und die Kraft der traditionellen Formen, Prinzipien und Gesetze angestellt werden. In einer traditionellen Sozialordnung muß jemand da sein, in dem das Prinzip, auf dem rangmäßig die verschiedenen Anordnungen, Gesetzgebungen und Einrichtungen im Ethos und im Ritus beruhen, wahrhaft wirksam und nicht nur ein Abbild, sondern objektive geistige Verwirklichung ist: Es bedarf also der Angleichung eines Individuums oder einer Elite an die «brückenbauende» (pontifikale) Funktion der Herrscher oder Vermittler der Kräfte von oben. Dann begreifen auch diejenigen, die nur zu gehorchen verstehen und das Gesetz nur von der Autorität und der äußeren Überlieferung her anzunehmen vermögen, *warum* sie gehorchen müssen und warum ihr Gehorsam, wie schon erwähnt, nicht unfruchtbar ist, sondern ihnen eine effektive Teilnahme an der Kraft und am Licht ermöglicht. Wie, wenn in einem Stromkreislauf ein magnetischer Strom vorhanden ist, sich auch in anderen getrennten, syntonisch angebrachten Stromkreisläufen Induktionsströme bilden, so wird auch auf diejenigen, die allein die Form, allein den Ritus in Herzensreinheit und Treue befolgen, unsichtbar etwas von der Größe, der Festigkeit und dem «glückhaften Schicksal» übergehen, die an der hierarchischen Spitze gesammelt und lebendig sind. Und dann ist die Tradition festgefügt, ist der Körper eins und in all seinen Teilen von einem verborgenen Band umschlossen, das normalerweise stärker ist als äußere Zufälligkeiten.

Aber steht im Mittelpunkt nur eine sich selbst überlebende Funktion und sind die Attribute der Vertreter der geistigen und königlichen Herrschaft nur noch dem Namen nach gegeben, dann löst sich die Spitze auf und der Halt geht verloren⁶. Äußerst ausdrucksvoll ist die Legende, nach der die Völker von Gog und Magog - die, wie wir gesagt haben (S. 54), chaotische und dämonische Kräfte symbolisieren, die von den traditionellen Gliederungen zurückgehalten werden - zum Aufstand übergehen, als sie bemerken, daß niemand mehr die Posaune auf der Mauer bläst, mit der ein Herrscher ihnen

Der Gang der Weltgeschichte, dtv 4035) in Betracht gezogen werden, dergemäß es bis auf wenige Ausnahmen keine Kulturen gibt, die hingemordet wurden, sondern nur Kulturen, die Selbstmord begingen. Wann immer die innere Kraft erhalten bleibt und nicht vergeht, bilden Schwierigkeiten, Gefahren, widrige Umgebung, Angriffe und sogar Invasionen einen Anreiz, eine Herausforderung, die diese Kraft zu einer schöpferischen Reaktion zwingen. Darin sieht Toynbee allgemein die Bedingung für die Behauptung und Entwicklung von Kulturen.

⁶ Nach der indischen Tradition (*Mānavadharmasāstra*, IX, 301-302) hängen die vier großen Weltzeitalter oder *yuga* vom Zustand der Könige ab: Und das dunkle Zeitalter, *kālf-yuga*, entspricht dem, in welchem das Königsamt «schläft»; das goldene Zeitalter dem, in welchem der König noch die symbolischen Taten der indo-arischen Götter nachvollzieht.

den Weg versperrt hatte, sondern daß es *nur der Wind ist, der diesen Ton hervorbringt*. Riten, Einrichtungen, Gesetze und Sitten können noch eine Zeitlang fortbestehen, aber ihre Bedeutung ist verloren, ihre Kraft ist gelähmt. Sie sind sich selbst überlassen; aber da sie sich selbst überlassen sind, verweltlichen sie, zerbröckeln sie wie ausgedorrter Ton, trotz aller Bemühungen von außen, also mit Gewalt, die verlorene Einheit aufrechtzuerhalten; sie verzerren und verändern sich immer mehr. Aber solange davon noch ein Schatten übrigbleibt und solange noch das Blut einen Abglanz der Wirklichkeit des höheren Elementes bewahrt, bleibt das Gebäude stehen, scheint der Körper noch eine Seele zu haben, und der Leichnam - nach einem Bild von De Gobineau - bewegt sich fort und kann noch zerschlagen, was er auf seinem Wege vorfindet. Wenn sich der letzte Rest der Kraft von oben und der «Rasse des Geistes» in den Generationen erschöpft hat, bleibt nichts mehr übrig: Kein Flußbett lenkt mehr den Strom, der sich in alle Richtungen verliert. Dafür kommt der Individualismus, das Chaos, die Anarchie, die Hybris des Humanitarismus, der Verfall in allen Bereichen. Der Damm ist gebrochen. Mag auch noch der Anschein einer antiken Größe bestehen bleiben, so genügt der kleinste Anstoß, und ein Staat, ein Reich brechen zusammen. Was dann kommt, wird das ahrimanische Gegenteil sein, der allmächtige, moderne Leviathan, ein kollektives System, mechanisiert und «totalitär».

Von den Zeiten der Vor-Antike bis heute können wir nur diese «Evolution» feststellen. Wir werden sehen: Vom fernen Mythos des göttlichen Königtums steigen wir Kaste um Kaste herab, bis wir zu den Formen der heutigen Kultur anlangen, wo in mechanisierten Strukturen der Dämonismus des reinen *demos* und der Welt der Massen schnell und erschreckend zu neuem Leben erwacht.

10. Initiation und Weihe

Nachdem wir nun das Wesen des Gipfelpunktes und Zentrums einer traditionellen Kultur umrissen haben, müssen wir auf einige Aspekte ihrer Erscheinungsformen eingehen, uns aber dabei auf schon bedingte existenzielle Situationen beziehen. Damit können wir auch den Punkt des Ursprunges bezeichnen, an dem die erste Veränderung in der Welt der Tradition eintrat.

Es handelt sich schon um eine bedingte Form des Königsgedankens, wenn er sich nicht mehr in Gestalten verwirklicht, die bereits ihrer *Natur* nach über der menschlichen Begrenztheit stehen, sondern in Gestalten, die diese Eigenschaft erst in sich *entwickeln* müssen. In der Begriffswelt der hellenischen Tradition könnte diese Unterscheidung derjenigen zwischen «Gott» (olympisches Ideal) und «Held» entsprechen. In der Begriffswelt der römischen Tradition ist sie formal in den Titeln *deus* und *divus* gegeben, wobei *divus* den Menschen bezeichnet, der Gott geworden ist, und *deus* das Wesen, das schon immer Gott war.¹ Der Überlieferung nach soll in Ägypten auf das königliche Geschlecht der Ἡεροι eben jenes der ημυθεοι (den «Helden» gleichzusetzen) gefolgt sein, bevor die νεκρες regierten, wobei sich dieser Begriff auf Führer von vornehmlich menschlichem Typus bezog. Damit wird die Unterscheidung zwischen Person und Funktion ganz deutlich hervorgehoben: Damit die Person eine bestimmte Funktion verwirklichen kann, ist eine gewisse Aktion nötig, die in ihr eine neue Eigenschaft wachruft. Diese Aktion kann als *Initiation* (innere Einweihung) oder als *Investitur* (Einsetzung durch äußerliche Weihe) erscheinen. Im ersten Fall hat sie einen relativ autonomen und unmittelbaren Charakter; im zweiten ist sie mittelbar und kommt in einem gewissen Sinne von außen unter Einbeziehung einer eigenen Priesterkaste, die sich von der Königskaste losgelöst hat.

Hinsichtlich der *königlichen Initiation* könnte zur Erläuterung schon genügen, was über die Riten, Opfer und sieghaften Taten gesagt wurde, die ja jene einem Gott oder einem Helden zugeschriebenen Taten wiederholen, um die entsprechenden übernatürlichen Einflüsse wiederum zu verwirklichen, hervorzurufen oder zu erneuern. Das geschah im antiken Ägypten in besonders deutlicher Weise: Wie wir gesehen haben, wiederholte der König bei der Thronbesteigung das «Opfer», das Osiris zur transzendenten Gottheit werden ließ. Und dieser Ritus wurde nicht nur zur Erneuerung der (göttlichen) Eigenschaft einer schon durch die Geburt göttlichen Natur vollzogen, sondern auch und gerade als *Initiation*, um in dem Menschen, der dazu bestimmt war, König zu werden, die transzendente Dimension voll zu erwecken und ihm das «Geschenk des Lebens» zu sichern. Was die Einzelheiten solcher Riten betrifft, so beschränken wir uns auf das, was in den Eleusinischen Mysterien der Überreichung des Königstitels entsprach.²

¹ Vergl. E. BEURLIER, *Le Culte Impèriat*, Paris, 1891, S. 8

² Als Grundlage übernehmen wir hier im wesentlichen die Rekonstruktion der eleusinischen

Der künftige «König» bleibt vorerst für einige Zeit in völliger Abgeschiedenheit. Dann durchschwimmt er einen Fluß inmitten von Blut und Wasserwirbeln, d.h., er überquert aus eigener Kraft den «Fluß der Geburten» und läßt dabei seinen alten Körper, seine Seele, sein spezifisches Menschsein auf dem anderen Ufer zurück. Darauf wird der Fluß aufs neue überquert, dieses Mal jedoch in einem Boot³, wobei der König mit Tierfellen bekleidet ist. Diese sollten wahrscheinlich eine Beziehung zu den totemistischen Mächten schaffen, die durch die Aufhebung des äußeren vergänglichen Ichs auftauchen und auch gleichzeitig die Mächte der Gemeinschaft sind. Es handelt sich also um eine Kontaktaufnahme und eine Identifizierung. Beim bacchischen Ritual kleideten sich die Korybanten in die Felle der zerrissenen Opfertiere, was als eine Identifikation mit dem Gott galt, der durch die Opfertiere vertreten wurde und von dem man gleichsam die Kraft und die Natur in sich aufnahm; auch der ägyptische Eingeweihte schritt durch das Fell des Opfertieres, das Seth darstellte.⁴ Die Gesamtsymbolik der neuen Phase spielt so wahrscheinlich auf die Erreichung des geistigen Status desjenigen an, der die symbolische Überquerung zu vollbringen imstande ist und auch gewisse Kräfte angenommen hat, die mit dem unterirdisch vitalen Bereich des Gesamtorganismus in Beziehung stehen. Damit wird er zum Führer auserkoren.

Der künftige «König» erreicht in jedem Fall ein Ufer und muß auch auf den Gipfel eines *Berges* steigen. Dunkelheit umhüllt ihn, aber die Götter helfen ihm, den Pfad emporzusteigen und verschiedene Kreise zu durchschreiten. Damit begegnen wir wiederum schon bekannten Symbolen: Dem «Festland», der «Insel», dem «Berg» oder der «Höhe». Dazu kommt noch die Vorstellung von Einflüssen der Planeten (die «Kreise» können den 7 platonischen «Schicksalsrädern» entsprechen), die man überwinden muß,

Mysterien, wie sie von V. MAGNDEN, *Les Mysteres d'Eleusis*, Paris, 1929, S. 196 ff. dargestellt wurden.

³ Auf Grund ihres traditionellen Charakters könnte jede dieser Phasen zu zahllosen Vergleichen Anlaß geben. Um nur einige zu nennen: Die Wasserdurchquerung ist gemeinsam mit der Symbolik der Schifffahrt äußerst häufig. Das Schiff ist eines der Symbole des Janus, das dann sogar in die pontifikale, katholische Symbolik übergeht. Der chaldäische Held Gilgamesch, der den «Weg der Sonne» und des «Berges» geht, muß einen Ozean durchqueren, um zu einem göttlichen Garten zu gelangen, wo er das Geschenk der Unsterblichkeit empfangen kann. Die Überquerung eines großen Flusses, gemeinsam mit einer Reihe von Prüfungen, die sich aus Begegnungen mit Tieren (Totem), aus Stürmen etc. zusammensetzen, findet sich auch im mexikanischen Nach-Todweg wieder (vergl. REVILLE, i?e/ig. *Mex.*, a.a.O., S. 187) und weiterhin im nordisch-germanischen Nach-Todweg (Überquerung des Flusses Thund, um Walhall zu erreichen). Die Überfahrt figuriert gleicherweise in den nordischen Sagen des Helden Siegfried, der sagt: «Ich kann euch auf der Flut dahin führen (auf die «Insel» der göttlichen Frau Brunhild, ins Land, das «nur Siegfried bekannt» ist). Die rechten Wasserstraßen sind mir wohl bekannt.» (*Nibelungenlied* VI) In den Veden, wo König Yama als «Sohn der Sonne» und als erstes Lebewesen gilt, das den Weg des Jenseits gefunden hat, ist er auch derjenige, der «jenseits, weit über viel Meer gegangen ist». (*Rg-Veda*, X, 14, 1-2; X, 10,1). Die Symbolik der Überquerung kommt ebenso im Buddhismus sehr häufig vor, und der Jainismus kennt den Ausdruck *tirthankara* (die Erbauer der Furt) etc. Später (II, Kap. 4) kommen wir noch zu einem weiteren Aspekt dieser Symbolik.

⁴ Vergl. MACCHIORO, *Zagreus*, a.a.O., S. 71-72.

indem man höher emporsteigt, bis man zur symbolischen Region der *Fix-Sterne* gelangt, die den Status der reinen Welt des Seins ausdrücken. Das ist gleichbedeutend mit dem Übergang von den kleinen zu den großen Mysterien, vom tellurischen Mondritus zum olympischen Sonnenritus gemäß der antiken Unterscheidung. Der Einzuweihende wird von anderen Königen und von den höchsten Würdenträgern empfangen: Er betritt einen hellbeleuchteten Tempel, um mit dem Göttlichen Berührung aufzunehmen. Die hauptsächlichlichen Königspflichten werden ihm in Erinnerung gerufen. Schließlich empfängt er die Gewänder und Insignien seiner Würde und besteigt den Thron.

Der königliche Einweihungsritus in Ägypten umfaßte drei Phasen, die mit den jetzt beschriebenen übereinstimmen: vor allem die Reinigung; dann der Ritus der Aufnahme des übernatürlichen Fluidums, das durch die Krone, den Uräus oder die Doppelkrone versinnbildlicht wurde (die Krone wurde oft die «große Zauberin» genannt, die «zur Rechten und Linken des Königs die Götter der Ewigkeit und der Beständigkeit stellt»); schließlich der «Aufstieg» zum Tempel, der die «andere Welt» - *pa-duait* - darstellte und die «Umarmung» durch den Sonnengott als endgültige Weihe, die jene unsterblich machende, neue Geburt und jene Einswerdung mit der Gottesnatur bewirkte, auf Grund deren der ägyptische König als der «Sohn» des Sonnengottes selbst erschien.⁵

Der eleusinische Ritus ist einer der vollständigsten aus der Reihe der «königlichen» Initiationen. Man muß annehmen, daß einem jeden der Symbole eine ganz bestimmte innere Erfahrung entsprach. Hier ist nicht der Ort, über die Mittel zu sprechen, mit denen derartige Erfahrungen hervorgehoben wurden, und auch nicht, worin die spezifische Natur dieser Erfahrung bestand.⁶ Wir möchten nur ganz deutlich machen, daß in der traditionellen Welt die Initiation in ihren höchsten Formen als zutiefst realer Vorgang aufgefaßt wurde, der den Seins-Zustand des Individuums komplett umwandeln und ihm Kräfte der Welt des Seins, d.h. der Überwelt, eingeben konnte. Der Titel *rex*, βασιλεύς (König), in Eleusis besagte, daß eine übernatürliche Dimension errungen worden war, die potentiell zum Herrscheramt befähigte. Daß zur Zeit der eleusinischen Mysterien dieser Titel nicht automatisch die effektive, politische Herrschaft miteinschloß, ist auf den Verfall des älteren Hellas zurückzuführen. Dadurch konnte sich die antike königliche Würde nur auf einer Ebene erhalten, die von der Ebene der wirklichen Macht getrennt war, denn diese war größtenteils in profane Hände überge-

⁵ Vergl. MORET, *Royaut. phar.*, a.a.O., S. 100-101, 220, 224.

⁶ Wir können auf die Ausführungen hinweisen, die in der *«Introduzione alla Magia»* (Mailand, 1952) enthalten sind. Vergl. auch J. EVOLA, *La Tradizione Ermetica* (a.a.O.). Im *Nüisära* (I, 26-27) wird als Voraussetzung für die königliche Würde jene Beherrschung des *manas* (innerste und transzendente Wurzel der fünf Sinne) angeführt, die auch Voraussetzung für den Yoga und die Askese ist. Und es wird hinzugefügt: «Wie kann, wer unfähig ist, das *manas* zu zähmen, das doch nur eins ist, die gesamte Erde unterwerfen?» Ähnliche Worte finden sich im *Mänavadharma-śāstra* (VII, 44).

gangen.⁷ Das bedeutete jedoch nicht, daß nicht auch weltliche Herrscher von Zeit zu Zeit danach strebten, zusätzlich die Würde eines eingeweihten Königs zu erlangen, die von der ihrigen sehr verschieden war. So empfinden z.B. Hadrian und Antoninus, die schon römische Kaiser waren, den Titel eines initiatischen Königs erst, nachdem sie in Eleusis eingeweiht worden waren. Was nun die (übernatürliche) Eigenschaft betrifft, die durch die Initiation verliehen wird, so ist sie nach übereinstimmenden Aussagen von jedem menschlichen Verdienst getrennt und unabhängig: Alle menschlichen Tugenden zusammengenommen können sie nicht hervorbringen, genauso wie sie auch in gewisser Weise durch keine menschliche «Schuld» verletzt werden kann.⁸ Davon erhielt sich ein fernes Echo sogar in der katholischen Auffassung, dergemäß die sakramental verliehene Priestereigenschaft durch keine moralische Schuld des Priesters vernichtet werden kann, da sie als *character indelebilis* (unauslöschliches Merkmal) bestehen bleibt. Überdies - wir haben das schon bei der Besprechung der mazdaistischen «Glorie» und der fernöstlichen «Tugend» gesehen - war mit dieser Eigenschaft eine objektive Macht verbunden. Im antiken China unterschied man deshalb zwischen denjenigen, die von Natur aus «Erkenntnis» und «Tugend» besitzen und fähig sind, «das Gesetz des Himmels ohne fremde Hilfe in Ruhe und Unerschütterlichkeit zu vollbringen», deshalb an höchster Stelle stehen und die «vollendete» oder «transzendente Menschen» sind, und andererseits denjenigen, die «Erkenntnis» und «Tugend» erlangten, indem sie «sich selbst überwandern und zu den Riten zurückkehrten»⁹. Aber die Ausbildung - *sieu-ki* -, der sich die letzteren zu unterziehen haben und die der Initiation gleichkommt, wurde nur als ein Mittel zur objektiven Gestaltung jenes «höheren Menschen» - *kiun-tze* - angesehen, der dann, eben auf Grund dieser mysteriösen und doch realen Macht, die er in sich trug, rechtmäßig das dem obersten hierarchischen Gipfel zustehende Amt würde übernehmen können.¹⁰ Der völlig getrennte Charakter dieses Elementes, das den König erst wirklich zum König machte, kommt noch viel deutlicher zum Ausdruck, wenn wir an Stelle der Initiation, also der Einweihung, die Konsekration, also die Weihe, betrachten: Bezeichnend dafür ist z.B. die spezielle Amtseinssetzung, die aus dem schon gekrönten deutschen Fürsten erst den *romanorum rex*, den König der Römer, machte, da nur sie allein die Autorität und

⁷ Vergl. *Handbuch der klass. Altertumswiss., a.a.O. Bd. IV, S. 30*. Für Rom kann man den Übergang von der vollkommenen, alles umfassenden Vorstellung der Königswürde auf diejenige des *rex sacrorum* (König der Heiligtümer) anführen, wobei dort die Kompetenzen auf der rein sakralen Bereich beschränkt wurden. Das wurde mit dem Umfang der kriegerischen Tätigkeiten des Königs gerechtfertigt.

⁸ Diesbezüglich beschränken wir uns darauf, die charakteristischen Aussprüche des *Mānavadharaçāstra*, XI, 246 anzuführen. (Vergl. auch XII, 101): «Wie das Feuer mit seiner glühenden Flamme sofort das Holz verzehrt, so wird auch in einem Weisen der Veda die Schuld augenblicklich vom Feuer des Wissens verzehrt.» XI, 261: «Ein *brāhmana*, der des gesamten Rg-Veda mächtig ist, kann von keinem Verbrechen befleckt werden, nicht einmal, wenn er alle Bewohner der drei Welten tötete.»

⁹ Vergl. *Lun-yü*, XVI, 8; XII, 1; XIV, 45; *Tschung-yung*, XX, 16-17; XXII, 1; XXIII, 1.

¹⁰ Vergl. MASPERO, *Chine ant.*, a.a.O., S. 452, 463, 466-467.

das Recht eines Führers des Heiligen Römischen Reiches verlieh. Andererseits liest man bei Plato¹¹: «In Ägypten ist es nicht erlaubt, daß ein nicht priesterlicher König regiert, und sollte zufällig ein König eines anderen Geschlechtes die Macht mit Gewalt ergreifen, muß er vorher in diese Kaste eingeweiht werden.» Plutarch¹² berichtet gleichermaßen, daß bei der Einsetzung zum König einer nicht zur Priester-, sondern zur Kriegerkaste gehörigen Person diese in jedem Fall zur Priesterkaste übertreten und an jener transzendenten Weisheit teilhaben mußte, die «meistens von Mythen und Reden verhüllt wird, die die Wahrheit nur dunkel durch Bilder und Anspielungen ausdrücken.» Das gleiche gilt für die Parsen: Und gerade, weil die iranischen Großkönige gleichzeitig die Würde von «Magiern» besaßen, so daß sie beide Machtkreise vereinten, kannte der Iran in der besten Zeit seiner Tradition weder Kämpfe noch Gegensätze zwischen Königtum und Priestertum.¹³ Gleichzeitig muß hervorgehoben werden, daß, wenn es traditional Könige waren, die die Initiation empfangen hatten, oft umgekehrt die Initiation und selbst das Priesteramt als Vorrecht der Könige und der aristokratischen Klassen angesehen wurden. Nach dem homerischen Hymnus an Demeter (Vers 270 f.) z.B. soll die Göttin «die Ausübung des Kultus und das Wissen um die heiligen Orgien», deretwegen «man nach dem Tode nicht das gleiche Schicksal wie die anderen erleidet», auf die vier Fürsten von Eleusis und deren Nachkommen beschränkt haben. Und Rom kämpfte lange gegen den rechtswidrigen Anspruch *der plebs*, damit die Priester der höheren Kollegien und vor allem die Konsuln, die ursprünglich eigenen sakralen Charakter hatten, nur aus den patrizischen Familien gewählt wurden. Hier zeigte sich ebenfalls die Notwendigkeit einer einheitlichen Autorität neben dem instinktiven Erkennen, daß sie über eine festere Grundlage verfügen würde, wenn die Rasse des Blutes und die Rasse des Geistes zusammenkämen.

Gehen wir nun zu den Königen über, die nicht durch die Initiation zu ihrer überindividuellen Würde erhoben wurden, sondern durch eine Einsetzung oder Weihe, die eine Priesterklasse zum Mittler hatte. Es handelt sich dabei um eine für neuere und teilweise schon geschichtliche Zeiten typische Form. Die ursprünglichen Theokratien leiteten nämlich ihre Autorität von keiner Kirche oder Priesterklasse ab. Die nordischen Herrscher waren unmittelbar durch ihren göttlichen Ursprung Herrscher und waren wie auch die Könige der dorisch-achäischen Periode die einzigen, die Opferhandlungen vollziehen konnten. Der König in China hatte, wie wir sehen werden, seinen Auftrag direkt vom «Himmel». In Japan wurde bis in die Neuzeit der Ritus der Thronbesteigung in einer individuellen, spirituellen Erfahrung des Kaisers vollzogen, der mit den geistigen Einflüssen der königlichen Tradition Föhlung aufnahm, wobei kein amtierender Klerus anwesend war. Auch in Griechenland und in Rom «machten» die Priesterkollegien mit ihren Riten

¹¹ PLATO, *Staat* 290d

¹² PLUTARCH, *De Is. et Os.*, IX.

¹³ Vergl. SPIEGEL, *Eran. Altert.*, a.a.O., Bd. III, S. 605-606.

nicht die Könige, sondern sie beschränkten sich auf die Ausübung der Wahrsagekunst, um festzustellen, ob der Ausersehene «den Göttern genehm sei». Es handelte sich also um eine Anerkennung und nicht um eine Einsetzung, wie es auch in der antiken schottischen Tradition beim «Stein des Schicksals» der Fall war. Umgekehrt erscheint in den Anfangszeiten Roms das Priestertum als eine Art Ausfluß aus dem ursprünglichen Königtum, und es war der König, der die Regeln des Kultus festlegte. Nach Romulus, der selbst in die Wissenschaft des Weissagens eingeweiht war¹⁴, übergab Numa die eigentlichen Priesteraufgaben dem Kollegium der Flaminier, das er selbst eingesetzt hatte¹⁵, und während der Kaiserzeit waren die Priesterkollegien neuerlich der kaiserlichen Autorität unterworfen, wie es auch der Klerus dem byzantinischen Kaiser gegenüber war. In Ägypten setzte der König bis zur XXI. Dynastie nur gelegentlich einen Priester, den sogenannten «Priester des Königs» - *nutir hon* - ein, um die Riten zu vollziehen, und die priesterliche Autorität stellte immer nur einen Widerschein der königlichen dar.¹⁶ Dem altägyptischen *nutir hon* entsprach in mehr als einer Weise die Funktion, die in Indien oft *derpurohita*, der brähmanische Opferpriester des Feuers, innehatte, der vom König abhängig war. Die germanischen Völker kannten die Weihe bis zur franko-karolingischen Epoche überhaupt nicht. Man wird sich erinnern, daß sich auch Karl der Große selbst krönte, und so machte es auch Ludwig der Fromme, wobei dieser dann seinen Sohn Lothar krönte, ohne irgendwelches Dazutun des Papstes. Das gleiche kann man von den ursprünglichen Formen jeder Tradition sagen und auch von den Zyklen des vorkolumbischen Amerika, und hier besonders von der peruanischen Dynastie der «Sonnenherrscher» oder Inkas.

Wenn es hingegen eine Priesterklasse oder Kirche ist, die sich als ausschließliche Inhaberin jener sakralen Macht ausgibt, durch die allein der König zu seinem Amte befähigt werden kann, befinden wir uns schon am Anfang eines Abstiegs. Es herrscht eine Geistigkeit, die nicht schon an sich königlich ist, und ein Königtum, das nicht schon an sich geistig ist, so daß beide als getrennte Wirklichkeiten bestehen. Oder auch: Einerseits eine «weibliche» Geistigkeit, andererseits eine materielle Männlichkeit; einerseits eine lunare «Heiligkeit», andererseits eine materielle «Sonnenhaftigkeit». Die Synthese, die dem ursprünglich königlichen Attribut der «Glorie», dem göttlichen Feuer der «Sieger» entsprach, ist aufgelöst. Die Ebene der absoluten Zentralität ist verloren. Und wir werden sehen, daß diese Spaltung den Anfang des Abstieges der Kulturen in eine Richtung anzeigt, die als Endpunkt die jetzige Welt hat.

Nach dieser Spaltung gibt sich die Priesterklasse als diejenige aus, die die Aufgabe hat, geistige Einflüsse herbeizuführen und zu übertragen, ohne daß sie jedoch deren beherrschendes Zentrum in der weltlichen Ordnung zu sein imstande wäre. Dieses beherrschende Zentrum findet sich im Gegenteil

¹⁴ Vergl. CICERO, *De Nat. Deorum*, III, 2.

¹⁵ Vergl. LIVIUS, I, 20

¹⁶ Vergl. MORET, *Royaut. phar.*, S. 121, 206.

virtuell in der kriegerisch-aristokratischen Eigenschaft des ausersehenen Königs, dem der Ritus der Weihe diese Einflüsse überträgt (der «Heilige Geist» in der katholischen Überlieferung), damit er sie aufnehmen und in wirksamer Form anwende. So kommt in einer neueren Zeitperiode die Vereinigung von Königlichem und Sakralem nur durch diese priesterliche Vermittlung und die *virtus deificans* (göttlichmachende Tugend) des Ritus wieder zustande, damit diese Vereinigung dann den höchsten hierarchischen Gipfel einer traditionellen Ordnung bilden kann. Nur auf diesem Weg wird der König wieder zu etwas mehr als einem bloßen Menschen.

So durfte im katholischen Ritual der König vor dem Ritus der Thronbesteigung nur ein «militärisches» Kleid tragen, und erst nachträglich bekam er ein «königliches Kleid» und stellte sich auf einen, ihm in der Kirche vorbereiteten «erhöhten Platz». Fast bis in die moderne Zeit erhielt sich die strenge symbolische Bedeutung der verschiedenen Teile der Zeremonie. Dabei ist der immerwiederkehrende Gebrauch des Ausdrucks «*königliche Religion*» wichtig, wobei oft die rätselhafte Figur des *Melchisedek* in Erinnerung gerufen wird: Schon in der Zeit der Merowinger brauchte man für einen König die Formel: «*Melchisedek noster, merito rex atque sacerdos*» (Unser Melchisedek, mit Recht König und Priester)¹⁷. Im König, der beim Ritus das vorher angezogene Gewand auszieht, sieht man den, der «den weltlichen Stand verläßt, um in den Stand der *königlichen Religion* einzutreten»¹⁸. So schreibt Papst Stephan III. 769, daß die Karolinger ein heiliges Geschlecht und eine königliche Priesterschaft sind: *vos gens sancta estis atque regales estis sacerdotium*¹⁹. Die königliche Weihe erfolgte durch die Salbung in einem Ritus, der damals nur in einigen Formdetails von der Bischofsweihe abwich, so daß der König vor den Menschen und vor Gott so heilig wurde wie ein Priester. Die Salbung war tatsächlich in der hebräischen Tradition, die dann vom Katholizismus übernommen wurde, der allgemein gebrauchte Ritus, um ein Wesen aus der profanen in die sakrale Welt zu überführen²⁰; durch ihre Kraft wurde nach der gibellinischen Vorstellung der Gesalbte zum *deus-homo, in spiritu et virtute Christus Domini, in una eminentia divinificationis - summus et instructor sanctae ecclesiae* (Gott-Mensch im Geiste und in der Tugend Christi des Herrn, durch die Vergöttlichung herausragend - Führer und Lehrer der Heiligen Kirche)²¹. So konnte man sagen: «Der König muß

¹⁷ BLOCH, *Rois thaumat.*, a.a.O., S. 66

¹⁸ ebd., S. 197 (Der Ausdruck stammt von J. Golein).

¹⁹ F. DECOULANGES, *Les transformations de la royauté pendant l'époque carolingienne*, Paris, 1892, S. 233.

²⁰ David wird von Samuel mit dem heiligen Oel gesalbt und «von diesem Tag war der Geist Gottes mit ihm» (Sam 1,16; 1, 3,12-13). In einigen mittelalterlichen Texten wurde also das Oel der Königsweihe mit dem verglichen, das ebenso die «Propheten, Priester und die Märtyrer» heiligt (BLOCH, S. 67, 73). In der Zeit der Karolinger sprach der Bischof während der Weihe die Formel: «Daß Gott Dich in seiner Barmherzigkeit mit der Krone der Glorie kröne, daß er auf Dich das Öl der Gnade des Heiligen Geistes ausgieße, wie er es auf die Priester, die Könige, die Propheten und die Märtyrer ausgegossen hat.» (HINGMAR, *Migne*, Kap. 806, bei DE COULANGES, a.a.O., S. 233)

²¹ Vergl. A. DEMPFF, *Sacrum Imperium*, ital. Ausgabe Messina-Mailand, 1933, S. 134

von der Masse der Laien unterschieden sein: Weil er, vom Oel gesalbt, am priesterlichen Amte teilhat²², oder wie der Anonymus von York schreibt: «Der König, Christus des Herrn, kann nicht Laie genannt werden»²³. Und im da und dort aufkommenden Gedanken, der königliche Weiheritus habe die Kraft, jede begangene Schuld und sogar Blutschuld²⁴ auszulöschen, hat man den Nachklang der schon erwähnten initiatischen Lehre, wonach diese übernatürliche Eigenschaft jede menschliche Tugend oder Schuld transzendiert.

In diesem Kapitel haben wir die Initiation im Zusammenhang mit einer tatsächlichen Funktion eines auch sichtbaren Herrschers besprochen. Wir haben jedoch nur auf die Fälle hingewiesen, in denen sich die Würde der Initiation von jener Funktion abgespalten oder besser gesagt, diese Funktion sich von der Würde der Initiation abgespalten hat, sich verweltlichte und schließlich einen rein kriegerischen und politischen Charakter annahm. Die Initiation muß jedoch als eigene Kategorie der traditionellen Welt betrachtet werden, ohne daß die Ausübung eines sichtbaren Amtes im Mittelpunkt ihrer Gesellschaft damit verbunden sein mußte. Sie hat (als hohe Initiation, zum Unterschied von jener, die eventuell mit dem Kastenwesen oder auch dem Handwerk oder den traditionellen Berufen verbunden war) an und für sich im wesentlichen eine Seinsumwandlung des Menschen bewirkt, wobei sich oft unsichtbare und unterirdische Ketten bildeten, die als Wächter eines gleichbleibenden, geistigen Einflusses und einer «inneren Lehre» auftraten, die den äußerlichen und religiösen Formen einer historischen Tradition überlegen waren.²⁵ Es sind allerdings auch Fälle vorgekommen, in denen Eingeweihte und Adepten schon in der normalen, traditionellen Kultur diese Spaltung aufwiesen, d.h. nicht nur im darauffolgenden Zeitraum des Verfalls und des inneren Zusammenbruchs der traditionellen Einheiten. Aber das ist eben in den neueren Zeiten und vor allem im europäischen Raum notwendigerweise so üblich geworden, und zwar einerseits wegen der Verfallsprozesse, die zum Aufbau der modernen Welt führten, und andererseits wegen des Aufstiegs des Christentums. (Daher der rein initiatische Charakter z.B. des *rex hermeticus*, des rosenkreuzerischen Imperators etc.)

²² G. D'OSNABRUCK, *Lib. de. Lite*, I, 467.

²³ Bei BLOCH, a.a.O., S. 190

²⁴ Vergl. BLOCH, a.a.O., S. 198

²⁵ Zur Begriffsklärung der spezifischen Natur der initiatischen Erfahrung vergl. J. EVOLA; *Über das Initiatische in «Antaios»* Nr. 2/1964. Dieser Essay ist in «*L'Arco e la Clava*», Mailand, 1967, Kap. 11 neu veröffentlicht worden.

11. Die hierarchischen Beziehungen zwischen Königtum und Priestertum.

Wenn im geweihten König in gewisser Weise die ursprüngliche Synthese der zwei Mächte wiederhergestellt ist, so ist doch das Wesen der hierarchischen Beziehungen, die in jeder normalen Ordnung zwischen Königtum und Priesterklasse (oder Kirche) als einfacher Mittlerin der übernatürlichen Einflüsse bestehen sollen, ganz klar: *Dem Königtum kommt der Vorrang gegenüber dem Priestertum zu*, genauso wie in der Symbolik die Sonne gegenüber dem Mond und der Mann gegenüber der Frau den Vorrang innehat. In gewisser Hinsicht ist es derselbe Vorrang, der traditional eben dem priesterlichen Königtum des Melchisedek, dem Opferpriester des Allerhöchsten, dem Gott des Sieges («der Allerhöchste hat Dir die Feinde in Deine Hand gegeben», Gen. 14,20) gegenüber dem Priestertum des Abraham zukommt. Und wie schon erwähnt, haben sich die mittelalterlichen Verteidiger der gibellinischen Idee manchmal eben auf das Symbol des Melchisedek berufen, wenn sie gegenüber der Kirche das Recht und die übernatürliche Würde des Königtums forderten.¹

Aber wenn wir uns auf völlig traditionale Kulturen beschränken wollen, können wir auf indo-arische Texte zurückgreifen, um zu beweisen, daß auch in einer Kultur, deren Charakter mehrheitlich «priesterlich» zu sein schien, sich das Wissen um die rechte Beziehung zwischen den beiden Würdenträgern weitgehend erhalten hatte. Es handelt sich um die schon erwähnten Texte, wo gesagt wird, daß die Schar der Kriegsgottheiten, die aus dem Brahman entstand, eine höhere und vollkommener Form als dieser selbst darstellten. Danach heißt es: «Deshalb gibt es nichts Höheres als den Kriegsadel - *kshātram* -, und die Priester - *brāhmana* - verehren den Krieger bei der Königsweihe.»

Im selben Text wird die Priesterkaste, die dem Brahman gleichgesetzt wird, das man hier unpersönlich in einem den Einflüssen des Heiligen Geistes im Christentum gleichwertigen Sinne auffaßt und dessen Träger ist, gegenüber der Kaste der Krieger oder Könige als *Mutter* oder *Mutterschoß* - *yoni* - angesehen.² Das ist natürlich besonders bedeutungsvoll. Der König zeigt sich hier in seinem Wert als männliches Prinzip, das über die geistige Kraft, die bildhaft als Mutter oder Frau begriffen wird, hinausreicht,

¹ Im Mittelalter stellte die rätselhafte Gestalt des «Priesterkönigs Johannes» in gewisser Weise eine Neuverkörperung des Melchisedek dar, wobei auch damit die Vorstellung eines höchsten Weltencentrum verbunden war. Die Legende über das vom Priester Johannes an «Friedrich» gerichtete Geschenk von «einer Saamanderhaut, Lebenswasser und einem Ring, der die Unsichtbarkeit und den Sieg verleiht» (A. GRAF, *Roma neue mein, ecc.*, a.a.O., Bd. II, S. 467) drückt die verschwommene Empfindung einer Beziehung der mittelalterlichen, kaiserlichen Autorität mit einer Art Auftrag aus, der von der Herrschaft jenes Centrum ausgeht. Vergl. EVOLA, *Das Mysterium des Grals* a.a.O.,

² *Brhadāranyaka-upanish*, I, iv, II; Vergl. auch *Catapatha-brāhm.*, XIV. iv, 2, 23-27.

sie gliedert, unterstützt und «sieghaft» beherrscht. Wir verwiesen bereits auf die antiken Überlieferungen eines Königtums, das man dadurch erlangte, daß man Bräutigam einer auch oft als Mutter erscheinenden göttlichen Frau wurde. (Hier besteht ein Übergang zum Symbol des Inzestes, und daher kommt es auch in einem weiteren Rahmen zum schon erwähnten Titel eines «Stieres seiner Mutter» für den ägyptischen König.) Wir sind also zum selben Punkt zurückgekehrt. Die Unterordnung des Königs unter die Priesterkaste ist damit nicht festgelegt und anerkannt, auch wenn die Notwendigkeit eines Einsetzungsritus zugegeben wird. Sicher, nachdem es die schon von Natur aus, vor der Weihe, mehr als menschlichen Wesen, nicht mehr gab, und wenn der König nicht individuell auf einem anderen Wege zu etwas Höherem aufgestiegen war³, war er nur ein «Krieger». Aber in der Weihe *nimmt er* viel eher, als sie zu empfangen, eine *Macht auf sich*, die von der Priesterklasse weniger im Besitz als in Verwahrung gehalten wird: Und diese Macht geht nun in eine «höhere Form» über, die sie vorher nicht aufwies. Im selben Akte wird das männliche und kriegerische Wesensmerkmal des Initianten frei und überträgt sich auf eine höhere Ebene⁴: Es wird zur Achse oder zum Pol der heiligen Kraft. Man versteht also, warum selbst der Weihepriester den von ihm geweihten König «verehere» muß, wenn auch dieser - so der Text — dem *brāhmana* die Achtung schuldet, die einer Mutter gebührt. Wenn auch im *Mānavadharmasāstra* noch so sehr versucht wird, den Vorrang des *brāhmana* zu verteidigen, so wird auch in ihm der *brāhmana* mit dem Wasser und dem Stein, der *kshātriya* hingegen mit dem Feuer und dem Eisen verglichen, und es wird zugegeben, daß, wenn «die *kshātriya* nicht ohne *brāhmana* gedeihen können, die *brāhmana* ohne die *kshātriya* nicht aufsteigen können» und daß, wenn «die «brāhmana die Grundlage sind, die *kshātriya* der Gipfel des Gesetzessystems sind».⁵ Wie fremd es auch manchem anmuten mag, aber diese Gedankengänge waren ursprünglich nicht einmal dem Christentum unbekannt. Gemäß dem Zeugnis Eginhards «warf

³ In der Hindu-Tradition fehlt es ebenfalls nicht an Beispielen von Königen, die eine höhere geistige Erkenntnis besaßen oder erlangten als die *brāhmana*. So z.B. der König Jaivala, dessen Weisheit keinem Priester übermittelte, sondern der Kriegerkaste, *kshātrām*, vorbehalten worden sei. Daher, wird berichtet, gehörte die Herrschaft über alle Sitze - *loka* - bis zu dieser Zeit (allein) dem *kshātrām* (*Catapatha-brām.*, XIV, ix, 1, 11). Im selben Text wird auch (XI, vi, 2, 10, vergl. *Bhagavad-gītā* III, 20) der bekannte Fall des Königs Janaka aufgeführt, der durch die Askese die spirituelle Vollendung erreicht und in der *Bṛhadāraṇyaka-upaniṣh*, IV, iii, 1 ff. sehen wir eben diesen König Janaka, wie er den *brāhmana* Yājñiavalkya in der Lehre des transzendenten Ichs unterrichtet.

⁴ So lesen wir im *Pancaviṅga-brāhm.*, XVIII, 10, 8, daß sich der *brāhmana*, d.h. die Priesterkaste, dem *kshātrām* (d.h. der kriegerisch-königlichen Kaste) unterwerfen muß, auch wenn bei der Königsweihe - *rājāsūrya* - die dem *brāhmana* zugehörigen Formeln - *trivṛt (sloma)* - verwendet werden. Eben die Eigenschaften, die der Adel und die Krieger und nicht der Priester im engeren Sinne ihr eigen nennen und die, im Sakralen zusammengefügt, den «solaren» Gipfelpunkt der Spiritualität bilden, stellen die Grundlage für die schon erwähnte Tatsache dar, daß die Priester im höheren Sinne in den treuesten Traditionen nur aus den Patrizierklassen ausgewählt wurden und ursprünglich die Initiation und die Übermittlung der transzendenten Weisheit nur diesen vorbehalten war.

⁵ *Mānavadharmasāstra*, IX, 321-322; XI, 83-84.

sich», nachdem Karl der Große nach der Formel: «Dem Erlauchten Karl, dem von Gott Gekrönten, dem großen und friedliebenden römischen Kaiser Leben und Sieg» geweiht und akklamiert worden war, der Papst «vor Karl nieder (adoravit), gemäß dem in der antiken Kaiserzeit festgelegten Ritus».⁶ Dazu ist hinzuzufügen, daß während der Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, wie auch bei den christlich-römischen und byzantinischen Kaisern, die Kirchenkonzile vom Kaiser einberufen oder autorisiert und geleitet wurden, wobei ihnen von den Bischöfen die Beschlüsse nicht nur im Bereich der Disziplin, sondern auch in Fragen des Glaubens und der Lehre mit der Formel unterbreitet wurden: «Dem Herrn und Kaiser, auf daß seine Weisheit hinzufüge, was fehlt, berichtige, was gegen die Vernunft ist, etc .. »⁷, was also besagt, daß, wie in einem Nachhall, dem Herrscher auch auf dem Gebiete der Weisheit noch der antike Vorrang und eine unantastbare Autorität gegenüber dem Klerus zuerkannt wurde. Die *Liturgie der Macht*, die zur Urtradition gehört, besteht fort. Es ist nicht ein Heide, sondern ein Katholik - Bossuet -, der in schon modernerer Zeit erklärt, daß der Herrscher «das Ebenbild Gottes» auf Erden ist, und der ausruft: «Ihr seid Gott, auch wenn Ihr dem Tode unterworfen seid, und Eure Autorität vergeht nicht.»⁸

Wenn hingegen die Priesterklasse verlangt, daß die königliche Herrschaft sie auf Grund der von ihr vorgenommenen Weihe als hierarchisch höher anerkenne («Wer segnet, ist dem, der gesegnet wird, überlegen»⁹) und ihr deshalb Gehorsam schulde - und genau das war das Verlangen der Kirche in Europa während des Investiturstreites -, so bedeutet das eine echte Häresie und den völligen Umsturz der traditionellen Wahrheit. Tatsächlich finden sich schon im Halbdunkel der Vorgeschichte die ersten Episoden des Streites zwischen königlicher und priesterlicher Autorität, da beide, jede für sich, den Vorrang auf das beanspruchten, was vor beiden und über beiden stand. Dieser Gegensatz war ursprünglich nicht auf Motive der politischen Überlegenheiten zurückzuführen, wie man allgemein glaubt, sondern hatte tiefe, mehr oder weniger bewußte Wurzeln in zwei entgegengesetzten Geisteshal-

⁶ Bei F. DECOULANGES, *Trans, royaut. ecc.*, a.a.O., S. 315-316. Das *Liber Pontificalis* (II, 37) sagt wörtlich: «Post laudes ab Apostolico more antiquorum principum adoratus est» (Nach den Lobpreisungen warf sich der Papst nach dem Brauch der alten Herrscher vor ihn hin). Vergl. die Worte von PIERRE DE BLOIS (bei BLOCH, a.a.O., S. 41): «Ich gestehe: Dem König beizustehen, heißt (für einen Priester) eine heilige Handlung vollbringen: Er ist der Christus des Herrn - Christus Domini est -; nicht umsonst hat er das Sakrament der Weihe empfangen.» Der Autor fügt noch hinzu, daß es genügen würde, auf die thaumaturgische (wundertätige) Kraft des Königs hinzuweisen (siehe darüber oben S. 42), falls jemand die mystische Wirksamkeit dieses Sakramentes bezweifeln sollte.

⁷ Vergl. DECOULANGES, a.a.O., S. 524-5, 526, 292-3. Wir wollen übrigens daran erinnern, daß es ein Kaiser, nämlich Sigismund, war, der am Vorabend der Reformation das Konzil von Konstanz einberief, um zu versuchen, dem Schisma und der Anarchie, in die der Klerus gefallen war, entgegenzutreten.

⁸ BOSSUET, *Oeuvres oratoires*, IV, S. 362 (L. ROUGIER, *Celse*, Paris, 1925, S. 161)

⁹ Diesem paulinischen Wort läßt sich auch in der jüdischen Tradition das Symbol des Jakob entgegenstellen, der mit dem Engel kämpft, ihn besiegt und dann zwingt «ihn zu segnen». (Genesis 32, 25-26)

tungen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Nach der Entwicklung, die er meistens nach der Trennung der beiden Würden einschlug, ist der Priester in der Tat, *per definitionem*, immer ein Interpret und Vermittler des Göttlichen - wie mächtig er auch sein mag, er ist sich immer bewußt, sich an Gott als seinen Herrn zu wenden. Der sakrale König hingegen fühlt sich zum selben Geschlecht wie die Götter gehörig, kennt das Gefühl der religiösen Unterordnung nicht und kann daher gar nicht umhin, jeden vom Priester vorgebrachten Überlegenheitsanspruch als ungehörig zu empfinden. Im weiteren Geschichtsverlauf gehen wir jedenfalls zu Formen antitraditionaler Anarchie über, und zwar einer Anarchie, die ein Doppelgesicht hat: entweder dasjenige eines Königtums, das eine rein weltliche Macht in Aufruhr gegen die geistige Autorität darstellt, oder dasjenige einer Geistigkeit «lunarer» Art in Aufruhr gegen eine Geistigkeit, die von Herrschern verkörpert wird, die noch der antiken Funktion eingedenk sind. Im einen wie im anderen Fall geht aus den Trümmern der traditionellen Welt eine Unlehre hervor. Der erste Weg führt zunächst zur politischen Machtausweitung, zur Verweltlichung des Staatsgedankens und zur Zerstörung der wahren Hierarchie und schließlich zu den modernen Formen einer trügerischen und materialisierten Männlichkeit und Macht, die am Ende von der Dämonie der Massenwelt in ihren mehr oder weniger kollektivistischen Ausstrahlungen überrollt wird. Der zweite Weg läuft mit dem ersten parallel und führt zunächst zum Einbruch einer «mutterrechtlichen Kultur» mit ihrer auf pantheistischer Grundlage stehenden Geistigkeit und dann zu den verschiedenartigsten Formen der Andächtigkeits- und Hingebungsreligion im eigentlichen Sinne.

Wir werden sehen, daß sich im Mittelalter der letzte Abschnitt des eben erwähnten Kampfes zwischen dem religiösen Universalismus, der von der Kirche verkörpert wurde, und der Königsidee, die, wenn auch mit Kompromissen, vom Heiligen Römischen Reich verkörpert wurde, abspielte. Nach der letzteren ist der Kaiser tatsächlich das *caput ecclesiae* (Haupt der Kirche)¹⁰, nicht im Sinne, daß er das Haupt der Priesterhierarchie (den Papst) ersetzt, sondern in dem Sinn, daß sich nur im Kaiseramt allein die Kraft, von der die Kirche getragen wird und die die Christenheit beseelt, auf ein wirksames Herrschaftsverhältnis konzentrieren kann. Hier «nahm die Welt, die in einer umfassenden, durch die Kirche vertretenen Einheit dargestellt wurde, das Bildnis eines Körpers an, dessen einzelne Glieder unter der höchsten Führung des Kaisers zusammenwirken, so daß dieser gleichzeitig das Haupt des Reiches und der Kirche ist»¹¹. Der Kaiser behauptete, obwohl er erst durch die in Rom vollzogene Investitur zum Kaiser wurde, nachdem

¹⁰ Vergl. *Liber de Lite*, Bd. II, S. 536-537

¹¹ A. SOLMI, *Stato e Chiesa secondo gli scritti politici da Carlomagno al Concordato di Worms*, Modena, 1901, S. 156, 85. Solange das Oströmische Reich bestand, hatte die Kirche übrigens immer den Charakter einer staatlichen Institution, die vom Kaiser abhängig war und über die er beinahe souverän herrschte. (Vergl. E. LOENING, *Gesch. des deutschen Kirchenrechts*, Straßburg, 1878, Bd. II, S. 3-5) Der Beginn der priesterlichen Überschreitung dieser Grenzen geht theoretisch, wie wir sehen werden, auf die Erklärungen des Papstes Gelasius I. zurück.

die anderen sich auf seinen weltlichen Aspekt als deutscher Fürst beziehenden Investituren erfolgt waren, sein Recht und seine Macht unmittelbar von Gott zu haben und nur Gott als über sich stehend anzuerkennen, so daß die Rolle des Hauptes der Priesterhierarchie, das ihn geweiht hatte, logischerweise nur diejenige eines einfachen Mittlers sein konnte, der gemäß der gibellinischen Vorstellung gar nicht imstande sein konnte, ihm die nunmehr endgültig verliehene, übernatürliche Kraft durch Exkommunikation wieder zu entziehen.¹² Bevor die gregorianische Auslegung den innersten Kern der Symbole auf den Kopf stellte, erhielt sich die alte Überlieferung dadurch, daß das Reich wie immer und überall mit der Sonne und die Kirche mit dem Mond gleichgesetzt wurde.¹³ Andererseits legte sich die Kirche auch in den Augenblicken ihrer höchsten Machtentfaltung eine im wesentlichen weibliche Symbolik zu, nämlich die einer *Mutier* gegenüber dem König, der ihr Sohn war: Damit kehrt eben wieder die Auffassung der Upanischaden zurück (der *brāhman* als Mutter des *kshatram*), wobei diese jedoch mit den Oberhoheitsvorstellungen einer gynekokratischen Kultur (antiheroische Unterordnung des Sohnes unter die Mutter, Mutterrecht) vereinigt wurde. Daß übrigens auch die Annahme des Titels eines *pontifex maximus* (höchsten Brückenbauers) seitens des Oberhauptes der christlichen Religion, des Papstes also, eine mehr oder weniger widerrechtliche Aneignung darstellt, ergibt sich aus dem schon Gesagten, daß nämlich die Funktion des *pontifex maximus* ursprünglich dem König und römischen Augustus zustand. Charakteristische Symbole des Papsttums, wie der Doppelschlüssel und das Schiff, sind gleichfalls dem antiken römischen Janus-Kult entnommen worden. Ja selbst die Tiara entspricht einer nicht religiös-priesterlichen, sondern im wesentlichen initiatischen Würde, nämlich der Würde des «Herrn des Zentrums», des Herrschers über die «Drei Welten». In alledem wird eine Verdrehung und widerrechtliche Verschiebung der Ebenen deutlich sichtbar, die, wenn sie auch nur mittelbar und in dunkler Ahnung geschehen, nichtsdestoweniger real sind und eine bedeutungsvolle Abweichung von der reinen traditionellen Gedankenwelt anzeigen.

¹² Vergl. DESTEFANO, *L'Idea Imper.*, etc. a.a.O., S. 36-37, 57-58; KANTOROWICZ: *Friedrich II.*, a.a.O., S. 519.

¹³ So auch bei HUGO DE FLEURY (*De Regia Potest.* I, 13-Liber de Lite, Bd. II S. 482).

12. Universalität und Zentralismus

Das Ideal des Heiligen Römischen Reiches zeigt am deutlichsten den Niedergang, dem das Prinzip des «*regere*» (Herrschens) unterliegt, wenn es seine spirituelle Grundlage verliert. Hier werden schon Gedankengänge vorweggenommen, auf die wir im historischen Teil des vorliegenden Werkes noch zurückkommen werden müssen.

Beim gibellinischen Ideal des Heiligen Römischen Reiches kam ganz klar zum Ausdruck, daß das Reich einen übernatürlichen Ursprung und einen überpolitischen und universalen Charakter hat und daß der Kaiser als *lex animata in terris* (lebendes Gesetz auf Erden) und als Gipfel der *ordinatio ad unum* (Hinordnung auf das Eine) *aliquod unum quod non est pars* (Dante: ein Eines ist, das nicht Teil ist), wobei er eine Macht verkörpert, die die Gemeinschaft, die er leitet, transzendiert, genauso wie das Reich nicht mit den Königreichen und Nationen, die es umfaßt, verwechselt werden darf, da es in seinem Prinzip etwas qualitativ anderes, Ursprünglicheres und Höheres ist als diese.¹ Deswegen bestand auch zum Unterschied von dem, was einige Historiker² glauben, kein Widerspruch im mittelalterlichen Gegensatz zwischen dem absoluten, von Ort, Volk und Nation unabhängigen Rechtsanspruch des Kaisers, auf den er sich berief, da er rechtmäßig eingesetzt und geweiht und damit «ökumenisch» («allumfassend») geworden war, und den tatsächlichen Grenzen seiner materiellen Macht gegenüber den europäischen Landesfürsten, die ihm Gehorsam schuldeten. Ja, die Ebene jeglicher universalen und wahrhaft einigenden Funktion ist schon ihrer Natur nach niemals die materielle, und nur unter der Bedingung, daß sie nicht nur als rein materielle Einheit und Macht, d.h. nur in politischer und militärischer Form existiert, kann sie wirklich ihr Ziel erreichen. Nicht durch ein materielles, politisch-militärisch gefestigtes Band waren also grundsätzlich die verschiedenen einzelnen Königtümer an das Reich angeschlossen, sondern durch ein ideelles und geistiges, das im charakteristischen Begriff der *fides* seinen Ausdruck fand. Dieser besaß im mittelalterlichen Sprachgebrauch sowohl einen religiösen als auch einen politisch-moralischen Sinngehalt von «Treue» und «Ergebenheit». Die *fides*, die sogar zur Würde eines Sakramentes - *sacramentum fidelitatis* - emporgehoben wurde, war die Grundlage

¹ Vergl. DE STEFANO, *Idea imper. Fed. II*, a.a.O., S. 31, 37, 54; J. BRYCE, *Holy Roman Empire*, London⁴, 1873, it. Übersetzung Neapel, 1886, S. 110: «Der Kaiser hatte Anspruch auf den Gehorsam der Christenheit nicht als erblicher Herrscher eines siegreichen Geschlechts oder als Lehensherr eines Teiles der Erde, sondern als Träger seiner ihm feierlich übertragenen Funktion. Er überragte nicht nur an Würde die Könige der Erde, sondern seine Macht war ihrer Natur nach eine andere, und weit davon entfernt, die Könige zu verdrängen oder mit ihnen zu rivalisieren, thronte er über ihnen und wurde zur Quelle und notwendigen Voraussetzung ihrer eigenen Autorität in den verschiedenen Gebieten. Diese Bindung vereinte alle in einem harmonischen Ganzen.»

² z.B. selbst BRYCE, a.a.O. S. 111

jeder Ehre und der einigende Mörtel der einzelnen feudalen, d.h. lehensrechtlichen Gemeinschaften. Die «(Lehens-) Treue» band den Lehensherrn an seinen Fürsten oder an den Lehensherrn höheren Ranges; in einer höheren, gereinigten und immateriellen Form war sie jedoch das, was diese Teileinheiten - *singulae communitates* - zum Schwerpunktszentrum des Reiches zurückführen sollte, das über allen stand als transzendente Macht und Autorität, so daß es grundsätzlich nicht auf die Waffen zurückgreifen mußte, um sein Recht zu behaupten.

Eben auch aus diesem Grund konnten im feudalistisch-imperialen Mittelalter - wie in jeder Kultur traditionaler Art - Einheit und Hierarchie gemeinsam bestehen bei einem gleichzeitigen Höchstmaß an Unabhängigkeit, Freiheit und Ausdrucksmöglichkeit.

Allgemein und vor allem bei den eigentlich indo-arischen Kulturen kann man einen langen Zeitraum feststellen, während dessen im Inneren jedes Staates und jeder Stadt ein freier Pluralismus herrschte. Die Familien, die Geschlechter, die Sippen glichen einer Vielzahl von Staaten im kleinen, einer Vielzahl von weitgehend autonomen Machtblöcken, die in einer übergeordneten und organischen Einheit zusammengefaßt waren, aber alles, was sie für ihr materielles und geistiges Leben benötigten, auch besaßen: Kultus, Gesetz, Land und Miliz.³ Nur die Tradition, die gemeinsame Herkunft und die gemeinsame Rasse - nicht nur des bloßen Körpers, sondern auch des Geistes - waren die Grundlage des höheren Zusammenhaltes, der sich bis zur Gestaltung eines Reiches weiterentwickeln konnte, vor allem wenn die ursprüngliche Gruppe von Kräften in einen weiteren Bereich ausstrahlte, den es zu ordnen und zu einigen galt. Die erste Zeit der Franken mag hier als gutes Beispiel dienen. «Franke» zu sein, war gleichbedeutend mit frei zu sein, auf Grund des Volkes Träger einer Würde zu sein, die die Franken in ihren Augen jedem anderen Volk überlegen machte: «*Francus liber dicitur, quia super omnes gentes alias decus et dominatio Uli debetur.*» (Turbinus) (Der Franke wird frei genannt, weil er über alle anderen Völker herausragend Würde besitzt und diese ihm Unterwerfung schulden.) Und bis zum 9. Jahrhundert waren die gemeinsame Kultur und die gemeinsame Zugehörigkeit zum Stamme der Franken die Grundlage des Staates, ohne daß es einen organisierten und zentralisierten politischen Zusammenschluß gab, der sich auf ein nationales Territorium erstreckte, so wie es die moderne Vorstellung will. Später, während der karolingischen Entwicklung bis zur Gestaltung des Reiches, war der fränkische Adel überall verstreut, und gerade diese voneinander getrennten Gemeinschaften, die, obwohl im höchsten Grad autonom, doch die immaterielle Bindung mit dem Zentrum aufrechterhielten, bildeten, wie die Zellen eines Nervenapparates im übrigen Teil des Organismus, das einigende Lebelement im Gesamtgefüge.

³ Vergl. DE COULANGES, *Cite Ant.*, a.a.O., S. 124 und bezüglich der nordischen Völker O. GFERKE: *Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft*, Berlin, 1898, Bd. I, S. 13 und DE GOBINEAU, *Inegal, races.*, a.a.O., S. 163 bezüglich des *odel*, der ursprünglichen, nordischen Gemeinschaft von Priestertum, Adel und Eigentum der einzelnen freien Familien.

Die fernöstliche Überlieferung hat im besonderen die Vorstellung unterstrichen, daß man durch Loslösung von der äußerlichen Herrschaft und Unterlassung von direkten Interventionen, nur durch das Verbleiben in der wesenswichtigen Immaterialität des Zentrums, die einer Radnabe ähnlich, doch die gesamte Bewegung des Rades bedingt, die «Tugend» erlangen kann, die das wahre Reich ausmacht, wo die einzelnen weiterhin das Gefühl haben, frei zu sein, und alles in Ordnung abläuft, weil durch die auf die unsichtbare Leitung zurückzuführende, gegenseitige Aufhebung die einzelnen Mißstände oder Willkürakte wiederum nur zur Gesamtordnung beitragen.⁴

Das ist die vollkommenste Vorstellung wahrer Einheit und wahrer Autorität. Tritt an deren Stelle hingegen die Vorstellung einer Herrschaft und einer Einheit, die nur auf materiellem, direktem und politischem Weg die Vielheit niederzwingt, überall eingreift, jegliche Autonomie einzelner Gruppen verwirft, alle Rechte und Vorrechte absolutistisch gleichschaltet und die verschiedenen ethnischen Gruppen von der ihnen eigenen Natur losreißt und sie unterjocht, dann findet sich kein Herrschertum im echten Sinne mehr, und es wird kein Organismus, sondern nur ein Mechanismus noch bestehen bleiben. Das ist der Typus der modernen nationalen und zentralistischen Staaten. Es zeigt sich übrigens auch, daß, wo immer ein Monarch auf diese Ebene herabgesunken ist, wo immer er von seinem geistigen Amte abfiel und einen politisch-materiellen Absolutismus und Zentralismus aufbaute, indem er sich von jeder Bindung sakraler Autorität freimachte, wo immer er den Lehensadel erniedrigte und sich jener Gewalten bemächtigte, die vorher unter den Adeligen aufgeteilt waren, er sich sein eigenes Grab gegraben und eine verhängnisvolle Reaktion hervorgerufen hat: Der Absolutismus ist eine kurzlebige Illusion; die Gleichschaltung öffnet der Demagogie Tür und Tor und bereitet den Weg für den Aufstieg des Volkes, des *demos*, zum entweihten Thron.⁵ Das zeigt die Tyrannis, die in mehr als einer griechischen Stadt auf die vorhergehende aristokratisch-sakrale Herrschaft folgte; das trifft auch bis zu einem gewissen Grad auf Rom und Byzanz in ihren gleichmacherischen Formen zur Zeit des Herrschaftsverfalles zu; das erklärt schlußendlich auch - man kann das deutlich sehen - die politische Geschichte Europas nach dem Zerfall des geistigen Ideals des Heiligen Römischen Reiches und der darauffolgenden Entstehung von weltlichen, nationalen Monarchien bis hin zum Zeitalter des «Totalitarismus», der das Ende aufzeigt.

Von jenen großen Mächten, die aus einem überwuchernden Nationalismus und auf Grund eines barbarischen Willens zu militaristischer oder wirtschaftlicher Macht entstanden sind und denen man weiterhin den Namen Imperien gibt, braucht nicht einmal gesprochen zu werden. Es sei wiederholt, daß ein *Imperium* (= Reich) ein solches nur auf Grund höherer Werte

⁴ Vergl. LAOTSE, *Tao-te-king*, passim und III, XIII, LXVI. Auf dieser Grundlage entstand in China und teilweise auch in Japan die Vorstellung des «unsichtbaren Herrschers», die auch in einem besonderen Ritual Ausdruck fand.

⁵ Vergl. R. GUENON, *Autorité spirituelle et pouvoir temporel*, a.a.O., S. 112 ff.

sein kann, zu denen sich ein bestimmtes Volk aufgeschwungen hat, indem es vor allen Dingen sich selbst und seine eigenen naturbedingten Besonderheiten überwinden hat. Dann wird jenes Volk in einem höheren Grade zum Träger eines Prinzips, das auch bei anderen Völkernschaften, wenn auch nur in latenter Form, vorhanden ist, vorausgesetzt, daß auch sie in einer gewissen Art und Weise eine traditionale Organisation besitzen. Und die materielle Eroberungstat erweist sich in diesem Fall als Tat, die Scheidewände der erfahrungsbedingten Trennung durchbricht, so daß die verschiedenen Möglichkeiten *zm^einen* Tatsächlichkeit werden und eine Vereinigung im echten Sinne stattfindet. Wenn also ein «Stirb und Werde», als ob man vom «Blitz des Apollo» (C. Steding) getroffen würde, die elementare Voraussetzung für jede Gruppe ist, die eine imperiale Sendung und Würde anstrebt, so stellt diese das genaue Gegenteil der Moral des sogenannten «*sacro egoismo*» (heiligen Egoismus) der Nationen dar. Aber sich in einen nationalen Charakter einschließen, um davon ausgehend andere Völker oder auch nur andere Länder zu beherrschen, ist immer nur bei zeitweiser Anwendung von Gewalt möglich. Als bloße Hand kann sich eine Hand nie anmaßen, die anderen körperlichen Organe zu beherrschen: Wohl aber, wenn sie aufhört, Hand zu sein, und *Seele* wird, d.h. wiederum zur unkörperlichen Funktion zurückkehrt, die die Mannigfaltigkeit der einzelnen Körperfunktionen zu einen und zu lenken versteht, da sie jeder einzelnen, für sich gesehen, überlegen ist. Wenn die «imperialistischen» Versuche in der Neuzeit gescheitert sind und vielfach die Völker, die sie vorantrieben, in den Untergang geführt haben, oder sonstwie übel ausgeartet sind, so liegt die Ursache eben darin, daß auch nur das geringste echte spirituelle und somit überpolitische und übernationales Element gefehlt hat, daß vielmehr dieses durch die rohe Gewalt einer Kraft ersetzt worden war, die zwar stärker ist als diejenige, die sie unterjochen will, aber doch von gleicher Natur. Ist ein Reich kein *heiliges* Reich, so ist es auch kein Reich, sondern so etwas wie ein Krebsgeschwür innerhalb der verschiedenen Funktionen eines lebenden Organismus.

So viel über den inneren Bedeutungsverlust des «*regere*» (Herrschens), das sich von seiner traditionellen geistigen Grundlage getrennt hat und laizistisch, rein zeitgebunden und zentralistisch geworden ist. Gehen wir zum anderen Aspekt der Abirrung über, so ist es bei jeder priesterlichen Autorität, die eine imperiale Funktion nicht anerkennt - wie es auch bei der Römischen Kirche während des Investiturstreites der Fall war -, gegebene Sache, auf eine Entweihung der Begriffe Staat und Königtum hinzuarbeiten, ohne sich dessen bewußt zu werden, genau damit zur Bildung jener laizistischen und «realistischen» Denkweise beizutragen, die späterhin unweigerlich auch gegen sie selbst aufstehen mußte und jegliche Einmischung von kirchlicher Seite in den Staatskörper abschaffte. Nach dem Fanatismus des Frühchristentums, wo das Römische Kaisertum mit einer Teufelherrschaft verglichen und die Größe der *aeternitas Romae* (Ewigkeit Roms) mit der Überfülle der babylonischen Hure und die Eroberung der Liktores mit einem *magnum latrocinium* (großen Diebstahl) gleichgesetzt wurde; nach dem Dualismus des Hl. Augustinus, der angesichts der *civitas Dei* (Gottesstaat) in jeder

staatlichen Ordnung nicht nur eine bloß aus natürlichen Gegebenheiten entstandene Schöpfung sieht, sondern im Gegenteil etwas Sündhaftes - einen *corpus diaboli* (Teufelskörper) -, vertritt die gregorianische These eben die Lehre vom sogenannten «Naturrecht», in deren Rahmen die königliche Autorität jeglichen transzendenten und göttlichen Charakters entblößt und zu einer rein weltlichen Macht wird, die dem König vom Volk übertragen ist und für deren Ausübung der König dem Volk gegenüber immer verantwortlich bleibt, wobei jegliche gesetzliche staatliche Anordnung gegenüber diesem «Naturrecht» als zweitrangig und widerrufbar erklärt wird.⁶ Tatsächlich hörte im 13. Jahrhundert, als die katholische Lehre von den Sakramenten festgelegt wurde, die Königssalbung auf, zu den Sakramenten zu zählen und wie früher gleichsam als Priesterweihe zu gelten. In der Folge verstärkte dann die Gesellschaft Jesu vielfach die laizistische, antitraditionale Auffassung des Königtums (sie, die einerseits den Absolutismus der Monarchien unterstützte, die der Kirche den Treueeid geschworen hatte, ging andererseits soweit, selbst den Königsmord zu legitimieren)⁷, nur um zu unterstreichen, daß allein die Kirche einen sakralen Charakter hatte und ihr deshalb jeglicher Vorrang zukam. Aber, wie schon erwähnt, geschah genau das Gegenteil. Der Geist, den sie beschworen hatten, überwältigte die Beschwörer. Die europäischen Staaten, die tatsächlich zu Kreaturen der Volksherrschaft und der Grundsätze bloßer Wirtschaft und führungloser Vereinigung geworden waren, wie sie die Kirche indirekt schon in der Gestalt der italienischen Kommunen im Kampf gegen die kaiserliche Herrschaft unterstützt hatte, wurden zu Gebilden für sich, verweltlichten sich und verbannten alles, was «Religion» war, in einen immer abstrakteren, privaten und zweitrangigen Bereich, wenn sie nicht geradezu ein Werkzeug für sich selbst daraus machten.

Die guelfische (gregorianisch-thomistische) Einstellung zeugt wiederum von einer entkräfteten Geistigkeit, der man von außen eine weltliche Macht beifügen will, um sie zu stärken und bei den Menschen an Stelle der Synthese zwischen Geistigkeit und Macht, Übernatürlichkeit und königlichem Zentralismus durchzusetzen, wie sie der reinen traditionellen Vorstellung entsprach. An sich ist es wahr, daß die thomistische Auffassung versucht, einem ähnlichen Absurdum entgegenzutreten, indem sie zwischen Staat und Kirche eine gewisse Kontinuität herstellt; sie sieht also im Staat schon eine Einrichtung der «Vorsehung», dessen Handlungsmöglichkeit aber über eine gewisse Grenze nicht hinausgeht, von wo an eben die Kirche als vor allen Dingen und unmittelbar übernatürliche Einrichtung an seine Stelle tritt, die Gesamtordnung zur Vollendung führt und das Ziel verwirklicht, das *excedit proportio-*

⁶ Über die wahre Bedeutung des Vorranges des «Naturrechtes» über das gesetzliche und politische Recht, eines Vorranges, der zu den ideologischen Waffen des Umsturzes gehört, vergl. was wir in unserer Ausgabe einer Auswahl der Schriften von J. J. BACHOFEN, *Le Madri e la viriliä olimpica* (Mailand 1949) und in unserem Buch, *L'Arco e la Clava*, a.a.O., 8. Kap. aufgezeigt haben.

⁷ Vergl. R. FÜLÖP-MILLER, *Segreto della Potenza dei Gesuüi*, Mailand, 1931 S. 326-333, deutsch: Macht und Geheimnis der Jesuiten, Leipzig, 1929

nem naturalis facultatis humanae (über das natürliche Maß der menschlichen Fähigkeit hinausgeht). Wenn auch eine solche Auffassung von der traditionellen Wahrheit weniger weit entfernt ist, so trifft auch sie in der Gesamtheit der Auffassungen, denen sie angehört, auf eine unüberwindliche Schwierigkeit, und zwar wegen des schon angeführten wesenhaften Unterschieds in der Art der Beziehungen zum Göttlichen, wie sie einerseits dem Königtum und andererseits dem Priestertum zu eigen sind. Damit eine Kontinuität bestehen kann und keine Unterbrechung zwischen den aufeinanderfolgenden Graden der einheitlichen Organisation entsteht, wie sie von der Scholastik in Staat und Kirche gesehen wird, sollte die Kirche im übernatürlichen Bereich denselben Geist verkörpern, den das Reich im engeren Sinne auf der materiellen Ebene verwirklicht, d.h., sie müßte das schon erwähnte Ideal der «spirituellen Mannhaftigkeit» verkörpern. Aber die «religiöse» Auffassung, die für das Christentum charakteristisch ist, gestattete einen solchen Gedankengang nicht mehr; schon seit Gelasius I. wurde im Gegenteil behauptet, daß nach dem Auftreten Christi niemand mehr gleichzeitig König und Priester sein könne. Was auch immer ihr hierokratischer Anspruch sein mag, so verkörpert die Kirche nicht den männlichen, sondern den weiblichen (lunaren) Geistespol. Es kann ihr der Schlüssel entsprechen, nicht aber das Zepter. Nicht die Kirche in ihrem Amt als Mittlerin eines theistisch verkörperten Göttlichen und mit ihrer Auffassung der Geistigkeit als «kontemplatives Leben», das im Wesen vom «aktiven Leben» völlig unterschiedlich ist (nicht einmal Dante ging über diesen Gegensatz hinaus), sondern eben nur das Ideal eines folgerichtig zu Ende gedachten «Heiligen Reiches» — *sacrum Imperium* - kann als Integration aller Einzelorganismen gelten, d.h. als Gipfel einer großen *ordinatio ad unum* (Ausrichtung auf das Eine), die in sich das Höchste und Innerste des Zieles der «Vorhersehung» erfaßt, wie es sich schon nach der vorhin erwähnten Auffassung in den einzelnen organischen, politischen und hierarchischen Gruppierungen ankündigt.

Wenn ein Körper nur frei ist, insofern er der *eigenen* und nicht einer fremden Seele gehorcht, dann bekommt der Ausspruch Friedrich II. einen tieferen Wahrheitsgehalt, wonach die Staaten, die die Autorität des Reiches anerkennen, frei sind, während diejenigen, die sich der Kirche als Vertreterin einer wesenhaft *anderen* Geistigkeit unterwerfen, Sklaven sind.⁸

⁸ HUILLARD BREHOLLES, *Hist. Dipl. Frieder, etc.*, a.a.O., Bd. V, S. 468.

13. Die Seele des Rittertums

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß ursprünglich nicht nur das Königtum, sondern auch der traditionale Adel durch ein spirituelles Element ausgezeichnet war. Wie beim Königtum können wir auch hier den Fall annehmen, daß der Adel dieses Element nicht schon von Natur aus in sich trägt, sondern es erst erwirbt. Es zeigt sich somit ein zweifacher Weg analog dem, der zwischen Initiation und Investitur (Einweihung und Einsetzung) besteht. Der Investitur entsprach im Abendland die *Ritterweihe* und anderswo die der Kriegerkaste eigene rituelle Einweihung; der Initiation als der Natur nach mehr inneres, unmittelbares und persönliches Erkennen entspricht die *Heldentat* im traditionellen, d.h. sakralen Sinne, die an Lehren wie die des «Heiligen Krieges» und der *mors triumphalis* (triumphaler Tod) gebunden ist.

Auf die letztere Möglichkeit werden wir noch an anderer Stelle zu sprechen kommen. Hier behandeln wir nur den Geist und das Geheimnis des mittelalterlichen Rittertums als Beispiel für die erste Möglichkeit. Zu beachten ist vor allem der in europäischen Mittelalter bestehende Unterschied zwischen dem Lehensadel und dem Ritteradel. Der erste war an ein Land und an die Lehenstreue - *fides* - einem bestimmten Fürsten gegenüber gebunden. Das Rittertum erweist sich im Gegensatz dazu als überterritoriale und übernatürliche Gemeinschaft, deren Mitglieder, die sich einem militärischen Priestertum geweiht hatten, kein Vaterland mehr besaßen und die ihre Treue nicht Einzelpersonen schuldeten, sondern einerseits einer Ethik, die Ehre, Wahrheit, Mut und Treue als Grundwerte anführte¹, und andererseits einer Autorität geistiger und universaler Art, die im wesentlichen diejenige des Reiches war. Das Rittertum und die großen Ritterorden gehörten grundsätzlich zum Reich und waren das Gegenstück zum Klerus und Mönchtum im Bereich der Kirche. Das Rittertum hatte nicht notwendigerweise erblichen Charakter; man konnte auch Ritter *werden*. Dazu war erforderlich, daß der Anwärter Taten vollbrachte, seine heroische Lebensverachtung und die vorhin erwähnte doppelte Treue bewies. In den ältesten Formen der Ritterweihe weihte der Ritter den Ritter, ohne Dazutun der Priester, als ob im Ritter eine Kraft - «ähnlich einem Fluidum», sagte man sogar - bestünde, die durch unmittelbare Übertragung neue Ritter hervor-

¹ Vergl. HUELE MAINE, «Quis plus craint mort que honte n'a droit en seignorie» (Wer den Tod mehr als die Schande fürchtet, hat kein Recht im Adel); AYE D'AVIGNON, «Miex vauroie morir que ä honte exte en vie» (es ist besser zu sterben, als in Schande zu überleben) (bei L. GAUTIER, *la Chevalerie*, Paris, 1884, S. 29). Was den Kult der Wahrheit betrifft, so lautete die Schwurformel der Ritter: «Für Gott, der nicht lügt» - was unmittelbar auf den indo-arischen Kult der Wahrheit hinweist, wo z.B. Mithra gleichzeitig der Schwurgott war und wo die iranische Tradition berichtet, daß die mystische «Glorie» den König Yima verließ, als er zu lügen begann. Ebenso liest man im *Mänavadharmuqästra* (IV, 237), daß die Kraft der Opferhandlung durch die Lüge zunichte gemacht wird.

bringen konnte. Darauf hindeutende Spuren finden sich auch in der indoarischen Tradition - «Krieger, die Krieger weihen»². In der Folge gab es einen besonderen religiösen Ritus für die Ritterweihe.³

Aber das ist nicht alles. Man kann nämlich im europäischen Rittertum einen tieferen Aspekt aufzeigen. Ein Hinweis mag sein, daß die Ritter ihre heroischen Taten auch einer *Frau* weihten und daß der Frauenkult im allgemeinen beim europäischen Rittertum Formen annahm, die absurd und als Verirrung erscheinen mußten, wollte man sie wörtlich nehmen. Einer Frau bedingungslose Treue zu geloben, war eines der häufigsten Themen an den ritterlichen Höfen, und nach der auf den Schlössern betriebenen Theologie gab es keinen Zweifel, daß der Ritter, der für seine «Frau» gestorben war, dieselbe glückvolle Unsterblichkeit erreichte, die dem Kreuzfahrer zugesichert wurde, der für die Befreiung des Tempels starb. Tatsächlich erscheinen hier oft die Treue zu Gott und die Treue zur Frau als ebenbürtig. In diesem Zusammenhang kann noch hervorgehoben werden, daß bei einigen Ritualen die «Frau» des Ritteranwärters ihm die Kleider abnahm und ihn zum Bade führen mußte, damit er sich vor dem Empfang der Ritterweihe reinigte.⁴ Andererseits sind sie Helden manchmal gewagter Abenteuer, in denen die «Frau» ebenfalls mitspielt, gleichzeitig auch Ritter von König Artus wie z.B. Tristan (Sir Tristem) und Lancelot, die sich der Suche nach dem Gral geweiht haben und Mitglieder des besonderen Ordens der «Himmlichen Ritter» sind, dem auch der hyperboreische «Ritter des Schwans» angehört.

In Wahrheit verbirgt sich oft in alledem ein esoterischer Sinn, der weder für die Richter der Inquisition noch für die breite Masse bestimmt war und daher in Form seltsamer Bräuche und erotischer Erzählungen ausgestaltet wurde. Man kann sagen, daß in einem Teil der Fälle für die «Frau» des Rittertums das gilt, was auch für die «Frau» der sogenannten gibellinischen «Getreuen der Liebe» zutrifft und was uns übrigens auf eine einheitliche und präzise traditionale Symbolik zurückbringt. Die Frau, der der Ritter bedingungslose Treue schwört und der sich auch der Kreuzfahrer weiht, die Frau, die zur Reinigung hinführt, die der Ritter als einen Lohn betrachtet und die ihn unsterblich macht, wenn er für sie stirbt, ist im wesentlichen, wie es heute schon im Fall der «Getreuen der Liebe»⁵ nachgewiesen ist, eine Verbildlichung für die «Heilige Weisheit», eine mehr oder minder so empfundene Verkörperung der «überirdischen» oder «göttlichen Frau», der Kraft einer verklärenden Geistigkeit und eines nicht mit dem Tode verbundenen Lebens. Dieses Thema paßt übrigens in einen ganz bestimmten traditionellen Rahmen, da es einen weitgespannten Sagen- und Mythenkreis gibt, in dem der «Frau» genau diese Wertstellung zukommt: von Hebe, der ewigen

² GAUTIER, a.a.O., S. 257; *qatapatha-brāhm.* XII, viii, 3, 19.

³ Vergl. GAUTIER, a.a.O., S. 250-255.

⁴ Vergl. MICHAUD, *Histoire des Croisades*, it. Übersetzung Mailand, 1909, S. 581.

⁵ Vergl. E. AROUX, *Les Mystères de la Chevalerie*, Paris, 1858; L. VALLI, *Dante e il linguaggio segreto dei «Fedeli d'Amore»*, Rom, 1928. A. RICOLFI, *Studi sui Fedeli d'Amore*, Mailand, 1933.

Jugend, die im Olymp die göttliche Gemahlin des Helden Herakles wird; von Idun (was Erneuerung, Verjüngung bedeutet) und von Gunnlöð, die den magischen Trank Odrerir in Besitz hält, hin zu Freyja, der Lichtgöttin, dem immerwährenden, begierig angestrebten Ziel der «Elementarwesen», das sie vergeblich zu erreichen versuchen, zu Sigrdrifa und Brunhilde, die Wotan dazu bestimmt, die irdische Braut des Helden zu sein, der den Feuerwall überwinden wird;⁶ von der Frau des «Landes der Lebenden» und des «Siegreichen» (Boagad), von der sich der gälische Held Condal Cain angezogen fühlt, hin zu den ägyptischen Frauen, die den «Schlüssel des Lebens» und den Lotus der Auferstehung darbieten und hin zur Aztekin Teoyamiqui, die die gefallenen Krieger zum «Haus der Sonne» führt; vom «starken und schönen Mädchen», das die Geister über die himmlische Brücke Kinvad führt⁷, zur «starken und heiligen, vom Lichtgott stammenden» Ardvi Sūra Anāhita, von der man die «der arischen Rasse und dem heiligen Zarathustra zugehörige Glorie», d.h. Weisheit und Sieg erbittet⁸; von der «Braut» des tibetischen Helden Guesar, geboren aus «Dolma der Eroberin», wobei noch der Doppelsinn des Sanskrit-Ausdrucks *gakti* zu beachten ist, der sowohl «Braut» als auch «Macht» bedeutet, hin zu den *fravashi*, den göttlichen Frauen, die (wie die Walküren) gleichzeitig als transzendente Teile der menschlichen Seele gelten und «denen Sieg verleihen, die sie anrufen, denen Gunst schenken, die sie lieben, und den Kranken Gesundheit geben»⁹ usw.: In alledem kehrt immer dasselbe Motiv wieder, und dieses kann uns in die esoterische Dimension eines Teiles der Ritter-Literatur über die «Frau» und ihren Kult einführen. Wenn es in der indo-arischen Überlieferung heißt: «Nicht aus Liebe zur kriegerischen Natur (im materiellen Sinn) ist uns der Kriegerstand wertvoll, sondern aus Liebe zum *ātmā* (dem Ich-Prinzip, olles Licht, alles Unsterblichkeit) ist uns der Kriegerstand wertvoll ... Wer glaubt, daß die Würde des Kriegers von etwas anderem als dem *ātmā* herrührt, sei aus der Kriegerkaste ausgeschlossen»¹⁰, so kann uns eben dieser Gedankengang zum Durchbruch des Verständnisses für diesen besonderen, hier erörterten Aspekt des Rittertums verhelfen.

Man muß jedoch auch darauf hinweisen, daß die Symbolik der «Frau» in einigen Fällen einen negativen, «gynekokratischen» (auf die Vorherrschaft

⁶ Vergl. in der Edda: *Gylfaginning*, 26, 42; *Hávamál*, 105; *Sigrdrifumál*, 4-8. Gunnlöð bewacht mit dem göttlichen Trunk, wie die Hesperiden auch, einen goldenen Apfel. (Die Tat, die Herakles zu den Hesperiden führte, gehört zu denjenigen, die ihm die olympische Unsterblichkeit eingebracht hatten) Und Sigrdrifa erscheint gegenüber Sigurd, der sie «erobert», als diejenige, die die Weisheit besitzt und dem Helden unter anderem das Wissen um die *Siegesrunen* übermittelt. Schließlich ist in derselben Tradition an die «wunderbare Frau» zu erinnern, die auf dem *Berg* denjenigen erwartet, «der glänzt wie die Sonne» und der *aufewig* mit ihr leben wird (*Fiölsvinsmál*, 35-36, 42, 48-50). Der Feuerwall um die schlafende «Frau» ruft den Wall in Erinnerung, der dem christlichen Mythos gemäß nach dem Sündenfall Adams der Mehrzahl der Menschen den Zugang zum Paradies versperrt.

⁷ *Vendidad*, XIX, 30.

⁸ *Yaqna*, X, 7 ff. 42, 85-86

⁹ *Yasht*, XII, 23-24

¹⁰ *Bṛhadāranyaka-upanishad*, II, iv, 5-6

der Frau bezogenen) Charakter annehmen kann, von dem später (II. Kap. 6) die Rede sein wird. Diese Symbolik ist von derjenigen der Haupttrichtung des Rittertums ganz zu trennen, die zum Ideal der «spirituellen Männlichkeit» zurückführt, von der wir schon bei den Beziehungen zwischen Priester und König gesprochen haben. Die starke, immer wiederkehrende Verwendung von weiblichen Sinnbildern in den heroischen Zyklen will in Wirklichkeit nur eines aussagen: Auch angesichts der Kraft, die ihn erleuchtet und zu etwas über dem Menschen Stehenden führen kann, gilt als Ideal des Helden und Ritters die aktive und bejahende Haltung, die in jeder normalen Kultur den wahren Mann vor der Frau kennzeichnet. Das ist das «Mysterium», das in mehr oder weniger latenter und verborgener Form einen Teil der mittelalterlichen Ritter-Literatur beeinflußt hat und auch den sogenannten «Liebeshöfen» nicht fremd war, was z.B. der viel erörterten Frage, ob die «Frau» einen «Kleriker» oder einen «Ritter» bevorzugen soll, einen tieferen Sinn gibt.¹¹ Auch die befremdlichen Darstellungen gewisser Rittercodices, wonach der Ritter, der mit einer beinahe priesterlichen Würde bedacht oder gar als «*Chevalier Celeste*» (himmlischer Ritter) aufgefaßt wird, das Recht habe, sich die Frauen anderer anzueignen, und zwar auch die seinem Herrschers, natürlich unter der Voraussetzung, daß er sich als stärker als dieser erweise, ja vielmehr noch, daß sich der Besitz der «Frau» automatisch aus seinem Sieg ableite¹², sind vielleicht esoterisch im Sinne der Erklärungen zu deuten, die wir bei der Sage vom König der Wälder von Nemis (S. 39 ff.) gaben.

Wir kommen damit auch in einen Bereich erlebter Erfahrungen, und die Vorstellung, daß es sich bei alledem nur um abstrakte, nicht wirkende Symbole handelt, muß abgelegt werden. Hier müssen wir besonders auf unser Werk «*Metaphysik des Sexus*» verweisen, wo besprochen wird, wie die «einweihende» oder «geheime Frau» auch in einer wirklichen Frau beschworen werden konnte und der Eros, die Liebe, die Sexualität ihren realen, transzendentalen Möglichkeiten gemäß erkannt und angewendet wurden. Darauf haben viele traditionale Lehren hingewiesen, insofern als diese Möglichkeiten als ein spezieller Weg zur wirksamen Entfernung der Ich-Beschränkung und zur Teilhaftigkeit an höheren Seinsformen angesprochen werden können. Ihrem Wesen nach war die Natur des Kriegers so beschaffen, daß sie eventuell auch für diesen Weg qualifiziert war. Aber das ist nicht das Thema dieses Buches.

Materialisierte und verstreute Bruchstücke einer antiken Symbolik sind auch in anderen Fällen bezeugt: daß den Ritter ein besonderes Prestige umgibt; daß der Ritter manchmal mit seinem Pferd so verbunden erscheint, daß er mit ihm Gefahren und Ruhm teilt, und rituell degradiert wird, wenn er sich aus dem Sattel werfen läßt - all das könnte über den bloß materiellen

¹¹ Vergl. RICOLFT (*Studi sui Fedeli d'Amore*, a.a.O., S. 30), der betont, daß «im 13. Jhd. der göttliche Verstand üblicherweise weiblich und nicht männlich war»: er wurde Weisheit, Erkenntnis oder «unsere Liebe Frau Intelligenz» genannt; dem Mann hingegen wird in einigen Darstellungen das Symbol des Aktiven zugeschrieben (S. 50-51). Das zeugt von einem Ideal, das der Wahrheit des «Kriegers» und nicht des «Klerikers» entsprach.

¹² Vergl. DELECLUZE, *Roland ou de la chevalerie*, Paris, 1845, Bd. I, S. 132-133

Aspekt hinausführen und mit Ausläufern der antiken Pferdesymbolik in Verbindung stehen.¹³ In der Tat erscheint das Pferd in den bekannten Mythen des Perseus und Bellerophones als sich zum Himmel erhebendes, geflügeltes Wesen, das zu besteigen eine Prüfung für göttliche Helden darstellt. Die Symbolik wird durchsichtiger im platonischen Mythos, wo der Ausgang des Kampfes zwischen einem weißen und einem schwarzen Pferd mit der Seele als Wagenlenker über ihr jenseitiges Schicksal entscheidet¹⁴; wie auch im Mythos von Phaethon, der durch das ungestüme Rasen seiner Pferde, die Helios entgegenstreben, ins Verderben gerät. In seinem traditionellen Zusammenhang mit Poseidon, dem Gott des flüssigen Elementes, galt das Pferd in Wirklichkeit als ein Symbol der elementaren Lebenskraft; und auch in seinem Zusammenhang mit Mars - einem anderen Reitergott der klassischen Antike - war das Pferd Ausdruck der besonderen Kraft, die hier in Unterordnung unter das kriegerische Prinzip verstanden wird. Damit wird auch der Sinngehalt von zwei bildlichen Darstellungen klar, die in diesem Zusammenhang eine besondere Bedeutung haben. Es handelt sich vor allem darum, daß in gewissen klassischen Darstellungen die «heroisierte», d.h. verklärte Seele als Reiter oder in Begleitung eines Pferdes gezeigt wurde.¹⁵ In zweiter Linie handelt es sich um den sogenannten *Kalki-avatara*: Nach einer indo-arischen Überlieferung wird sich in Form eines weißen Pferdes die Kraft offenbaren, die dem «Dunklen Zeitalter» ein Ende bereiten soll, indem sie alle Übelwollenden und besonders die *mlecchas* vernichtet, die nichts anderes als degradierte und vom Heiligen abgefallene Krieger sind¹⁶; im Wirken gegen diese wird das Kommen des *Kalki-avatara* zur Wiederherstellung der ursprünglichen Spiritualität führen. Die Spuren dieser symbolischen Motive könnte man vielleicht im Römertum und dann weiter bis eben zum mittelalterlichen Rittertum verfolgen.

Auf einer mehr relativen und historischen Ebene fand das sakrale Element des europäischen Ritteradels eine formelle Festlegung im Weiheritus, wie er sich gegen das 12. Jahrhundert herausbildete. Nach zweimal 7 Jahren Fürsten-Dienst, der vom 7. bis zum 14. und vom 14. bis zum 21. Lebensjahr reichte und in dem Redlichkeit, Treue und Mut bewiesen werden mußten, fand dieser Ritus statt, und zwar zu einem Zeitpunkt, der vorwiegend auf Ostern oder Pfingsten fiel.¹⁷ Schon das führte zur Vorstellung einer Auferstehung oder «Herabkunft des Heiligen Geistes». Der Weihe voran ging ein

¹³ Vergl. V. E. MICHELET, *Le se'cret de la chevalerie*, Paris, 1930, S. 8-12.

¹⁴ PLATON, *Phaidr.*, 264b.

¹⁵ So auf dem Basrelief von Tanagra und Tirea (vergl. FURTWÄENGLER, *Sammlung Sabouroff*, Tafel XXXIV, Nr. 1; I.S. 28; SAGUO, *Dict., etc.* Bd. V, S. 153-154). Im zweiten Basrelief hält die Seele - nackt mit *chlamys* - das Pferd am Zügel; daneben befindet sich übrigens das äußerst bedeutungsvolle Symbol des Baumes mit der Schlange.

¹⁶ *Vishnu-purāna*, IV, 24; vergl. IV, 3.

¹⁷ Vergl. GAUTIER, a.a.O., S. 251. Am sicherlich nicht zufällig gewählten Zeitpunkt von Ostern feierte man schon vor dem Christentum bei vielen Völkern den Ritus der «Entzündung des Feuers», des Elementes, dessen Verbindung mit vielen Überlieferungen des «solaren» Typs bekannt ist. Zur zweifachen siebenjährigen Periode des Ritternoviziats ist zu bemerken, daß die Erziehung in Griechenland, nicht ohne tiefere Gründe, demselben Rhythmus folgte (vergl.

Zeitraum des Fastens und der Buße, dann folgte eine symbolische Reinigung durch ein Bad, damit, wie Redi sagt, «dieselbigen Ritter ... ein neues Leben führen und neue Sitten annehmen». Danach kam die «Wache bei den Waffen», die manchmal auch am Anfang stand: Der Einzuhelnde verbrachte im Stehen oder auf den Knien die Nacht im Tempel mit dem ausdrücklichen Verbot, sich auch nur einen Augenblick zu setzen, und betete, daß Gott mithalf, das zu erlangen, was ihm zur Erfüllung der Weihebedingungen fehlte. In jedem Fall zog der Ritter nach dem Bade, dem Beispiel der antiken Mysterien-Schüler folgend, ein weißes Kleid an als Symbol seiner erneuerten und gereinigten Natur¹⁸, manchmal aber auch ein schwarzes Korsett, um an die Auflösung der sterblichen Natur zu erinnern, und dazu noch ein rotes Kleid in Anspielung auf Aufgaben, für die er, wenn nötig, auch bereit sein mußte, sein Blut zu vergießen.¹⁹ Zum Schluß erfolgte die priesterliche Weihe der auf dem Altar niedergelegten Waffen, womit der Ritus beschlossen war, der einen bestimmten geistigen Einfluß ausüben sollte, um die «*vita nova*» (das neue Leben) des zur Ritterwürde erhobenen Kriegers zu festigen, der auch Mitglied des vom Rittertum ebenfalls dargestellten universalen Ordens wurde.²⁰ Daneben blühte im Mittelalter eine große Deutungskunst, in der jede Waffe und jeder Gegenstand des Ritters als Symbol für spirituelle oder ethische Eigenschaften verstanden wurde; Symbole, die dazu bestimmt waren, ihm die besagten Tugenden körperlich in Erinnerung zu rufen und gleichsam an jede ritterliche Tat auch eine innere Handlung zu knüpfen.

Es wäre leicht, auf Parallelen in der Waffennystik anderer traditionaler Kulturen hinzuweisen. Wir beschränken uns jedoch darauf, das Beispiel des japanischen Samurai-Kriegeradels anzuführen, der das Kriegsschwert als heiligen Gegenstand betrachtete; seine Herstellung folgte unverletzlichen Regeln: Die Waffenschmiede, die sich dieser Arbeit weiheten, trugen rituelle

PLATON, *Alkib.*, I, 121e; *Axiochos*, 366 d); denn nach einer traditionellen Lehre steuert die Zahl 7 die Entwicklungs-Rhythmen der Kräfte, die im Menschen und in der Natur wirken.

¹⁸ Über die Symbolik des Bades haben wir schon berichtet, daß bei einigen Ritualen der Ritter von der «Frau» «entkleidet» und zum Bad geführt wurde. Eine fernöstliche Überlieferung berichtet die Inschrift für ein königliches Bad: «Erneuere Dich völlig jeden Tag: Mache es aufs neue und dann wieder aufs neue, immer wieder.» (*Ta-hio*, II, 1).

¹⁹ Diese drei Farben, manchmal sogar unter derselben Symbolik der drei Kleider (z.B. bei BERNHARD VON TREVISO) tauchen im Mittelpunkt der hermetischen *Ars Regia* (Königliche Kunst) mit dem eindeutigen Sinngehalt der drei Momente der initiatischen Wiedergeburt auf: Und dem «Rot» entsprach «Gold» und «Sonne».

²⁰ Vergl. L. GAUTIER, *La Chevalerie*, a.a.O., S. 288-299; G. DE CASTRO, *Fratellanze segrete*, a.a.O., S. 127-129; C. MENUSTRIER, *De la Chevalerie ancienne et moderne*, Paris, 1683, Kap. I, S. 21 ff. Der «Backenschlag» und der «Nackenschlag» waren üblich, und wenn der Ausdruck *adoubler* für die Ritterweihe vom angelsächsischen *dubban*, schlagen, kommt, eben wegen des kräftigen Schlages, den der Ritter vom Weihenden erhält, so ist dabei an eine rituelle «Tötung» zu denken, wie sie übrigens oft in christlich-moralischen Worten erwähnt wird (vergl. DELECLUZE, a.a.O. Bd. I, S. 77-78) und wie sie die menschliche Natur des Ritters erleiden mußte, bevor sie an der höheren Natur teilhaben konnte. In der geheimen Sprache der «Getreuen der Liebe» sprach man diesbezüglich vom «verwundet werden» od. «wie vom Tod getroffen werden» durch die «Liebe» oder durch die Vision der «Frau».

Kleidung und mußten die Schmiede rituell reinigen. Die Technik der Waf-fenhärtung war völlig geheim und wurde nur vom Meister auf den Schüler übertragen. Die Klinge des Schwertes galt als Symbol für die Seele des Samurai²¹, und der Gebrauch der Waffe war genauen Regeln unterworfen. Die Einschulung auf diese oder andere Waffen (z. B. den Bogen) konnte, besonders durch ihre Beziehung zum Zen, sogar eine initiatische Funktion haben.

In Redis Verzeichnis der rituellen Tugenden findet sich an vorderster Stelle die *Weisheit*, und erst dann kommen «Treue, Edelmütigkeit, Stärke usw.»²². Ebenso erscheint Roland nach der Legende als ein Meister der theologischen Wissenschaft, und über diese Wissenschaft spricht er vor dem Kampf mit seinem Gegner Ferragus. Gottfried von Bouillon wurde von einigen seiner Zeitgenossen *lux monachorum* (Leuchte der Mönche) genannt, und Hugo von Tabaria machte in seinem Ordène de Chevalerie aus dem Ritter einen «bewaffneten Priester», der auf Grund dieser Doppel-eigen-schaft das Recht hat, in die Kirche zu treten und dort mit seinem heiligen Schwert die Ordnung zu wahren.²³ Und in der indo-arischen Tradition siegen Gestalten aus dem Kriegeradel im Weisheitsstreit über die *brahmana*, d.h. die Vertreter der Priesterkaste, (z.B. Ajätatru über Gärgya Bäläki, Pravähana Jaivali über Aruni, Sanatkumäna über Närada usw.) und «diejenigen, die die heilige Flamme bewahren» werden *brahmana* oder sind als solche schon *brahmana*.²⁴ Damit wird die innere Seite des Rittertums und allgemeiner der Kriegerkaste in der traditionellen Welt bestätigt.

Nachdem das Rittertum untergegangen war, verlor auch der Adel in Europa das geistige Element als Bezugspunkt für seine höhere «Treue» und wurde zu einem Teil einfacher politischer Organismen, wie es eben auch mit den Aristokratien der Nationalstaaten geschah, die auf die mittelalterliche Kultur folgten. Die Grundsätze der Ehre und der Treue bestehen weiter, auch wenn der Adelige nur noch ein «Offizier des Königs» ist. Aber die Treue ist ohne Licht, wenn sie sich nicht, vielleicht auch nur mittelbar, auf etwas jenseits des Menschlichen Liegendes bezieht. Daher mußten diese Eigenschaften, die beim europäischen Adel nur durch Erbe erhalten blieben und durch nichts mehr in ihrem ursprünglichen Geist erneuert wurden, einen unaufhaltbaren Niedergang erleiden: Nach dem Untergang der königlichen Spiritualität konnte auch der Untergang des Adels nicht ausbleiben, und notwendigerweise bildeten sich eigenständige Kräfte auf einem tieferen Niveau.

²¹ Vergl. P. PASCAL, *In morte di un Samurai*, Rom, 1950, S. 151.

²² Vergl. DE CASTRO, *Fr. segr. a.a.O.*, S. 128.

²³ DELECLUZE, *a.a.O.*, Bd. I, S. 17,28,84-85. Unter den 12 Palatinen befindet sich übrigens auch eine bewaffnete Priestergestalt, der Bischof Turpino, von dem der Ruf stammt: «Ruhm unserem Adel, Montjoie!» Es wird von einem legendenhaften Durchzug des Königs Artus am Montjoie berichtet, bevor er in Rom feierlich gekrönt wurde (vergl. DELECLUZE, *a.a.O.*, I, S. 47), und man muß nicht eigens auf die Bedeutung der wahren Etymologie des Wortes Montjoie hinweisen, die auf *Mons Jovis* (Berg des Jupiter) zurückführt. (R. Guenon hat uns auf diesen etymologischen Zusammenhang aufmerksam gemacht.)

²⁴ *Vishnu-purāna*, IV, 2; IV, 19.

Wir haben darauf hingewiesen, daß das Rittertum durch seinen Geist und sein Ethos sich organisch in den Rahmen des Reiches, aber nicht der Kirche einfügen läßt. Es ist wahr, daß der Ritter bei seinem Gelöbniß fast immer die Verteidigung des Glaubens miteinschloß. Darin muß man jedoch eher die allgemeine Eigenschaft der militärischen Hingabe an etwas Überindividuelles sehen als ein bewußtes Glaubensbekenntnis im spezifischen und theologischen Sinn. Und wenn man auch nur ein wenig unter die Oberfläche geht, erkennt man, daß die reichsten Blüten des Rittertums ihre Lebenskraft aus Orden und Bewegungen schöpften, die von der Kirche so sehr der «Häresie» verdächtigt waren, daß sie von ihr verfolgt wurden. Mögen auch die Lehren der Albigenser vom traditionellen Standpunkt aus nicht einwandfrei sein, so kann man doch nicht bestreiten, daß besonders in bezug auf Friedrich II. und die Aragonier ein Zusammenhang der Albigenser mit einer Richtung des Rittertums bestand, die die Reichsidee gegen die Ansprüche der Römischen Kurie verteidigte und sich in den Kreuzzügen nicht ohne Absicht gegen Jerusalem vorschob, gleichsam wie auf das Zentrum einer Geistigkeit hin, die höher stand als diejenige, die das päpstliche Rom verkörperte.²⁵ Das deutlichste Beispiel dafür sind jedoch die Templer, diese asketischen Krieger, die auf die Freuden dieser Welt verzichteten, um sich einer Lehre zu fügen, die nicht in den Klöstern, sondern auf den Schlachtfeldern ausgeübt wurde und mit einem Glauben verbunden war, der seine Weihe nicht durch Gebete, sondern vielmehr durch Blut und Sieg erfuhr. Die Templer besaßen eine eigene geheime Einweihung, deren Einzelheiten äußerst bedeutungsvoll sind, wenn sie auch von den Anklägern kunstvoll in blasphemischen Farben ausgemalt wurden. Unter anderem mußten die Kandidaten für die höchste Tempelweihe in einer Vorstufe des Ritus das Symbol des Kreuzes zurückweisen und anerkennen, daß die Lehre Christi nicht zum Heile führt. Darüberhinaus beschuldigte man die Templer, geheime Vereinbarungen mit den «Ungläubigen» zu haben und schändliche Riten zu vollziehen. Wie im Templerprozeß wiederholt, aber nutzlos erklärt wurde, handelte es sich nur um Symbole. Aller Wahrscheinlichkeit nach drehte es sich nicht um einen gotteslästerlichen Unglauben, sondern um die Feststellung des niedrigeren Charakters, den die äußere Überlieferung des devotionalen Christentums aufweist. Das war notwendig, um sich dann zu einer höheren Form der Geistigkeit zu erheben. Wie ganz richtig betont, weist schon der Name «Templer» auf eine Transzendierung hin. «Der Tempel ist eine erhabene, weitere, umfassendere Bezeichnung als Kirche. Der Tempel steht über der Kirche ... Die Kirchen vergehen, der Tempel bleibt als ein Symbol der Verwandtschaft unter den Religionen und des Weiterwirkens ihres Geistes.»²⁶ Ein anderer charakteristischer Bezugspunkt des Rittertums war der

²⁵ Vergl. E. AROUX, *Les Mystères de la Chevalerie*, a.a.O. S. 93

²⁶ Vergl. DE CASTRO, a.a.O., S. 237-245; L. CIBRARIO, *Descrizione storica degli Ordini cavallereschi*, Turin, 1850, Bd. II, S. 236 ff. Zum Ethos der Templer kann man sich auf das 4. Kapitel des *De Laude nov. Militiae* des HEILIGEN BERNHARD beziehen, das deutlich auf sie anspielt: «Sie leben karg in angenehmer Gesellschaft, ohne Frauen, ohne Kinder, ohne etwas als ihr eigen zu besitzen, nicht einmal den Willen ... Gewöhnlich sind sie nachlässig gekleidet, voll

Gral²⁷. Die Grals-Sage gehört zu den Überlieferungen, die das geheime Streben des gibelinischen Rittertums deutlich widerspiegeln. Aber auch diese Sage verweist auf verborgene Adern, die sich weder auf die Kirche noch allgemein auf das Christentum zurückführen lassen. Nicht nur, daß die katholische Tradition als solche den Gral überhaupt nicht kennt, sondern die wesentlichen Elemente dieser Sage stehen mit vorchristlichen und sogar nordisch-hyperboräischen Traditionen in Verbindung. Daß der Gral selbst in den bedeutungsvolleren Ausgestaltungen der Legende statt als geistiger Kelch als *Stein*, Lichtstein und *luziferischer Stein* erscheint; daß die dabei geschilderten Abenteuer, beinahe ohne Ausnahme, viel eher einen heroischen und initiatischen Charakter tragen als einen christlichen und eucharistischen; daß Wolfram von Eschenbach für die Gralsritter den Ausdruck *Templeisen* verwendet, wie auch das *Templerzeichen* - rotes Kreuz auf weißem Grund - auf der Kleidung einiger Gralsritter und auf dem Segel des Schiffes wieder auftaucht, mit dem *Perlesvaux* (*Parsifal*) abfährt, ohne zurückzukehren usw., das alles soll hier nur gestreift werden. Bemerkenswert ist, daß selbst in den am stärksten christianisierten Formen der Sage außerkirchliche Bezugspunkte erhalten bleiben. Es heißt, daß der Gral als leuchtender Kelch, dessen Anwesenheit in magische Begeisterung versetzt, als Vorgefühl auf ein nicht bloß menschliches Leben nach dem letzten Abendmahl und dem Tode Jesu von den Engeln in den Himmel gebracht worden sei, von wo er erst dann wieder herabgekommen sei, als auf der Erde ein Heldengeschlecht erschien, das fähig war, ihn zu bewachen. Das Haupt dieses Geschlechtes begründete zu diesem Zweck einen Orden, dessen Mitglieder als «vollkommene» oder «himmlische Ritter» gelten. Den Gral an seinem neuen Erdsitz aufzusuchen und diesem Orden, der häufig mit der Tafelrunde des Königs *Artus* gleichgesetzt wurde, anzugehören, war der Mythos und das höchste Ideal des mittelalterlichen Rittertums. Da aber die katholische Kirche direkt und ohne Unterbrechung vom ursprünglichen Christentum abstammte, besagt die Tatsache, daß der christianisierte Gral bis zur Begründung eines nicht priesterlichen, sondern vielmehr ritterlichen Ordens verschwunden blieb, offensichtlich, daß daneben eine andere Tradition bestand, die sich von der katholischen und apostolischen unterschied. Ja mehr noch: In fast allen Gralstexten geht man über das im Grunde noch priesterliche Symbol des «Tempels» hinaus: An die Stelle des Tempels tritt das viel deutlichere Symbol eines Hofes oder Königlichen Schlosses für den geheimnisvollen, so schwer erreichbaren und wohlbewaffneten Ort, wo der

von Staub, mit von der Sonnenglut verbranntem Gesicht, mit stolzem und starrem Bück. Beim Herannahen des Kampfes rüsten sie sich mit Glauben innen und mit Eisen außen, ohne Verzierung an den Kleidern oder Schabracken der Pferde. Die Waffen sind ihr einziger Schmuck, und sie bedienen sich ihrer mit großem Mut auch in den höchsten Gefahren, ohne die Anzahl oder die Stärke der Barbaren zu fürchten. Sie vertrauen nur dem Gott der Heerscharen, und für Ihn kämpfend suchen sie einen sicheren Sieg oder einen heiligen und ehrenvollen Tod.»

²⁷ Was hier über den Gral gesagt wird (wie auch über die *Templer*), ist nur eine Andeutung dessen, was viel genauer in unserem schon erwähnten Werk: *Das Mysterium des Grals* besprochen wird.

Gral verwahrt war. Und im «Mysterium» des Grals ist außer dem Beweise des *Wiederzusammenschweißens eines zerbrochenen Schwertes* das zentrale Motiv eine *Wiederherstellung des Königtums*: Man erwartet einen Ritter, der ein zerfallenes Reich wieder zum Blühen bringt und einen verletzten oder gelähmten oder nur dem Anschein nach lebenden König rächen oder heilen wird. Querverbindungen knüpfen dann diese Motive entweder an den Mythos des Reiches im allgemeinen oder geradezu an die Vorstellung eines obersten, unsichtbaren und «polaren» Zentrums der Welt. Es ist klar, daß in alldem, in diesem Zyklus, der tatsächlich in der Welt des mittelalterlichen Rittertums eine starke Ausstrahlung hatte, eine Überlieferung tätig war, die mit der herrschenden Religion wenig zu tun hatte, wenn sie auch, um sich auszudrücken und vielleicht zu verbergen, dem Christentum hie und da Elemente entlehnte. Der Gral ist in Wirklichkeit ein Mythos der «königlichen Religion» und bestätigt, was wir über die geheime Seele des Rittertums aussagten.

Wenn wir auch einen Blick auf den mehr äußerlichen Bereich, d.h. auf die allgemeinen Vorstellungen von Leben und Ethik, werfen wollen, muß die gesamte Tragweite der formenden und berichtigenden Umgestaltung miteinbezogen werden, die das Christentum durch die ritterliche Welt erfuhr. Das Christentum konnte mit dem ritterlichen Ethos nicht einig werden und sogar den Gedanken eines «Heiligen Krieges» formulieren, wenn es sich nicht gleichzeitig von den Grundsätzen entfernte, die ihm jene dualistische und weltflüchtende Vorstellung von Geistigkeit aufzwang, die es gegenüber der klassischen traditionellen Welt kennzeichnete. Es mußte die Worte des Augustinus vergessen: «Wer an den Krieg denken und ihn ohne großen Schmerz ertragen kann, der hat wirklich das menschliche Empfinden verloren»²⁸; und die noch drastischeren Ausführungen des Tertullian in seinem Mahnspruch: «Der Herr hat die Soldaten entwaffnet, indem er Petrus befahl, das Schwert in die Scheide zu stecken»; die Martyrien eines Hl. Maximilian und eines Hl. Theogonius, die den Tod dem Soldatendienst vorzogen, genauso wie die Worte, die der Hl. Martin am Vorabend des Kampfes sagte: «Ich bin ein Soldat Christi: Das Schwert zu ziehen, ist mir nicht erlaubt.» Darüber hinaus mußte die Kirche dem ritterlichen Grundsatz der *Ehre* eine bei weitem höhere Anerkennung zollen, als es ihr eigentlich auf Grund des christlichen Grundsatzes der *Liebe* möglich gewesen wäre, und sie mußte sich trotz allem einem mehr heroisch-heidnischen als auf den Evangelien beruhenden Typus von Moral anpassen, und sie mußte auch fähig sein, nichts Ketzerisches aus Worten wie denen eines John von Salisbury herauszuhören: «Das Waffenhandwerk, ebenso anerkennenswert wie notwendig, ist von Gott selbst begründet worden», und sogar im Krieg ein mögliches Leben der Askese und einen Weg zur Unsterblichkeit sehen.

Eben durch dieses Abweichen der Kirche von den im ursprünglichen Christentum vorherrschenden Grundzügen erlebte übrigens Europa in mehr als einer Hinsicht im Mittelalter den letzten Ausklang einer Welt des traditionellen Typus.

²⁸ AUGUSTINUS, *De Civ. Dei*, XIX, 7

14. Die Lehre von den Kasten

Die traditionale Ordnung als über das Chaos siegreiche «Form» und Verkörperung der metaphysischen Idee von Stabilität und Gerechtigkeit fand einen wesentlichen Ausdruck im *Kastensystem*. Die Aufteilung der einzelnen Menschen auf Kasten oder andere gleichwertige Gruppen, entsprechend ihrer Natur und dem verschiedenen Rang der von ihnen ausgeübten Tätigkeiten, gemessen an reiner Geistigkeit, findet sich mit feststehenden Grundzügen in jeder höheren Form traditionaler Kultur und bildet den Wesenskern der uranfänglichen Gesetzgebung und gerechten Ordnung. Die Übereinstimmung mit der Kaste erschien dem traditionellen Menschen als erste Pflicht.

In ihrer vollständigsten Ausgestaltung - wozu man das antike, indo-arische System heranziehen kann - geht die Rangordnung der Kasten offensichtlich auf die Rangordnung der in jedem durch einen Geist gelenkten Organismus enthaltenen, verschiedenen Funktionen zurück. In einem solchen Organismus haben wir an der unteren Grenze die noch undifferenzierten und unpersönlichen Kräfte der Materie und der bloßen Lebenskraft: Auf sie wirkt jedoch schon die regelnde Tätigkeit der Stoffwechselfunktionen und der organischen Ökonomie im allgemeinen ein, die ihrerseits im Willen das findet, was den Körper als gesamtes in Raum und Zeit bewegt und lenkt. Schlußendlich kommt die Seele als Zentrum, oberste Kraft und Licht des gesamten Organismus. So auch die Kasten: Die Tätigkeiten der Knechte oder Arbeiter, *qudra*, dann diejenige der Bürger, *vaiqya*, dann noch höher der Kriegsadel, *kshatriya*, und schließlich die Vertreter der spirituellen Autorität und Macht (die *brähmana* im ursprünglichen Sinn und die Priesterkönige) bildeten eine Rangordnung gemäß der jetzt besprochenen, wie sie für jeden höheren Organismus bestimmend ist.

Das war die indo-arische Ordnung, mit der die iranische eng verwandt war. Diese teilte sich in vier *pishtra*, nämlich die Herren des Feuers - *athreva* -, die Krieger - *rathaestha* -, die Familienoberhäupter - *vāstriya-fshuyant* - und die für die körperliche Arbeit verwendeten Knechte und Diener - *hiti*. Man findet entsprechende Schemata in anderen Kulturen bis zum europäischen Mittelalter, das die Unterteilung in Knechte, Bürger, Adel und Klerus kannte. In der platonischen Auffassung entsprechen die Kasten den Kräften der Seele und bestimmten Tugenden: Den Herrschern, ἀρχοντες, den Kriegen, φύλακες oder επίκουροι, und den Arbeitern, δημιουργοί, entsprechen so der Geist, νοῦς und der Kopf; der Mut θυμοειδές und die Brust; die Begierde επιθυμητικόν und der untere Teil des Körpers: Geschlecht und Ernährung. So entsprechen der äußeren Kastenordnung und Hierarchie in gerechter Weise eine innere Ordnung und Hierarchie.¹ Die Vorstellung der organischen Entsprechung findet sich auch im bekannten vedischen Bild,

¹ Vergl. auch *Staat* 580-581, 444a, b.

wonach die verschiedenen Kasten aus unterschiedlichen Körperteilen des «Urmenschen» hervorgegangen seien.²

Dabei legten die Kasten nicht so sehr soziale Gruppen fest, sondern vielmehr typische Arten des Seins und des Handelns. Die Entsprechung der grundsätzlichen, natürlichen Möglichkeiten und Anlagen des Einzelnen entscheidet über die Zugehörigkeit zur ihm gemäßen Kaste: Demzufolge sah er in den für seine Kaste bestimmenden Pflichten, in dem, wozu sie traditional berufen war, die normale Entfaltung seiner eigenen Natur³ und dazu noch ihre Entwicklung und Bestätigung in der gesamten «von oben» gelenkten Ordnung. Deshalb erschien und herrschte das Kastensystem in der traditionellen Welt als beständige und naturgegebene Einrichtung, die auf etwas, was allen klar war, beruhte und nicht auf Macht und Gewalt oder, um einen modernen Ausdruck zu verwenden, auf einer «sozialen Ungerechtigkeit». Indem der traditionale Mensch seine ihm eigene Natur erkannte, wußte er auch um den ihm zugehörigen «Platz», seine für ihn bestimmte Funktion und um das gerechte Verhältnis von Überlegenheit und Unterlegenheit: Daß der *vaigya* die Autorität des *ksatriya* nicht anerkannte oder dieser nicht auf seiner Überlegenheit gegenüber dem *vaigya* oder *qudra* beharrte, mußte weniger als Schuld, sondern vielmehr als Unwissenheit angesehen werden. In der Hierarchie ging es nicht um den menschlichen Willen, sondern um ein Naturgesetz, das ebenso unpersönlich wirkt, wie eben auch eine leichtere Flüssigkeit immer über einer schwereren schwimmt, außer es kommen Störfaktoren dazu. Fest stand der Grundsatz: «Wenn die Menschen eine ihrer Natur nicht gemäße Richtschnur aufstellen, darf diese nicht als Richtschnur angesehen werden.»⁴

Was in der Kastenherrschaft die moderne Mentalität am meisten schockiert, ist das Gesetz der Erbllichkeit und der Abgeschlossenheit. Es scheint als «ungerecht», daß die Geburt wie eine schicksalsmäßige Notwendigkeit die soziale Stellung und die Art der Tätigkeit, der sich der Mensch widmen müssen, festlegt und daß er diese weder für eine höhere noch eine niederere Stellung aufgeben kann, ohne ein «Kastenloser», ein Paria, zu werden, den alle meiden. Aber wenn man sich auf die allgemeine traditionale Lebensauffassung bezieht, wird das Verständnis einfacher. Das Abgeschlossensein der Kasten beruhte auf zwei grundlegenden Prinzipien.

Das erste entsprang der Tatsache, daß, wie erwähnt, der traditionale Mensch alles, was sichtbar und irdisch war, nur als Wirkung von Ursachen

¹ *Rg-Veda*, X, 90, 11-12. Die Vierteilung wird zur Dreiteilung, wenn der Adel so aufgefaßt wird, daß er in sich sowohl das kriegerische als auch das geistige Element faßt und wenn materialisierte Überreste dieser ursprünglichen Situation fortbestehen. Darauf geht auch wahrscheinlich die nordische Dreiteilung in *jarls*, *karls* und *traells* und die hellenistische in Eupatriden, Geomoren und Demiurgen zurück, wobei die erste Kaste den Geleonten entsprechen könnte, da die antike Bedeutung dieses Begriffes die «Strahlenden» war.

³ Vergl. *Bhagavad-güä*, XVIII, 41: «Die Pflichten der *brähmana*, der Krieger, der Bürger und der Knechte sind so verteilt, daß sie den Eigenschaften der jeweiligen Naturen entsprechen.»

⁴ *Tshung-yung*, XIII, 1. Genau so definiert PLATON (*Staat* 433d, 434c) den Begriff der «Gerechtigkeit».

höherer Ordnung ansah. Daher war für ihn das Geborenwerden als Mann oder Frau, in diese oder jene Kaste, in diesem oder in einem anderen Volk und das Ausgestattetsein mit bestimmten Begabungen und Anlagen usw. kein «Zufall», nicht etwas, was ihn ohne Grund traf, und konnte daher auch keine Einschränkung darstellen. Alles das erklärte sich für den traditionellen Menschen im Gegenteil als eine Entsprechung der Natur dessen, was das zum menschlichen «Ich» gewordene Prinzip im transzendenten Bereich wollte oder war, als es zur irdischen Geburt ansetzte. Das ist einer der Aspekte der indischen Lehre vom *karma*, die, wenn sie auch nicht das bedeutet, was man landläufig unter Reinkarnation versteht⁵, doch die allgemeine Vorstellung einer Präexistenz von Ursachen und den Grundsatz beinhaltet, der lautet: «Erben der Taten sind die Wesen. Aus dem Sein entsteht das Wiederum-Sein, und wie die Tat war, so wird das Neue sein.» Solche Lehren waren übrigens nicht nur auf den Osten beschränkt. Es war hellenisches Lehrgut, nicht nur, daß «die Seele sich vorher den eigenen Dämon und das eigene Leben wählt», sondern auch, daß «der Körper nach dem Bildnis der Seele geformt war, die er einschließt»⁶. Nach einzelnen ari-iranischen Vorstellungen, die auf Griechenland und später auf Rom übergingen, war die Lehre vom sakralen Königtum eben an die Vorstellung gebunden, daß sich die Seelen ihrer Affinität gemäß nach einem bestimmten Planeten ausrichten, dem die vorherrschenden Eigenschaften und der Rang der menschlichen Geburt entsprechen, und der König wurde als *dominus natus* (geborener Herrscher) betrachtet, eben weil er die Linie der solaren Einflüsse durchlaufen hatte.⁷ Und wer «philosophische» Rechtfertigungen liebt, für den erwähnen wir, daß die Theorien von Kant und Schopenhauer über den sogenannten «intelligiblen Charakter» - den «noumenon» Charakter -, der über der Welt der Phänomene steht, auf gleichen Gedankengängen beruhen.

Nun, auf Grund dieser Voraussetzungen, nachdem also die Vorstellung einer zufälligen Geburt ausgeschlossen ist, steht die Lehre von den Kasten in einem ganz anderen Lichte da. Plotin lehrte: «Der Grundplan ist einer: Aber er teilt sich in ungleiche Teile auf, so daß im gesamten verschiedene Sitze

⁵ Die Vorstellung, daß ein und dasselbe persönliche Prinzip andere menschliche Leben gelebt hat und noch andere leben würde, ist wohl sehr mit Vorsicht zu genießen. Vergl. darüber R. GUENON, *L'Erreur Spirite*, Paris, 1923, passim und EVOLA, *La dottrina del risveglio*, Milano², 1966. Historisch erscheint der Gedanke der Reinkarnation nur in Verbindung mit der Lebenseinstellung der Bodenschicht vorarischer Rassen und des von ihm ausgeübten Einflusses; von der Doktrin her ist er nur ein einfacher, für die Massen bestimmter Mythos und keineswegs ein «esoterisches» Wissen, sondern vielmehr das Gegenteil. Vergl. weiter unten II, Kap. 8b, 9a. Den Veden z.B. war der Gedanke der Reinkarnation völlig fremd.

⁶ PLOTIN, *Enn.*, III, iv, 5; I, i, 11. Vergl. PLATON, *Staat*, X, 617e: «Nicht ein Dämon wird Euch wählen, sondern Ihr selbst werdet Euren Dämon wählen. Ihr selbst werdet das Geschick jenes Lebens wählen, in dem Ihr Euch dann schicksalsgebunden wiederfinden werdet.»

⁷ Vergl. F. CUMONT, *Myst. de Mithra*, a.a.O., 102-103; PLATON, *Phaidr.*, X, 15-16; 146-148b; KAISER JULIANUS, *Helios*, 131b. Zu diesem allgemeinen Hinweis muß jedoch bemerkt werden, daß die Natur der Elemente, die eine bestimmte Geburt festlegen, sehr komplex ist, wie auch die Natur der Elemente, aus denen sich der Mensch zusammensetzt, sehr komplex ist, stellt er doch, als Ganzes betrachtet, eine Summe verschiedenster Erbeile dar. Vergl. darüber EVOLA: *La dottrina del risveglio* a.a.O.

gegeben sind, die einen besser, die anderen weniger angenehm, und die Seelen, die ja auch ungleich sind, nehmen ihren Platz an den verschiedenen Orten ein, wie es ihren Unterschieden zukommt. Damit ist alles am rechten Platz, und der Unterschied der Gegebenheiten entspricht der Verschiedenheit der Seelen»⁸. Man kann also sagen, daß nicht die Geburt die Natur (des Menschen) bestimmt, sondern umgekehrt die Natur die Geburt; oder genauer, daß man einen bestimmten Geist hat, weil man in eine bestimmte Kaste geboren ist, aber gleichzeitig ist man auch in eine bestimmte Kaste geboren, weil man in der Transzendenz schon einen bestimmten Geist hatte. Daher war die Ungleichheit der Kasten, weit davon entfernt, künstlich, ungerecht und zufällig zu sein, nichts anderes als die Widerspiegelung und die Festlegung einer schon vorher bestehenden tieferen und innerlichen Ungleichheit. Sie war eine höhere Anwendung des Prinzips: *suum cuique* (Jedem das Seine).

Die Kasten stellten im Rahmen einer lebendigen Tradition sozusagen den natürlichen irdischen «Ort» der Einheit von verwandten Willensbestrebungen und Anlagen dar; und die reguläre, geschlossene erbliche Übertragung schuf eine homogene Gruppe günstiger, organisch-vitaler und auch psychischer Neigungen, um dem einzelnen zu einer geordneten Entfaltung der besagten vorgeburtlichen Festlegungen oder Anlagen im Diesseits zu verhelfen. Der einzelne «erhält» die eigene Natur nicht von der Kaste, die Kaste gab ihm vielmehr die Möglichkeit, seine eigene Natur und den eigenen Willen *wiederzuerkennen* oder zu «erinnern». Gleichzeitig schenkte sie ihm eine Art an das Blut gebundenes, verborgenes Erbe, um die eigene Natur harmonisch zu verwirklichen. Die Eigenschaften, Funktionen und Pflichten der Kasten bereiteten den Boden für die ordnungsgemäße Entfaltung der eigenen Möglichkeiten im sozialen Ganzen. In den höheren Kasten vervollständigte die Initiation diesen Vorgang, indem sie im Einzelmenschen schon auf eine übernatürliche Sinngebung ausgerichtete Einflüsse weckte und sie ihm zuführte.⁹ Das *ius singulare* (Einzelrecht), d.h. die Vorrechte und die für jede Kaste unterschiedlichen Rechte und sogar Kulte und moralischen Gesetze bewirkten nicht nur, daß der transzendente Wille mit dem verwandten menschlichen Erbe harmonierte, sondern daß jeder im sozialen Ganzen einen Platz finden konnte, der tatsächlich seiner Natur und seinen tiefsten Veranlagungen entsprach: einen Platz, den weder Chaos noch Unrecht in Frage stellen konnten.

⁸ PLOTIN, *Enn.*, III, iii, 17. Da wir uns bei diesen Lehren nicht aufhalten können, möchten wir nur hervorheben, daß nach der Meinung Plotins die Seelen ihren Platz an den ihnen entsprechenden Orten einnehmen und diese nicht nach ihrem Gutdünken und Gefallen auswählen. In der Mehrzahl der Fälle wirkt die Kraft der «Entsprechungen» in den unkörperlichen Zuständen in der genau gleichen, unpersönlichen Weise, wie in den körperlichen das Gesetz der chemischen Wertigkeiten.

⁹ Vergl. dazu im besonderen *Mānavadharmasūtra*, X, 69; X, 71: «Wie ein gutes Samenkorn, das in gutem Boden keimt, bestens gedeiht, genauso kann die Einweihung würdig empfangen, wer von einem guten Vater und einer guten Mutter stammt ... Das Samenkorn, das auf schlechten Boden fällt, geht zugrunde, ohne etwas hervorzubringen, und eine gute Erde, auf die kein Samenkorn fällt, ist weiter nichts als unfruchtbare, nackte Scholle.»

Wenn der Sinn der Persönlichkeit nicht im kurzlebigen Prinzip der menschlichen Individualität konzentriert ist, die ja dazu bestimmt ist, beim Tod nur einen «Schatten» zu hinterlassen, erscheint das alles als natürlich und klar. Sicher, vieles kann «konstruiert» werden, aber die «Konstruktion» ist nichts von einem höheren Standpunkt aus, von einem Standpunkt, der weiß, was der Zerfall des Organismus alles ins Nichts hineinreißt, wenn diese Konstruktion nicht eine Fortsetzung des tiefen Willens ist, der die Ursache für eine bestimmte Geburt war und der nicht so leicht durch einen momentanen und zufälligen, zu einem bestimmten Zeitpunkte der irdischen Existenz getroffenen Entschluß ersetzt werden kann. Hat man das einmal verstanden, versteht man auch, warum heute der ganze Sinngehalt und die Notwendigkeit der Kasten nicht mehr erkannt werden können. Als «Ich» kennt der moderne Mensch tatsächlich nur noch dasjenige, was mit der Geburt beginnt und mit dem Tod mehr oder weniger verlischt. Alles beschränkt sich auf das bloß menschliche Individuum, und jede Erinnerung an das «Vorher» ist verlorengegangen. So geht auch die Möglichkeit verloren, mit den Kräften Kontakt aufzunehmen, die eine bestimmte Geburt bewirken, und sich so mit jenem übermenschlichen Element im Menschen aufs neue zu verbinden, das sich jenseits der Geburt, aber auch jenseits des Todes befindet und den «Ort» für alles bildet, was vielleicht jenseits des Todes selbst verwirklicht werden kann und Prinzip einer unvergleichlichen Sicherheit ist. Sind einmal der Rhythmus und die Kontakte unterbrochen und sind die großen Entfernungen dem Auge entrückt, scheinen alle Wege offen, und jedes Gebiet wird voll von ungeordneten und unorganisch gewachsenen Tätigkeiten, die keine Grundlage und keinen tieferen Sinn mehr haben und die von rein momentanen und individuellen Triebfedern, von Leidenschaften, von niederer Gier und Eitelkeit beherrscht werden. «Kultur» bedeutet dabei nicht mehr Verwirklichung des eigenen Seins in ernsthafter Verhaftung und Treue, sondern bedeutet «Konstruktion». Und da die Grundlage dieser Konstruktion nur der unstete Sand jenes Nichts ist, als das man das empirische, menschliche Ich ohne Namen und ohne Tradition ansprechen muß, so tritt der Anspruch auf Gleichheit in den Vordergrund, das Recht, grundsätzlich alles das sein zu können, was auch irgendein anderer sein kann, und man erkennt keinen echteren und gerechteren Unterschied mehr an, als den durch eigene Kraft und durch eigenes «Verdienst» im Rahmen der einen oder anderen eiteln, intellektuellen, moralischen oder sozialen Konstruktion der Neuzeit «eroberten». So ist es natürlich, daß nur noch die Einschränkungen des rohesten, physischen Erbes aufrechtbleiben, die zu Zeichen unerkennbarer Bedeutungsinhalte wurden und daher wie eine Laune des Schicksals ertragen und genossen werden; und ebenso natürlich ist es, daß andererseits Persönlichkeit, Erbe des Blutes, Beruf und gesellschaftlich ausgeübte Funktion immer mehr auseinanderklaffende Elemente geworden sind bis zu Zuständen wahrhaft tragischen, innerlichen und äußerlichen Zerrissenseins. Im Bereich des Rechts und der Ethik führte das zur qualitativen Zerstörung, zur Nivellierung auf gleiche Rechte und Pflichten, zu einer für alle gleichen gesellschaftlichen Moral, die sich allen im selben Maße aufzwingen und für alle gelten

will, wobei die innere Natur des Einzelmenschen und seine unterschiedlichen inneren Werte völlig gleichgültig sind. Keinen anderen Sinn hat die «Überwindung» der Kasten und der traditionellen Ordnungsmaßstäbe. Das Individuum hat seine gesamte «Freiheit» erobert, es spürt keine Kette an sich, und so kennen sein Rausch und seine Illusionen, obwohl es nur wie eine Marionette in Bewegung gesetzt wird, keine Grenzen mehr.

Die Freiheit, die der traditionale Mensch kannte, war davon völlig verschieden. Sie bestand nicht in der Verwerfung, sondern in der Fähigkeit, sich mit der tieferen Wurzel des eigenen Willens wieder zu vereinigen, die wiederum mit dem Mysterium der eigenen existenziellen «Form» in Beziehung stand. Was tatsächlich der Geburt und dem physischen Bestandteil eines Wesens entsprach, spiegelt das wieder, was im geometrischen Sinn die Resultante der verschiedenen, bei seiner Geburt mitspielenden Kräfte und Neigungen genannt werden kann: Es spiegelt also die Richtung der stärksten Kraft wider. Von dieser Kraft können dann Neigungen geringerer Stärke, gleichsam nur Kraftbestrebungen, verschüttet werden, denen die Begabungen und Neigungen entsprechen, die im Bereich des ganz äußerlichen, individuellen Bewußtseins sowohl im Gegensatz zur eigenen vorgeformten organischen Bildung stehen können, als auch im Gegensatz zu den Pflichten der Kaste und der Umgebung, der man angehört. Diese Fälle inneren Widerspruchs darf man jedoch in einer auf das Kastengesetz gegründeten traditionellen Ordnung als Ausnahme betrachten. Sie werden hingegen vorherrschend in einer Gesellschaft, die keine Kasten und allgemein keine unterschiedlichen sozialen Schichtungen mehr kennt und wo kein Gesetz mehr Begabungen und Befähigungen für bestimmte Funktionen sammelt, bewahrt und verfeinert. Hier hat man ein Chaos körperlicher und seelischer Möglichkeiten, das die meisten Menschen zu einem unharmonischen und zerrissenen Zustand verdammt, wie wir ihn heute sehen. Zweifellos konnte auch im traditionellen Menschen ein Grenzbereich an Unbestimmtheit bestehen, aber bei ihm führte das nur zum verstärkten Hervorheben der aktiven Seite der beiden Grundsätze: «Erkenne Dich selbst» (mit dem Beisatz: Und nichts Überflüssiges) und «Sei Du selbst». Das brachte eine Tätigkeit mit sich, die für eine Formung und einen inneren, geistig seelischen Aufbau besorgt war, bis der erwähnte Grenzbereich eliminiert und die vollständige eigene Einheit mit sich selbst erreicht war. Von der Trasse der eigenen Form und eigenen Kaste eben die «Dominante» in sich zu entdecken und *sie zu wollen*, d.h. sie in einen ethischen Imperativ umzuwandeln¹⁰, um sie darüber hinaus noch in Treue «rituell» zu verwirklichen und damit alles, was als Instinkt, hedonistische Motive, materialistische Bewertungen an die Erde fesselt, zu zerstören - das ist die Vervollständigung der hier beschriebenen Auffassung und führt zur zweiten Begründung der Kastenherrschaft in ihrer Abgeschlossenheit und Beständigkeit.

¹⁰ Der einzige moderne Denker, der sich dieser Sicht genähert hat, ohne daß es ihm aber deutlich zum Bewußtsein gekommen wäre, war vielleicht Friedrich Nietzsche mit seiner absoluten Moral auf «natürlicher» Grundlage. (Vergl. R. REININGER, *F. Nietzsches Kampfum den Sinn des Lebens*, Wien⁷, 1925)

Dabei muß man sich jenen Aspekt des traditionellen Geistes vor Augen halten, nach dem es keinen Gegenstand und keine Funktion gab, die *an sich* als höher oder niedriger als andere eingestuft werden konnten. Der wahre Unterschied lag vielmehr in der *Art und Weise*, in der ein Gegenstand oder ein Amt gelebt wurden. Der irdischen, auf Nutzen und Begierde ausgerichteten Seins-Weise, *sākāma-karma*, stellte man im charakteristischen, uns vom arischen Indien dargebotenen Beispiel die Seins-Weise des Menschen gegenüber, der frei von Gier nach Erfolg die Handlung um ihrer selbst willen tut, *nishkama-karma*, so daß aus jeder Handlung ein Ritus und eine «Opfergabe» wurde. Das war der Weg der *bhakti*, ein Begriff, der hier mehr den männlichen Sinn der mittelalterlichen *fides* (Treue) annahm als den pietistischen, der in der christlichen Vorstellung von «Demut» die Überhand gewann. Eine Tat, die in dieser Sinnbestimmung von *bhakti* getreu vollbracht wurde, verglich man mit einem lichtsöpferischen Feuer, in dem sich die gesamte Materie der Tat verzehrte und reinigte. Und inwieweit die Tat frei von Materie, Begierde und Leidenschaft war und sich selbst genügte — man könnte in analoger Weise den aristotelischen Begriff des reinen Aktes verwenden —, dieses Maß eben legte die Rangordnung der Tätigkeiten und folglich der Kasten oder anderer, ihnen als «funktionale Klassen» entsprechender Organismen fest.

Bei diesen Voraussetzungen, die nicht bloß theoretisch waren, sondern gelebt wurden und daher vielfach nicht einmal formuliert zu werden brauchten, konnte das Streben, von einer bestimmten Art der Tätigkeit zu einer anderen, d.h. von einer Kaste zu einer anderen zu wechseln, wie es dem einen oder anderen von einem äußerlichen oder Nützlichkeitsstandpunkt aus als höherstehend oder vorteilhaft hätte erscheinen können, in der traditionellen Welt nur geringe Anziehungskraft haben, so daß sich die Erblichkeit der Funktionen aus sich selbst heraus auch dort bildete, wo es keine wahren Kasten, sondern nur soziale Gruppen gab. Jede Art von Funktion und Tätigkeit erschien in gleicher Weise und nur als Ausgangspunkt für eine Erhöhung in einem andersgearteten, vertikalen Sinn, nicht im weltlichen, sondern im geistigen Bereich. In dieser Hinsicht besaß jeder in der ihm eigenen Kaste, in der Treue zur eigenen Kaste, in der Treue zur eigenen Natur, im Gehorsam nicht einer allgemeinen, sondern der *eigenen* Moral, der Moral der eigenen Kaste gegenüber, die gleiche Würde und die gleiche Reinheit wie jeder andere: Ein Knecht, *cūdra*, gleich einem König. Jeder erfüllte seine Funktion in der Gesamtordnung, und durch seine *bhakti* hatte er auch teil am übernatürlichen Prinzip dieser Ordnung. Daher hieß es: «Der Mensch erreicht die Vollendung, indem er Ihn, der Ursprung aller Lebenden ist und der das gesamte Universum durchdringt, verehrt durch Erfüllung der ihm eigenen Seins-Weise - *svādharma*.»¹¹ Der Gott erklärt: «In welcher Weise auch immer die Menschen zu mir kommen, so nehme ich sie auf: In jeder Weise folgen sie meinem Weg»¹², und dann: «Mach immer das, was

¹¹ *Bhagavad-güä*, XVIII, 46.

¹² *ebd.* IV, 11. Vergl. XVII, 3, wo gesagt wird, daß die «Verehrung» jedes einzelnen seiner ihm eigenen Natur entsprechen muß.

gemacht werden muß, ohne Gebundenheit, *denn der Mensch, der ohne Gier nach Erfolg und doch aktiv handelt, erreicht das Höchste.*»¹¹ Der Begriff des *dharma* oder der Eigennatur, der man treu sein soll¹⁴, kommt von der Wurzel *dr* = stützen, hochheben, hochhalten und drückt damit das Element Ordnung, Form oder Kosmos aus, das die Tradition angesichts des Chaos und des Werdens verkörpert und verwirklicht. Durch das *dharma* wird die traditionale Welt, wie übrigens jedes Ding und jedes Wesen, gestützt, die Dämme gegen das Meer der reinen Zufälligkeit und Zeitlichkeit stehen fest, und die Menschen haben an der Festigkeit Anteil.¹⁵ Man versteht folglich, warum das Verlassen der eigenen Kaste und das Vermischen der Kasten oder auch nur der Rechte, der Pflichten, der Moralbegriffe und der Kulte der einzelnen Kasten als ein Sakrileg betrachtet wurde, das die Wirksamkeit jedes Ritus zerstört und den Schuldigen in die «Hölle»¹⁶ stößt, d.h. in den Bereich der dämonischen Einflüsse der unteren Natur, so daß er zum einzigen «unreinen» Wesen der gesamten Hierarchie wird, ein Paria, ein «Unberührbarer», da er zum Zentrum einer psychischen Ansteckung im Sinne innerer Auflösung geworden ist. Und es ist interessant, daß in Indien der «Kastenlose» als Ausgestoßener betrachtet und auch von der niedrigsten Kaste gemieden wurde, mag er auch der höchsten Kaste angehört haben: Doch niemand fühlte sich wegen der Zugehörigkeit zur eigenen Kaste gedemütigt, und der *cüdra* war auf seine Kaste genauso stolz und bestrebt, sie zu behalten, wie der höchstrangige *brähmana*. Die Vorstellung der Verunreinigung betraf in der Regel nicht nur den Menschen der höheren Kaste, der sich mit einem Menschen der niederen Kaste vermengte, sondern auch der niedere fühlte sich durch Vermengung mit einem Mitglied einer höheren Kaste verunreinigt.¹⁷ Auch in Wirklichkeit wird bei einer Vermen-

¹³ *ebd.*, III, 19. Vergl. *Mänavadharmaśāstra*, II, 5 (auch II, 9): «Indem der Mensch die (von der Kaste) vorgeschriebenen Pflichten erfüllt, ohne auf den Lohn zu achten, erreicht er die Unsterblichkeit.»

¹⁴ *Bhagavad-güä*, XVIII, 47 (vergl. III, 35): «Besser das eigene *dharma* unvollkommen erfüllen, als das *dharma* eines anderen in höchster Vollendung. Wer das eigene *dharma* erfüllt, läßt keine Schuld auf sich.»

¹⁵ Vergl. J. WOODROFFE, *Shakti and Śākta*, London³, 1929, S. 700.

¹⁶ Vergl. *Bhagavad-güä*, I, 42-44. Für die Treuepflicht gegenüber der spezifischen Funktion und Moral der eigenen Kaste ist die Episode kennzeichnend, in der Rämä einen Knecht, *cüdra*, tötet, der sich der Askese verschrieben und sich damit das Recht der *brähmana* Kaste angemaßt hatte. Diesbezüglich ist auch die Lehre bemerkenswert, daß das «Eiserne» oder «Dunkle Zeitalter» anfangen wird, wenn die Knechte die Askese ausüben werden. Wir meinen, daß dies gerade ein Zeichen unserer Zeit ist, verstehen doch gewisse Volksideologien die «Arbeit» (die das *dharma* des Knechtes ist) als eine Art «Askese» (auf Höheres ausgerichtet).

¹⁷ Vergl. BOUGLE, *Reg. cast.*, a.a.O., S. 205; M. MÜLLER, *Essais de Mythol. comparée*, frz. Übs., Paris, 1873, S. 404. Der Gedanke der Verunreinigung tritt innerhalb gewisser Grenzen bei den Frauen zurück, die von Männern höherer Kastenzugehörigkeit geheiratet werden können, ohne daß sich diese deshalb verunreinigen. Traditional gehörte die Frau weniger unmittelbar als vielmehr mittelbar durch ihren Gatten zu ihrer Kaste. Sie galt als ein Boden, der zwar mehr oder weniger günstig sein kann, aber doch nicht zu bewirken vermag, daß ein darauf geworfener Same eine Pflanze hervorbringt, die im Wesen von ganz anderer Art ist. (Vergl. diesbezgl. *Mänavadharmaśāstra*, IX, 35-36; XI, 22: «Wie auch immer die Eigenschaften eines Mannes sein mögen, mit dem eine Frau rechtmäßig vereinigt ist, so wird sie diese Eigenschaften in der

gung von Gold und Blei nicht nur das Gold verändert, sondern auch das Blei: Beide verlieren ihre eigenständige Natur. *Jeder* muß er selbst sein. So bedrohte schon die Vermengung an sich und nicht nur eine bestimmte Vermengung die traditionale Ordnung und öffnete den niederen Kräften Tür und Tor, indem es besiegte, was Goethe die «schöpferische Grenze» nannte. Das Ziel war die Vergeistigung der «Form durch die *bhakti* und durch das *nishkāma-karma*, d.h. durch die Tat, vollzogen als Ritus und Opfergabe: Die Entstellung, die Zerstörung der «Form», in welchem Sinne auch immer, galt hingegen nur als herabwürdigende Ausflucht. Der Kastenlose war ein Besiegter, ein *Gefallener*, *patitas*, wie er im indo-europäischen Osten genannt wurde.

Das war das *zweite* Fundament der Kastenordnung. Daß es ein durch und durch spirituelles war, zeigt sich darin, daß Indien niemals irgendeine zentralisierte Organisation kannte, die sie mittels eines politischen oder wirtschaftlichen Despotismus hätte aufzwingen können. Dabei wies Indien, wie mehrfach erwähnt, eine solche Ordnung in einer ihrer strengsten Formen auf (so daß sie sogar in eine Verknöcherung ausartete). Überdies finden sich Spuren dieses zweiten Fundaments auch in den abendländischen Formen der Tradition. Es ist z.B. ein Gedanke der Klassik, daß die Vollkommenheit nicht an einem materiellen Kriterium zu messen sei, sondern in der völligen Verwirklichung der eigenen Natur bestehe; daß Materialität im Grunde nichts anderes bedeute als das Unvermögen, eine eigene Form zu vollenden. Die Materie, ὕλη, ist bei Platon und auch bei Aristoteles jener Grund der Ununterschiedenheit, der nachgebenden Unsicherheit, der eine Sache oder ein Wesen in bezug auf sich selbst unvollkommen macht, da sie dann nicht mehr der eigenen Norm und der eigenen «Idee», d.h. eben dem eigenen *dharma* entsprechen. In der römischen Vergötterung der «Grenze» - *termini* oder *terminus* - und in der entsprechenden Aufwertung des dazu in Beziehung stehenden Gottes Terminus zur höchsten Würde, so daß man ihn sogar mit dem olympischen Jupiter assoziierte, der als Grundlage und Anfang jeder Ordnung auch der Schutzgott der «Grenzen» war; in der Überlieferung, die man auch in einem höheren Sinn deuten könnte, wonach, wer einen der Grenzsteine der verschiedenen Landesbegrenzungen beseitigte oder verschob, ein verfluchtes Wesen sei, das jeder töten konnte; im römischen Orakel, daß die Zeit der Zerstörung der Grenzen, die gegen die menschliche Gier gezogen waren, auch das Jahrhundert des «Weltenendes» sein würde¹⁸ - aus allen diesen einzelnen Punkten spricht esoterisch derselbe Geist. «Jeder muß Er selbst sein», lehrte Plotin¹⁹, und «unsere Handlungen

gleichen Weise annehmen wie das Wasser eines Flusses, der sich mit dem Meer vereinigt.») Das wird jedoch aufhören, wahr zu sein, je mehr die traditionellen Lebensstrukturen ihre Vitalkraft verlieren.

¹⁸ Der Sinn des hier erwähnten Orakels stimmt mit der indischen Lehre überein, wonach das «Dunkle Zeitalter» - *kali-yuga* - als Ende eines Zyklus unter anderem dem Zeitraum entspricht, in dem es zu einer völligen Vermischung der Kasten und zum Untergang der Riten kommt. Vergl. dazu L. PRELLER, *Römische Myth.*, a.a.O., S. 227-229.

¹⁹ PLOTIN, *Enn.*, III, i, 4.

müssen auch wirklich unsere sein, und die Handlungen eines jeden müssen auch ihm gehören, welche sie auch immer sein mögen.» Daß die vollkommene Anpassung an die eigene spezifische Funktion zu einem völlig gleichen Teilhaben an der Geistigkeit des als Organismus aufgefaßten Ganzen führt - dieser Gedanke ist im allgemeinen in den besten griechisch-römischen Überlieferungen wiederzufinden, von wo er dann auf die *organische* Weltanschauung übergegangen ist, die in der germanisch-römischen Kultur des Mittelalters Geltung hatte.

Davon nicht verschieden sind im Grunde genommen die Voraussetzungen für jenen Sinn der Uneigennützigkeit, der Freude und des gesunden Stolzes auf die eigene Arbeit, dank denen jede Arbeit, wie bescheiden sie auch sein mag, den Aspekt einer «Kunst» bekommen kann. Das hat sich als Ausläufer des traditionellen Geistes bei einigen europäischen Völkern oft bis in die Neuzeit hinein erhalten. Der alte deutsche Bauer z.B. empfand es als Adelstitel, Bebauer der Erde zu sein, wenn er auch nicht wie der alte Iranier dazu gelangte, in dieser Arbeit ein Symbol und eine Episode des Kampfes zwischen dem Gott des Lichtes und dem der Finsternis zu sehen. Die Mitglieder der Zünfte und Gilden waren auf ihre berufliche Tradition ebenso stolz wie der Adel auf die des eigenen Blutes. Und wenn noch Luther, dem heiligen Thomas folgend, lehrte, daß der Wechsel von einem Beruf zu einem anderen, um die gesellschaftliche Rängeleiter hinaufzusteigen, gegen Gottes Gesetz verstoße, da Gott einem jeden seinen Stand zuweist und da man Gott gehorchen muß, indem man dort verbleibt; daß also die einzige Art und Weise, wie man Gott dienen kann, darin besteht, sich in bestmöglicher Weise im eigenen Beruf anzustrengen, dann blieb in diesen Anschauungen, wo sich der Geist des besten Mittelalters widerspiegelt, die in Rede stehende Tradition erhalten, wenn auch in einer bei einem theistisch-devotionalen Rahmen üblichen Beschränkung. Tatsächlich galt vor dem Aufkommen der Kultur des dritten Standes (Merkantilismus, Kapitalismus) auch im Abendland als von der Religion sanktionierte Sozial-Ethik das Gebot, sein eigenes Wesen zu verwirklichen und innerhalb des festen Rahmens, den die Natur jedes einzelnen und die Gruppe, der er angehörte, zogen, die eigene Vollkommenheit zu erlangen. Die wirtschaftliche Tätigkeit, die Arbeit und der Gewinn waren nur in dem Maße gerechtfertigt, in dem sie für den Unterhalt und die Würde eines dem eigenen Stande entsprechenden Lebens notwendig waren, ohne daß die niedrige Erfolgsgier und der Profit an erster Stelle standen. Daher bestand auch in diesem Bereich ein Grundzug aktiven Freiseins von rein persönlichen Bestrebungen.

Wir sagten, daß in der Rangordnung der Kasten das Verhältnis von Möglichkeit zur Tatsächlichkeit zum Ausdruck kam. Die Tätigkeit, die sich in der höheren Kaste als Idee in ihrer reinsten, vollständigsten und freiesten Form zeigte, erschien hingegen in der niedrigeren Kaste in einer von den Umständen mehr beeinflussten Form. Darauf fußend bietet sich die Gelegenheit, die modernen demagogischen Anklagen zu entkräften, wonach in den traditionellen Gesellschaften ein «Herdengeist» der Untertanen geherrscht habe und daß jener Sinn für Würde und Freiheit des einzelnen, den erst die

moderne, «entwickelte» Menschheit erobert hätte, ebenfalls gefehlt habe. Tatsächlich war die Unterordnung des Niedrigeren unter das Höhere weit davon entfernt, bloß passive Fügsamkeit zu sein, auch wenn der hierarchische Platz des Einzelmenschen nicht vom spontanen Erkennen der eigenen Natur und der Treue zu ihr selbst bestimmt war, sondern war gleichsam ein Ritual - symbolischer Ausdruck einer Treue und einer Hingabe an ein eigenes Ideal, an eine Form, die höher war als man selbst und die der Niedrigere nicht unmittelbar und organisch als seine eigene Natur - *svādharma* - leben konnte, die er aber trotzdem eben durch seine aktive Hingabe und Unterordnung gegenüber einer höheren Kaste²⁰ zum Mittelpunkt seines Tuns wählen konnte. Und wenn im Orient das Verlassen der eigenen Kaste nur im Ausnahmefall gestattet war und man sicherlich nicht einen *Entwickelten* mit einem wahrhaft Freien verwechselte, so konnte man doch die Möglichkeit, durch das eigene Verhalten in Taten, Worten und Gedanken Ursachen zu schaffen, die auf Grund der Entsprechung zum Prinzip oder zur Hierarchie, denen man sich geweiht hatte, eine neue Seinsweise hervorbringen konnten, die eben mit jenem Prinzip oder jener Hierarchie übereinstimmte.²¹ Abgesehen von der ohne Vermittlung auf das überhaupt Höchste, d.h. den durch nichts befleckten Seins-Zustand, gerichteten *bhakti* oder *fides*, sprach man der auf etwas Höheres konzentrierten *bhakti* die reale und objektive Kraft zu, die Elemente des Menschen, der sie in sich getragen hatte, nach dem Ausleben seines *dharma* in diesem Prinzip²² aufgehen zu lassen und ihn damit nicht äußerlich und künstlich, wie es in der Unordnung und im Arrivismus der modernen Gesellschaft der Fall ist, aufsteigen zu lassen, sondern zutiefst organisch, vom Inneren her und von einer Stufe der Hierarchie zur nächsten, wie in Widerspiegelung des Übergangs des transzendenten Seins-Prinzips von einer zu einer anderen seiner Möglichkeiten.

Im speziellen Fall einer Sozialordnung, in deren Mittelpunkt ein König steht, bleibt bis zum Heiligen Römischen Reich der Grundsatz aufrecht, wie

²⁰ Vergl. PLATON, *Staat* 590d: «Damit dieser (der gewöhnliche Mensch) von einem Führer (innerlich) gelenkt wird, der demjenigen gleich ist, der den besten Menschen lenkt, behaupten wir, daß er diesem besten Menschen dienen soll, der den göttlichen Teil als Führer in sich trägt, und dieses Gehorchen wird ihm, unserer Meinung nach, nicht zum Schaden reichen ... Aber es ist besser für alle, von einem weisen und göttlichen Führer gelenkt zu werden, der uns von außen lenkt, falls man nicht, was noch besser wäre, einen inneren Führer in sich trägt.»

²¹ Im *Mānavadharmasūtra* behauptet man einerseits (VIII, 414): «Ein *fudra*, mag er auch von seinem Herrn freigelassen sein, ist deshalb noch nicht vom Stand der Knechtschaft befreit: Denn wer könnte ihn befreien, ist doch dieser Stand für ihn natürlich» und andererseits (IX, 334-335), daß der *qudra*, der bedingungslos den höheren Kasten gehorcht, ein *dharma* erfüllt, das ihm nicht nur Glück auf Erden verschafft, sondern auch «eine Geburt in einen höheren Stand» begünstigt. Vergl. *ebd.* X, 42: «Durch die Kraft ihrer Askese, durch das Verdienst ihrer Väter können hier unten alle in jedem eitalter eine höhere Geburt erlangen, sie können aber auch in einen niedrigeren Stand absinken.

²² Man vergl. die Lehre des PLOTIN (*Enn.*, III, iv, 3): «Wenn (das Individuum) zu leben aufhört, ... muß es von anderen seine Lebenskraft erhalten, da es seine eigene verloren hat; und es wird sie von der Wesenheit erhalten, der es während seines Lebens gestattet hatte, über es zu verfügen und zu herrschen, da sie wirklich sein Dämon war.» In unserem speziellen Fall würde dieser «Dämon» dem Prinzip entsprechen, das zum Gegenstand der eigenen aktiven und treuen Hingabe gemacht worden war.

ihn schon Celsus gegen den Dualismus des Urchristentums vorbrachte, daß die Untertanen durch die Treue zu ihren Fürsten auch ihre Treue Gott gegenüber beweisen können.²³ Die Vorstellung des Untertanen als eines Menschen, der durch eine heilige und freie Verpflichtung an die Person des Herrschers gebunden ist, ist eine alte indo-europäische Auffassung; diese *fides* (Treue) oder persönliche Hingabe ging in der traditionellen Welt über die politischen und individuellen Grenzen hinaus, so daß sie manchmal sogar als ein Weg zur Befreiung galt. «Die Untertanen» - betont z.B. Cumont in bezug auf den Iran²⁴ - «weihen ihren zu Göttern gewordenen Königen nicht nur ihre Taten und Worte, sondern sogar ihre Gedanken. Ihre Pflicht bestand in einer völligen Hingabe ihrer Persönlichkeit an jene Monarchen, die sie den Göttern gleichgestellt hatten. Die geweihte Militia der Mysterien ist nichts anderes als diese staatsbürgerliche Moral, vom religiösen Standpunkt aus betrachtet. Die Treue-Gesinnung verschmolz so mit dem Glauben.» Dem ist noch hinzuzufügen, daß in den noch unabgeschwächten und lichthaften Formen der Tradition dieser Gesinnung auch die Kraft zuerkannt wurde, den gleichen Lohn zu bringen, wie ihn auch der Glaube versprach. In letzter Zeit noch haben wir in Japan gesehen, wie sich General Nogi, der Sieger von Port Arthur, mit seiner Frau tötete, als sein Kaiser starb, um ihm sogar ins Jenseits zu folgen.

Damit ist vollständig erklärt, warum wir sagten, daß der zweite Angelpunkt einer jeden traditionellen Organisation außer dem Ritus und einer die Transzendenz vertretenden Elite die *Treue* ist. Diese Kraft ist eine, die wie der Magnetismus Kontakte herstellt, eine psychische Atmosphäre schafft, die Verbindungen begünstigt, die Strukturen festigt und ein System festlegt, das zwischen den einzelnen Elementen und zwischen diesen und dem Zentrum eine Koordination und eine Schwerpunktbildung ermöglicht. Wenn dieses Fluidum, das seinen Ursprung letztlich in der Freiheit und geistigen Spontaneität der Persönlichkeit hat, schwächer wird, verliert der traditionale Organismus seine elementare Zusammenhaltkraft, Wege versperren sich, feinere Sinne bilden sich zurück, die Teile lösen sich voneinander und zerfallen. Das hat zur Folge, daß sich die Kräfte von oben sofort zurückziehen, daß sie die Menschen dahin ziehen lassen, wohin sie wollen, dem Schicksal nach, das ihr eigenes Handeln schafft und das kein höherer Einfluß mehr ändern wird. Aus nichts anderem besteht das Mysterium des Verfalls.

²³ Vergl. DE STEFANO, *Idea Imp. Fed. II*, a.a.O., S. 75-76.

²⁴ F. CUMONT, *Les religions orientales dans le pagan. romain*, a.a.O., S. XVII-XVIII.

15. Die Handwerks-Vereinigungen und die Künste

Das Sklaventum

Die Auffassung der Hierarchie als eines Verhältnisses zwischen Möglichkeit und Tatsächlichkeit bewirkte, daß in den Aktivitäten der verschiedenen Kasten oder sozialen Gruppen, auf verschiedenen Verwirklichungsebenen, zwar mehr oder weniger vollkommen oder von der Materie beherrscht, aber dennoch auf seine Weise eine gleiche Ausrichtung nach oben bewahrend, sich immer dasselbe an der Spitze stehende Motiv wiederholte. Daher war in den vollkommeneren traditionellen Formen das «Sakrale» ein Licht, das sich nicht nur bis dorthin ausbreitete, wo heute die höheren Berufe, die Wissenschaften und die weltlichen Künste stehen, sondern ein Licht, das ebenso hin zu den Gewerben und den verschiedenen materiellen Tätigkeiten strahlte. Kraft der analogen Entsprechungen, die zwischen den einzelnen Ebenen bestehen, konnten die Wissenschaften sowie die Tätigkeiten und Fähigkeiten einer unteren Ebene traditional als Symbole einer höheren Ebene betrachtet werden und daher als Hilfsmittel dienen, um deren geistigen Sinngehalt vorauszuahnen, da dieser schon in den niederen Ebenen gegenwärtig war, wenn auch in einer sozusagen potentiellen Form.¹

Im Erkenntnisbereich war die Voraussetzung dazu jedoch ein System von Wissenschaften, die sich von den modernen in den Grundsätzen und Methoden vollkommen unterschieden. Jeder profanen, modernen Wissenschaft entsprach in der Welt der Tradition eine «heilige» Wissenschaft, die einen organisch-qualitativen Charakter hatte und die Natur als ein Ganzes in einer Stufenleiter von Wirklichkeitsgraden und Erfahrungsformen auffaßte, wobei die Formen, die an die körperlichen Seiten gebunden waren, nur einige unter mehreren waren. Und nur dadurch war überhaupt in nahezu jedem Bereich das eben erwähnte System der symbolisch-rituellen Umsetzungen und das Teilhaben am Höchsten möglich. Das galt schon für die Kosmologie im allgemeinen und für die damit verbundenen Richtungen: Die antike Alchemie z.B. war etwas ganz anderes als eine Chemie im Anfangsstadium, und die antike Astronomie war überhaupt nicht, wie man heute annimmt, eine abergläubische Vergötterung der Himmelskörper und ihrer Bewegungen, sondern ein Wissen um sie, das so aufgebaut war, daß es als eine Wissenschaft von in symbolischer Form gegebenen, rein geistigen und metaphysischen Wirklichkeiten gelten konnte. Die traditionale Welt kannte auch eine ebenso gelagerte Physiologie, von der sich sogar Teile im Orient erhalten haben (man kann auf die anatomischen und physiologischen Kenntnisse hinweisen, die für die chinesische Akupunktur, das japanische Jiu-Jitsu und

¹ Vergl. R. GUENON, *La crise du monde moderne*, a.a.O. S. 108-115.

gewisse Aspekte des indischen Hatha-Yoga geradezu die Grundlage bilden): eine Physiologie, in der die Betrachtung des materiellen Aspektes des menschlichen Organismus nur ein einziges Kapitel darstellte und die sich in die allgemeine Wissenschaft der Entsprechungen zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, zwischen -Menschenwelt und Elementarwelt einfügte. Daraus entsprang, ebenfalls als «Heilige Wissenschaft», die antike Medizin, in deren Rahmen die «Gesundheit» als ein Symbol für die «Tugend» erschien, die wiederum eine höhere Form der Gesundheit war, und auf Grund des Doppelsinnes des Wortes *σότηρ* galt derjenige, der «heilt», gleichzeitig als derjenige, der auf einer höheren Ebene «rettet».

Die Entwicklung der materiellen und praktischen Seiten des Wissens muß natürlich bei diesen traditionellen Wissenschaften als begrenzt angesehen werden, wenn man die modernen Wissenschaften zum Vergleich heranzieht. Aber die Ursache dafür bestand nur in einer gerechten und gesunden Rangordnung, wie sie im Interesse des traditionellen Menschen lag. Er maß also dem Wissen um die äußere, materielle Wirklichkeit nicht mehr Bedeutung zu, als verdient und notwendig war.² Das Element, das in einer Wissenschaft am meisten zählte, war das *anagoge*, d.h. die Kraft, «die nach oben führt» und die anlagemäßig im Wissen um einen bestimmten Wirklichkeitsbereich immer gegenwärtig ist. Es ist das Element, das in den profanen, modernen Wissenschaften völlig fehlt. Diese können nämlich genau im entgegengesetzten Sinne arbeiten und haben das auch getan: Die Weltauffassung, von der sie ausgehen und auf der sie beruhen, beeinflußt die menschliche Innerlichkeit in einem auflösenden und negativen Sinn: Sie zieht hinab.³

Dieser Hinweis möge hier genügen. Um zu unserem Thema zurückzukehren, können analoge Betrachtungen auch auf das Gebiet der Künste, und zwar sowohl der wahren als auch der nur handwerklichen und beruflichen, ausgedehnt werden. Bei den echten Kunstrichtungen kannte die traditionale Welt das Sich-Selbständigmachen des rein «ästhetischen», subjektiven und menschlichen Elementes, wie es die moderne Kunst kennzeichnet, nur in der Epoche des Verfalls. Bei den darstellenden Künsten zeigen schon prähistorische Spuren, wie z. B. bei der Cromagnonkultur und der Rentierkultur, die Untrennbarkeit des naturhaften Elementes von einer magisch-symbolischen Zielrichtung, und ein gleichartiges Bewußtsein gab es auch in den folgenden, höherentwickelten Kulturen. Dem «Theater» entsprachen Mysterienaufführungen und die «heiligen Dramen», so wie z.B. auch die Spiele der klassischen Antike, auf die wir später zurückkommen werden. Die antike Dichtkunst hatte enge Verbindungen mit der Weissagung und der göttlichen Eingebung; und der Vers war mit der Beschwörung verbunden (man denke an den antiken Sinngehalt des *Carmen* als Zauberspruch und erst späterhin als Lied). In der Literatur beeinflußte das symbolisch-initiatische Element in

² In echt angemessener Weise nennt O.SPANN (*Religionsphilosophie*, Wien, 1948, S.44) das moderne Wissen «Die Wissenschaft dessen, was nicht wert ist, gewußt zu werden».

³ Über die Illusionen, denen sich dabei einige Menschen in bezug auf die neueste Wissenschaft hingeben vergl. J.EVOLA, *Cavalcare la Tigre*, Mailand, 1962.

mehr oder weniger verborgener Weise entweder aus einer bewußten Absicht oder herkommend von unterbewußten Einflüssen, die in die schöpferische Spontaneität einzelner oder bestimmter Gruppen einfließen, oft nicht nur den Mythos, die Sage oder die traditionale Fabel, sondern auch durch das ganze Mittelalter die epischen Erzählungen, worauf wir ja schon hingewiesen haben. Lukian berichtet, daß die Tänzer, die mit Priestern verglichen werden, von den «heiligen Mysterien der Ägypter» Kenntnis hatten.⁴ Andererseits durchdringt die Wissenschaft der *mudrā*, der symbolisch-magischen Gesten, die im Ritus und der Askese der Inder äußerst wichtig ist, den Tanz, die Mimik und die Pantomime jener Kultur - wiederum verschiedene Ausdrucksformen und ein einziges Ziel: «Ein einziger Tempel, herausgehauen aus einem Wald von Tempeln».

Im Bereich der handwerklichen und beruflichen Aktivitäten im eigentlichen Sinne kann man als charakteristisches Beispiel die Baukunst anführen, deren auch in den Evangelien verwendete moralische Umdeutung bekannt ist, die man aber auch in einem höheren, initiatischen Sinne auslegen kann. Schon in der antiken ägyptischen Tradition wird das Konstruieren als königliche Kunst dargestellt, so daß der König persönlich in symbolischer Form die ersten Arbeiten bei der Erbauung der Tempel im Geiste eines «ewigen Werkes» ausführt.⁵ Wenn man sich einerseits heute oft nicht erklären kann, wie die Antike dabei Dinge schaffen konnte, die nach Meinung der Sachverständigen höhere Kenntnisse der modernen Mathematik und Bautechnik voraussetzten, so scheinen andererseits in der Zielrichtung, in der Anordnung und in vielen anderen Aspekten antiker Bauten, vor allem bei den Tempeln und dann bis in das gotische Mittelalter hinein bei den Kathedralen, unzweifelhafte Spuren einer priesterlichen Wissenschaft durch. Die Symbolik der Maurerkunst legte analoge Zusammenhänge zwischen der «Kleinen Kunst» einerseits und der «Großen Kunst» und dem «Großen Werk» andererseits fest, und zwar in geheimen Vereinigungen, die ursprünglich auch unmittelbare Verbindung mit den entsprechenden mittelalterlichen Handwerkszünften hatten. In einem gewissen Sinne kann man das gleiche von der Schmiedekunst, der Webkunst, von der Schifffahrt und der Bodenkultur behaupten. Zur Bodenkultur ist noch zu erwähnen, daß, wie Ägypten den Ritus des königlichen Bauens, der Ferne Osten den Ritus des königlichen Pflügens⁶ kannte, und ganz allgemein verstand man in der symbolischen Umsetzung des Ackerbaus unter dem zu bebauenden Feld den Menschen selbst und unter dem Bebauer des Feldes im speziellen Sinn den Eingeweihen.⁷

Ein Nachklang davon hat sich sogar im Ursprung des modernen Begriffs

⁴ LUKIAN. *Über den Tanz*, LIX. Es ist bemerkenswert, daß sogar der «Tanz der sieben Schleier», die bis zur völligen Nacktheit der Frau abgeworfen werden, auf seiner Ebene ein genaues initiatisches Schema widerspiegelt. Vergl. J. EVOLA, *Metafisica del Sesso*, Rom², 1969, deutsch *Metaphysik des Sexus*, Stuttgart, 1962.

⁵ Vergl. MORET, *Royaut. Phar.*, a.a.O. S.132ff.

⁶ Vergl. *Li-ki*, IV, I, 13; XVII, III, 20.

⁷ Vergl. EVOLA, *Trad. Ermet.*, a.a.O. I, Kap. 22.

«Kultur» (Bodenkultur) noch erhalten, wenn auch in einer intellektualistisch-bürgerlichen Einschränkung.

Aus gleichartigen Gründen waren übrigens die antiken Künste traditional gewissen *numina* oder Helden «geweiht», so daß sie potentiell die Möglichkeit boten, die verschiedensten irdischen Tätigkeiten «rituell» zu gestalten, d.h., man konnte ihnen den Wertgehalt einer symbolhaften, transzendenten Aktion oder Bedeutung verleihen.

Im Kastenwesen entsprach nicht nur jeder Beruf oder jedes Handwerk einer Berufung (von daher der Doppelsinn, der sich im englischen Wort «calling» erhalten hat)⁸; nicht nur daß man in jedem erzeugten Gegenstand etwas wie eine «kristallisierte Tradition» vorfand, gewonnen aus einer freien und persönlichen Tätigkeit und einer unvergleichlichen Fertigkeit; und es übertrugen sich nicht nur die bei der Ausübung eines Handwerks entwickelten und dann vom Gesamtmenschen aufgenommenen Anlagen mit dem Blut als damit angeborne und tiefe Verhaltensweisen, sondern es gab auch, wenn nicht eine echte und eigentliche Einweihung, so wenigstens doch eine Übertragung einer «inneren Tradition» der jeweiligen Kunst, die als heilige und geheime Angelegenheit - *arcanum magisterium* - gehütet wurde, wenn sie auch die an symbolischen und religiösen Elementen so reichen Einzelheiten und Gesetzmäßigkeiten durchschien, wie sie die traditionellen handwerklichen Erzeugnisse im Orient, in Mexiko, Arabien, Rom, im Mittelalter usw. aufwiesen.⁹ Die Einführung in die Geheimnisse einer solchen Kunst ist keinesfalls einfach mit dem auf Erfahrungsweitergabe und auf dem Lernakt beruhenden modernen Unterricht gleichzusetzen: Auch in diesem Bereich wurden gewisse Kenntnisse einem außermenschlichen Ursprung zugeschrieben, was sich in symbolischer Form in den Überlieferungen von Göttern, Dämonen oder Helden wie Baidur, Hermes, Vulkan, Prometheus etc. ausdrückte, die den Menschen ursprünglich in die eine oder andere Kunst eingeweiht hätten. Bedeutungsvoll ist dabei, daß der Gott der römischen *Collegia fabrorum* (Handwerksvereinigungen) Janus war, gleichzeitig ein Gott der Einweihung; damit im Zusammenhang steht die Vorstellung von geheimnisvollen Handwerksvereinigungen, die aus dem Orient eine neue Kultur nach Europa gebracht hätten; weiterhin die Tatsache, daß an den Orten, wo die ältesten antiken Tempel einer Hera, Cupra, Aphrodite-Venus sowie eines Herakles-Herkules und Äneas standen, sich fast immer archäologische Spuren der Kupfer- und Bronzebearbeitung fanden; und schließlich sollen die orphischen und die dionysischen Mysterien mit dem Themenkreis

⁸ Im Jargon der sogenannten «Compagnonnage», wo sich bis zuletzt solche Traditionen erhielten, wird das Wort «Berufung» immer im Sinne von «Beruf» verwendet, und anstatt jemand zu fragen, welchen Beruf er ausübe, fragt man ihn, was seine Berufung sei.

» BOUGLE, *Rég. des Cast.*, a.a.O. S.43, 47, 226; DE CASTRO, *Frat. Segr.*, a.a.O. S.370ff. Die uns erhalten gebliebenen mittelalterlichen «Handbücher» sprechen nicht selten von geheimnisvollen Praktiken, die sich an das Bauhandwerk angeschlossen. Es gibt auch Legenden von Handwerksmeistern, die getötet wurden, weil sie ihren Geheimhaltungsschwur brachen, vergl. DE CASTRO, *Frat. Segr.*, a.a.O. S.275-276.

der Spinn- und Webkunst im Zusammenhang gestanden haben.¹⁰ Diese Gedankenwelt hat besonders im Fernen Osten ihre echte Krönung erfahren, wo die Erlangung der effektiven Meisterschaft in einer bestimmten Kunst ein Symbol, ein Widerschein, ein Zeichen sein konnten: nämlich das Gegenstück und die Folge einer Vollendung, einer gleichlaufenden inneren Verwirklichung.

Bemerkenswert ist, daß man auch dort, wo die Kastenherrschaft nicht mit der gleichen Strenge und Bestimmtheit ausgeübt wurde, wie z. B. im arischen Indien, man von selbst auf etwas Ähnliches kam, und zwar auch in bezug auf die niedrigen Tätigkeiten. Wir sprechen hier die alten Handwerks-Korporationen und Genossenschaften an, die in der traditionellen Welt fast überall und sogar in Mexiko zu finden waren, in Rom auf prähistorische Zeiten zurückgehen und auf ihrer Ebene die Verfassung der *gens* (Sippe) und der patrizischen Familie widerspiegeln. Hier war es eben die Kunst und die gemeinsame Tätigkeit, die eine Bindung und eine Ordnung schufen als Ersatz für das, was in den höheren Kasten durch die aristokratische Tradition des Blutes und des Ritus gegeben war. Deshalb fehlte im *Collegium* und in der Korporation auch nicht der religiöse Charakter und eine Verfassung im männlichen und fast militärischen Sinn. In Sparta bildete der Kult eines «Helden» die ideale Bindung für die Mitglieder einer bestimmten Berufsgruppe auch untergeordneter Art.¹¹ Wie jede Stadt und jede *gens* so hatte auch jede Korporation, die ja ursprünglich aus Freien gebildet war, in Rom ihren Dämon oder *lar*; sie hatte einen diesem geweihten Tempel und einen entsprechenden, gemeinsamen Totenkult, der eine Einheit in Leben und Tod schuf; sie hatte ihre Opferriten, die der *magister* für die Gemeinschaft der *sodales* oder *collegae* (Mitglieder) ausübte, die auch in Festen, Agapen (Liebesmahlen) und Spielen bestimmte Ereignisse oder Gedenktage in mystischer Weise feierten. Die Tatsache, daß der jährliche Gedenktag des *collegium* oder der Korporation - *natalis collegi* - mit dem seines Schutzgottes - *natalis dei* - und der «Einweihung» oder Segnung des Tempels - *natalis templi* - zusammenfiel, weist daraufhin, daß in den Augen der *sodales* das sakrale Element im Mittelpunkt stand, von wo dann das innere Leben der Korporation seinen Ausgang nahm.¹²

Und was den männlichen und organischen Aspekt betrifft, der bei den traditionellen Institutionen häufig mit dem Sakralen verbunden ist, mag die römische Korporation als Beispiel gelten; hierarchisch aufgebaut *ad exemp-*

¹⁰ Vergl. P. PERALI, *La logica del lavoro nell' antichità*, Genua, 1933, S.18, 28. Man kann auch quasi als entferntes Echo auf die Rolle hinweisen, die in der Freimaurerei die rätselhafte Gestalt des Tubalkain spielt, der mit der Metallverarbeitungskunst zusammenhängt.

¹¹ HERODOT. VI, 60.

¹² Vergl. J.P. WALTZINO, *Les corporations professionnelles chez les Romains*, Louvain, 1895, Bd.I, S. 62, 196, 208ff., 231, 256. Nach der Überlieferung wollte Numa, als er die *collegi* einsetzte, daß «jedes Gewerbe den ihm gemäßen Kult feiere» (PLUTARCH, *Numa*, XVII, ff.). Auch in Indien entsprach oft jedem der Gewerbe, in die sich die unteren Kasten aufteilten, ein besonderer Kult zu Ehren göttlicher oder sagenhafter Schutzherren (vergl. SENART, *Les castes dans l'Inde*, a.a.O. S.70), und das findet sich ebenso in Griechenland, bei den nordischen Völkern, bei den Azteken, im Islam usw.

lum rei publicae (nach dem Beispiel des Staates) war sie von einem militärischen Geist beseelt. Die Gesamtheit der *sodales* hieß *populus* (Volk) oder *ordo* (Ordnung) und war wie das Heer und das Volk bei feierlichen Anlässen in *centurie* und *decurie* (Hunderter- und Zehnerschaften) geteilt. Jede *centurie* hatte ihren Führer oder *centurio* und einen Leutnant, *optio*, wie in den Legionen. Von den Meistern unterschieden trugen die anderen Mitglieder den Namen *plebs* (Volksmasse) und Genossen, aber auch *caligati* oder *militēs caligati* (gemeine Soldaten) wie die einfachen Soldaten. Und der *magister* war außer Meister des Gewerbes und Priester der Korporation bei ihrem «Feuer» auch Gerichtsherr und Sittenwächter der Gruppe.¹³

Gleichartigen Charakter hatten die mittelalterlichen Berufsgemeinschaften vor allem in den germanischen Ländern: Neben der Gemeinsamkeit des Gewerbes war ein ethisch-religiöses Element gleichermaßen Bindeglied in den Zünften und Gilden. In diesen körperschaftlichen Vereinigungen waren die Mitglieder «auf das Leben» verbunden, eher wie in einem gemeinsamen Ritus als nur auf Grund von gesellschaftlichen Interessen und rein produktiven Zielen - und die Wirkungen der inneren Zusammengehörigkeit, die den gesamten Menschen umfaßte und nicht nur einfach seinen Teilaspekt als Handwerker, durchdrangen die eigentliche Existenz in allen ihren Formen. Wie die römischen Berufsvereinigungen ihren *lar* oder Dämon hatten, so hatten auch die deutschen Gilden, im Aufbau ebenfalls das Abbild im kleinen einer Stadt, ihren «Schutzheiligen» oder «Patron» und darüberhinaus ihren Altar, einen gemeinsamen Bestattungskult, ihre symbolischen Zeichen, ihre rituellen Gedächtnisfeiern, ihre ethischen Gesetze und ihre Führer - Vollgenossen -, die dazu berufen waren, sowohl das Gewerbe zu leiten als auch die Einhaltung der allgemeinen Normen und Pflichten für die Genossen zu überwachen. Um zu den Gilden zugelassen zu werden, verlangte man einen makellosen Ruf und eine ehrenwerte Herkunft - das hielt die Unfreien fern und manchmal auch Angehörige fremder Völker.¹⁴ In diesen Berufsverbindungen war besonders der Sinn für Ehre, Reinheit und Unpersönlichkeit in der Arbeit ausgeprägt, gleichsam nach den indo-arischen Grundsätzen der *bhakti* und des *nishkama-karma*: Jeder bemühte sich schweigend um die eigene Arbeit und stellte, obwohl aktiv und frei, die eigene Person zurück. Das ist eine Seite der großen Anonymität, die zum Mittelalter ebenso gehörte wie zu jeder anderen großen traditionellen Kultur. Dazu hielt man alles fern, was zu unerlaubter Konkurrenz oder zu einem Monopol führen konnte oder überhaupt der Reinheit der «Kunst» aus wirtschaftlichen Beweggründen hätte abträglich sein können: Die Ehre der eigenen Gilde und der Stolz auf die Tätigkeit, die sie ausmachte, bildeten die festen, nicht materiellen Grundlagen dieser Organisationen¹⁵, die, wenn sie auch nicht

¹³ WALTZINO, *a.a.O.* Bd.I, S.257ff.

¹⁴ O.GIERKE, *Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaften*, *a.a.O.* Bd.I, S.220, 226, 228, 362-365, 284.

¹⁵ GIERKE, *a.a.O.* Bd.I, S.262-265, 390-391.

formell erblich waren, es doch de facto wurden und damit die Kraft und die Natürlichkeit des schöpferischen Kastenprinzips unter Beweis stellten.¹⁶

So spiegelte sich auch im Bereich der niedrigen Tätigkeiten, die an die Materie und an die materiellen Lebensbedingungen geknüpft waren, die Seins-Weise einer geläuterten und freien Tat wider, die eine eigene *fides* hatte und eine eigene, lebendige Seele, die sie von den Fesseln des Egoismus und Profitdenkens loslöste. In diesen Körperschaften entstand auch noch ein natürlicher organischer Zusammenhalt zwischen der Kaste der *vaiqya*, der in moderner Terminologie die Arbeitgeber entsprechen, und der Kaste der *qudra*, die die Arbeiterklasse darstellen. Auf Grund der empfundenen und gewollten, beinahe militärischen Zusammengehörigkeit, wobei der *vaiqya* gleichsam als Führer und der *qudra* als Mitkämpfer in einer gemeinsamen Unternehmung erschienen, war der marxistische Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unvorstellbar. Jeder erfüllte seine Funktion, und jeder behielt seinen gerechten Platz. Besonders bei den deutschen Gilden entsprach die Treue des Untergebenen dem Stolz, den der Übergeordnete für seine in ihrer Aufgabe strebenden Untergebenen empfand. Auch hier entsteht die Anarchie der «Rechte» und «Forderungen» erst, als die innere, geistige Ausrichtung schwindet, als auf die in Reinheit getane Handlung der Stachel der materiellen und individuellen Interessen folgt, dieses immer neue sinnlose Fieber, Ausgeburt des modernen Geistes und einer Kultur, die aus der Wirtschaft eine Dämonie und ein zu erleidendes Schicksal gemacht hat.

Ist die innere Kraft einer *fides* nicht mehr vorhanden, dann wird jede Tätigkeit nur von ihrem rein materiellen Aspekt bestimmt, und an die Stelle mehrerer gleichwertiger Wege tritt ein tatsächlicher Unterschied je nach Art der Tätigkeit. Von daher erhalten die Zwischenformen gesellschaftlichen Aufbaus wie z.B. diejenige, der das antike Sklaventum angehörte, ihren Sinn. Wie paradox es auch erscheinen mag, im Rahmen der Kulturen, in denen das Sklaventum die größte Rolle spielte, war es Arbeit, die den Stand als Sklave bestimmte und nicht umgekehrt; d.h., wenn die Tätigkeit in den niedersten Schichten der sozialen Hierarchie keinerlei geistigen Sinngehalt mehr aufwies, wenn es statt einer «Tat» nur noch eine «Arbeit» zu tun gab, dann mußte das materielle Kriterium das Übergewicht bekommen, und diese Tätigkeiten mußten, da sie an die Materie gekettet und an die materiellen Bedürfnisse des Lebens gebunden waren, erniedrigend und eines freien Mannes unwürdig erscheinen. Die «Arbeit» - *πόνοϋς* - konnte daher nur Sklavensache sein, gleichsam als eine Strafe, und umgekehrt konnte man sich für einen Sklaven kein anderes «*dharma*» als die Arbeit denken. *Die antike Welt verachtete die Arbeit nicht, weil sie das Sklaventum kannte und weil es*

¹⁶ In Rom wurden die Handwerksvereinigungen im dritten nachchristlichen Jahrhundert erblich. Von dieser Zeit an übermittelte jedes Mitglied seinen Erben zusammen mit dem Blut auch seinen Beruf und die Güter, die von der Ausübung dieses Berufes abhängig waren. Vergl. WALTZING, *a.a.O.* Bd.II, S.4-5, 260, 265. Dies geschah durch obrigkeitliche Verfügung, kraft zentralistischer, vom römischen Staat auferlegter Gesetze, und daher kann man nicht mehr von einer wahren Entsprechung der so festgelegten Kasten zum traditionellen Geist sprechen.

Sklaven waren, die arbeiteten, sondern im Gegenteil, weil sie die Arbeit verachtete, verachtete sie auch den Sklaven; weil der «Arbeitende» nur ein Sklave sein kann, forderte jene Welt Sklaven und unterschied, schuf und legte in einer eigenen gesellschaftlichen Klasse die Maße derjenigen fest, deren Seins-Weise sich nur in der Arbeit auszudrücken vermochte.¹⁷ Der Arbeit als *πόνοσ*, dunkler, an die notwendigen Bedürfnisse geketteter Mühsal, stellte man die *Tat* gegenüber: das eine der materielle, schwere, dunkle Pol, das andere, der geistige, freie Pol der menschlichen Möglichkeiten, losgelöst von der Notwendigkeit. In den Freien und in den Sklaven hatte man also im Grunde genommen nur die gesellschaftliche Kristallisation jener schon erwähnten zwei Arten, eine Handlung zu erleben, d. h. entweder eine materielle oder eine rituelle. Nur hier ist die Grundlage zu suchen für die sicherlich einige traditionale Werte widerspiegelnde Verachtung der Arbeit und den Hierarchiebegriff, wie sie den hier erwähnten Zwischenverfassungen eigen waren und wir sie hauptsächlich in der klassischen Welt finden. In dieser klassischen Welt charakterisierte die philosophische Tätigkeit, die Askese, die Betrachtung, und manchmal das «Spiel» und der Krieg, den Pol der *Tat* im Gegensatz zum dienenden Pol der Arbeit.

Auch die Grenzen, die durch den Sklavenstand den Möglichkeiten des einzelnen gesetzt waren, der in diesen Zustand hineingeboren wurde, entsprachen esoterisch der Natur seines festgelegten «Schicksals», wobei eine solche Geburt ja als dessen Folgeerscheinung betrachtet werden mußte. Im Bereich der mythologischen Umdeutungen ist die hebräische Tradition von einer derartigen Auffassung nicht weit entfernt, da sie die Arbeit ja als Folge von Adams Sündenfall und gleichzeitig als «Sühne» für diese transzendente Schuld im menschlichen Daseinszustand ansieht. Als dann der Katholizismus auf dieser Grundlage versuchte, aus der Arbeit einen Weg der Läuterung zu machen, fand sich auch darin zum Teil die allgemeine Vorstellung wieder, wonach ein der eigenen Natur gemäßes Handeln (hier: aus der hebräisch-christlichen Lebenssicht die Natur eines «Gefallenen») in ritueller Hingabe als Weg zur Befreiung gilt.

In der Antike wurde dem Besiegten häufig die Sklavenarbeit zugewiesen. Ist das purer Materialismus barbarischer Bräuche? Ja und nein. Noch einmal erinnere man sich der Wahrheit, von der die traditionale Welt durchdrungen war: Nichts geschieht hier unten, was nicht Symbol und entsprechende Wirkung spiritueller Geschehnisse «oben» ist. Zwischen Geist und Wirklichkeit (und folglich auch Macht) besteht eine innere Verbindung. Wir haben schon daraufhingewiesen, daß als eine Teilfolgerung aus dieser Wahrheit das Siegen oder Verlieren nie als reiner Zufall galt. Der Sieg schloß traditionall

¹⁷ ARISTOTELES (*Pol.*, I, iv, ff.) gründete das Sklaventum auf die Voraussetzung, daß es Menschen gäbe, die nur für die körperliche Arbeit geeignet wären und deshalb von den anderen beherrscht und gelenkt werden müßten. In seinen Augen bestand das gleiche Verhältnis zwischen einem «Barbaren» und einem «Hellenen». Ebenso entsprach ursprünglich die indische Kaste der *śūdra* der Schicht der schwarzen Rasse der Ureinwohner oder «Feindesrasse», die von den Ariern beherrscht wurde und der man keine bessere eigene Möglichkeit zuerkannte, als den Kasten der «zweimal Geborenen» zu dienen.

immer eine höhere Bedeutung mit ein. Der antike Gedanke, daß der Unglückselige immer auch ein Schuldiger¹⁸ ist, besteht immer noch und besonders unter den primitiven Völkern: Der Ausgang jedes Kampfes und auch jedes Krieges stellt immer ein mystisches Zeichen dar, die Folge sozusagen eines «göttlichen Urteils» und daher geeignet, menschliches Schicksal zu offenbaren oder auszulösen. Davon ausgehend kann man, wenn man will, sich so weit vorwagen, auch eine transzendente Sinnesübereinstimmung zwischen dem traditionellen Begriff des «Besiegten» und jenem eben erwähnten, hebräischen des «Schuldigen» festzulegen, da sowohl der eine als auch der andere dem einen Schicksal unterliegen, dem man das «*dharma*» des Sklaven, nämlich die Arbeit, zuwies. Diese Übereinstimmung ergibt sich auch durch den Umstand, daß die «Schuld» Adams auf die Niederlage zurückgeführt werden kann, die er in seiner symbolischen Unternehmung erlitten hat (der Versuch, sich der Frucht des «Baumes» zu bemächtigen), die auch siegreich hätte ausgehen können. Man kennt ja tatsächlich Mythen, in denen die Eroberung der Frucht des «Baumes» oder symbolisch gleichwertiger Dinge (z.B. die «Frau», das «Goldene Vlies» etc.) anderen Helden gelingt (z.B. Herakles, Jason, Siegfried) und sie nicht wie im hebräisch-christlichen Mythos zur Verdammung, sondern zur Unsterblichkeit und zu einem transzendenten Wissen führt.¹⁹ In der modernen Welt wird schon die «Ungerechtigkeit» der Kastenherrschaft beklagt, aber noch mehr an den Pranger kommen die antiken Kulturen, die das Sklaventum kannten, und man hat es der Neuzeit hoch angerechnet, daß sie das Prinzip der «Menschenwürde» vertreten hat. Aber auch das ist reine Rhetorik. Man hat dabei die Tatsache beiseite geschoben, daß es eben die Europäer waren, die in Übersee das Sklaventum, und sogar vielfach in abscheulichen Formen, wie sie die Antike beinahe nie kannte²⁰, wieder eingeführt und bis ins 19. Jahrhundert aufrechterhalten haben. Was man noch eher hervorheben müßte, ist, daß, wenn es je eine Sklavenkultur im großen Stile gegeben hat, diese sicherlich die moderne Kultur ist, denn keine traditionale Gesellschaft sah jemals so große Massen zu einer dumpfen, seelenlosen und automatischen Arbeit verdammt: eine Sklavenherrschaft, die als Gegenstück nicht einmal die hohe Statur und greifbare Wirklichkeit von Herren oder Herrschern aufweist, sondern sanft von der Tyrannei des wirtschaftlichen Faktors und den absurden Strukturen einer mehr oder weniger vermaßten Gesellschaft aufgezungen wird. Und da die moderne Lebensanschauung in ihrem Materialismus dem einzelnen jede Möglichkeit genommen hat, dem eigenen Schicksal etwas Überhöhendes zu verleihen und darin ein Zeichen und ein

¹⁸ Vergl. LEVI-BRUHL, *La mentalité primitive*, a.a.O. S. 316-331.

¹⁹ Vergl. EVOLA, *La Tradizione Ermetica*, a.a.O. Einführung.

²⁰ Man muß übrigens auch darauf hinweisen, daß in Amerika das wahre Elend der Neger begann, als sie freigelassen und zu wurzellosen Proletariern in einer industrialisierten Gesellschaft gemacht wurden. Als «Sklaven» unter paternalistischer Herrschaft genossen sie im allgemeinen bei weitem größere wirtschaftliche Sicherheit und Schutz. Daher behauptete auch mancher, daß die Stellung des «freien» weißen Arbeiters im damaligen Europa schlechter war als ihre Lage. (Vergl. z.B. R.BASTIDE, *Les religions africaines au Brésil*, passim, Paris, 1949)

Symbol zu sehen, wird die heutige Sklavenherrschaft zur düstersten und verzweifeltsten aller jemals bekannten Spielarten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die dunklen Kräfte des Weltumsturzes in den Massen der modernen Sklaven ein leichtes, stumpfsinniges Instrument zur Verfolgung ihrer Ziele gefunden haben: und in den Gebieten, in denen diese Kräfte schon gesiegt haben, sehen wir in den endlosen, sogenannten «Arbeitslagern», wie sie methodisch und satanisch die physische und moralische Verknechtung des Menschen ausüben, um eine Vermassung und ein Ausradieren sämtlicher Persönlichkeitswerte herbeizuführen.

Nach diesen Betrachtungen über die Arbeit als Kunst in der traditionellen Welt möchten wir noch zum Schluß kurz auf eine immer wiederkehrende organische und funktionale Qualität der erzeugten Gegenstände hinweisen, deretwegen das Schöne nicht als etwas Separates oder auf eine bestimmte bevorzugte Kategorie künstlerischer Gegenstände Beschränktes erschien und wobei der reine Nützlichkeits- und Handelscharakter gänzlich unwesentlich war. Während hier einerseits «das Wunder der Vereinigung der Gegensätze» Wirklichkeit wurde und es «die vollkommenste Unterwerfung unter die geweihte Regel gab, unter der jeder persönliche Vorstoß erstickt zu sterben schien, ebenso wie auch der reinste Aufstieg der so hart gedrückten Geistigkeit in einer echten persönlichen Schöpfung», konnte man andererseits gerechterweise sagen: «Obwohl kein Gegenstand von einer individuellen künstlerischen Persönlichkeit geprägt war, wie es heute bei den sogenannten Kunstgegenständen der Fall ist, und obwohl er einen «Chorgeist» aufweist, der aus ihm einen der zahllosen ähnlichen Ausdrucksmöglichkeiten macht, trägt er doch das Siegel einer spirituellen Reinheit, das uns daran hindert, ihn eine «Kopie» zu nennen.²¹ Solche Gegenstände zeugten von einer einzigen stilistischen Persönlichkeit, deren schöpferische Tätigkeit sich auf ganze Jahrhunderte erstreckte, und auch, wenn man einen Namen kennt, sei er wirklich, erfunden oder symbolisch, erscheint das als unbedeutend, und die Anonymität wird nicht geringer²², wobei diese Anonymität nicht unterpersönlicher, sondern überpersönlicher Art ist. Auf einem solchen Boden eben konnten in allen Lebensbereichen künstlerische Schöpfungen entstehen und gedeihen, die ebenso weit entfernt sind vom schmutzigen plebejischen Gebrauchsnutzen wie von einer äußerlichen, a-funktionalen «künstlerischen» Schönheit. Und auch diese Spaltung in Funktionalität und Schönheit spiegelt den allgemeinen, nicht organischen Charakter der modernen Kultur wider.

²¹ G. VILLA, *La filosofia del mito secondo G.B. Vico*, Mailand, 1949, S.98-99.

²² Vergl. *ibd.*, S. 102.

16. Die Zweiteilung des traditionellen Geistes und die Askese

Nachdem wir den Sinngehalt der Kasten aufgezeigt haben, müssen wir noch auf jenen Weg hinweisen, der in gewisser Art über den Kasten steht und dem Drang nach der unmittelbaren Verwirklichung der Transzendenz entspricht, analog der großen Initiation, aber außerhalb ihres spezifischen und strengen Aufbaus. Während der *Paria* der unter den Kasten Stehende ist, der «Gefallene», der der «Form» entflohen ist, weil er ihr gegenüber zu schwach war, so daß er in die untere Welt zurückkehren muß, ist der *Asket* der über den Kasten Stehende, der sich von der Form löst, weil er auf den illusorischen Mittelpunkt der menschlichen Individualität verzichtet. Er strebt also nicht durch Treue zur eigenen Natur und durch hierarchisches Teilhaftigsein, sondern durch eine unmittelbare Tat nach jenem Ursprung, dem jegliche «Form» entspringt. Genauso groß wie im arischen Indien die Verachtung aller Kasten für den *Paria* war auch die Verehrung aller für den über den Kasten Stehenden, von dem, nach einem buddhistischen Gleichnis, genauso wenig Gehorsam einem menschlichen *dharma* gegenüber gefordert wurde, wie sich der Feuer-Suchende um die geeignete Holzart kümmert, da alle als Brennstoff gleichermaßen Flamme und Licht hervorbringen können.

Die «Askese» nimmt also eine ideale Mittelstellung ein zwischen der Ebene der unmittelbaren, olympischen, königlichen und initiatischen Überlegenheit und der Ebene des Ritus und des *dharma*. Dazu weist sie noch zwei Aspekte, zwei Qualifikationen auf, die als Qualifikationen des traditionellen Geistes schlechthin gelten können. Der erste Aspekt der asketischen Annäherung ist die *Tat*, als heroische Tat; der zweite ist die *Askese* im engeren Sinne, vor allem in Beziehung zum Weg der Kontemplation (innere Betrachtung). Abseits der vollkommenen Form der Tradition haben sich in neueren Zeiten Kulturen entwickelt, die mehr oder weniger auf den einen oder anderen dieser Pole ausgerichtet sind. Später werden wir sehen, welchen Anteil diese beiden Richtungen in der Dynamik der geschichtlichen Kräfte auch auf einer mit dem ethnischen Faktor zusammenhängenden Ebene gehabt haben.

Um den Geist einer asketischen Tradition im reinen Zustand zu erfassen, muß man die Bedeutungen beiseite lassen, die mit dem Begriff «Askese» in der neueren westlichen Religionswelt in Zusammenhang gebracht wurden. *Tat* und *Erkenntnis* sind zwei Grundfähigkeiten des Menschen: Und sowohl im Bereich der einen als auch der anderen ist eine Integration, eine Vervollständigung möglich, die die Schranken des Menschlichen durchbricht. Die Askese der Kontemplation ist eben die Vervollständigung der Erkenntnis-kraft, die durch die Ablösung von der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit

erreicht wird, bei gleichzeitiger Neutralisierung der individuellen, vernunftgebundenen Fähigkeiten bei immer weiter fortschreitender Freilegung des Bewußtseinskernes, der sich «entkonditioniert», d. h. sich aus der Beschränkung und Notwendigkeit jeglicher äußerer Bestimmung, sei sie tatsächlicher oder auch nur potentieller Art, befreit. Ist auf diese Weise jede Schlacke und jedes Hindernis beiseite geräumt - *opus remotionis* (Arbeit des Wegschaffens) -, so vollzieht sich das Teilhaftigwerden am Überweltlichen in der Art einer Vision oder Erleuchtung. Als Höhepunkt der asketischen Annäherung stellt dieser Punkt gleichzeitig den Anfang einer stetigen und fortschreitenden Askese dar, die tatsächlich über der menschlichen Bedingtheit liegende Seinszustände verwirklicht. Das Universale als *Erkenntnis* und die Erkenntnis als Befreiung sind dabei die wesentlichen Ideale des asketischen Weges.

Die asketische Ablösung, die für den kontemplativen Weg charakteristisch ist, schließt die «Entsagung» mit ein. Genau an diesem Punkt muß man vor dem Mißverständnis warnen, das sich durch niedrigere Formen der Askese gebildet hat. Man muß also den unterschiedlichen Sinn hervorheben, den die Entsagung, der Verzicht, in der antiken und östlichen, hohen Askese einerseits und in der größtenteils religiösen und vor allem christlichen Askese andererseits gehabt hat. Im zweiten Fall wies die Entsagung oft den Charakter einer Verdrängung und einer «Geißelung» auf; nicht weil er nicht mehr begehrt, sondern um sich zu geißeln und «sich der Versuchung zu entziehen», löst sich der christliche Asket von den Gegenständen des Begehrens. Im ersten Falle entsteht der Verzicht hingegen aus einer rein natürlichen Abneigung gegen Dinge, die im allgemeinen anziehend und begehrenswert sind, d.h., er entsteht aus dem Empfinden, daß man etwas wünscht oder besser gesagt will, was die Welt der bedingten Existenz einfach nicht geben kann. In diesem Fall ist es also ein natürlicher Adel des eigenen Wunsches, der zum Verzicht führt, und nicht ein äußerer Eingriff, der die Begierdekraft einer niederen Natur bremsen, abtöten und hemmen soll. Darüber hinaus erscheint das Gefühlsmoment, auch in seinen reinsten und edelsten Formen, nur in den untersten Stufen der hohen Askese. In der Folge wird es vom intellektuellen Feuer und vom trockenen Glanz der reinen Kontemplation aufgezehrt.

Als typisches Beispiel der kontemplativen Askese kann der Ur-Buddhismus gelten, sowohl, weil er frei von «religiösen» Elementen und als reines System von Techniken aufgebaut ist, als auch wegen der ihm durchdringenden Geisteshaltung, die weit von dem entfernt ist, was man heute unter Askese versteht. Zum ersten Punkte ist ja bekannt, daß der Buddhismus «Götter» im religiösen Sinne nicht kennt: Die Götter erscheinen ihm als Kräfte, die selbst noch der Befreiung bedürfen, so daß der «Erwachte» den Göttern genauso überlegen ist wie den Menschen. Der Asket, heißt es im Kanon, löst sich nicht nur von der rein menschlichen Bindung, sondern auch von der göttlichen. Zum zweiten erscheinen in den ursprünglichen Formen des Buddhismus Moralvorschriften nur als Hilfsmittel im Dienste einer tatsächlichen Verwirklichung überindividueller Zustände. Alles, was der Welt des «Glaubens» zugehörig und an Gefühlsmomente gebunden ist, wird

vermieden. Der fundamentale Grundsatz der Methode ist die «Erkenntnis»: d.h., aus der Erkenntnis der Nicht-Identität des Selbst mit irgend etwas «anderem» - sei es auch das Alles oder die Welt des Brahmâ (der theistische Gott) - ist ein Feuer zu entfachen, das fortschreitend jede irrationale Identifikation mit allem Bedingten zerstört. Der Zielpunkt selbst wird, außer durch die negative Bezeichnung (*nirvâna* = Aufhören der Unruhe) in Übereinstimmung mit dem Weg, durch einen «Erkenntnis»-Begriff angezeigt: *bhodi*, das ist Erkenntnis im alles übersteigenden Sinne, überrationale Erleuchtung, Erkenntnis, die befreit, wie ein «Erwachen» aus einem Schlaf, einer Ohnmacht oder aus einer Sinnestäuschung. Daß dies überhaupt nicht mit einem Aufhören der Kraft oder mit etwas wie einer Auflösung gleichzusetzen ist, muß kaum gesondert hervorgehoben werden. Fesseln aufzulösen, bedeutet nicht auflösen im Sinne von vernichten, sondern befreien. Das Bild dessen, der frei von jedem Joch, sei es göttlicher oder menschlicher Art, im höchsten Sinne autonom ist und hingehen kann, wohin immer er will, ist in der buddhistischen Lehre äußerst häufig und wird von den verschiedensten, männlichen und kriegerischen Symbolen begleitet, wozu noch der dauernde und ausdrückliche Hinweis nicht auf das Nicht-Sein kommt, sondern auf etwas, was sowohl über dem Sein als auch über dem Nicht-Sein steht. Der Buddha gehörte, wie man weiß, einer alten Familie aus dem indo-arischen Kriegsadel an, und seine Lehre, die sich als «Lehre der Adeligen, dem Gemeinen unzugänglich» darbietet, ist das Gegenteil jeglicher mystischen Entrückung, sondern vielmehr von einem Geist der Überlegenheit, der Klarheit und der spirituellen Unbezähmbarkeit durchdrungen. «Frei», «voll Erkenntnis», «herrlich», «Herrscher», «dessen Weg weder die Götter noch die Geister, noch die Menschen kennen», «höchster Held, großer siegreicher Seher, der Unerschütterliche, Herr der Wiedergeburt» wird der «Erwachte» in den Urtexten genannt.¹ Der buddhistische Verzicht ist von der schon erwähnten männlichen und aristokratischen Art, von Stärke diktiert und nicht durch das Bedürfen auferlegt, sondern gewollt, um das Bedürfen zu überwinden und wiederum ein vollkommenes Leben herzustellen. Daß der moderne Mensch, der nur das Leben kennt, das mit Nicht-Leben gemischt ist, und der in seiner Unruhe die Irrationalität einer wahren «Manie» zeigt, nur an das «Nichts» denken kann, wenn er im Zusammenhang mit dem Zustand des «Erwachten» von *nirvâna* hört, also von einer Auslöschung dieser Manie, identisch mit einem «Mehr als Leben», einem Über-Leben, ist sehr verständlich: Für einen Manischen kann Nicht-Manie (*nir-vâṇa*) nur Nicht-Leben, Nichts bedeuten. Daher ist es auch nur natürlich, daß der Geist der Moderne schon seit geraumer Zeit die Werte der hohen Askese zu den «überholten» Dingen zählt.

Als westliches Beispiel einer reinen, kontemplativen Askese kann an erster Stelle der Neu-Platonismus erwähnt werden. Plotin ist es, der mit den Worten: «Nicht ich muß zu den Göttern gehen, sondern die Götter müssen

¹ Vergl. z.B. *Majjhimanikâjo*, IV,9; X,8,e, und allgemein unser Werk *La dottrina des risveglio* (Essay über die buddhistische Askese) a.a.O.

zu mir kommen»² einen grundsätzlichen Aspekt der aristokratischen Askese aufgezeigt hat und der mit dem Leitspruch: «Den Göttern muß man gleich werden und nicht den guten Menschen - nicht ohne Schuld zu sein, sondern ein Gott zu werden, ist das Ziel»³ die Beschränkung durch die Moral entschieden gesprengt hat; der als Methode die innere Vereinfachung erkannt hat - *ἀπλωσις* - als Weg zu einem Absoluten Sich-Selbst-Sein in einer metaphysischen Einfachheit, aus der die *Vision*⁴ entspringt, durch die sich dann, «wie sich Zentrum an Zentrum schließt», die Teilhaftigkeit an jener erkennbaren Wirklichkeit vollzieht, der gegenüber jede andere «mehr Nicht-Leben als Leben»⁵ genannt werden muß, wobei die Sinneseindrücke wie Traumbilder erscheinen⁶ und die körperliche Welt zum Ort der «völligen Ohnmacht» und der «Unfähigkeit zu sein» wird.⁷

Ein anderes Beispiel auf der gleichen Ebene ist die sogenannte deutsche Mystik, die metaphysische Höhepunkte jenseits des christlichen Theismus zu erreichen wußte. Der *ἀπλωσις* Plotins und der Vernichtung des «Werden»-Elementes oder samsarischen Elementes, die vom Buddhismus als Bedingung für die «Wiedererweckung» gefördert wird, entspricht die «Entwerdung» Taulers. Die aristokratische Auffassung der kontemplativen Askese findet sich in der Lehre Meister Eckharts wieder. Wie Buddha wendet sich auch Eckhart an den edlen Menschen und an die «adelige Seele»⁸, für deren metaphysische Würde das Vorhandensein einer «Burg», eines «Lichtes» und eines «Feuers» in ihr selbst, also von etwas, dem gegenüber auch die Gottheit, im theistischen Sinne als «Person» aufgefaßt, zu etwas Außenliegendem wird, Zeugnis ablegt.⁹ Die Methode ist im wesentlichen diejenige des Abstandnehmens - die «Abgeschiedenheit»; diese Tugend steht für Eckhart höher als Liebe, Nächstenliebe, Demut oder Mitleid.¹⁰ Das Prinzip der «spirituellen Mittelpunkthaftigkeit» wird bejaht: Das wahre Ich ist Gott, Gott ist unser wahrer Mittelpunkt, und wir sind nur außerhalb von uns selbst. Weder Hoffnung noch Angst, weder Furcht noch Freude oder Schmerz, «nichts, was uns aus uns selbst herausbringen könnte», darf in uns dringen.¹¹ Die vom Verlangen bestimmte Tat, auch wenn ihr Ziel das Königreich des Himmels, die Glückseligkeit und das ewige Leben sein sollte, wird zurückgewiesen.¹² Der Weg führt von außen nach innen, jenseits von allem, was «Bild» ist, jenseits aller Dinge und all dessen, was dingliche Eigenschaft hat (Dingheit), jenseits aller Formen und all dessen, was formliche Eigenschaft hat (Förmlichkeit), jenseits alles Wesens und aller Wesentlichkeit. Aus dem

² Bei PORPHYRIUS, *Vita Plot.*, 10.

³ PLOTIN, *Ennead.*, I, ii,7; I,ii,6.

⁴ *ebd.* I,vi,9; VIII/7; V,v,7.

⁵ *ebd.*, I,iv,3; VI,ix,10.

⁶ *ebd.*, III,vi,6.

⁷ *ebd.*, VI, III, 8; IX, 8.

⁸ MEISTER ECKHART, *Schriften und Predigten*, Hrsg. Büttner, Jena 1923, Bd. II S.89ff.

⁹ *ebd.* Bd.U, S. 127,128.

¹⁰ *ebd.* Bd.I, S.57ff, Vergl. TAULER, *Inst. div.*, Kap. XXXVIII.

¹¹ *ebd.*, Bd.I, S. 138, 128ff.

¹² *ebd.*, Bd.I, S. 127.

allmählichen Absterben jedes Bildes und jeder Form, dann des eigenen Denkens, Wollens und Wissens geht ein verwandeltes, über der Form liegendes (überförmliches) und übernatürliches Wissen hervor. Damit gelangt man zu einem Höhepunkt, dem gegenüber selbst Gott (immer noch nach der theistischen Auffassung) als etwas Vergängliches erscheint, man gelangt zu jener transzendenten und «nicht geschaffenen» Wurzel des Selbst, bei deren Negation nicht einmal «Gott» mehr existieren würde.¹³ Alle dem religiösen Bewußtsein zugehörigen Bilder werden von einer Wirklichkeit aufgezehrt, die absoluter, nackter Besitz ist und die in ihrer Einfachheit für jedes zeitgebundene Wesen nur furchterregenden Charakter haben kann. Und wieder erscheint das Symbol der Sonne: Gegenüber dieser nackten und absoluten Substanz erscheint «Gott» *wie der Mond angesichts der Sonne*: Mit ihrer Strahlenkraft läßt sie das göttliche Licht verblassen, wie das Licht der Sonne das Mondlicht überscheint.¹⁴

Nach diesen Bemerkungen über den Sinngehalt der kontemplativen Askese sprechen wir über den anderen Weg, den Weg der Tat. Während es sich bei der kontemplativen Askese um einen vor allem innerlichen Prozeß handelt, in dem an erster Stelle die Frage des Sich-Lösens und die unmittelbare Ausrichtung auf die Transzendenz steht, handelt es sich hier im zweiten Falle um einen immanenten, also ohne unmittelbare Bezugnahme auf die Transzendenz ablaufenden Prozeß: Er zielt darauf ab, die tiefsten Kräfte der menschlichen Wesenheit zu wecken und sie dahin zu bringen, sich selbst zu überwinden, so daß in einer Grenz-Spannung aus dem Leben der Gipfel-punkt eines *Über-Lebens* durchbricht. Das ist der heroische Weg in der sakralen Bedeutung, wie er sie in der traditionellen Antike des Ostens und des Westens oft aufwies. Ihrem Wesen nach zeigt eine solche Verwirklichung gleichzeitig ein äußeres und ein inneres, ein sichtbares und ein unsichtbares Gesicht, währenddessen die rein kontemplative Askese auch vollständig in einen Bereich fallen kann, der durch überhaupt nichts Greifbares mit der Außenwelt verbunden ist. Wenn die beiden Pole der asketischen Annäherung nicht voneinander getrennt sind, so daß weder der eine noch der andere in einem bestimmten Typus vorherrschen, sondern vielmehr vereint und zusammenwirkend sind, kann man sagen, daß das asketische Element unsichtbar die Kräfte der «Mittelpunkthaftigkeit» und der «festen Beständigkeit» eines traditionellen Organismus nährt; das heroische Element hat hingegen eine größere Verbindung mit der Dynamik, der Triebkraft seiner Strukturen.

Was den Weg der Tat betrifft, werden wir hauptsächlich über die Lehre vom Heiligen Krieg und über die Spiele sprechen. Diesen Themenkreis werden wir einigermaßen ausführlich behandeln, da er für den westlichen Menschen von Interesse sein sollte, steht dieser doch seinem Wesen nach der Tat, also der Aktion, näher als der Kontemplation.

¹³ *ebd.*, Bd.I, S.78-79, 81.

¹⁴ MEISTER ECKHART, Hrsg. Pfeiffer (*Deutsche Mystiker*, 1857), S.505.

17. Der Große und der Kleine Heilige Krieg

Da in der traditionellen Weltanschauung jede Realität gleichzeitig ein Symbol und jede Handlung gleichzeitig ein Ritus war, mußte dies auch für den Krieg gelten. So konnte der Krieg einen sakralen Charakter annehmen, und der «Heilige Krieg» und der «Gottesweg» konnten zu einem einzigen Vorgang verschmelzen.

Diese Auffassung findet sich in mehr oder weniger deutlicher Form in vielen Traditionen: Die blutigen Unternehmungen und die Eroberungszüge der traditionellen Menschheit weisen daher oft einen religiösen Aspekt und eine transzendente Absicht auf.

Livius berichtet, daß die samnitischen Krieger das Aussehen von Eingeweihten hatten¹, und als Nachklang dazu werden bei wilden Völkern häufig heute noch eine kriegerische Einweihung und die Vermischung des kriegerischen mit dem magischen Element bezeugt. Im antiken Mexiko war die Verleihung des Grades eines Kommandanten - *tecuhtli* - an die Überwindung von harten Prüfungen, ähnlich wie bei einer Initiation gebunden, und bis in die neuesten Zeiten bildeten zum Teil die Lehren und die Askese des Zen, einer esoterischen Form des Buddhismus, die Antriebskraft des japanischen Kriegeradels der Samurai.

In der Antike begünstigten schon allein die Weltanschauung und die Mythen, die immer wieder den Zusammenprall von Gegensätzen zum Inhalt hatten, die geistige Aufnahme des Kampfgedankens. Von der irano-arischen Auffassung haben wir schon gesprochen; aber auch in der antiken Welt der Hellenen faßte man häufig den irdischen Kampf als die Widerspiegelung eines ewigen kosmischen Kampfes auf, des Kampfes zwischen dem olympisch-uranischen, spirituellen Element des Kosmos und dem titanischen, dämonischen, weiblichen, durch entfesselte Urgewalten gekennzeichneten Element des Chaos. Diese Sinndeutung ergab sich vor allem dort, wo der Krieg an die Reichsidee angeschlossen war, und zwar auf Grund der transzendenten Bedeutung, die diese Idee, wie wir gesehen haben, innehatte und die sich damit zu einer Kraft-Idee besonderer Stärke wandelte. Noch auf Friedrich I. von Hohenstaufen wandte man bei seinem Kampf zur Verteidigung des Kaiserrechtes die Symbolik der Heldentaten des Herakles an, des Helden, der mit den olympischen Kräften verbündet war.

Besondere Auffassungen über das Schicksal im Jenseits führen uns zur

¹ LIVIUS, IX,44,9: «*Sacratos more Samnitium milites eoque candida veste et paribus candore arma insignes.*» (Die Samnitischen Soldaten waren der Sitte gemäß geweiht und durch ihr weißes Kleid und die gleich strahlenden Waffen ausgezeichnet.) Vergl. X,38,2: «*Ritu quodam sacramenti vetusta velut initiatis militibus.*» (als ob die Soldaten auf Grund eines antiken sakramentalen Ritus eingeweiht worden wären)

inneren Bedeutung der kriegerischen Askese. Für die Azteken und Nahua-Indianer war der höchste Sitz der Unsterblichkeit - das «Haus der Sonne» oder des Huitzilopochtli - außer den Herrschern auch den Helden vorbehalten, während für die anderen grundsätzlich nur ein langsames Verlöschen an einem, dem hellenischen Hades analogen Ort vorgesehen war.² Bekannt ist auch die nordisch-germanische Auffassung der Walhalla als Sitz der himmlischen Unsterblichkeit, der außer dem Adel und den Freien göttlichen Geschlechts den auf dem Schlachtfeld gefallenen Helden vorbehalten bleibt. Der Herrscher dieses Sitzes - der, wie Glitnirbjorg, der «Glänzende Berg», oder Hminbjorg, der «Himmlische Berg», der allerhöchste, göttliche Berg, auf dessen Gipfel über den Wolken eine ewige Klarheit strahlt, mit der Symbolik der «Höhe» zusammenhängt und oft sogar mit Asgard verschmilzt, mit der Heimstätte der Äsen, die im «Land der Mitte» (Midgard) liegt - der Herrscher dieses Sitzes also ist Odin-Wotan, der nordische Gott des Krieges und des Sieges, der König, der in einer Form seines Mythos³ durch sein eigenes Opfer den Helden den Weg gezeigt haben soll, der zur Wohnstätte der Götter führt, wo sie das ewige Leben hätten und zu seinen «Söhnen» würden. So war für die Nordländer kein Kult und kein Opfer dem obersten Gott wohlgefälliger und reicher an übernatürlichen Früchten als dasjenige, das der auf dem Feld fallende Held darbot: Und «von der Kriegserklärung bis zum blutigen Siege durchdrang das religiöse Element die germanischen Heere und trieb auch den einzelnen Mann»⁴. Mehr noch: In diesen Traditionen findet sich der Gedanke, daß der Krieger mit dem heroischen Tod von der Ebene eines materiellen, irdischen Krieges auf die eines metaphysischen Kampfes universaler und transzendenter Natur hinüberwechselt. Die Kräfte der Helden würden das sogenannte wilde Heer nähren, diese von Odin angeführte Sturmesmacht, die aus dem Gipfel des Walhallaberges hervorbricht und wieder dorthin zurückkehrt und verweilt. Aber in den höheren Formen dieser Tradition ist diese Heldenschar, die von den Walküren auf den Schlachtfeldern für Odin gesammelt wird und mit der schließlich das wilde Heer verschmilzt, die Phalanx, deren der Gott bedarf, um gegen das *magna-rökkr* zu kämpfen, gegen die «Götterdämmerung» (zu vergleichen mit dem *kali-yuga*, dem «Dunklen Zeitalter» der Hindu-Tradition), die die Welt schon seit fernen Zeiten bedroht⁵: Doch dazu heißt es, daß, «wie groß auch die Zahl der in der Walhalla versammelten Helden sein mag, sie immer zu klein sein wird, wenn der Wolf kommt»⁶.

² Vergl. REVILLE, *Relig. du Mexique*, a.a.O.S. 188-189.

³ *Ynglingasagd*, X.

⁴ W.GOLTHER, *Germanische Mythologie*, a.a.O. S.554, 303, 325ff., 332.

⁵ Vergl. GOLTHER, a.a.O. S.289-290,294, 359. Der Begriff *ragna-rökkr* findet sich im *Lokasenna*, 39 und bedeutet wörtlich «Götterdämmerung». Häufiger gebraucht (vergl. *Völuspä*, 44) ist der Ausdruck *ragna-rök*, der die Bedeutung eines Schicksals hat, das dem Ende zugeht (vergl. *ebd.* S.537). Die nordische Auffassung des Wilden Heeres hat bis zu einem gewissen Grade ein Gegenstück in der iranischen Auffassung von Mithra, dem «Krieger ohne Schlaf», der an der Spitze der *fravashi*, den transzendentalen Teilen seiner Getreuen, gegen die Feinde der indo-europäischen Religion kämpft, (vergl. *Yaçna*, X, 10)

⁶ *Gylfaginning*, 38. Zur Bedeutung des «Wolfes» vergl. weiter unten, II, Kap. 7.

So viel zum allgemeinen Gedanken der Wiederherstellung des Krieges als eines «Heiligen Krieges». Nun einige spirituelle Hinweise von anderen Traditionen:

In der islamischen Tradition unterscheidet man zwei Arten von Heiligem Krieg. Zum einen den «Großen Heiligen Krieg» - *el-jihādul-akbar* - zum anderen den «Kleinen Heiligen Krieg» - *el-jihādul-aqghar* - nach einem Wort des Propheten, der nach der Rückkehr von einem Kriegszug sagte: «Wir sind vom Kleinen Heiligen Krieg zum Großen Heiligen Krieg zurückgekehrt.» Der Große Krieg ist innerlich und spirituell; der andere ist der materielle Krieg, den man nach außen gegen ein feindliches Volk führt, besonders in der Absicht, «ungläubige» Völker in das Gebiet mit aufzunehmen, wo das «Gesetz Gottes», *dar-al-islam*, herrscht.

Der «Große Heilige Krieg» steht also zum «Kleinen Heiligen Krieg» im gleichen Verhältnis wie die Seele zum Körper; und für das Verstehen der heroischen Askese oder des «Weges der Tat» ist es wesentlich, die Situation zu erfassen, in der beide Dinge zu einem einzigen werden, wobei der «Kleine Heilige Krieg» zum Mittel der Verwirklichung eines «Großen Heiligen Krieges» wird und umgekehrt: Damit wird der «Kleine Heilige Krieg», also der nach außen gerichtete, gleichsam zu einer rituellen Handlung, die die Wirklichkeit des «Großen Heiligen Krieges» zum Ausdruck bringt und bezeugt. In der Tat gab es ursprünglich im strenggläubigen Islam nur eine einzige Form der Askese: eben jene, die an den *jihad*, den «Heiligen Krieg», gebunden war.

Der «Große Heilige Krieg» ist der Kampf des Menschen gegen die Feinde, die er in sich selbst trägt. Genauer gesagt ist er der Kampf des höchsten Prinzips im Menschen gegen alles nur Menschliche in ihm, gegen seine niedrige Natur und was ungeordnete Triebkraft und irdische Bindung ist.⁷ Das wird in ganz deutlichen Worten in einem Text der indo-arischen Kriegswisheit, nämlich der *Bhagavad-gītā*, klargemacht: «Verwirkliche, was jenseits des Verstandes steht, stärke Dich durch Deine eigene Kraft, töte den Feind in der Gestalt der Begierde, der so schwer zu besiegen ist.»⁸ Als Begierde und als tierischer Instinkt, als formlose Vielfalt von Strebungen, als

⁷ R. GUENON, *Le Symbolisme de la Croix*, a.a.O. S.76ff. Unter Bezugnahme auf die *Bhagavad-gītā*, die in der Form eines Dialoges zwischen dem Krieger Arjūna und dem Gott Krishna abgefaßt ist, schreibt Guénon: «Krishna und Arjūna, die das Selbst und das Ich symbolisieren, d. h. die Persönlichkeit und die Individualität, das nichtbedingte *ātmanā* und das *jivātmanā*, sind auf denselben Wagen gestiegen, der das Fortbewegungsmittel des Seins im manifestierten Zustand darstellt; und während Arjūna kämpft, lenkt Krishna den Wagen, ohne selbst an der Aktion beteiligt zu sein. Den gleichen Sinngehalt findet man in verschiedenen Texten der Upanishad: «die zwei Vögel, die auf demselben Baum wohnen» und auch «die zwei, die in die Höhle eingetreten sind». El Halāāj sagt im selben Sinn: «Wir sind zwei Geister, in einem einzigen Körper vereint.» In der Tradition der Templer, die ebenfalls kriegerischer Spiritualität ist, kann man mit größter Wahrscheinlichkeit das bekannte Siegel mit «einem Schlachtroß, das von zwei Rittern mit Helm auf dem Haupte und Lanze in der Hand bestiegen ist und die Umschrift: *Sigillum militum Christi* (Siegel der Krieger Gottes) trägt», in der gleichen Art und Weise deuten (L. CIBRARIO, *Descr. stōr. Ord. Cavall.*, a.a.O. Bd. II, S.121).

⁸ *Bhagavad-güā*, III, 45.

ängstliche Beschränkung des fiktiven Ichs, damit auch als Furcht, Schwäche und Unsicherheit wird der Widerstand leistende «Feind», der «Ungläubige», in uns niedergeschlagen und gefesselt: Das ist die Voraussetzung zur Erreichung der inneren Befreiung, der Wiedergeburt in einer tiefen Einheit mit sich selbst, des «Friedens» im schon besprochenen esoterischen und triumphalen Sinn.

In der Welt der traditionellen, kriegerischen Askese wird der «Kleine Heilige Krieg», d. h. der Krieg nach außen, als der Weg angezeigt oder auch vorgeschrieben, um diesen «Großen Heiligen Krieg» zu verwirklichen, und deshalb werden im Islam «Heiliger Krieg» *-jihad-* und «Weg Allahs» oft als gleichbedeutende Begriffe verwendet. In diesem Zusammenhang hat die Tat eindeutig die Funktion und die Aufgabe eines Opfer- und Reinigungsritus. Die äußeren Gegebenheiten der Kriegshandlung bringen den inneren «Feind» zum Vorschein, der als tierischer Selbsterhaltungstrieb, Angst, Tatenlosigkeit, Mitleid oder Leidenschaft Aufruhr und Widerstand entgegengesetzt, die vom Kämpfenden im selben Augenblick besiegt werden müssen, in dem er sich auf das Schlachtfeld begibt, um den äußeren Feind, den «Barbaren», zu bekämpfen und zu besiegen.

Natürlich ist eine spirituelle Ausrichtung, die «rechte Richtung» - *niyyah* - zur Transzendenz hin (Symbole: der «Himmel», das «Paradies», die «Gärten Allahs» usw.) als Grundlage vorausgesetzt; sonst verliert der Krieg seinen sakralen Charakter und erniedrigt sich zu einem wilden Ereignis, wo an die Stelle des wahren Heroismus blindes Hurragefühl tritt und die entfesselten Triebkräfte des menschlichen Tieres bestimmend sind.

Im Koran steht geschrieben: «Es kämpfen auf Gottes Weg (d.h. im Heiligen *Krieg-jihad*) diejenigen, die das irdische Leben für das zukünftige Leben opfern: Denn, wer kämpft auf Gottes Weg, mag er Sieger sein oder getötet werden, den werden wir gewaltig belohnen.»⁹ Die Voraussetzung, derentwegen man vorschreibt: «Bekämpft auf dem Wege Gottes, wer Euch bekriegt» und «Tötet sie, wo immer Ihr sie findet, und vertreibt sie» und «Zeigt Euch nie schwach, und ladet nie zum Frieden ein» und «Wenn Ihr auf die Ungläubigen stoßt, schlagt sie nieder, bis Ihr sie vernichtet habt und (schleppt) dann (die anderen) in Fesseln fort»¹⁰, die Voraussetzung also dazu ist, daß «das irdische Leben nur ein Spiel und ein Scherz ist», und «wer sich als geizig erweist, nur sich selbst gegenüber geizig ist»¹¹. Das sind Grundsätze, die man gleich deuten muß wie den Satz des Evangeliums: «Wer das eigene Leben retten will, wird es verlieren, aber wer es aufgibt, wird es wirklich lebendig machen.» Das wird von einem anderen Koranspruch bestätigt: «Und Ihr, die Ihr glaubt, was war mit Euch, als Euch gesagt wurde: Auf zum Schlachtfeld für den Heiligen Krieg, und Ihr niedergedrückt auf dem Boden bleibt? Ihr habt das Leben dieser Welt dem zukünftigen vorgezogen.»

⁹ Koran, IV, 76.

¹⁰ Koran, II, 186; II, 187; XLVII, 37; XLVII, 4.

¹¹ Koran, XLVII, 38; XLVIII, 40.

Und «sagt, erwartet Ihr von uns noch etwas außer den zwei größten Dingen (Sieg oder Opfer)?»¹²

Auch die folgende Stelle ist wichtig: «Der Krieg ist Euch vorgeschrieben, auch wenn er Euch mißfällt. Aber es mag Euch etwas mißfallen, was für Euch gut ist, und was schlecht für Euch ist, mag Euch gefallen: Gott weiß, Ihr aber wißt nicht.» Damit steht im Zusammenhang: «Sie zogen es vor, bei denen zu sein, die zurückblieben: Aber ein Mal ist in Ihre Herzen eingebrannt, so daß sie *nicht begreifen* ... Aber der Prophet und die mit ihm glauben, kämpfen mit dem, was sie haben, und mit ihrem Leben: Ihnen wird der Lohn sein, und sie sind diejenigen, denen es wohl ergehen wird» und «Gott hat für sie Gärten bereitet, von Flüssen durchströmt, und darin werden sie ewig verweilen: Das ist die große Glückseligkeit.»¹³ Dieser Ort der «Erholung», das Paradies, gilt als Symbol für überindividuelle Seins-Zustände, deren Erreichung nicht unbedingt auf den Nach-Tod-Zustand beschränkt sein muß, wie im Fall der folgenden Stelle, worin ausdrücklich darauf Bezug genommen wird: «Wer auf dem Wege Gottes getötet wird, der wird der Erkenntnis nicht verlustig gehen: (Gott) wird sie lenken und ihren Geist ausrichten. Und er wird sie ins Paradies geleiten, das er ihnen geoffenbart hat.»¹⁴ In diesem Fall, wo es sich um den tatsächlichen Tod im Kampf handelt, finden wir also das Gegenstück zur *mors triumphalis* (dem triumphalen Tod), von dem die klassischen Überlieferungen sprachen: Wer im «Kleinen Krieg» den «Großen Heiligen Krieg» durchlebt hat, hat eine Kraft geweckt, die ihn wahrscheinlich die Krise des Todes überwinden und dem Schicksal des Hades entkommen läßt, nachdem sie ihn vom «Feind» und vom «Ungläubigen» bereits befreit hat. Darum stellten im klassischen Altertum die Hoffnung des Verstorbenen und die Frömmigkeit der Verwandten oft Helden und Siegerfiguren auf die Graburnen. Aber auch als Lebender kann man den Tod erfahren und bezwungen sowie das Über-Leben erlangt haben und zum «Himmelreich» aufgestiegen sein.

Das Gegenstück zur islamischen Gestaltung der Lehre des Heroismus bildet die in der schon erwähnten Bhagavad-gītā zum Ausdruck kommende, wo die gleichen Sinngehalte in einem reineren Zustand wiederzufinden sind. Und es ist bemerkenswert, daß die Lehre von der Befreiung durch die reine Tat, die dieser Text beinhaltet, als «solaren» Ursprungs gilt und daß sie unmittelbar vom Stammvater des gegenwärtigen Zyklus nicht Priestern oder *brahmāna*, sondern sakralen Königsgeschlechtern übergeben worden sein soll.¹⁵

Das Mitleid, das den Krieger Arjūna¹⁶ davon abhält, sich gegen den Feind in die Schlacht zu stürzen, weil er darunter auch seine Verwandten und

¹² Koran, LX, 38; IX, 52.

¹³ Koran, II, 212; IX, 88-89; IX, 90.

¹⁴ Koran, XLVII, 5-6-7.

¹⁵ Bhagavad-gītā, IV, 1-2.

¹⁶ Arjūna hat auch den Titel Gudākesha, was «Herr über den Schlaf» bedeutet. Damit handelt es sich also nur um die kriegerische Entsprechung des Typus eines «Erwachtens», und in der Tat ist Arjūna derjenige, der den «Berg» besteigt (Himālaya), um Askese zu üben und

seine Meister erkennt, wird in der Bhagavad-gitā als «einen edlen Mannes unwürdige, schändliche Feigheit, *die vom Himmel weggeführt*»¹⁷ bezeichnet. Das Versprechen bleibt gleich: «Wirst Du getötet, gehst Du in das Paradies ein, siegst Du, wirst Du die Erde beherrschen: Darum ziehe mit festem Herzen in den Kampf.»¹⁸ Die innere Ausrichtung - die islamische *niyyah* - die imstande ist, den «Kleinen Krieg» in den «Großen Heiligen Krieg» zu wandeln, wird in klaren Worten dargelegt: «Kämpfe, indem Du Dein ganzes Tun auf mich beziehst - sagt Gott Krishna -, fixiere den Geist im höchsten Ich-Zustand, und kämpfe ohne Gedanken an Eigennutz und frei von geistigem Fieber.»¹⁹ In ebenso klaren Worten wird über die Reinheit dieses Tuns gesprochen, das für sich selbst gewollt sein muß: «Freude und Schmerz, Gewinn und Verlust, Sieg und Niederlage für gleichwertig erachtend, rüste Dich zum Kampf: Dann verfallst Du nicht in Schuld»²⁰, d.h.: «Wenn Du Dein *dharma* als Krieger erfüllst, weichst Du in gar nichts von der übernatürlichen Richtung ab.»²¹

Auch der Zusammenhang zwischen dem Krieg und dem «Weg Gottes» ist in der Bhagavad-gitā gegenwärtig, jedoch mit einer Verstärkung des metaphysischen Aspekts: Der Krieger spiegelt in einem gewissen Sinne die Transzendenz der Gottheit wider. Die Lehre, die Arjuna von Krishna erteilt wird, betrifft vor allen Dingen die Unterscheidung zwischen dem, was als reines Sein unvergänglich ist, und dem, was als menschliches und naturbedingtes Element nur den Anschein von Existenz hat: «Für das Nicht-Wirkliche gibt es keine Existenz, für das Wirkliche keine Nicht-Existenz: Die Wissenden erkennen beider Wahrheit ... Wissen, daß unvergänglich ist, was alles durchdringt. Wer meint, es sei ein Töter, und wer meint, es sei getötet worden, beide sind unwissend: Weder tötet es noch wird es getötet. Es wird nicht getötet, wenn der Körper getötet wird. Die Körper hingegen, die nur den ewigen, unzerstörbaren, unermesslichen Geist in sich bergen, sind vergänglich: Darum erhebe Dich und kämpfe.»²²

Zum Bewußtsein der Unwirklichkeit dessen, was man als vergängliches Leben und sterblichen Leib auch verlieren oder anderen nehmen kann,

göttliche Gaben zu erlangen. In der iranischen Tradition bezog sich das Beiwort «ohne Schlaf» im selben Sinne auf den Lichtgott Ahura-Mazda (vergl. *Vendtdād*, XIX, 20) und dann auch auf Mithra (*Yaçna*, X, 10).

¹⁷ *Bhagavad-gitā*, II, 2.

¹⁸ *ebd.* II, 37.

¹⁹ *ebd.* III, 30.

²⁰ *ebd.* III; 38. Auch in der fernöstlichen Überlieferung spricht man vom männlichen Mut, der sich dadurch zeigt, daß er «Niederlage und Sieg mit ein- und demselben Blick betrachtet», und seine edelste Seite zeigt sich, wenn, über jeder «Blutauflwallung» stehend, «ich mich zu mir selbst neige und in mir ein *reines Herz* finde, und stünden auch tausend oder zehntausend Männer mir gegenüber, ich gehe ohne Angst» (MENG-TSE, III, 2).

²¹ Vergl. *Mānavadharmasūtra*, V, 98: «Wer durch einen Schwerthieb im Kampf stirbt und seine Pflicht als *kshātrīya* erfüllt, vollbringt damit das verdienstvollste Opfer, und seine Reinigung erfolgt im selben Augenblick.» VII, 89: «Die Könige, die in der Schlacht mit dem größten Mut kämpfen, ohne sich umzuwenden, gehen unmittelbar in den Himmel ein.»

²² *Bhagavad-gitā*, II, 16, 17, 19, 20, 18.

wobei dies mit der islamischen Definition der irdischen Existenz als Spiel und Scherz übereinstimmt, zu diesem Bewußtsein also kommt noch das Wissen um jenen Aspekt des Göttlichen, der die absolute Kraft ist, der gegenüber jedes bedingte Dasein als Negation erscheint: eine Kraft, die sich eben in der Vernichtung in einer furchtbaren Gotteserscheinung sozusagen entblößt, und aufleuchtet, also erkennbar wird im Akt, der «die Negation negiert», im Wirbel, der jedes endliche Leben mit sich reißt, um es zu vernichten oder, es ins Übermenschliche verwandelt, in der Höhe wieder auferstehen zu lassen.

Um so Arjüna vom Zweifel und von der «weichlichen Fessel der Seele» freizumachen, erklärt der Gott nicht nur: «In den Starken bin ich die Stärke, frei von Begierde und Leidenschaft - im Feuer bin ich der Glanz, in allen Lebewesen das Leben, und die Strenge bin ich in den Asketen. Ich bin der Verstand der Weisen und der Ruhm der Siegreichen»²³, sondern offenbart sich schließlich auch, indem er jeden persönlichen Aspekt ablegt, «als die furchterregende und wunderbare Gestalt, die die drei Welten erzittern läßt», «groß wie der Himmel, strahlend, vielfarbig, mit weit aufgerissenem Rachen und großen flammenspeienden Augen»²⁴. Die endlichen Wesen weichen zurück, lösen sich auf, vergehen wie Lampen unter einem zu heftigen Strahlenglanz, wie Drähte, die von einem zu starken Strom durchflößen werden, weil in ihrem Inneren eine Kraft aufflammt, die ihre enge Form übersteigt und etwas unendlich Größeres will, als sie als einzelne jemals vermöchten. Deshalb «werden» die endlichen Wesen, indem sie sich wandeln und vom Geschaffenen zum Unerschaffenen, vom Körperlichen zum Unkörperlichen übergehen. Auf dieser Grundlage steht die Kraft, die zur heroischen Erkenntnis führen kann. Die Werte kehren sich um: Der Tod wird zum Zeugnis für das Leben, die Zerstörungskraft der Zeit offenbart die unbezähmbare Eigenschaft, die in dem verborgen liegt, was der Zeit und dem Tod unterworfen ist. Das ist der Sinn der folgenden Worte Arjünas im Augenblick der Vision der Gottheit als reine Transzendenz: «Wie die Falter sich mit immer größerer Geschwindigkeit in die brennende Flamme stürzen, um dort ihren Untergang zu finden, so stürzen sich die Lebenden in Deine Mäuler, um dort unterzugehen. Wie die zahllosen Flüsse nur in Richtung Meer fließen, so gehen diese Helden der sterblichen Welt in Deine brennenden Mäuler ein.»²⁵ Und Krishna: «Ich bin die völlig geoffenbarte Zeit, die Welten-Zerstörerin, dabei, diese Welten hier zu vernichten. Auch ohne Dein Zutun werden alle diese Krieger, die uns da in feindlichen Reihen gegenüberstehen, sterben müssen. Darum erhebe Dich und schaffe Dir Raum:

²³ *Bhagavad-gītā*, VII, 11,9,10.

²⁴ *ebd.* XI, 19,20; XI, 24. Das ist die Civa genannte Erscheinungsform des Göttlichen, manchmal besonders verbildlicht in seiner «Macht» oder «Braut» Kālī oder Čaktī, die nach der esoterischen Lehre im tiefen Inneren jedes Wesens «schläft», d. h. latent ist. Eine fast gleichwertige Verbildlichung der Gottheit, die von den sich auf den Kampf vorbereitenden Kriegern angerufen wird, ist Indra (vergl. *Rg-Veda*, II, 12): Indra ist der Gott des Tages und des leuchtenden Himmels und allein deshalb der Zerstörer der Finsternis (*Rg-Veda*, IV, 50). Als Gott der Schlachten hat er ebenfalls Čaktī zur Braut, die er mit sich führt (*ebd.*, V, 38), obwohl er als derjenige erscheint, der «mächtiger als die Macht» ist (VI, 18).

²⁵ *Bhagavad-gītā*, XI, 29,28.

Besiege die Feinde, und genieße die reiche Herrschaft. Allesamt sind sie in Wirklichkeit schon von mir getötet. Du sei nur das Werkzeug. Kämpfe also ohne Furcht, und Du wirst die Feinde in der Schlacht besiegen.»²⁶

Damit zeigt sich wieder die Identität des Krieges mit dem «Wege Gottes». Der Krieger ruft in sich die transzendente Kraft der Zerstörung hervor, nimmt sie in sich auf, verklärt und befreit sich in ihr, so daß er die Fessel des Menschseins zerbricht. «Das Leben ist wie ein Bogen, die Seele wie ein Pfeil; die zu treffende Zielscheibe ist der erhabene Geist: Sich mit ihm zu vereinigen, bohrt sich der abgeschossene Pfeil in das Ziel», heißt es in einem anderen Text derselben Tradition.²⁷ Das ist die metaphysische Rechtfertigung des Krieges, das Aufgehen des «Kleinen Krieges» im «Großen Heiligen Krieg». Das läßt uns auch den tieferen Sinn der Überlieferungen von Kriegerern und Königen verstehen, die sich während einer Schlacht in Götter verwandelten. Ramses Merianun z.B. verwandelte sich nach der Überlieferung auf dem Schlachtfeld in den Gott Amon, wobei er ausrief: «Ich bin wie Baal in seiner Stunde», und die Feinde, die ihn im Gemetzel erkannten, schrien: «Das ist kein Mensch, das ist Satkhu, der große Krieger, das ist Baal zu Fleisch geworden!».²⁸ Hier entspricht Baal dem vedischen Civa und Indra, wie auch dem urgermanischen, sonnenhaften Tiuz-Tyr, der das Schwert zum Zeichen hat, aber auch mit der Rune Y in Beziehung steht, dem Bildzeichen für die Wiederauferstehung («der Mensch mit erhobenen Armen») und dem schon erwähnten Odin-Wotan, dem Gott der Schlachten und des Sieges. Man darf andererseits auch nicht vergessen, daß sowohl Indra wie auch Wotan gleichzeitig als Götter der Ordnung (Indra wird auch «Zügler der Ströme» genannt, und als Gott des Tages und des leuchtenden Himmels trägt er sogar olympische Züge) und ebenso als Lenker des Weltenlaufes aufgefaßt werden. Damit kommen wir auch zum allgemeinen Thema eines Krieges zurück, der als Widerschein jenes transzendenten Krieges der «Form» gegen das Chaos und der damit verbundenen Kräfte der niederen Natur seine Rechtfertigung findet.

Über die klassischen abendländischen Formen des «Weges der Tat» sprechen wir später. Hier wollen wir in bezug auf die Lehre des «Heiligen Krieges» zum Schluß noch auf die Kreuzzüge hinweisen. Die Tatsache, daß sich bei den Kreuzzügen Männer als Gegner gegenüberstanden, die im Grunde den Kriegskampf in ein- und demselben geistigen Sinngehalt erlebten, zeigt uns jene wahre Einheit im traditionellen Geist, die nicht nur über Unterschiede, sondern auch über die schicksalhaftesten Gegensätze hinweg bestehen bleibt. Eben dadurch, daß der Islam und das Christentum beide gegeneinander für den «Heiligen Krieg» aufstanden, bezeugten sie im gleichen Maße die Einheit im traditionellen Geist.

²⁶ *ibd.* XI, 32,33,34.

²⁷ *Märkandeya-purāna*, XLII, 7,8. In diesem Sinne ist die «sonnenhafte» Verklärung des göttlichen Helden Karna nach dem *Mahābhārata* zu verstehen: Von seinem, auf dem Schlachtfeld gefallenem Körper blitzt ein Lichtschein auf, der das Himmelsgewölbe durchquert und in die «Sonne» eindringt.

²⁸ Vergl. MORET, *Royaut. Phar.*, a.a.O. S.305.

Schon das Umfeld der Kreuzzüge ist reich an Elementen, die ihnen eine mögliche symbolisch-geistige Bedeutung verleihen können. Die Eroberung des «Heiligen Landes», «jenseits des Meeres» bietet in Wirklichkeit weit mehr Beziehungen mit den antiken Traditionen als man annehmen möchte, wonach «im Fernen Osten, wo die Sonne aufgeht, das selige Land der Äsen mit der Heiligen Stadt Ayard liegt, wo der Tod nicht herrschte, sondern wo den Wanderer himmlische Glückseligkeit und ewiges Leben erfreute.»²⁹ Aus diesem Grunde hatte der Kampf gegen den Islam schon seiner Natur nach von Anbeginn an viele Gemeinsamkeiten mit dem Asketentum.³⁰ «Es handelte sich nicht darum, für die Reiche dieser Erde zu kämpfen, sondern für das Reich des Himmels: Die Kreuzzüge waren so überhaupt nicht Sache der Menschen, sondern Sache Gottes; daher darf man sie auch nicht so beurteilen wie andere menschliche Ereignisse.»³¹ Der Heilige Krieg galt damals als ganz und gar spiritueller Krieg, und um das Wort eines damaligen Chronisten zu gebrauchen, «als Bad, das gleichsam wie ein Fegefeuer vor dem Tode wirkte». Von den Päpsten und Predigern wurden die bei den Kreuzzügen Gefallenen mit «dreimal geprüften und *siebenmal im Feuer* geläutertem Gold» verglichen, so daß sie Gnade fänden beim Höchsten Herrn.³² «Vergeßt nie diese Weissagung», schrieb der Heilige Bernhard in seinem *De Laude novae Militiae* (Lob des neuen Heergeistes)³³, «Ob wir leben oder sterben, wir gehören dem Herrn. Welcher Ruhm für Euch, wenn Ihr immer mit Lorbeer bekränzt aus dem Gemetzel hervorgeht. Aber welcher Ruhm wäre noch größer als der, sich auf dem Schlachtfeld eine unsterbliche Krone zu verdienen ... O glückliche Lage, in der man ohne Furcht den Tod erwarten, ihn mit Ungeduld herbeisehnen und ihn mit festem Herzen empfangen kann!» Dem Kreuzfahrer versprach man die Erlangung des «absoluten Ruhmes» - *gloire absolue* -, die «Ruhestatt» in Paradies - in der ungeschlachten Sprache jener Zeit: *conquerre lit en paradis* (ein Bett im Paradies erobern), d.h. also die gleiche übernatürliche «Erquickung», von der der Koran spricht.³⁴ Damit zeigte sich Jerusalem, das Ziel des Eroberungskreuzzuges, im Doppelaspekt einer irdischen und einer himmlischen Stadt³⁵, und der Kreuzzug wurde auch in der Begriffswelt der heroischen Tradition gleichbedeutend mit dem «Ritus» einer Pilgerfahrt und der «Passion» einer *via crucis* (Kreuzweg). Dazu kam, daß die Angehörigen der

²⁹ Vergl. B. KUGLER, *Geschichte der Kreuzzüge*, ital. Übers. Mailand, 1887, S.21. Dieses Land ist eine der bildlichen Darstellungen des symbolisch zu verstehenden Reiches des «Mittelpunkts der Erde», wozu hier jedoch Motive aus der nordischen Tradition hinzukommen, da Ayard nichts anderes ist als Asgard, der Sitz der Äsen aus dem Edda-Mythos, der oft mit der Walhalla verschmilzt.

³⁰ *ebd.*, S.20.

³¹ MICHAUD, *Storia delle Crociate*, ital. Übers., Mailand, 1909, S.543.

³² *ebd.* S.547. Der Leser erkennt sicherlich den esoterischen Gehalt der hervorgehobenen Begriffe.

³³ Bei CIBRARIO, *Descr. st. Ord. cavall.*, a.a.O. S.122.

³⁴ Vergl. GAUTIER, *La Chevalerie*, a.a.O. S.47, 99.

³⁵ In den hebräisch-christlichen Glaubensrichtungen wurde übrigens Jerusalem oft als ein Bild für das geheimnisvolle Salem angesehen, wo Melchisedek König war.

Orden, die den größten Beitrag zu den Kreuzzügen leisteten, wie z.B. die Templer und die Johanniter, Männer waren, die, wie der christliche Mönch oder Asket «gelernt hatten, die Eitelkeit dieses Lebens zu verachten: In diese Orden zogen sich die Krieger zurück, die von dieser Welt genug hatten und alles gesehen und von allem gekostet hatten»³⁶, so daß sie nunmehr ihren Geist auf etwas Höheres ausrichteten. Die Lehre «*vita est militia super terram*» (das Leben ist ein Heereskampf auf Erden) konnte in ihnen in vollständiger Weise innerlich und äußerlich zur Wirklichkeit werden. «Mit Gebeten rüsteten sie sich zum Kampf und zogen gegen den Feind. Die Trompete war ihre Frühmesse, ihr Büsserhemd die selten abgelegte Rüstung; Festungen wurden zu ihren Klöstern; und an die Stelle von Reliquien und Heiligenbildern traten die den Ungläubigen geraubten Trophäen.»³⁷ Genau auf diese Askese bereitete auch jene spirituelle Erkenntnis vor, die mit dem schon besprochenen, verborgenen Aspekt des Rittertums in Beziehung stand.

Gerade die bei den Kreuzzügen erlittenen militärischen Niederlagen, die anfangs Überraschung und Bestürzung auslösten, halfen später, sie von jedem materialistischen Überrest zu reinigen und den Blick vom Äußerlichen auf das Innerliche, vom zeitlich Bedingten auf das Geistige zu lenken. Indem man den unglücklichen Ausgang eines Kreuzzuges mit der glücklosen Tugend verglich, die nur im Sinne eines *anderen* Lebens beurteilt und belohnt wird, gelangte man tatsächlich zu etwas Höherem, was über Sieg und Niederlage stand, und konzentrierte den gesamten Wert auf den rituellen und «opferhaften» Aspekt der Tat an sich, die unabhängig von den sichtbaren irdischen Ergebnissen vollbracht wurde, als eine Gabe, um aus dem Opfer des menschlichen Elements die unsterblich machende «absolute Glorie» zu ziehen.

Damit finden wir auch in den Kreuzzügen den grundsätzlichen Sinngehalt wieder, wie wir ihn schon in jenen Überlieferungen kennenlernten, die besagten: «Das Paradies ist im Schatten der Schwerter», oder auch «das Blut der Helden ist Gott näher als die Tinte der Philosophen und die Gebete der Gläubigen», und die den Sitz der Unsterblichkeit als «Insel der Helden» oder Walhalla als «Heimstatt der Helden» auffaßten. Derselbe Geist taucht wieder auf, der auch den mazdaistischen Krieger-Dualismus beseelte, auf Grund dessen die Mithrasjünger die Ausübung ihres Kultes mit dem Heeresdienst gleichsetzten; die Neophyten schworen dabei nach einer Schwurformel - *sacramentum* -, die der im Heer geforderten ähnelte; und wer Eingeweihter geworden war, gehörte zur «Heiligen Miliz des Lichtgottes»³⁸.

Andererseits muß man bei den Kreuzzügen auch - weil sie hier besonders deutlich ausgeprägt ist - auf die Verwirklichung der *Universalität* und *Übernationalität* durch eben die Askese der Tat hinweisen. Fürsten und Heerführer aller Länder trafen jenseits von Eigeninteressen und politischen

³⁶ Vergl. MICHAUD, *Storia Croc.*, a.a.O. S.582.

³⁷ Di CASTRO, *Frat. segr.*, a.a.O. S. 194.

³⁸ Vergl. CUMONT, *Reh Orient, dans les pagan. rom.*, a.a.O. S.XV-XVI.

Trennungen in diesem einheitlichen und heiligen Unternehmen zusammen, in einem europäischen Zusammenschluß, wie er dem ökonomischen Ideal des Heiligen Römischen Reiches entsprach. Die Hauptkraft der Kreuzzüge wurde übrigens vom Rittertum gestellt, das, wie schon erwähnt, eine übernationale Einrichtung war, dessen Träger kein Vaterland besaßen und überall dorthin zogen, wo sie für jene Prinzipien, denen sie unbedingte Treue geschworen hatten, kämpfen konnten. Urban II. wandte sich an das Rittertum als eben an die Gemeinschaft derer, die «hineilen, wo immer ein Krieg ausbricht, um dorthin zum Schutz der Ehre und der Gerechtigkeit den Schrecken ihrer Waffen zu tragen». Um so eher mußten sie dem Aufruf zum Heiligen Krieg Folge leisten.³⁹ So trafen auch unter diesem Gesichtspunkt Außen und Innen zusammen: Im Heiligen Krieg bot sich dem einzelnen die Erfahrung der reinen, vom Individuum losgelösten Tat. Aber gleichzeitig zeugte die entstehende Vereinigung der Ritter zu etwas über ihrem Volk, ihren nationalen Interessen und ihren territorialen und politischen Trennungen Stehendem auch äußerlich von der Überwindung des Partikularismus, wie es dem Ideal des Heiligen Römischen Reiches entsprach.⁴⁰ Wenn die an die Askese der reinen, spirituellen Autorität gebundene Universalität tatsächlich die Voraussetzung für eine traditionale Einheit unsichtbaren Charakters ist, die über jeder politischen Trennung, in der Gemeinschaft einer einheitlichen Kultur besteht, die vom Kosmischen, vom Ewigen geprägt ist, demgegenüber alles, was menschliches Pathos und menschliche Neigung ist, verschwindet und die auf geistigem Gebiet die besonderen Eigenschaften der Reinheit und Kraft aufweist, wie die großen Naturkräfte; wenn man also zu dieser Universalität die «Universalität als Tat» hinzufügt, dann gelangt man zum höchsten Idealbild des Reiches, jenes, dessen Einheit sichtbar, aber auch unsichtbar ist, also materiell und politisch, aber auch spirituell. Die heroische Askese, die Unbezwingbarkeit der von der übernatürlichen Ausrichtung verstärkten, kriegerischen Berufung ist eben das Mittel dazu, damit sich im «Außen», im Körper der vielen, von einem einheitlichen großen Eroberergeschlecht organisierten und vereinigten Völker die Einheit des «Innen» entsprechend spiegelt.

Wer die Gegensätze liebt, braucht sich nur auch in bezug auf den Krieg das anzusehen, wozu es die moderne Kultur gebracht hat. Von der Ebene des Kriegers, der für die Ehre und das Recht seines Fürsten kämpft und der noch einen gewissen Edelmut aufweist, sinken wir bis zum Typus des bloßen «Soldaten» herab, wo jegliches transzendente oder auch nur religiöse Element im Kampfgedanken vollständig fehlt. Sich für den «Weg Gottes» zu schlagen, erscheint als «mittelalterlicher» Fanatismus; als heilige Sache hin-

³⁹ Vergl. MICHAUD, *Stör. Croc.* a.a.O. S.581.

⁴⁰ Eine gleichartige Form von Universalität «durch die Tat» wurde weitgehend schon von der antiken römischen Kultur hervorgebracht. Auch die griechischen Staaten und Städte kannten hauptsächlich «durch die Tat» etwas, was über ihren politischen Besonderheiten stand und eigentlich den Kern der olympischen Spiele und des hellenischen Städtebundes gegen den «Barbaren» bildete. Das war die dynamische Entsprechung zu dem, was vom traditionellen Standpunkt die hellenische Einheit im delphischen Amphiktyonat war.

gegen erscheint es, für «patriotische» und «nationale» Ideale zu kämpfen oder für andere Mythen, auch wenn diese heute ihre Maske abgeworfen und sich als Instrumente irrationaler, materialistischer und zerstörender Kräfte offenbart haben. So hat man allmählich immer deutlicher gesehen, daß man dort, wo man romantisch «Vaterland» sagte, oft nur an einen Anschluß- oder Eroberungsplan und an die Interessen einer monopolistischen Industrie gedacht hatte; man hat sehen können, daß hauptsächlich diejenigen groß über das «Heldentum» redeten, die nur bis zum Bahnhof mitgingen, von dem dann die anderen abfuhren, um den Krieg als etwas ganz anderes zu erleben, da er nämlich meistens zu einer Krise führte, deren Ergebnis praktisch nie eine echte heroische Erhöhung der Persönlichkeit war, sondern ein Rückschreiten des einzelnen auf die Ebene wilder Instinkte, «Reflexe» und Reaktionen, die nur noch wenig Menschliches bewahrte, so daß man nicht *über* dem Menschen, sondern *unter* ihm stand.⁴¹

Das Zeitalter des Nationalismus hat einen würdigen Ersatz für die zwei großen traditionellen Gipfelpunkte der Universalität der geistigen Macht und der Universalität des Heroismus hervorgebracht: nämlich den *Imperialismus*. Während im zivilen Zusammenleben die Tat dessen, der sich mit Gewalt der Güter eines anderen bemächtigt, nur weil er sie gern haben möchte oder sie auch braucht, als Verbrechen betrachtet wird, scheint ein solches Verhalten in den Beziehungen zwischen den einzelnen Nationen die selbstverständlichste und rechtmäßigste Sache der Welt zu sein; es heiligt den Kämpfergedanken und bildet die Grundlage des «imperialistischen» Ideals. Eine Nation, die arm ist oder «ohne Raum», hat, denkt man, das Recht, wenn nicht sogar die Pflicht, Hand an die Güter und Länder anderer Völker zu legen. In gewissen Fällen hat man sogar künstlich Bedingungen geschaffen, die eine Nation zur Expansion und zur imperialistischen Eroberung zwangen. Ein typisches Beispiel in diesem Zusammenhang ist die demographische Methode, die an das Stichwort: «Die Zahl ist Macht» geknüpft ist; ein anderes,

⁴¹ Die Lektüre der sogenannten «Kriegsromane» von E.M. REMARQUE (vor allem: *Im Westen nichts Neues* und *Der Weg zurück*) ist wegen des Gegensatzes zwischen Idealismus und patriotischer Rhetorik einerseits und den effektiven Kriegserlebnissen gewisser mitteleuropäischer Generationen andererseits sehr aufschlußreich. Ähnliche Erfahrungen müssen auch von anderen Völkern gemacht worden sein, wenn z.B., um von H.Barbusse zu schweigen, ein italienischer Offizier hat schreiben können: «Von der Ferne gesehen, kann der Krieg in enthusiastischen Herzen den Anstrich eines ritterlichen Ideals erwecken und für Ästheten eine Art choreographisches Blendwerk sein. Die zukünftigen Generationen müssen jedoch von uns lernen, daß nichts falscher ist als jener Zauber und daß keine Legende so grotesk ist wie diejenige, die dem Krieg irgendwelche Tugenden, irgendeinen Einfluß auf den Fortschritt oder eine Erziehung zuschreibt, die nicht aus Grausamkeit, Revolution oder Verdummung besteht. Ohne seinen magischen Reiz ist Bellona widerwärtiger als Alcina, und die jungen Männer, die in seinen Armen gestorben sind, haben bei der Berührung mit ihm vor Entsetzen geschaudert. Doch wir *mußten* die Waffen ergreifen» (V. CODA, *Dalla Bainsizza al Piave*, Mailand, o.J., S. 8). Nur in den ersten Werken ERNST JÜNGERS, die seiner persönlichen Kampferfahrung entsprangen, ist der Gedanke wieder aufgetaucht, daß diese Geschehnisse auch eine Umkehr bedeuten können, daß gerade die zerstörendsten Seiten des modernen, technisierten Krieges einen höheren Typus von Mensch hervorbringen können, jenseits aller patriotischen und «idealistischen» Rhetorik, jenseits von Humanitarismus und Defaitismus.

weitverbreitetes und noch eine Ebene tiefer gelegenes, weil ausschließlich von ökonomisch-finanziellen Faktoren geleitetes Beispiel ist die Überproduktion. Hat man in einer Nation die Überproduktion oder den Zustand erreicht, wo von der Einwohnerzahl her oder industriell «kein Raum mehr vorhanden ist», muß ein Ausweg gefunden werden, und wenn dazu der «indirekte Weg» und die diplomatischen Vorstöße nicht ausreichen, geht man zu militärischen Handlungen über. Diese Motive erscheinen, nebenbei gesagt, in unseren Augen viel, aber sehr viel niedriger als diejenigen, die wahrscheinlich die Eroberungszüge der Barbaren ausgelöst haben. Diese Denkkumkehr hat in der letzten Zeit weltweite Dimensionen angenommen, wozu noch die heuchlerischste Rhetorik kommt. Die großen Ideale der «Menschlichkeit» und «Demokratie» und der «Freiheit der Völker» sind dazu aufgeboten worden, und während man einerseits - äußerlich - den Gedanken nicht nur eines «Heiligen Krieges», sondern eines Krieges im allgemeinen, wie ihn Menschen von Ehre auffassen konnten, «überwunden» hat und das heroische Ideal auf die Ebene eines Polizisten gesunken ist, da ja für die neuen «Kreuzzüge»⁴² kein besseres Banner gefunden werden konnte als dasjenige der «Aktion gegen den Aggressor», diktiert andererseits - innerlich - einzig und allein der häßliche, zynische Machtwille dunkler, internationaler, kapitalistischer und kollektivistischer Kräfte das Geschehen. Gleichzeitig hat die «Wissenschaft» zu einer extremen Mechanisierung und Technisierung des Kriegsgeschehens geführt, so daß heute nicht mehr Mensch gegen Mensch kämpft, sondern es die Maschine ist, die gegen den Menschen kämpft, wobei am Ende mit dem totalen Luftkrieg, den Atomwaffen und den chemischen Waffen «rationelle» Systeme der Massenvernichtung eingesetzt werden, die ohne Licht und ohne Ausweg sind: Systeme, die man früher nur zur Vernichtung von Insekten und Mikroben erdenken konnte. Daß Millionen und Abermillionen von Menschen, die in Massen aus Beschäftigungen und Berufen herausgerissen werden, die mit dem Kriegshandwerk überhaupt nichts zu tun haben, und, wie man in der militärtechnischen Sprache sagt, buchstäblich zu «Menschenmaterial» gemacht, in solchen Geschehnissen sterben, das ist sicher eine heilige Sache und ein würdiger Beweis für den «Fortschritt der Zivilisation» in der heutigen Zeit.

⁴² «Crusade in Europe» (Kreuzzug in Europa) ist tatsächlich die Bezeichnung, die vom obersten Kommandanten der Amerikanischen Streitkräfte, Eisenhower, in einem seiner Bücher der amerikanischen Invasion 1943-1945 gegeben wurde. Ein weiterer Kommandant, Mac Arthur, ist sogar so weit gegangen, sich im Krieg der kapitalistischen, amerikanischen Gesellschaft gegen das auf göttlichem Recht fußende, japanische Kaiserreich mit dem Titel eines Galsritters belohnen zu lassen.

18. Spiele und Sieg

Im klassischen Altertum hatten die Spiele - *ludi* - zum Teil sakralen Charakter, so daß sie ein weiterer typischer Ausdruck der Tradition der aktiven Tat sind.

«*Ludorum primum initium procurandis religionibus datum*» (der allererste Anfang der Spiele war von der Pflege der Religionen ausgegangen), behauptet Livius. Die *sacra certamina* (heilige Wettkämpfe) zu vernachlässigen, wäre sogar gefährlich gewesen, so daß man die Spiele zwar vereinfachen, aber nicht unterlassen konnte, falls die Staatskassen leer waren. Die Verfassung des Ursus verpflichtet die *duoviri* (hohe römische Beamte) und auch die *Ädilen* (hohe römische Aufsichtsbeamte) ausdrücklich, die Spiele zu Ehren der Götter zu feiern. Vitruvius verlangt für jede Stadt ein eigenes Theater, *deorum immortalium diebus festis ludorum spectationibus* (zur Betrachtung der Spiele an den Feiertagen der unsterblichen Götter); und der Leiter der Spiele im Circus Maximus war ursprünglich auch Priester von Ceres, Liber und Libera. In jedem Falle war es immer ein Vertreter der offiziellen Patrizierreligion, der in Rom die Spiele leitete, und für einige Spiele wurden sogar einige Priesterkollegien gegründet (z. B. die *Salii agonali*)¹. Die Spiele waren so sehr mit den Tempeln verbunden, daß die christlichen Kaiser zugestehen mußten, diejenigen Tempel stehenzulassen, deren Zerstörung auch die Abschaffung von Spielen nach sich gezogen hätte. Und tatsächlich hielten sich die Spiele, wie wenige andere Institutionen des antiken Rom, bis zum Niedergang des Römischen Reiches.² Eine *agape* (Liebesmahl), zu der die Dämonen geladen waren - *invitione daemonum* -, beendete dann die Spiele im Sinne eines Ritus, der gestatten sollte, an der mit ihnen verbundenen mystischen Kraft teilzuhaben.³ «*Ludi scenici... inter res divinas a doctissimis conscribuntur*» (die Schauspiele werden von den Gelehrtesten den Göttlichen Dingen zugeordnet), berichtet der heilige Augustinus⁴.

Res divinae (göttliche Dinge, Handlungen) - damit ließ sich also nicht selten das charakterisieren, was heute zu Sport und plebejischer sportlicher Narrheit geworden ist. In der hellenischen Tradition stand die Einrichtung der wichtigsten Spiele in enger Beziehung zum Gedanken des Kampfes der olympischen, heroischen und solaren Kräfte gegen die Kräfte der Naturhaftigkeit und der Elemente. Die pythischen Spiele in Delphi erinnerten an den

¹ Hinweise aus A. PIGANIOL, *Recherches sur les Jeux romains*, Straßburg, 1923, S. 124-137.

² Vergl. G. BOISSIER, *La fin du paganisme*, Paris, 1891, Bd. I, S. 95-96; Bd. II, S. 197ff.

³ DIOCASS., LI, 1.

⁴ AUGUSTINUS, *Civ. Dei*, IV, 26.

Triumph Apollos über Python und den Sieg dieses hyperboreischen Gottes über die anderen Götter. Die Olympischen Spiele knüpften gleichermaßen an den Gedanken des Triumphes des Himmelsgeschlechtes über das Titanengeschlecht an.⁵ Herakles, der Halbgott, Verbündeter der Olympier gegen die Riesen in Unternehmungen, denen er im besonderen seine Unsterblichkeit verdankte, soll die Olympischen Spiele begründet haben⁶, indem er symbolisch den Olivenzweig, mit dem man die Sieger krönte⁷, aus der hyperboreischen Erde zog. Diese Spiele hatten einen streng männlichen Charakter. Den Frauen war es daher absolut verboten, daran teilzunehmen. Überdies kann es kein Zufall sein, daß in den römischen Zirkusarenen heilige Nummern und Symbole auftauchen: Die *Drei* - in den *ternae summitates metarum* (den dreifachen, höchsten Zielen) und in den *tres arae trinis* *Das magnis potentibus valentibus* (drei Altäre für die drei großen, mächtigen und einflussreichen Götter), die Tertullian⁸ auf die große samothrakische Triade bezieht; Die *Fünf* in den fünf *spatia* (Abteilungen) der Rundbahnen des Domitian; die *Zwölf* des Tierkreises in der Anzahl der Tore, durch die zu Beginn des Imperiums die Wagen hereinfuhren; die *Sieben* in der Anzahl der jährlichen Spiele zur Zeit der Republik, in der Altaranzahl der Planetengötter mit der Sonnenpyramide an der Spitze im Circus Maximus⁹, in der Gesamtzahl der Runden, aus denen jedes vollständige Rennen bestand und auch der «Eier» und der «Delphine» oder «Tritonen» (Meeresgötter), die sich in jedem dieser sieben *curricula* (Rennen) befanden¹⁰. Aber - wie Bachofen hervorgehoben hat - spielten das Ei und der Triton ihrerseits wiederum symbolisch auf die grundlegende Zweiheit der Weltenkräfte an: Das «Ei» versinnbildlicht die schöpferische Materie, die alle Möglichkeiten in sich birgt, während der «Triton» oder das «Seepferd», das dem Poseidon - Neptun heilig war, häufig sinnbildlich die Woge darstellt und dabei eben jene phallisch-tellurische Fruchtbarkeitskraft zum Ausdruck bringt, derentwegen man sich nach einer Plutarch-Überlieferung im Strome der Nilwasser die befruchtende Kraft des urmännlichen Wesens vorstellte, die Isis befeuchtete, die wiederum man als die Erde Ägyptens auffaßte. Diese Zweiheit findet noch weiteren Ausdruck in der örtlichen Lage der *ludi* und *equirria* (Pferderennen): so läßt Tarquinius seinen Zirkus im Tal zwischen Aventin und Palatin bauen, daß der Murcia, einer weiblich-tellurischen Gottheit, heilig war; und die Bahnen der *equirria* begannen am *Strom* des Tibers und hatten als *metae* (Ziele) ins Marsfeld gerammte *Schwerter*¹¹. Also: Heroische und männliche Symbole am Ziele,

⁵ Vergl. PAUSANIAS, V, 7, 4; L. PRELLER, *Griechische Mythologie*, Berlin, 1872, Bd. I, S.49.

⁶ Vergl. PINDAR, III ff.; X, 42ff.; DIODORUS, IV, 14.

⁷ Vergl. PINDAR, III, 13ff; PLINIUS, *Hist. Nat.*, XVI, 240.

⁸ TERTULLIAN, *De Spect.*, VIII.

⁹ LIDOS, *De Mensibus*, I, 4; I, 12.

¹⁰ L.FRIEDLAENDER, *Die Spiele*, im Anhang zu MARQUARDT, *a.a.O.*, Bd.II, S.248, 283, 286-289. J.J. BACHOFEN, *Urreligion und antike Symbole*, Leipzig, 1926, Bd.I S.343, 329-347. Der unleugbare Symbolismus verschiedener Konstruktionsdetails in den römischen Zirkusarenen ist eine der Spuren für das Vorhandensein von «sakralen» Wissen in der antiken Kunst der Baumeister.

¹¹ Vergl. BACHOFEN, *a.a.O.*, Bd.I, S.340, 342.

am τέλος, wohingegen am Beginn bzw. in dessen Umgebung das weibliche und stoffliche Zeugungselement vorherrschte: Das fließende Wasser und der Boden, der den chthonischen Gottheiten heilig war.

So fügt sich das Tatgeschehen in den Rahmen materieller, aber mit höherer Bedeutung erfüllter Symbole, zur größeren Wirksamkeit der «magischen Methode und Technik», die sich in den Spielen verbarg¹², die ja immer mit feierlichen Opfern eröffnet und oft abgehalten wurden, um in Augenblicken nationaler Gefahr göttliche Kräfte anzurufen. Das Ungestüm der Pferde, der schwindelerregende, auf den Sieg gerichtete Lauf in *sieben* Runden, der in anderer Hinsicht dem Sonnenlauf gleicht und der Sonne geweiht ist¹³, beschwor aufs neue das Mysterium des kosmischen Stromes, der sich nach der planetarischen Rangordnung in den «Kreis der Geburten» ergießt. Die rituelle Tötung des dem Mars geweihten Siegerpferdes hängt mit dem allgemeinen Sinngehalt des «Opfers» zusammen: Die so zur Befreiung gelangende Kraft scheint von den Römern dann hauptsächlich darauf ausgerichtet worden zu sein, auf okkultem Wege die Ernte zu begünstigen - *ad frugum eventum*. Dieses Opfer kann man übrigens als Entsprechung zum indisch-arischen *acvamedha* ansehen, das ursprünglich ein magischer Ritus war, um Macht zu erlangen, und das zu außergewöhnlichen Anlässen, z.B. im Augenblick des Kriegseintrittes oder nach einem Sieg, gefeiert wurde. Mit den zwei Rittern, von denen der eine durch das Osttor die Arena betrat und der andere durch das Westtor, um einen tödlichen Kampf auszutragen; mit den ursprünglichen Farben der zwei Parteien, die genau denjenigen entsprachen, in die das kosmische Ei unterteilt war, wobei das Weiß den Winter und das Rot den Sommer darstellte oder besser, das eine die chthonisch-lunare Macht und das andere die uranisch-solare versinnbildlichte¹⁴, beschwor man auch den Urkampf der beiden großen elementaren Gewalten. Jedes Ziel - *meta Sudans* - galt als «lebendig» - λίθος ἐμψυχος (lebender Stein); und der in einer *meta* des Zirkus gebaute Altar für den Gott Consus, eines Dämons, der bei den blutigen Spielen - *munera* - auf das vergossene Blut wartete und nur anlässlich der Spiele enthüllt wurde, galt als

¹² PIGANIOL, *a.a.O.*, S. 149 und passim.

¹³ PIGANIOL, *a.a.O.*, S. 143. Der Gott Sol besaß in der Antike einen eigenen Tempel in der Mitte des Stadions, und vor allem die Rundkurse waren diesem Gott heilig, der ja als Lenker des Sonnenwagens verbildlicht wurde. In Olympia gab es zwölf Umkreisungen - *dodekagnamptos* - (vergl. PINDAR, II, 50) sicherlich in Beziehung zur Sonnenbahn im Tierkreis, und CASSIODORUS (*Var. Ep.*, III, 51) sagt, daß der römische Zirkus den Lauf der Jahreszeiten versinnbildlichte.

¹⁴ Vergl. PIGANIOL, *a.a.O.*, S., 141, 136; BACHOFEN, *Urreligion*, a.a.O., Bd.I, S.474. Es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß diese römischen Spiele auf analoge Traditionen verschiedener anderer indo-europäischer Stämme verweisen. Am Fest des Mahāvratā, das im antiken Indien zur Winter-Sonnenwende gefeiert wurde, kämpfte ein Vertreter der weißen und göttlichen *ārya-Kaste* gegen einen Vertreter der dunklen Kaste der *qudra* um den Besitz eines symbolischen Gegenstandes, der die Sonne darstellte. (Vergl. von SCHRÖDER, *Arische Religion*, Bd. II, S. 137; WEBER, *Indisch. Stud.* Bd. X, S. 5) Der periodisch stattfindende Kampf zwischen zwei Rittern, der eine auf einem weißen Pferd, der andere auf einem schwarzen, bei einem sym olischen Baum ist der Inhalt einer antiken nordischen Sage (vergl. GRIMM, *Deutsche Myth.*, a.a.O., Bd.II, S.802).

Ausgangspforte von unterweltlichen Mächten, genau wie der etruskische *puteal*, mit dem er offensichtlich in Zusammenhang stand.¹⁵ Aber oben waren Statuen von Siegesgöttern aufgerichtet, die auf das entgegengesetzte, uranische Prinzip verwiesen, so daß sich die Arena in einem gewissen Sinne in eine Versammlung von Geistern verwandelte - *concilium daemonum* -¹⁶, deren unsichtbare Anwesenheit übrigens durch freigelassene Sitze rituell festgelegt war.¹⁷ Das, was also wie der Handlungsablauf eines sportlichen Wettkampfes oder eines Schauspieles aussah, führte andererseits auf die Ebene einer magischen Beschwörung, deren Risiko in einem viel weiteren Rahmen real war, als daß es nur das Leben der an den *certamina* Teilnehmenden betroffen hätte, und der Sieg erneuerte und belebte im einzelnen und in der Gemeinschaft den Sieg der uranischen Kräfte über jene der Unterwelt, so daß er sich in ein «glückhaftes» Prinzip verwandelte. Die apollinischen Spiele ζ. B. wurden anlässlich der punischen Kriege begründet, um sich gegen die Gefahr zu verteidigen, die vom Orakel angekündigt worden war. Sie wurden dann wiederholt, um eine Pestgefahr abzuwenden, um daraufhin regelmäßig abgehalten zu werden. So wurden vor den Spielen, in der sogenannten «*pompa*», die Attribute - *exuviae* - der kapitolinischen Götter, der Beschützer des Römertums, in geweihten Wagen - *tensae* - feierlich vom Kapitol zum Zirkus geleitet: im besonderen die *exuviae Jovis Optimi Maximi* (die Attribute des obersten Jupiters), die auch Zeichen des Reiches, des Sieges und des Triumphes waren: der Blitz, das Zepter, worauf der Adler thronte, und die Goldkrone. So als ob die okkulte Kraft der römischen Herrschaft selbst den ihr geweihten Spielen - *ludi romani* - beiwohnen oder sich an ihnen beteiligen sollte. Der Magistrat, der dazu ausersehen war, die Spiele zu leiten, führte den Zug wie ein *Triumphator* an, der die göttlichen Symbole trug: Von seinen Leuten umgeben, hatte er einen Staatssklaven bei sich, der ihm eine Eichenlaubkrone über das Haupt hielt, die mit Gold und Diamanten geschmückt war. Es ist überdies wahrscheinlich, daß ursprünglich bei den Spielen das Vierergespann ein Attribut des Jupiters und gleichzeitig ein Zeichen des triumphalen Königtums war: Ein antikes Vierergespann etruskischen Ursprungs, das in einem kapitolinischen Tempel aufbewahrt war, wurde von den Römern als Pfand ihres zukünftigen Wohlergehens angesehen.¹⁸

Man versteht daher, warum für nicht im Einklang mit der Überlieferung abgehaltene Spiele dasselbe galt wie für den verfälschten heiligen Ritus: Wurde die Darbietung durch einen Zwischenfall gestört oder aus irgendeinem Grunde unterbrochen und waren die damit verbundenen Riten verletzt worden, so wurde das als mögliche Ursache eines Unglückes und eines Fluches angesehen, und die Spiele mußten wiederholt werden, um die göttlichen Mächte zu «besänftigen».¹⁹ Dazu ist auch die Legende bekannt,

¹⁵ Vergl. BACHOFEN, *Urreligion*, Bd.I, S.343ff.; PIGANIOL, *a.a.O.* S.1-14.

¹⁶ TERTULLIAN, *De Spect.*, VIII.

¹⁷ PIGANIOL, *a.a.O.*, S.139.

¹⁸ Vergl. PRELLER, *Rom. Myth.*, a.a.O., S. 128-129, 197ff.

¹⁹ Vergl. FRIEDLAENDER, *a.a.O.*, S.251.

wonach das Volk, das bei einem feindlichen Überraschungsangriff die Spiele verlassen hatte, um zu den Waffen zu greifen, den Feind von einer übernatürlichen Macht in Verwirrung gestürzt vorfand. Diese Kraft fand man durch den Ritus des Spieles hervorgerufen, das Apollo, dem Heilbringer, geweiht und in der Zwischenzeit nicht unterbrochen worden war.²⁰ Und wenn die Spiele oft «Viktorien» (Siegesgöttinnen) geweiht waren, die als Verkörperungen der triumphalen Siegeskraft angesehen wurden, bestand ihr Ziel eben darin, die Lebensfähigkeit und Gegenwärtigkeit dieser Kraft mit neuen, im selben Sinn geweckten und geformten Energien zu speisen. Daher kann man besonders in bezug auf *ceriamina* und *munera* verstehen, daß der Sieger als mit göttlichem Charakter bekleidet und manchmal sogar als eine momentane Verkörperung einer Gottheit erschien. In Olympia sah man im Augenblick des Triumphes im Sieger eine Verkörperung des lokalen Zeus, und der Beifallsruhm für den siegreichen Gladiatoren ging sogar in die antike christliche Liturgie über: εἰς αἰῶνα ἀπ αἰῶνος (auf ewig und immer)²¹.

Hier soll ebenso darauf aufmerksam gemacht werden, welchen Wert dieses Geschehen außer rituell und magisch für die Gemeinschaft auch innerlich für den einzelnen haben konnte. Hier könnte man mehr oder weniger das wiederholen, was wir bezüglich des Heiligen Krieges sagten: Der heroische Rausch des Kampfes und Sieges wurde durch die rituelle Ausrichtung zu einer Angleichung oder Anbahnung jenes höheren und reineren Kraftstrebens, das den Eingeweihten den Tod besiegen läßt. So erklären sich die überaus häufigen Hinweise auf die *certamina*, auf die Zirkusspiele und auf die Siegerfiguren, die wir in der klassischen Grabmalkunst vorfinden: Das alles half gleichnishaft, die höchste Hoffnung des Toten zum Ausdruck zu bringen: Durch den Hinweis auf diese Art von Tat war es ihm am besten möglich, den Hades zu besiegen und so in Übereinstimmung mit der Tradition der Tat die Glorie eines ewigen Lebens zu erlangen. So tauchen immer wieder in einer ganzen Reihe von Sarkophagen, Urnen und klassischen Reliefs die Bilder eines «sieghaft triumphalen Todes» auf: Geflügelte Siegesverkörperungen öffnen die Pforten des jenseitigen Reiches, halten das Medaillon des Verstorbenen empor oder krönen ihn mit dem Immergrün, das die Häupter der Eingeweihten ziert.²² Bei Pindars Verherrlichung der Göttlichkeit der siegreichen Kämpfer wurden in Griechenland die Enagogen und Promachen als mystische Gottheiten dargestellt, die die Seelen zur Unsterblichkeit führen. Und dementsprechend wird jeder Sieg, Nike, im Orphismus Symbol für den Sieg des Geistes über den Körper, und «Held» wird derjenige genannt, der die Einweihung erlangt hat, als Held eines schicksalhaften und ununterbrochenen Kampfes. Das, was im Mythos Ausdruck eines heroischen Lebens ist, wird zum Vorbild eines orphischen Lebens: Daher werden in den Grabesbildern Herakles, Theseus, die Diosku-

²⁰ MACROBIUS, I, 17, 25. Von PLATON stammt der Ausspruch (*Staat*, 465 d): «Der Sieg, den sie (die olympischen Sieger) erringen, ist das *Heil* der ganzen Stadt.»

²¹ TKRTULLIAN, *De Spect.* XXV.

²² Vergl. PIGANIOL, *a.a.O.*, S. 118-119; ROIIDE, *Psyche*, Bd. I, S. 218.

ren, Achilles usw. als orphische Eingeweihte bezeichnet: στρατός, militia, Kampfesuppe wird der Kreis der Eingeweihten genannt und μυαί στρατός, der Hierophant der Mysterien. Licht, Sieg und Einweihung werden zu Gedankengängen, die zahlreiche hellenische Bildenkmäler als miteinander verbunden zeigen. Helios als aufgehende Sonne oder Aurora ist Nike, die den Siegeswagen führt: Und Nike stellt gleichzeitig Teletè, Mystis und andere Gottheiten und Verkörperungen transzendenter Wiedergeburt dar.²³ Beim Übergang vom symbolisch-esoterischen Aspekt zum magischen müssen wir darauf hinweisen, daß die Kampfspiele und Kriegstänze, die in Griechenland beim Tod der Helden durchgeführt wurden (und denen in Rom die Spiele entsprachen, die die Leichenbegängnisse der Großen begleiteten), den Zweck hatten, eine mystische Heilskraft zu erwecken, die sie begleiten und in der Todeskrise stärken sollte. Den Helden wurde auch häufig ein Kult dargebracht, in dem regelmäßig die Kampf spiele wiederholt wurden, die schon auf ihre Leichenbegängnisse gefolgt waren.²⁴

In alledem haben wir also ein charakteristisches Beispiel für eine traditionale Kultur mit Ausrichtung zur Tat und nicht zur Kontemplation hin: zur Tat als Geist und zum Geist als Tat. Und was Griechenland betrifft, habeg wir daran erinnert, daß in Olympia die Tat in der Ausdrucksform der «Spiele» einen Einigungsgedanken über den Partikularismus der Staaten und Städte hinweg verwirklichte, wie wir ihn ähnlich bei der Tat in der Ausdrucksform des «Heiligen Krieges» gesehen haben, z.B. im übernationalen Phänomen der Kreuzzüge und im Bereich des Islams zur Zeit des ersten Kalifats.

Auch die Elemente, die die mehr innere Seite solcher Traditionen erkennen lassen, fehlen nicht. Es ist gezeigt worden, daß in der Antike die Begriffe Seele, Doppel oder «Dämon», dann Furie und Erinnye und schließlich Todesgöttin und Siegesgöttin oft zu einem einzigen verschmolzen. Daraus bildete sich die Vorstellung einer Gottheit, die gleichzeitig Kampfesgöttin und transzendentes Element der menschlichen Seele war.²⁵

Das gilt z.B. für die beiden Begriffe *fylgja* (nordisch) und *fravashi* (iranisch). Die *fylgja*, was wörtlich «Begleiterin» heißt, wurde als geistige Wesenheit aufgefaßt, die in jedem Menschen wohnt, aber auch in außergewöhnlichen Augenblicken gesehen werden kann, z.B. im Zeitpunkt des Todes oder tödlicher Gefahr. Sie verschmilzt mit dem *hugir*, der die Seele darstellt, aber gleichzeitig eine übernatürliche Kraft ist - *fylgjukoma* -, ein Geist sowohl des einzelnen als auch seiner Sippe (als *kyrnylgja*). Aber die *fylgja* wird auch oft als der Walküre gleichbedeutend angesehen und als «Schicksals»-Wesenheit aufgefaßt, die den einzelnen zum Sieg und zum heroischen Tod führt.²⁶ Dasselbe gilt in groben Umrissen für die *fravashi* der antiken iranischen Tradition: Sie sind fürchterliche Kriegsgöttinnen, die

²³ BACHOFEN, *Urreligion*, Bd. I, S. 171-172, 263, 474, 509; *Versuch über die Gräbersymbolik der Alten*, Basel², 1925, passim.

²⁴ Vergl. RHODE, *Psyche*, Bd. I, S. 18-20, 153.

²⁵ Vergl. PIGANIOL, *a.a.O.*, S. 117-118.

²⁶ Vergl. GOLTHER, *Germ. Myth.*, a.a.O., S.98-99, 109-111.

Glück und Sieg bringen²⁷, erscheinen aber auch als «die innere Kraft eines jeden Wesens, das es erhält und seine Geburt und sein Weiterleben bewirkt» und «als die fortlebende und vergöttlichte Seele des Toten» im Zusammenhang mit der mystischen Kraft der Sippe, wie in der hinduistischen Auffassung der *pitṛ* und in der römischen der Manen.²⁸

Über diese Art Quell des Lebens und tiefster Lebenskraft, die hinter dem Körper und der Seinsweise der endlichen Bewußtheit steht, haben wir schon gesprochen. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß der «Dämon» oder das Doppel alle persönlichen und einzelnen Formen, in denen er sich offenbart, transzendiert, so daß der bruske, plötzliche Übergang vom gewöhnlichen Bewußtseinszustand des Einzelmenschen zum Bewußtseinszustand, der durch den Dämon charakterisiert ist, im allgemeinen einer zerstörerischen Krise gleichkommt: eine Zerstörung und Krise, die sich beim Tode tatsächlich ergibt. Wenn man also annimmt, daß unter besonderen Umständen das Doppel sozusagen in das Ich einbrechen und sich ihm völlig in seiner zerstörerischen Transzendenz fühlbar machen kann, so ergibt sich der Sinn der ersteren der erwähnten Verschmelzung von selbst: Daher werden das Doppel, der Dämon des Menschen und die Todesgottheit, die sich z.B. als Walküre im Augenblick des Todes oder einer tödlichen Gefahr zeigt, ein und dieselbe Sache. In der religiösen und mystischen Askese nun sind die «Abtötung», der Verzicht auf das Ich, der Enthusiasmus der Hingabe an Gott die bevorzugten Mittel, um zu versuchen, die eben erwähnte Krise auszulösen und zu überwinden. Aber wir wissen auch, daß nach dem anderen «Heils»-Weg das Mittel, das ebenfalls dorthin führt, die aktive Begeisterung ist, das Erwecken des «Tat»-Elementes im reinen Zustand. In niedrigeren Formen wurde der *Tanz* als heiliges Mittel dazu gebraucht, um durch die seelische Ekstase Gottheiten und unsichtbare Kräfte anzuziehen und offenbar werden zu lassen: Es ist das orgiastische, schamanische, bacchische, mädalische, korybantische Thema. Auch in Rom gab es heilige, priesterliche Tänze, durchgeführt von den Luperaien und den Arvalen, und das Leitmotiv der Hymne der letzteren: «Hilf uns Mars, tanze, tanze!» zeigt schon den Zusammenhang zwischen dem Tanz und dem Krieg, der dem Mars heilig war.²⁹ Und auf das durch den Rhythmus entfesselte Leben des einzelnen pflanzte sich ein anderes Leben auf, das aus der abgrundtiefen Wurzel des ersten Lebens auftaucht: Und die Laren als *lares ludentes* (spielende Laren) oder als Cureten³⁰, die Furien und Erinnyen, diese wilden,

²⁷ *Yasht*, XIII, 23-24, 66-67.

²⁸ Vergl. S. DARMSTETER, *Avesta, in Sacr. Books of the East, Yasht*, S. 179.

²⁹ Und den Namen eines anderen Priesterkollegiums, der *Salii*, leitet man gewöhnlich von *salire* (aufsteigen) oder *saltare* (springen) ab. Vergl. den Ausdruck von DJELALEDIN EL-RÜMI (bei RHODE, Bd. II, S.27): «Wer die Kraft des Tanzes kennt, wohnt in Gott; denn er weiß, wie die Liebe ist, die tötet.»

³⁰ Vergl. SAGLIO, *Dict. Ant.*, Bd. VI, S.947. Die Kureten, bewaffnete orgiastische Tänzer - *arkestères aspidephoroi* - galten als halbgöttliche Wesen und mit der Macht von Initiatoren und von «Kindesernährern» - *panotrophoi* - ausgestattet; (vergl. J.E. HARRISON, *Themis*, Cambridge, 1912, S. 23-27), d. h. als Träger des neuen Prinzips, das durch solche Erfahrungen zum Leben erweckt wird.

geistigen Wesenheiten mit Attributen beinahe wie Zagreus - «Großer Jäger, der alles vernichtet» - sind Dramatisierungen davon. Sie sind also Erscheinungsformen des Dämons in seiner schrecklichen und aktiven Transzendenz. Eine Stufe höher, und wir kommen eben zu den Spielen als *munera*, als heilige Spiele; noch höher, und wir kommen zum *Krieg*. Im klaren Taumel der Gefahr und im heroischen Enthusiasmus, die sich im Kampfe ergeben, in der Spannung des Siegestrebens (in den Spielen, aber besonders im Krieg) wurde, wie wir wissen, der Ort für eine derartige Erfahrung gesehen: Es scheint, daß schon etymologisch³¹ *ludere* (spielen) die Vorstellung von «loslassen» in sich birgt, die esoterisch auf die Eigenschaft zu beziehen ist, wie sie das Kampfgeschehen aufweist, nämlich die individuellen Fesseln abzustreifen und die tiefsten Kräfte freizulegen. Das führt zu einer weiteren Verschmelzung: nämlich der, daß die Todesgöttin und das Doppel nicht nur mit den Furien und den Erinnyen identisch sind, sondern auch mit den Kriegsgöttinnen, den Walküren als stürmende Kampfesjungfrauen, die dem Feinde auf magischem Wege einen panischen Schrecken - *herffjöturr* - einjagen, und den *fravashi* als den «Fürchterlichen, den Allmächtigen, die mit Ungestüm angreifen».

Aber sie verwandeln sich schließlich auch in Göttinnen wie Victoria oder Nike, in den *lar victor* (den siegreichen *lar*), in den *lar martis et pacis triumphalis* (den *lar* des Mars und des triumphalen Friedens) und in die Laren, die in Rom als die «Halbgötter, die die Stadt begründet und das Reich errichtet haben», verehrt wurden.³² Diese letztere Verwandlung entsteht beim glücklichen Ausgang solcher Erfahrungen. Genauso wie das Doppel die tiefe Kraft darstellt, die gegenüber dem äußeren Bewußtsein verborgen bereitsteht; genauso wie die Todesgöttin die Erfahrung dramatisiert, wenn sich diese Kraft als Urgrund der Krise, eben des Kernes des begrenzten Ichs offenbart; genauso wie die Furien und Erinnyen oder die *lares ludentes* die Art und Weise des Sich-Entfesseln und Hervorbrechens dieser Kraft widerspiegeln, genauso drücken die Göttin Victoria und der *lar victor* den Triumph über diese Kraft aus, das «Einswerden der beiden», den siegreichen Übergang zu dem Zustand, der jenseits der Gefahr der Ekstasen und formlosen Auflösungen steht, die im frenetischen Augenblick des Tatgeschehens droht.

Dort, wo sich im Gegensatz zu dem, was im Bereich der kontemplativen Askese vor sich geht, die geistigen Geschehnisse in einer Gesamtheit von realen Handlungen und Tatsachen abwickeln, kann sich zwischen physischem und metaphysischem, zwischen sichtbarem und unsichtbarem Bereich ein Parallelismus bilden, und die inneren Geschehnisse können das verborgene Gegenstück von äußeren Kriegs- oder Kampfeshandlungen sein, die zu einem wirklichen und eigentlichen Sieg als Krönung führen. Der materielle Sieg führt damit zum Sichtbarwerden eines entsprechenden geistigen Faktums, das ihn längs der in alten Zeiten noch halb offenen Wege der Energien

³¹ Vergl. BRUGMANN, *Indogerm. Forschungen*, XVII, 433.

³² SAGLIO, *Dict. Ant.*, Bd. VI, S.944.

vorherbestimmte - Wege, die das Innere mit dem Äußeren verbinden: Der Sieg erweist sich damit als das reale Zeichen einer Einweihung und einer mystischen Gotteserscheinung, die sich im selben Punkte erfüllt haben. Den Furien und dem Tod, denen der Krieger und Führer materiell gegenüberstand, ist er gleichzeitig auch in seinem Inneren, in seinem Geiste begegnet, in der Form eines gefährlichen Hervorbrechens der Kräfte seiner eigenen tiefsten Natur. Dadurch, daß er darüber triumphiert, trägt er auch den materiellen Sieg davon.³³ Deshalb gewann in den klassischen Traditionen jeder Sieg vielfach noch einen sakralen Sinngehalt dazu; und beim Imperator, beim Heroen und beim Feldherrn, der auf dem siegreichen Schlachtfeld umjubelt wurde, wie auch schon beim Sieger der heiligen Spiele, hatte man das Gefühl der plötzlichen Offenbarung einer mystischen Kraft, die sie verwandelte und ins Übermenschliche erhob. Einer der kriegerischen Bräuche der Römer, den man nach einem esoterischen Sinngehalt erklären könnte, war der Brauch, den Sieger auf den Schild zu heben. Tatsächlich wurde der Schild schon von Ennius mit der Himmelskuppel verglichen - *altisonum coeli clupeum* -, und er war im olympischen Jupitertempel heilig. Im dritten Jahrhundert verschmolz in Rom dann der Titel des «Imperators» mit demjenigen des «Siegere»; und die Zeremonie des *Triumphes* war viel weniger ein militärisches Schauspiel als eine heilige Zeremonie zu Ehren des höchsten kapitolinischen Gottes. Der Triumphator erschien als lebendes Abbild Jupiters und legte den Siegeslorbeer für seinen Triumph in die Hände dieses Gottes. Der Triumphwagen war ein Symbol des kosmischen Viergespanns Jupiters, und die Auszeichnungen des Führers entsprachen denen des Gottes.³⁴ Die Symbolik der «Viktorien» (Siegesgöttinnen), Walküren und ähnlicher Wesenheiten, die die Seelen der gefallenen Krieger in den «Himmel» führen, und die Bedeutung eines siegreichen Helden, der wie Herakles von Nike die Krone dessen empfängt, der an der olympischen Unsterblich-

³³ Die nordische Auffassung, wonach es die Walküren sind, die den Sieg im Kampfe herbeiführen - *ratha sigri* (vergl. GRIMM, *Deutsche Myth.*, I, S.349), bringt den Gedanken zum Ausdruck, daß es eben viel eher derartige Kräfte sind, die den Kampf entscheiden, und nicht so sehr die menschlichen Kräfte im engeren und individualistischen Sinne. Der Gedanke, daß sich eine transzendente Macht offenbart - manchmal erscheint sie als die Stimme des Gottes Faunus, die sofort bei Beginn der Schlacht vernommen wird und dem Feinde einen panischen Schrecken einflößt -, findet sich im Römertum häufig. (Vergl. PRELLER, *Rom. Myth.*, S.337). Und es findet sich auch die Vorstellung wieder, daß ein Führer geopfert werden muß, um gemäß dem allgemeinen Sinngehalt der rituellen Tötungen eine solche Macht ganz in Erscheinung treten zu lassen. Es ist der Ritus der *devotio* (Hingabe), das Sühneopfer des Führers, um die niedrigen Kräfte zu entfesseln und den Genius des Schreckens gegen den Feind loszulassen: Und auch hier (z. B. im Fall des Konsuls Decius) offenbart sich bei seiner Niederlage der panische Schrecken in Entsprechung zu der aus dem Körper befreiten Kraft. (Vergl. PRELLER, *a.a.O.*, S.466-7). Er ist mit dem *herfjötun* zu vergleichen, dem panischen Schrecken, den die entfesselten Walküren auf magische Weise dem Feind einjagen (vergl. GOLThER, *a.a.O.*, S. 111). Ein letztes Echo von Bedeutungsinhalten dieser Art hat sich bei den japanischen Kamikaze erhalten, wie es sie im zweiten Weltkrieg gab: Wie bekannt, bedeutet der Name dieser selbstmörderischen Piloten, die sich gegen den Feind warfen, «Wind der Götter», was grundsätzlich zu gleichartigen Gedankengängen führt. Auf dem Rumpf ihrer Flugzeuge stand geschrieben: «Ihr seid Götter und habt kein irdisches Begehren mehr.»

³⁴ Vergl. PRHLLER, *a.a.O.*, S.202-205.

keit teilhat, wird damit klar und vervollständigt das, was wir über den Heiligen Krieg gesagt haben: Wir befinden uns eben im Bereich von Traditionen, wo der Sieg eine der Einweihung ähnliche Bedeutung im Sinne einer Unsterblichwerdung besitzt und zum Mittler einer Teilhaftigkeit am Transzendenten oder dessen Sichtbarwerdung in einem Machtkörper wird. Auf den gleichen Grundgedanken ist die islamische Vorstellung zurückzuführen, wonach die im «Heiligen Krieg» - *jihād* - gefallenen Krieger in Wirklichkeit überhaupt nicht gestorben seien.³⁵

Ein letzter Punkt: Oft wurde der Sieg eines Führers bei den Römern wie eine eigene, unabhängige Gottheit - *numen* - angesehen, deren geheimnisvolles Leben den Mittelpunkt eines besonderen Kultes bildete. Und Feste, heilige Spiele, Riten und Opfer waren darauf ausgerichtet, die Gegenwärtigkeit dieses göttlichen Lebens zu erneuern. Die *Victoria Caesaris* (Sieg Cäsars) ist das bekannteste Beispiel dafür.³⁶ Man nahm an, daß jeder Sieg, gleich einer Einweihungs- oder «Opfer»-Tat, ein Wesen schuf, das vom Schicksal und von der besonderen Individualität des sterblichen Menschen, aus dem es stammte, losgelöst war und eine Strömung bestimmter geistiger Einflüsse hervorbringen konnte, genau wie der Sieg der göttlichen Ahnen, über den wir schon ausführlich gesprochen haben. Aber wie im Falle des Kultes der göttlichen Ahnen mußten auch diese Einflüsse von nach den Gesetzen der Sympathie und Analogie wirkenden Riten verstärkt und weiterentwickelt werden. Daher wurden die *victoriae* als *numina* regelmäßig, hauptsächlich durch Spiele und Wettkämpfe, gefeiert. Die Regelmäßigkeit dieses Kampfkultes, die vom Gesetz festgelegt war, konnte eine «Gegenwärtigkeit» herbeiführen, die sich verborgen den Kräften des Volkes hinzufügte, um es einem «glückhaften» Ende zuzuführen und um aus den neuen Siegen ein Mittel zu schaffen, das die Offenbarung und die Bekräftigung der Energie des ursprünglichen Sieges ermöglichte. Da also in Rom die Verehrung des toten Cäsar mit der Verehrung seines Sieges zusammenfiel und da regelmäßige Spiele der *Victoria Caesaris* geweiht wurden, konnte man in ihm einen «ewigen Sieger» sehen.³⁷

Der Kult der *Victoria*, der als vorgeschichtlich galt³⁸, kann allgemein als die geheime Seele der römischen Größe und *fides* angesehen werden. Seit der Zeit des Augustus war die Statue der Göttin *Victoria* auf dem Altar des römischen Senats aufgestellt, und es war Brauch, daß jeder Senator, wenn er an seinen Platz ging, zu diesem Altar schritt, um dort ein Weihrauchkorn zu verbrennen. Diese Kraft schien damit unsichtbar über die Beschlüsse der

³⁵ Ein rätselhaftes Zeugnis des *Korans* (II, 149, vergl. III 163) lautet eben: «Nennt nicht tot, die auf dem Wege Gottes umgekommen sind; nein, ganz im Gegenteil, sie leben, aber ihr merkt es nicht.» Dem entspricht übrigens die Lehre PLATONS (*Staat* 468e), wonach einige der im Krieg Getöteten mit der «Goldenen Rasse» eins werden, die nach Hesiod niemals stirbt, sondern unsichtbar bleibt und wacht.

³⁶ Vergl. PIGANIOL, *Jeux Rom*, a.a.O., S.124, 147, 118. *Victoria* bedeutet sowohl Sieg als auch Siegesgöttin.

³⁷ Vergl. DIOCASS., XLV, 7.

³⁸ Vergl. DION. HALIK., I, 32, 5.

Kurie den Vorsitz zu haben: Gegen ihr Bild hin wurden auch die Hände ausgestreckt, wenn man einem neuen Herrscher Treue schwor und wenn jedes Jahr am dritten Januar feierlich Wünsche für die Gesundheit des Kaisers und das Wohlergehen des Reiches ausgesprochen wurden. Und das war dann auch der langlebige römische Kult, der als letzter dem Christentum wich.³⁹

Man kann tatsächlich sagen, daß unter den Römern kein Glaube lebendiger war als der, daß göttliche Kräfte die Größe Roms herbeigeführt hätten und ihre *aeternitas* (Ewigkeit) aufrechterhielten⁴⁰, daß deshalb ein Krieg, um im materiellen Sinn gewonnen zu werden, vorerst im mystischen Sinne gewonnen oder wenigstens begünstigt werden mußte. Nach der Schlacht am Trasimenersee sagte Fabius zu den Soldaten: «Eure Schuld liegt vielmehr in der Vernachlässigung der Opfer und in der Nichtbeachtung der Voraussagen der Auguren als im Mangel an Mut oder Können.⁴¹ Weiterhin war es ein Glaubenspunkt, daß eine Stadt nicht eingenommen werden könne, außer man verhalte sich so, daß der Schutzgott sie im Stich lasse⁴². Kein Krieg wurde ohne vorherige Opfer begonnen, und ein besonderes Priesterkollegium, die *fetiales*, hatte die Aufsicht über die den Krieg betreffenden Riten. Die Grundregel der römischen Militärkunst war, nicht zum Kampfe gezwungen zu werden, wenn die Götter dagegen waren.⁴³ Schon Themistokles hatte gesagt: «Nicht wir, sondern die Götter und die Helden haben diese Unternehmung vollbracht.»⁴⁴ So fiel der wahre Schwerpunkt wiederum in das Sakrale. Übernatürliche Taten mußten die menschlichen Taten unterstützen, um auf diese die mystische Kraft der Victoria zu übertragen.⁴⁵

Nachdem wir von Tat und Heldentum als traditionale Werte gesprochen haben, sollten wir auch darauf hinweisen, wie groß der Unterschied zu dem ist, was bis auf wenige Ausnahmen heute unter diesen Begriffen verstanden wird. Der Unterschied liegt, um es nochmals zu wiederholen, im Fehlen der transzendenten Dimensionen bei den heutigen Formen, d. h., es besteht eine Ausrichtung, die, mag sie auch nicht nur von einem bloßen Instinkt und einem blinden Vorwärtsdrängen bestimmt sein, nicht zu einer «Öffnung» führt, sondern im Gegenteil Eigenschaften hervorbringt, die nur das «physi-

³⁹ Vergl. BOISSIER, *La fin du paganisme*, a. a. O., Bd. II, S. 302 ff.

⁴⁰ Vergl. CICERO, *De nat. Deor.*, II, 3, 8; PLUTARCH, *Rom.*, I, 8.

⁴¹ LIVIUS, XVII, 9; vergl. XXXI, 5; XXXVI, 2; XLII, 2. PUJTARCH (*Marc.* IV) berichtet, daß die Römer «nicht gestatteten, die Auspizien zu vernachlässigen, und zwar nicht einmal, wenn sie dadurch große Vorteile errungen hätten, denn sie hielten es für das Heil der Stadt wichtiger, daß die Konsuln die heiligen Dinge ehrten, als daß sie den Feind besiegten.»

⁴² Vergl. MACRODIUS, III, 9, 2; SERVIUS, *Ad Aen.*, II, 244; MARQUARDT, Bd. I, S. 25-26.

⁴³ DE COULANGES, *Cit. Ant.* a. a. O., S. 192. Gleich den nordischen Indoeuropäern vergl. GOLTHER, a. a. O., S. 551.

⁴⁴ HERODOT, VIII, 109, 19.

⁴⁵ Bei wilden Völkern sind noch häufig Spuren dieser Ansichten erhalten geblieben, die, wenn man sie am rechten Ort und im richtigen Sinn versteht, nicht bloßer «Aberglaube» sind. Für sie ist der Krieg letztlich ein Krieg zwischen Magiern: Der Sieg gebührt demjenigen, der die mächtigere «Kriegsmedizin» hat, da jeder andere noch mitspielende Faktor und selbst der Mut der Krieger nur eine Folgeerscheinung daraus sind. (Vergl. LEVI-BRUHL, *Ment. primit.*, a. a. O., S. 373-378)

sehe Ich» in einem dunklen, tragischen Glanz stärken. In bezug auf die asketischen Werte im engeren Sinne haben wir eine gleichartige Minderung, die die Askese jedes höherführenden Elementes beraubt, im Übergang des Begriffes der *Askese* auf den der *Ethik*, besonders bei Morallehren wie jener Kants und zum Teil schon jener der Stoa. Jede Moral, sofern es sich um eine ihrer höheren Formen handelt, d.h. um die sogenannte «autonome Moral», ist nichts anderes als verweltlichte Askese. Aber als solche ist sie nur ein überlebendes Reststück und erscheint ohne jedes echte Fundament. So hat die Kritik der modernen «Freigeister» bis zu Nietzsche leichtes Spiel mit den Werten und Aufforderungen der zu Unrecht so genannten Moral aus Tradition gehabt (zu Unrecht so genannt, da es in einer traditionellen Kultur, wir wiederholen es, die Moral als autonomen Bereich gar nicht gab). Von da mußte man logischerweise auf ein noch tieferes Niveau hinabsteigen: Von der kategorisch befehlenden «autonomen» Moral wechselte man zu einer Moral, die auf reinen Nützlichkeits- und «Sozial»-Maßstäben beruhte und damit unter einer grundsätzlichen Relativität und Zufälligkeit litt.

Wie die Askese im allgemeinen, so haben auch der Heroismus und die Tat, wenn sie nicht darauf abzielen, die Persönlichkeit zu ihrem wahren Mittelpunkt zurückzuführen, nichts von dem, was in der traditionellen Welt glorifiziert wurde, sondern sind eine bloße «Konstruktion», die mit dem Menschen beginnt und mit dem Menschen endet und damit über die Empfindung, die Erregtheit und impulsive Leidenschaft hinaus keinen Sinngehalt oder Wert aufweist. Das ist beinahe ohne Ausnahme der Fall beim modernen «Aktions»-Kult, auch wenn er sich nicht nur auf eine Hochzüchtung der «Reflexe» beschränkt, auf eine quasi sportliche Kontrolle der Elementarreaktionen, wie es bei der übermäßigen Mechanisierung der modernen Spielarten der Tat, mit dem Krieg an erster Stelle, fast zwangsläufig geschieht. Und wo immer sich existentielle Grenzerfahrungen ergeben, ist es immer und allein nur der Mensch, der sich inzesthaft daran götlich tut; ja, das Niveau sinkt vielfach sogar auf unterpersönliche, kollektive Kräfte ab, denen die mit Heroismus, Sport und Tat verbundenen «Ekstasen» dann noch die Verkörperung erleichtern.

Der moderne heroische Mythos auf individualistischer, auf Willen und «Übermenschentum» beruhender Grundlage stellt eine gefährliche Verirrung dar. Auf seiner Grundlage «erscheint» dem einzelnen, «der sich jede Möglichkeit zur überindividuellen und außermenschlichen Entwicklung abschneidet, durch eine diabolische Konstruktion das Prinzip seines kleinen, physischen Willens als absoluter Bezugspunkt, und er sucht das Gespenst der Außenwelt zu überwältigen, indem er ihm zutiefst erregt das Gespenst des eigenen Ichs entgegenstellt. Es ist nicht ohne Ironie, wenn angesichts dieses ansteckenden Wahns demjenigen, der das Spiel dieser armen, mehr oder weniger heroischen Menschen betrachtet, die Ratschläge des Konfuzius einfallen, wonach es jedem vernünftigen Menschen zur Pflicht gemacht wird, das Leben zu bewahren, und zwar nur im Hinblick auf die Entwicklungsmöglichkeiten, um derentwillen allein der Mensch würdig ist, Mensch zu hei-

ßen.»⁴⁶ Es bleibt jedoch eine Tatsache, daß der moderne Mensch solche herabgekommene und profanierte Formen der Tat wie eine Art Rauschgift nötig hat: Er braucht sie, um der Empfindung der inneren Leere zu entrinnen, und um sich selbst auszufüllen und in übersteigerten Gefühlsregungen den Ersatz für eine echte Sinnerfüllung des Lebens zu finden. Eine Art verkrampfter Unruhe, die alle Grenzen sprengt, die von Fieber zu Fieber treibt und immer neue Quellen des Rausches und der Betäubung erfindet, ist eines der Kennzeichen des «Dunklen Zeitalters» im Westen.

Bevor wir weitergehen, möchten wir noch auf einen Aspekt des traditionellen Geistes hinweisen, der mit dem Rechtswesen zu tun hat und teilweise auf die eben dargelegten Ansichten Bezug nimmt. Es handelt sich um die Ordale und die sogenannten «Gottesurteile».

Es kam oft vor, daß man die Prüfung der Wahrheit, des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Unschuld einem Test unterwarf, der aus einer entscheidenden Tat bestand - *experimentum crucis*. Wie dem Recht ein göttlicher Ursprung zuerkannt wurde, so galt die Ungerechtigkeit als Verletzung des göttlichen Gesetzes, die durch ein Zeichen erkannt werden konnte, daß im Ausgang einer dementsprechend ausgerichteten, menschlichen Tat bestand. Es war germanischer Brauch, durch den Ausgang der Waffenprobe den göttlichen Willen zu erfahren, im Sinne eines besonderen, eben durch die Tat übermittelten Orakels: Und das war auch die Vorstellung, die ursprünglich der Sitte des Duells zugrunde lag. Vom Grundsatz ausgehend: *de coelo est fortitudo* (vom Himmel kommt die Stärke) (*Annales Fuldenses*) weitete sich das manchmal sogar bis auf die Ebene der kriegführenden Staaten und Nationen aus. Noch die Schlacht von Fontenoy (841 n. Chr.) wurde als «Gottesurteil» aufgefaßt, das dazu aufgerufen war zu entscheiden, wer von den zwei Brüdern das wahre Recht besaß, da sie beide für sich allein das Erbe des Reiches von Karl dem Großen beanspruchten. Und wenn ein Kampf in diesem Geiste ausgefochten wurde, so gehorchte er besonderen Vorschriften: z. B. war es dem Sieger untersagt, Beute zu machen und den Sieg strategisch oder territorial auszunützen, und beide Teile mußten für alle Verwundeten und Gefallenen die gleiche Sorge verwenden. Auch wurden nach der allgemeinen Auffassung, die sich im gesamten fränkisch-karolingischen Zeitraum erhielt, Sieg und Niederlage, auch ohne bewußte Vorstellung einer Prüfung, als Zeichen von oben für die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, die Wahrheit oder die Schuld empfunden.⁴⁷ Aus der Legende des Kampfes zwischen Roland und Ferragus und gleichwertigen Themen der Ritterliteratur sehen wir, daß das Mittelalter sogar die Prüfung des wahren Glaubens der Waffenprobe überließ.

In anderen Fällen bestand der Test der Tat im Hervorrufen eines übernatürlichen Phänomens. Das galt schon im klassischen Altertum: Bekannt ist z. B. die römische Legende einer der Gotteslästerung verdächtigen Vestalin, die die eigene Unschuld dadurch beweist, daß sie in einem Sieb Wasser aus

⁴⁶ DB GIORGIO («Zero»), In *La Conlempiazione e l'Azione* («Torre», Nr. 7, Jahrgang 1930).

⁴⁷ Vergl. *Der Vertrag von Verdun*, herausgegeben v. T. MAYER, Leipzig, 1943, S. 153-156.

dem Tiber holt. Der Brauch, den Schuldigen, der leugnet, die ihm angekreidete Tat begangen zu haben, aufzufordern, z.B. ein Gift oder ein starkes Brechmittel einzunehmen und dann, wenn die Substanz die gewöhnlichen Wirkungen hervorbrachte, die Anschuldigung als gerechtfertigt anzusehen, gehört nicht nur zu den degenerierten Formen, die sich bloß bei den Wilden erhalten haben. Im europäischen Mittelalter gab es solche freiwillig eingegangenen Ordale nicht nur im Bereich der weltlichen Gerichtsbarkeit, sondern auch im sakralen Bereich, und Mönche, ja sogar Bischöfe akzeptierten ein solches Kriterium zur Wahrheitsbestätigung ihrer Behauptungen in Glaubensfragen.⁴⁸ Auch die Tortur, als Mittel zur Befragung aufgefaßt, hatte ursprünglich Bezug zum Gedanken des «Gottesurteiles»: Man dachte an eine quasi-magische Kraft, die mit der Wahrheit verbunden wäre; man war überzeugt, daß keine Qual die innere Kraft eines unschuldigen und die Wahrheit vorbringenden Menschen zerstören könne.

Der Zusammenhang von all diesem mit der mystischen «Tugend», die man traditional im «Siege» sah, ist offenbar. Bei solchen Prüfungen, einschließlich der Waffenprobe, dachte man also, «Gott» zum Zeugen «aufzurufen». In der Tat kann man von ähnlichen unschuldigen, theistischen Vorstellungen auf die reinere Form des traditionellen Gedankens zurückkommen, wonach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit in letzter Analyse als Erscheinungen eines metaphysischen Bereichs gelten, der als *Wirklichkeit* aufgefaßt wird und den der Zustand der Wahrheit und Gerechtigkeit im Menschen objektiv hervorzurufen imstande ist. Die Vorstellung der Überwelt als einer Wirklichkeit im überragenden Sinne, folglich als einer über den Naturgesetzen stehenden Macht und geneigt, sich hier auf Erden jedes Mal zu offenbaren, sobald ein Mensch ihr den Weg öffnet, vor allem durch eine absolute und nicht individuell gebundene, ganz auf dem reinen Geist der Wahrheit beruhende Hingabe an sie, worauf bestimmte geistige Zustände auftreten (der schon besprochene heroisch-kämpferische Zustand, der «loslöst», oder die äußerste Spannung bei einer Prüfung oder einer Gefahr), die dazu dienen, sozusagen die geschlossenen menschlichen Stromkreisläufe an diese viel weiteren Stromkreisläufe der Überwelt anzuschließen, in deren Rahmen ungewöhnliche und scheinbar wunderbare Geschehnisse möglich werden - eine solche Vorstellung also mag die erwähnten Traditionen und Gebräuche erklären und ihnen den rechten Sinngehalt zuweisen. In diesem Bereich bildeten Wahrheit und Wirklichkeit, Macht und Recht, Sieg und Gerechtigkeit

⁴⁸ So berichtet man z.B. über die Feuerprobe, daß um das Jahr 506 unter dem Kaiser Athanasius ein katholischer Bischof im Osten einem arianischen Bischof vorschlug, durch dieses Mittel «zu beweisen, welche der zwei Glaubensrichtungen die wahre sei. Nachdem der Arianer sich weigerte mitzutun, stieg der Orthodoxe in das Feuer und ging unverletzt daraus hervor.» Diese Kraft hatten übrigens, wie PLINIUS (VII, 2) berichtet, schon die Priester des Apollo von Soracte; *super ambustam ligni struem ambulantes, non aduri tradebantur* (obwohl sie über halbverbrannte Holzhaufen schritten, hätten sie sich - so wird überliefert - nicht verbrannt). Die gleiche Vorstellung findet sich auch auf einer höheren Ebene: Nach einer antiken iranischen Oberlieferung entfesselt sich am «Ende der Welt» ein Feuerstrom, den alle Menschen durchqueren müssen: Die «Gerechten» erkennt man daran, daß sie dadurch keinen Schaden erleiden, wohingegen die Bösen von ihm verschlungen werden (*Bundahesh*, XXX, 18).

keit also ein einziges Ding, das wiederum im Übernatürlichen den wahren Schwerpunkt hatte.

Solche Ansichten müssen dagegen als reiner Aberglaube erscheinen, wo immer der «Fortschritt» die menschlichen Tugenden systematisch jeder Möglichkeit beraubt hat, sich objektiv auf eine höhere Ordnung zu beziehen. Wenn man die Kraft des Menschen in der gleichen Weise betrachtet wie die Kraft eines Tieres, also als die Fähigkeit eines Wesens zum mechanischen Handeln, wobei das Wesen durch nichts mit etwas über ihm Stehenden verbunden ist, dann kann die Kraftprobe natürlich nichts Höheres bedeuten, und der Ausgang jedes Wettkampfes bleibt allein dem Zufall überlassen, ohne daß ein möglicher Zusammenhang mit einer «Wert»-Ordnung gegeben wäre. Nachdem aus den Gedanken der Wahrheit, des Rechts und der Gerechtigkeit Abstraktionen und gesellschaftliche Konventionen geworden sind; nachdem jene Empfindung vergessen war, auf Grund deren man im arischen Indien sagen konnte, daß «die Erde auf der Wahrheit gegründet ist» - *satyena utabhitā bhwnih* -; nachdem jede Wahrnehmungsmöglichkeit solcher «Werte» als objektive, fast möchten wir sagen physische Erscheinungen der Übenvirklichkeit im Gestrüpp des Zufalls erstickt worden war, ist es nur natürlich, daß man sich fragt, wie denn Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit jemals auf den vorbestimmten Ablauf von Geschehnissen und Fakten Einfluß nehmen können, den die Wissenschaft, zumindest bis vor ganz kurzer Zeit, als unabänderlich erklärt hat.⁴⁹ Streitereien von Juristen, fleißige Auszüge aus Gesetzesbüchern, Paragraphen aus Gesetzen, die «für alle gleich sind», durch die die verweltlichten Staaten und die mit Zepter und Krone versehenen Volksmassen allmächtig geworden sind - dies alles soll also darüber entscheiden, was wahr und gerecht, was Unschuld und was Schuld ist. Die erhabene Sicherheit, mit der der traditionale Mensch unerschrocken und überindividualistisch, gewappnet mit Glauben und Waffen, gegen das Unrecht ankämpfte; die geistige Unerschütterlichkeit, die ihn a priori und absolut in einer übernatürlichen Macht verankerte, gegen die auch die Kraft der Elemente, der Empfindungen und selbst der Naturgesetze nichts vermochte, das hingegen ist «Aberglaube».

Auf die Auflösung der traditionellen Werte ist auch hier ihre Umkehrung gefolgt. Um nichts anderes handelt es sich nämlich, wenn sich die moderne Welt auf den «Realismus» beruft und die Vorstellung von der Identität von Sieg und Recht im Grundsatz: «Die Macht schafft das Recht» wiederum aufzunehmen scheint. Da es sich dabei aber um Macht im tiefsten material-

⁴⁹ Wir sagen «bis vor ganz kurzer Zeit», weil die modernen parapsychologischen Forschungen schließlich anerkannt haben, daß im Menschen latente übernatürliche Möglichkeiten bestehen, die sich objektiv zeigen und den Ablauf der physikalisch-chemischen Erscheinungen verändern können. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß sich Prüfungen wie die Gottesurteile so lange hätten erhalten können, wenn niemals ein außernormales Phänomen in Erscheinung getreten wäre und man die Prüflinge gleichförmig und immer nur unterliegen hätte sehen - auch abgesehen von dieser Unwahrscheinlichkeit sollten die erwähnten parapsychologischen Feststellungen genügen, um hinsichtlich der üblichen Gemeinplätze, wie «abergläubisch» solche Arten von «Gottesurteilen» denn seien, nachdenklich zu stimmen.

stischen Sinne und auf der Ebene des Krieges in seinen jüngsten Formen sogar geradezu *ahrimanischen* Sinne handelt, weil allein das technische und industrielle Potential der absolut ausschlaggebende Faktor geworden ist, da es also in der heutigen Welt um nichts anderes mehr geht, ist das Sprechen von «Werten» und Recht reine Rhetorik. Aber gerade eine solche Rhetorik mit großen Phrasen und heuchlerischem Verkünden von Prinzipien wird als zusätzliches Werkzeug im Dienst eines häßlichen Machtwillens mobilisiert. Das ist ein besonderer Aspekt der allgemeinen Umwälzung der letzten Zeit, auf den wir übrigens noch zu gegebener Zeit zu sprechen kommen werden.

19. Der Raum - die Zeit - der Boden

Wir haben schon vorher darauf hingewiesen, daß der traditionale und der moderne Mensch nicht nur einfach durch die Mentalität und die Art ihrer Kultur unterschieden sind. Der Unterschied liegt zusätzlich auch noch in den inneren Erfahrungsmöglichkeiten, in der Art und Weise, mit der die Welt der Natur erfaßt wurde, also in den Kategorien der Wahrnehmung und in den fundamentalen Beziehungen zwischen Ich und Nicht-Ich. Raum, Zeit, Kausalität weisen daher im traditionellen Menschen einen völlig anders gearteten Charakter auf als in der Erfahrung des Menschen der neueren Zeit. Der Irrtum der sogenannten Gnoseologie (oder Erkenntnistheorie), beginnend mit Kant, ist die Annahme, daß diese grundsätzlichen Formen der menschlichen Erfahrung immer dieselben waren, eben genauso, wie sie dem modernen Menschen bekannt sind. Aber auch hier kann man eine tiefe Wandlung, dem allgemeinen Involutionsprozeß entsprechend, feststellen. Wir beschränken uns darauf, die erwähnte Unterschiedlichkeit nur in bezug auf Raum und Zeit zu untersuchen.

Was die Zeit betrifft, so haben wir schon in der Einführung den grundsätzlichen Punkt angeführt: *Der Zeitbegriff der traditionellen Kultur ist kein «historischer», linear ablaufender Zeitbegriff.* Die Zeit, das Werden, steht in Zusammenhang mit dem, was über der Zeit liegt, so daß die Zeitauffassung geistig verändert wird.

Um diesen Punkt klarer zu fassen, müssen wir präzisieren, was heute die Zeit bedeutet. Sie ist die einfache, nicht umkehrbare Ordnung aufeinanderfolgender Ereignisse. Ihre Teile sind in sich durch und durch gleichartig und daher als eine Menge meßbar. Dazu kommt die Unterscheidung in ein «Vorher» und ein «Nachher» (Vergangenheit und Zukunft), gemessen an einem völlig relativen Bezugspunkt (der Gegenwart). Aber die Tatsache, Vergangenheit oder Zukunft an diesem Zeitpunkt oder einem anderen zu sein, verleiht einem bestimmten Ereignis keine besondere Eigenschaft: Sie weist ihm nur ein Datum zu; das ist alles. Es besteht im ganzen gesehen also eine gegenseitige Indifferenz zwischen der Zeit und ihrem Inhalt. Die Zeitlichkeit dieser Inhalte bedeutet einfach, daß sie von einem ununterbrochenen Strom weitergetragen werden, der nie zurückkehrt und in dem im Grunde genommen jeder Punkt, obwohl er immer verschieden ist, doch auch immer jedem anderen genau gleicht. In den neuesten wissenschaftlichen Auffassungen, wie z.B. jener Minkowskijs oder Einsteins, verliert die Zeit sogar diesen Charakter. Man spricht dabei von der Relativität der Zeit, der Zeit als «vierter Raumdimension» usw., was bedeutet, daß die Zeit zu einer mathematischen Ordnung wird, die in sich absolut indifferent ist in bezug auf die Ereignisse, die allein auf Grund des gewählten Bezugssystems sich auch in einem «Vorher» statt in einem «Nachher» befinden können.

Die traditionale Zeiterfahrung war immer von ganz anderer Art. Die Zeit ist in ihr nicht eine Quantität, sondern eine *Qualität*; kein Serienablauf, sondern *Rhythmus*. Sie läuft nicht gleichmäßig und unbegrenzt ab, sondern sie gliedert sich in Zyklen, in Perioden, von denen jeder Augenblick einen *Sinngehalt* und einen spezifischen Wert gegenüber allen anderen aufweist, ja eine lebendige Individualität und Funktionalität besitzt. Diese Zyklen und Perioden, wie das «Große Jahr» der Chaldäer und Hellenen, das etruskisch-latinische *saeculum*, der iranische *aeon*, die «Sonnen» der Azteken, die *kalpa* der Hindus, stellen jede für sich eine abgeschlossene Entwicklung dar und bilden geschlossene, vollkommene Einheiten, die untereinander identisch sind. Wenn sie sich wiederholen, verändern sie sich nicht und vervielfachen sich nicht, sondern folgen aufeinander wie eine «Kette von Ewigkeiten»¹, wie es in einem treffenden Ausdruck heißt.

Da es sich nicht um eine quantitative, sondern um eine organische Vollständigkeit handelte, konnte die zeitmäßige Dauer des *saeculum* auch schwanken. Quantitativ verschieden lange Zeiträume konnten als gleich gelten, wenn jeder der einzelnen Zeiträume alle typischen Momente eines Zyklus beinhaltet und wiederholte. Daher tauchen in der Tradition immer wieder feststehende Zahlen auf, z.B. die Sieben, die Neun, die Zwölf, die Tausend, die keine Quantitäten ausdrücken, sondern typische Rhythmusstrukturen darstellen, so daß sie materiell verschieden langen, aber symbolisch gleichwertigen Zeiträumen übergeordnet sein können.

Auf dieser Grundlage basierend, kannte die traditionale Welt anstelle der unbegrenzten chronologischen Abfolge eine Hierarchie, die auf Analogien zwischen großen und kleinen Zyklen beruhte, woraus tatsächlich eine Art Rückführung der zeitlichen Vielheit auf eine überzeitliche Einheit erfolgte.² Da der kleine Zyklus analog den großen wiedergab, war damit, der Möglichkeit nach, ein Weg der Teilhaftigkeit an immer weiteren Ordnungen gegeben, an Zeiträumen, die von den Rückständen an Materie und Zufälligkeit immer freier wurden, bis sozusagen eine Art *Raum-Zeit*³ erreicht wurde.

¹ HUBERT-MAUSS, *Mel. Hist. Rel.*, a.a.O., S. 207. Nach den Chaldäern teilte sich die Ewigkeit des Universums in eine Reihe von «großen Jahren», in denen sich dieselben Geschehnisse wiederholten, genau wie auch im kleinen Jahr Sommer und Winter immer wiederkehren. Wenn gewisse Zeiträume manchmal durch Gottheiten oder göttliche Organe personifiziert wurden, muß man darin einen weiteren Ausdruck der Vorstellung des Zyklus als einer organischen Gesamtheit sehen.

² Vergl. HUBERT-MAUSS, o.a.O., S. 202: «Die Zeiträume (der traditionellen Zeit) können mit den Zahlen verglichen werden, die von Mal zu Mal entweder als Aufzählungen von niedrigeren Einheiten gelten oder als Summen, die sich als Einheiten zur Bildung höherer Zahlen verwenden lassen. Die Kontinuität wird ihnen durch den verstandesmäßigen Vorgang gegeben, der die Synthese ihrer Elemente bildet.»

³ Diesen Gedankengang gibt auch die Hindu-Auffassung wieder, wonach ein Jahr der Sterblichen einem Tag einer bestimmten Ordnung von Göttern entspricht und ein Jahr dieser Götter wiederum einem Tag einer höheren Hierarchie (vergl. *Psalmen*, 90,4: «Tausend Jahre sind wie ein Tag in den Augen des Herrn») usw. bis wir zu den Tagen und Nächten des *brahman* gelangen, die den zyklischen Ablauf der kosmischen Offenbarung ausdrücken (vergl. *Mānavadharma-Qāstra*, 1,64-74). Im selben Text wird berichtet (1,80), daß diese Zyklen zum *Spiele-lila* wiederholt werden, eine Ausdrucksform für die Unerheblichkeit und die Ungeschichtlichkeit

Dadurch, daß die Zeit von oben her geordnet war, so daß sich jeder Zeitraum in mehrere zyklische Perioden gliederte, die diese Struktur widerspiegelte und dadurch, daß bestimmte Momente dieser Zyklen mit Feiern, Riten oder Festen verbunden wurden, dazu bestimmt, die entsprechenden Bedeutungsinhalte wieder zu erwecken oder gegenwärtig zu machen, handelte die traditionale Welt auch in dieser Hinsicht im Sinne einer Befreiung und einer vergeistigenden Umwandlung. Sie hielt den durcheinandergewirbelten Fluß der Wasser an und schuf jene Durchsichtigkeit im Strom des Werdens, die eine Sicht auf die unbewegliche Tiefe ermöglichte. Es darf daher auch nicht verwundern, daß der Kalender als Grundlage der Zeitmessung in der Antike sakralen Charakter hatte und der Weisheit der Priesterkasten anvertraut war, daß weiterhin Tagesstunden, Wochentage und dann bestimmte Tage eines Jahres als bestimmten Gottheiten heilig oder an bestimmte Schicksale geknüpft betrachtet wurden. Als Überrest kennt der Katholizismus auch noch heute ein Jahr, das mit religiösen Festen und mit Tagen bestückt ist, die mehr oder weniger durch heilige Ereignisse gekennzeichnet sind. Darin ist noch ein schwacher Widerhall jenes antiken Zeitbegriffs erhalten geblieben, der durch den Ritus rhythmisch wurde, vom Symbol verklärt und als Abbild einer «heiligen Geschichte» geformt war.

Daß in der Tradition Sterne, Sternperioden und vor allem Punkte des Sonnenkreislaufes zur Festsetzung dieser rhythmischen Einheiten verwendet wurden, berechtigt überhaupt nicht dazu, die sogenannten «naturalistischen» Interpretationen als richtig anzusehen: Denn die traditionale Welt «vergöttlichte» nie die Elemente der Natur und des Himmels, sondern im Gegenteil, diese Elemente wurden als Symbole benutzt, um göttliche Sinngehalte in analoger Weise auszudrücken; Sinngehalte, unmittelbar von Kulturen erfaßt, die «den Himmel nicht oberflächlich betrachten und so wie das Vieh auf der Weide»⁴. So kann auch angenommen werden, daß der Jahreskreislauf der Sonne ursprünglich Mittelpunkt und Ursprung eines einheitlichen Systems war (die Kalenderaufzeichnungen sind nur ein Aspekt davon), wodurch ständige, symbolische und magische Zwischenbeziehungen und Entsprechungen zwischen Mensch, Kosmos und übernatürlicher Wirklichkeit vorgegeben waren.⁵ Die beiden Bogen des Abstiegs und des Aufstiegs des Sonnenlichts im Jahr bieten sich tatsächlich als das unmittelbarste Symbol an, um die opferhafte Bedeutung von Tod und Wiedergeburt auszudrücken und damit auch den Zyklus, der aus dem dunklen Weg des Abstiegs und dem lichten des Aufstiegs besteht.

der Wiederholung gegenüber dem unveränderlichen und ewigen Element, das sich darin offenbart und sich immer gleichbleibt.

⁴ Worte des KAISERS JULIANUS, *Helios*, 148c.

⁵ Damit gewinnt die Hypothese von H. WIRTH (*Aufgang der Menschheit* a.a.O.) traditional in einem gewissen Maße an Wahrscheinlichkeit. Sie spricht von einer heiligen Reihe, die in Urzeiten aus den astralen Momenten der Sonne als «Jahresgott» abgeleitet worden sei; eine Reihe, die gleichzeitig als Grundlage für die Zeitbestimmung, für Zeichen und Wurzeln einer einheitlichen prähistorischen Sprache und auch für Kultbedeutungen Verwendung gefunden habe.

Wir werden in der Folge von der Überlieferung zu berichten haben, wonach die Region, die heute der Arktis entspricht, der Ursitz von Stämmen war, die die hauptsächlichlichen indo-europäischen Kulturen hervorbrachten. Man vergleiche dazu: Horken, *Ex nocte lux*, Tübingen, 1972. Man darf annehmen, daß die Teilung des Jahres in eine einzige Nacht und in einen einzigen Tag, wie sie sich seit der Vereisung der Arktis ergeben hat, die innere Erfahrung des Sonnenkreislaufes sehr verstärkt und damit einen der besten Ansatzpunkte geboten hat, um die erwähnten metaphysischen Bedeutungsinhalte auszudrücken und das zu verdrängen, was in weiter zurückliegenden Zeiträumen reine «Polar»- und noch nicht Sonnensymbolik war.

Zur Festsetzung der «Momente» dieses Sonnenkreislaufes als Ausdrucksformen des «Jahresgottes» standen in natürlicher Weise die Tierkreiszeichen zur Verfügung, und damit findet sich die Zahl *zwölf* als eines der häufigsten «Rhythmuszeichen» in allem wieder, was den Sinn einer «sonnenhaften» Vollendung in sich trug, und sie taucht auch überall dort auf, wo sich ein Zentrum gebildet hat, das in der einen oder anderen Weise die uranisch-solare Tradition verkörpert oder zu verkörpern gesucht hat und wo immer der Mythos und die Legende in symbolischen Bildern und Personifizierungen dem Typus einer derartigen Herrschaft Ausdruck verliehen hat.⁶

⁶ Die zwölf Bilder des Tierkreises, die den indischen Aditya entsprechen, treffen wir auch in der Zahl der Unterteilungen der Gesetze des Manu (vergl. die Gesetze der «zwölf» Tafeln), in den zwölf großen Namshan der Ratsrunde des Dalai-Lama, in den zwölf Schülern des Lao-tse (zwei, die weitere zehn einweihten), in der Zahl der Priester vieler römischer Kollegien (z.B. der Arvalen und der Salier), weiterhin in der Zahl der Schilde, die von Numa, der göttlichen Schutz genoß und ein Zeichen empfangen hatte, auf zwölf festgelegt worden war (zölf ist auch die Anzahl der Geier, die Romulus gegen Remus das Recht verleihen, der Stadt seinen Namen zu geben, und zwölf ist auch die Zahl der Liktores, die Romulus einsetzte), und zwölf sind die Altäre des Janus; weiterhin in den zwölf Aposteln des Christus und in den zwölf Thronen des himmlischen Jerusalem; in den zwölf großen hellenischen Göttern und später dann in jenen Roms; in den zwölf Richtern des ägyptischen «Totenbuches», in den zwölf Jaspistürmen des taoistischen heiligen Berges Kuen-Lun; in den zwölf Hauptasen mit ihren entsprechenden Residenzen oder Thronsitzen der nordischen Überlieferung; in den zwölf Arbeiten des Herakles, in den zwölf Tagen der Überfahrt Siegfrieds und den zwölf Königen, die dieser Held zu Vasallen hat; in den zwölf wichtigsten Rittern der Tafelrunde von König Artus und des Grals und in den zwölf Palatinen Karls des Großen; und für viele weitere ähnliche Entsprechungen bleibt nur die Qual der Wahl.

Die Zahl «sieben» bezieht sich in der Tradition eher auf Rhythmen der Entwicklung, der Gestaltung oder Vollendung im Menschen, im Kosmos und im Geiste (zu diesem letzten Aspekt vergl. die sieben Prüfungen vieler Einweihungen, die sieben Unternehmungen des Rostam, die sieben Tage unter dem «Baum der Erleuchtung» und die sieben Zyklen zu je sieben Tagen für die vollständige Aufnahme der Lehre, wie sie von einigen auf Buddha bezugnehmenden Überlieferungen verlangt werden etc.). Wenn sieben die Tage für die biblische «Schöpfung» sind, so entsprechen diesen sieben Tagen in den irano-chaldäischen Überlieferungen ebensoviele «Jahrtausende», d.h. Zyklen, wovon der letzte als Zyklus des «Endes» gilt, also der Vollendung und der Auflösung im solaren Sinn (Beziehung des siebten Jahrtausends zu Apollo und dem goldenen Zeitalter), aber auch der Zerstörung (vergl. F. CUMONT, *La fin du monde selon les mages occidentaux*, *Rev. Hist. Rei*, 1931, 1-2-3, S.48-55, 61; R. GUENON, *Le Symbolisme de la Croix*, a.a.O., S.41). Der Woche entspricht also die große Siebenheit der Weltzeitalter, wie auch dem Sonnenjahr das «Große kosmische Jahr» entspricht. Es gibt auch eine Reihe von Hinweisen zur Entwicklung und Dauer gewisser Kulturen, die auf der Sieben

Aber im Sonnenkreislauf durch die zwölf Tierkreiszeichen ist ein Punkt von besonderer Bedeutung: der kritische Punkt, der dem tiefsten Stand der Ekliptik entspricht, die *Wintersonnenwende*, Ende des Abstiegs, Beginn des Wiederaufstiegs, Trennungspunkt des dunklen Zeitraums vom lichten. Nach bildlichen Darstellungen der hohen Vorgeschichte erscheint der «Jahresgott» hier als die «Axt» oder als der «Axt-Gott», der das Kreiszeichen des Jahres oder andere gleichwertige Symbole in zwei Teile spaltet. Spirituell gesehen ist das der eigentlich «triumphale» Augenblick der Sonnenhaftigkeit (von dem in verschiedenen Mythen als siegreicher Ausgang des Kampfes eines Sonnenhelden gegen Wesenheiten, die das dunkle Prinzip verbildlichen, berichtet wird; häufig in Beziehung zum Tierkreiszeichen, unter das von Zeitalter zu Zeitalter die Wintersonnenwende fällt): Ein «neues Leben», ein neuer Zyklus beginnt - *natalis dii solis invicti* (der Geburtstag der unbesiegtten, göttlichen Sonne). Zeitpunkte, die Gestirnsstellungen entsprechen, die man, wie die Sonnenwende, mit den Begriffen einer kosmischen Symbolik zum Ausdruck höherer Bedeutungsinhalte verwenden kann, bleiben beinahe unverändert im Wandel der Traditionen von Form zu Form und von Volk zu Volk erhalten. In einer vergleichenden Studie kann man leicht die Entsprechung und die Gleichförmigkeit der wesentlichen Kalenderfeste und Kalenderriten feststellen, durch die das Sakrale in das Gewebe der Zeit eingebracht wurde. Damit wurden die Zeiträume in viele zyklische Abbilder einer ewigen Geschichte gegliedert, die durch die Naturerscheinungen wiederum in Erinnerung gerufen und rhythmisiert wurden.

Zusätzlich besaß die Zeit in der traditionellen Auffassung auch einen magischen Aspekt. Da jeder Punkt des Zyklus auf Grund des Gesetzes der Analogie eine eigene Individualität aufwies, spielte sich der Zeitraum in einer periodischen Abfolge von typischen Erscheinungen bestimmter Einflüsse und bestimmter Kräfte ab: Er hatte also günstige und ungünstige, glückhafte und unheilbringende Zeiten in sich. Dieses qualitative Element war ein wesentlicher Bestandteil der Wissenschaft des Ritus: Die einzelnen Teile der Zeit konnten also nicht als immer gleichwertig in bezug auf die zu erledigenden Dinge angesehen werden; sie zeigten einen aktiven Charakter, auf den Rücksicht genommen werden mußte.⁷ Jeder Ritus hatte also seine «Zeit», er mußte in einem bestimmten Augenblick ausgeführt werden, außerhalb dessen seine Wirkkraft vermindert oder gelähmt war, wenn nicht geradezu die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht wurde. In mancher Hinsicht kann man sogar mit der Aussage des Autors übereinstimmen, der gesagt hat, daß der antike Kalender nur die periodische Ordnung eines Ritusystems aufzeichnete⁸. Ganz allgemein kannte man Disziplinen, wie die

basieren, wie z.B. die sechs *saecula*, die dem Römertum vorhergesagt waren, wobei das siebte sein Ende bringt; in der Siebenzahl der ersten Könige Roms und der Zeitalter der ersten Manus des gegenwärtigen Zyklus nach der Hindu-Überlieferung. Für einige besondere Entsprechungen vergl. W.H. RÖSCHER, *Die Ippokraische Schrift von der Siebenzahl*, Paderborn, 1913; CENSORIUS, XIV, 9 ff.

⁷ Vergl. darüber z.B. die typische Stellungnahme von MACROBIUS, *Saturn* 1,15.

⁸ HUBERT-MAUSS, *Melanges ecc.*, a.a.O., S. 195-196.

Wissenschaft der Auguren, die darauf ausgelegt waren zu erforschen, ob ein bestimmter Moment oder Zeitraum zur Erledigung einer bestimmten Handlung günstig oder ungünstig war, und wir haben darauf aufmerksam gemacht, wie groß die Besorgnis war, die sich in dieser Beziehung sogar in der römischen Kriegskunst zeigte.

Man muß dabei hervorheben, daß dies nicht auf einen «Fatalismus» zurückzuführen ist; es drückt vielmehr die beständige Absicht des traditionellen Menschen aus, die eigene Kraft durch eine außermenschliche Kraft zu erweitern und zu vervollkommen, indem er die Augenblicke ausfindig macht, in denen zwei Rhythmen - der menschliche und derjenige der Naturkräfte - durch ein Gesetz der Syntonie, einer zusammenklingenden Aktion und Entsprechung zwischen! dem Physischen und dem Metaphysischen, zu einem einzigen werden können, so daß in die Handlung auch unsichtbare Kräfte miteinbezogen sind.⁹ Auf diesem Wege bestätigt sich damit die qualitative Auffassung der lebenden Zeit, in der jede Stunde und jeder Abschnitt sein eigenes Gesicht und seine eigene «Wirkung» haben und wo auf einer höheren, symbolisch-sakralen Ebene¹⁰ zyklische Kräfte wirken, die eine «ununterbrochene Kette von Ewigkeiten» identisch ablaufen lassen.

Davon ausgehend, kann man zu einer nicht unwesentlichen Anwendung gelangen. Wenn nämlich traditional die erfahrungsmäßige Zeit von einer transzendenten Zeit, die nicht Tatsachen, sondern Bedeutungsinhalte in sich birgt, rhythmisiert und abgesteckt wird und wenn in dieser im wesentlichen übergeschichtlichen Zeit der Ort zu sehen ist, in dem die Mythen, die traditionellen Helden und Götter leben und «wirken», so muß man auch einen Übergang im umgekehrten Sinne vom Niederen zum Höheren in Erwägung ziehen. Es kann also geschehen, daß einige historisch reale Tatsachen oder Personen einen Mythos wiederholten und dramatisch auslebten und daß sie damit, teilweise oder gesamthaft, wissend oder unwissend, übergeschichtliche Strukturen und Symbole verkörperten. Eben dadurch, daß sie zu neuen Ausdrucksformen vorher bestehender Wirklichkeiten werden, wechseln diese Tatsachen oder Personen von einer Zeit zur anderen über. Sie gehören zur einen und anderen Zeit, sie sind gleichzeitig reale und symbolische Personen und Tatsachen und können deshalb von einem Zeitraum zu einem anderen, vor oder nach ihrem wirklichen Dasein, verbracht werden, sofern man das von ihnen verkörperte übergeschichtliche Element im Auge behält. Gewisse Forschungen moderner Gelehrter über die Geschichtlichkeit oder Nicht-Geschichtlichkeit einzelner Ereignisse oder Persönlichkeiten der traditionellen Welt, eine gewisse Besorgnis von ihnen, das

⁹ Vergl. *Intr. alla Magia*, Bd. II, S.80ff.

¹⁰ Eine solche Ebene darf nicht mit der magischen Ebene im engeren Sinne verwechselt werden, wie sehr diese auch in letzter Analyse eine Ordnung von Kenntnissen voraussetzt, die aus der symbolisch-sakralen Ebene mehr oder weniger mittelbar gewonnen wurden. So bilden auch jene Riten und Gedenkfeiern eine Klasse für sich, über die wir schon anlässlich der *victoriae* (Siege) sprachen und die, wenn auch zyklischen Charakters, doch keine wahren und eigentlichen Entsprechungen in der Natur besitzen, sondern ihren Ursprung in schicksalshaften Ereignissen haben, die an ein bestimmtes Volk gebunden sind.

historische Element vom mythischen und legendenhaften zu trennen, gewisse Ausbrüche ihres Staunens angesichts der «infantilen» traditionellen Chronologien und schließlich gewisse Vorstellungen über den sogenannten «Euhemerismus» (die Lehre, daß die Götter ursprünglich Helden oder Könige waren, die auf Grund ihrer Taten oder Tugenden späterhin zu Göttern wurden) fußen daher in allem und jedem auf Leere. Bei den zur Rede stehenden Fällen sind, wie schon mehrfach gesagt, gerade der Mythos und die Antigeschichte der Weg zur vollständigen Kenntnis der «Geschichte».

Im Bereich dieser Vorstellungen müssen wir auch den wahren Sinn der Legenden suchen, die von Personen berichten, die im «Unsichtbaren» aufgingen oder «nie starben», die «wieder erwachen» oder nach Ablauf einer gewissen Zeit wieder auferstehen sollen (zyklische Entsprechung), wie z.B. Alexander der Große, König Artus, Friedrich Barbarossa, König Sebastian, alles Verkörperungen eines einzigen Grundthemas, einer Versetzung von der Wirklichkeit in die Überwirklichkeit. Auf derselben Grundlage muß schließlich auch die hinduistische Lehre der *avatara*, der periodischen göttlichen Verkörperungen, verstanden werden, die zwar als unterschiedliche Persönlichkeiten erscheinen, aber doch ein und dieselbe Funktion ausüben.

Besaß also der traditionale Mensch schon eine vom modernen Menschen wesentlich verschiedene Zeiterfahrung, so können analoge Betrachtungen auch über den «Raum» angestellt werden. Der Raum gilt heute einfach als das die Körper und Bewegungen «Enthaltende», wobei er beiden gegenüber indifferent ist. Er ist in sich gleichartig: Jeder seiner Bereiche ist den anderen gegenüber objektiv gleichwertig, und daß die Lage eines Dinges oder der Ort eines Geschehnisses an diesem Raumpunkt statt an einem anderen ist, verleiht der innersten Natur dieses Dinges oder dieses Geschehnisses keine besondere Eigenschaft. Wir beziehen uns hier auf das, was der Raum in der unmittelbaren Erfahrung des modernen Menschen darstellt, und nicht auf gewisse neue physikalisch-mathematische Auffassungen des Raumes als gekrümmter Raum oder nicht homogener, mehrdimensionaler Raum. Abgesehen davon, daß es sich hier um bloße mathematische Schemata handelt, deren Wert einfach pragmatischer Natur ist und denen keine innere Erfahrung entspricht, beziehen sich die unterschiedlichen Werte dieser als «Kraftfelder» angesehenen Räume nur auf Materie, Energie und Schwerkraft und keineswegs auf etwas Außerphysikalisches oder irgendwie Qualitatives.

In der Erfahrung des traditionellen Menschen und sogar in den Überresten, wie sie sich noch manchmal bei gewissen wilden Völkerschaften finden, ist der Raum *lebendig* und gesättigt von jeder Art Qualität und Intensität. Die traditionale Vorstellung vom Raum verschmilzt oft mit der vom «Lebensäther», vom *ākāśa* und «*mana*», der mystischen, alledurchdringenden Energie-Substanz, die mehr immateriell als materiell ist, mehr psychisch als physisch und oft als «Licht» verstanden wird, das in verschiedenen Gebieten in verschiedenen Sättigungsgraden verteilt ist, so daß jedes Gebiet eigene Wirkungskräfte zu besitzen und im wesentlichen an den dort herrschenden «Mächten» teilzuhaben scheint: Damit wird jeder Ort sozusagen ein schicksalsbestimmter Ort mit seiner eigenen Intensität und okkulten Individuali-

tat." Es gibt den bekannten Ausspruch von Paulus, daß «wir in Gott sind, in ihm leben und uns bewegen». (Apg 17,28) Wenn wir nun statt Gott das «Göttliche», das «Sakrale» oder Numinose setzen, kann er ohne weiteres für das verwendet werden, was der Raum für den traditionellen Menschen darstellte, im Gegensatz zum modernen Raumbegriff eines abstrakten und unpersönlichen «Ortes» der Dinge und Bewegungen.

Es kann hier nicht alles Erwähnung finden, was sich in der traditionellen Welt auf diese Raumerfahrung stützte. Wir werden uns also in den zwei schon erwähnten Bereichen, dem magischen und dem symbolischen, auf einige Hinweise beschränken.

Im symbolischen Bereich hat der Raum in der Antike ständig als Grundlage für die typischsten Ausdrucksformen des Metaphysischen gedient. Das himmlische Reich und das irdische Reich, das Oben und das Unten, genauso wie die Senkrechte und die Waagrechte, die Linke und die Rechte usw. geben den Grundstoff für eine typische, ausdrucksvolle und universale Symbolik, von denen die Symbolik des Kreuzes zu den bekanntesten zählt. Es kann eine Beziehung zwischen dem zweidimensionalen Kreuz und den vier Himmelsrichtungen gegeben haben, wie auch zwischen dem dreidimensionalen Kreuz und dem Bild, das entsteht, wenn man zu den besagten Punkten die Höhe und die Tiefe hinzufügt: Aber das bestätigt in keiner Weise die naturbezogenen (geo-astronomischen) Interpretationen der antiken Symbole. Hier müssen wir wahrlich wiederholen, was wir schon über das astrale Element der Kalender gesagt haben, d.h., die Tatsache, daß wir das Kreuz auch in der Natur vorfinden, kann nur bedeuten, «daß sich die wahre Symbolik, weit davon entfernt, vom Menschen künstlich erfunden worden zu sein, in der Natur selbst findet oder, um es besser auszudrücken, daß die gesamte Natur nichts anderes ist als ein Symbol transzendenter Wirklichkeiten»¹².

Wenn wir andererseits in den Bereich des Magischen wechseln, entsprechen jeder Richtung des Raumes von alters her auch bestimmte «Einflüsse», die oft in der Gestalt von okkulten Wesenheiten, Genien oder Ähnlichem erschienen; und dieses Wissen bildete nicht nur die Grundlage für wichtige Aspekte der Wissenschaft der Auguren und der Geomantie (charakteristisch ist die Entwicklung dieser Disziplin im Fernen Osten), sondern auch für die Lehre der sakralen Ausrichtungen im Ritus und die Anlage der Tempel (die Ausrichtung der Kathedralen wurde in Europa bis ins Mittelalter eingehalten), immer in Übereinstimmung mit dem Gesetz der Analogien und der Möglichkeit, die dieses Gesetz bietet, das Menschliche und das Sichtbare zum Kosmischen und Unsichtbaren hin zu erweitern. Wie ein Augenblick der traditionellen Zeit für die Durchführung einer Handlung, vor allem ritueller Art, nicht einem anderen Augenblick gleichwertig war, so war auch, allgemeiner, kein Punkt, Bereich oder Ort des traditionellen Raumes den

¹¹ Vergl. LEVY-BRUHL, *Ment. Prim.*, a.a.O., S.91-92.

¹² R.GUENON, *Symbol, de la Croix*, a.a.O., S.38. Über die Symbolik des Kreuzes vergl. außerdem: EVOLA, *Tradiz. Ermet.*, a.a.O.

anderen gleichwertig. So ist auch in einem umfassenderen Sinne zu verstehen, daß z.B. für einige Riten nur unterirdische Stellen oder Höhlen vorgesehen waren und für andere Bergeshöhen usw. Traditional existierte tatsächlich eine echte und eigentliche *heilige Geographie*, die nicht willkürlich war, sondern selbst in Übereinstimmung mit Übertragungen metaphysischer Elemente in das Physische stand. Darauf beruft sich auch die Theorie der «heiligen» Länder und Städte, der traditionellen Zentren geistiger Einflüsse auf der Erde, wie auch geheiligter Stätten, die jeder auf die Transzendenz bezogenen Handlung, die dort stattfindet, in besonderer Weise «Leben einhaucht». Im allgemeinen war in der traditionellen Welt der Gründungsort der Tempel und auch vieler Städte nicht rein zufällig oder folgte Kriterien der Bequemlichkeit. Selbst der Bau gehorchte speziellen Rhythmus- und Analogiegesetzen, wobei vor seinem Beginn noch bestimmte Riten vollzogen wurden. Es bliebe nur die Qual der Wahl, wollte man Elemente sammeln zum Beweis, daß der Raum, wo im allgemeinen der traditionale Ritus stattfand, nicht der moderne Raum ist, sondern ein lebender, schicksalsbestimmter, magnetischer Raum, wo jede Bewegung ihren Wert hat, jedes vollzogene Zeichen, jedes gesprochene Wort, jede getane Handlung die Bedeutung von Unausweichlichkeit und Ewigkeit empfängt und sich in eine Art Befehl für das Unsichtbare verwandelt. Aber im Raum des Ritus kann nur eine intensivere Stufe der besonderen Raumempfindung gesehen werden, wie sie der traditionale Mensch allgemein besaß.

Es fällt daher nicht aus dem Rahmen solcher Betrachtungen, wenn wir auf die «Mythen» hinweisen, die der antike Mensch nach der Vorstellung unserer Zeitgenossen in phantastischer Weise in verschiedene Wesensmerkmale und Aspekte der Natur eingeflochten haben soll. In Wirklichkeit finden wir hier nur wiederum den Gegensatz zwischen Überwirklichkeit und menschlicher Bezogenheit, der das Traditionale vom Modernen trennt.

Das «Naturempfinden», wie es die modernen Menschen heute verstehen, d.h. dieses lyrisch-subjektive Pathos, das vom Schauspiel der Natur im Gefühlsleben des einzelnen hervorgerufen wird, fehlte dem traditionellen Menschen fast vollkommen. Angesichts der Gipfel der Berge, des Schweigens der Wälder, des Fließens der Ströme, des Geheimnisses der Höhlen usw. hatte er nicht die subjektiv-poetischen Eindrücke einer romantischen Seele, sondern tatsächliche, wenn auch oft verworrene Empfindungen des Übernatürlichen, also von Kräften - *numina* -, mit denen diese Orte gesättigt waren; Empfindungen, die er in verschiedenen Bildern darstellte, z.B. in Genien und Göttern der Elemente, der Quellen, der Wälder usw. Diese Bilder waren wohl von der Phantasie festgelegt, aber nicht willkürlich und subjektiv, sondern waren nach einem notwendigen Ablauf geschaffen. Wir müssen daher annehmen, daß im traditionellen Menschen die Kraft der Phantasie nicht nur seinen Wahrnehmungsdaten entsprechende, stoffliche Bilder oder willkürliche, subjektive Bilder hervorbrachte, wie es bei den Träumereien und Phantastereien des modernen Menschen der Fall ist. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die Kraft der Phantasie im traditionellen Menschen in einem gewissen Maße frei vom Joch der physischen Sinne war,

wie es auch heute noch im Traumzustand oder unter Drogeneinwirkung möglich ist, und so angelegt war, daß sie häufig zwar feinere, aber dennoch nicht willkürliche oder subjektive Eindrücke der Umgebung aufnahm und in plastische Formen übersetzen konnte. Wenn im Traumzustand eine physische Empfindung wie z.B. der Druck der Bettdecke durch das Bild eines stürzenden Felsen dramatisiert wird, handelt es sich sicherlich um ein Produkt der Phantasie, das aber trotzdem nicht willkürlich ist: Das Bild ist, unabhängig vom Ich, nach einer Notwendigkeit entstanden, als ein Symbol, dem tatsächlich eine Wahrnehmung entspricht. Ein Gleiches ist von jenen märchenhaften Bildern zu denken, die der ursprüngliche Mensch in die Natur hinein versetzte. Er hatte neben der physischen Wahrnehmung noch eine «psychische» oder feine Wahrnehmung der Dinge und Orte, entsprechend den dort vorhandenen «Präsenzen». Diese Wahrnehmungen, die von einer Phantasie-Kraft gesammelt wurden, die von den physischen Sinnen im unterschiedlichen Grade frei war, veranlaßte in ihr entsprechende symbolische Dramatisierungen: eben Götter, Dämonen und Schutzgeister der Örtlichkeiten, der Geschehnisse und der Elemente. Wenn sich auch je nach der verschiedenen Dramatisierungsfähigkeit der Phantasie verschiedener Völker und manchmal auch verschiedener Personen oftmals unterschiedliche Personifizierungen ergeben haben, so findet das Auge des Fachmannes hinter dieser Verschiedenheit doch die Einheit wieder: genauso wie eine wachsame Person die Einheitlichkeit des verschwommenen Eindrucks feststellen würde, den die träumende Phantasie mehrerer Personen in verschiedene symbolische Bilder umgesetzt haben kann, die aber alle gleichwertig sind, wenn sie auf ihre gemeinsame, objektive, deutlich wahrgenommene Ursache zurückgeführt werden.

Weit davon entfernt, poetische Fabulierungen zu sein, die *auf* die Natur, also auf jene materiellen Bilder von ihr, die jetzt als einzige dem modernen Menschen zugänglich sind, aufgepfropft worden wären, stellten die Mythen der Antike und ihre hauptsächlich märchenhaften Verbildlichungen also ursprünglich eine *Vervollständigung* und Ergänzung der objektiven Naturerfahrung dar, etwas, was sich von selbst in das Gewebe des sinnlich Wahrnehmbaren einfügte und es mit lebendigen und manchmal auch sichtbaren Symbolen des feineren, «dämonischen» oder sakralen Elementes des Raumes und der Zeit vervollständigte.

Diese Betrachtungen über jene traditionellen Mythen, die besonders mit dem Naturempfinden zusammenhängen, können natürlich, wie schon erwähnt, auf jeden traditionellen Mythos ausgedehnt werden. Man muß annehmen, daß die gesamte traditionale Mythologie einem für das individuelle Bewußtsein notwendigen Prozeß entspringt, dessen Ursprung in realen Beziehungen - mögen sie auch oft unbewußt und dunkel sein — mit der Überwirklichkeit liegt, Beziehungen, die die Phantasie eben in unterschiedlicher Weise dramatisiert. Um nochmals auf den vorhin erwähnten Punkt zurückzukommen, wiederholen wir, daß es sich sowohl bei den naturalistischen und «theologischen» als auch bei den historischen Mythen nicht um willkürliche oder wertlose Zusätze zu den Fakten oder Personen handelt,

sondern um deren Vervollständigung und Ergänzung, die aber nicht zufällig entstanden sind, mögen auch die verschiedensten zufälligen Ursachen mitgespielt haben. Damit soll die Verständlichmachung des überhistorischen Gehaltes, der in diesen historischen Fakten oder Personen mehr oder weniger potentiell und unvollkommen vorhanden sein kann, vervollkommen werden. Damit beweist die eventuelle mangelhafte Entsprechung des historischen Elementes gegenüber dem Mythos eher die Nicht-Wahrheit der Geschichte als die des Mythos, das was Hegel ahnte, als er von der «Ohnmacht der Natur» sprach.

Was bis jetzt gesagt worden ist, läßt es als natürlich erscheinen, daß auch allgemein in der grundsätzlichen Beziehung zwischen Ich und Nicht-Ich eine besondere existentielle Situation gegeben war. Diese Beziehung ist erst in der letzten Zeit durch eine klare und strenge Trennung gekennzeichnet. Das heißt also, daß ursprünglich die Grenzen zwischen Ich und Nicht-Ich im Gegensatz dazu potentiell fließend und beweglich waren, so daß sie in gewissen Fällen sogar zum Teil wegfallen konnten, wobei zwei Möglichkeiten offenstanden: die Möglichkeit des Einbruchs des Nicht-Ichs (d.h. der «Natur» im Sinne ihrer elementaren Kräfte und ihres Psychismus) in das Ich oder des Einbruchs des Ichs in das Nicht-Ich. Die erste Möglichkeit läßt das verstehen, was in Untersuchungen über Gebräuche von sinnleeren Überresten der in Rede stehenden Zustände als «Gefahren der Seele», *perils of the soul*, bezeichnet wird. Es geht dabei darum, daß die Einheit und die Autonomie der Persönlichkeit von Vorgängen der Besessenheit und der Verfolgung bedroht und betroffen werden kann. Daher kommen die verschiedenen Riten und Einrichtungen, die die spirituelle Verteidigung des Individuums und der Gemeinschaft sowie die Bestätigung der Unabhängigkeit und der Souveränität des Ichs und seiner Strukturen zum Ziele haben.¹³

Die zweite Möglichkeit, nämlich die des Wegfalls der Abgrenzungen für einen Einbruch im entgegengesetzten Sinne, d. h. des Ichs in das Nicht-Ich, war die grundsätzliche Voraussetzung für die Wirksamkeit einer Reihe von Handlungen mit magischem Charakter in engerem Sinne. Da die beiden Möglichkeiten auf derselben Grundlage beruhten, hatten die Vorteile der magischen Möglichkeit als Ausgleich die existenziellen Risiken, die sich aus der ebenso wahrscheinlichen ersten Möglichkeit, d.h. der Besessenheit, ergaben.

Man muß wohl annehmen, daß im Laufe der neueren Zeit als Folge der immer weiter fortschreitenden Materialisierung des Ichs beide Möglichkeiten verschwunden sind. Sicher ist die aktive und positive Möglichkeit (Magie) bis auf unbedeutende und sporadische Überreste und Randerscheinungen verschwunden. Was die «Gefahren der Seele» betrifft, so täuscht sich der moderne Mensch sehr, der sich rühmt, endlich frei und erleuchtet zu sein,

¹³ Das bezieht sich jedoch im wesentlichen auf das, was für Kulturen einer höheren Art kennzeichnend war; wir werden, sobald wir von der Erde sprechen, auf eine entgegengesetzte Ausrichtung in den primitivistischen Beziehungen zwischen Mensch und Erde verweisen können.

und der all das verlacht, was in der traditionellen Antike dieser andersartigen Beziehung zwischen Ich und Nicht-Ich entsprang, wenn er glaubt, dagegen wirklich gefeit zu sein. Diese Gefahren haben nur eine andere Gestalt angenommen, so daß man sie nicht als solche erkennt: Der moderne Mensch ist eben daher offen gegenüber den Komplexen des «kollektiven Unbewußten», gegenüber emotionalen und irrationalen Strömungen, gegenüber Massensuggestionen und Ideologien mit viel schlimmeren und weniger wünschbaren Folgen als jenen, die man in anderen Epochen feststellen kann und auf andere Einflüsse zurückgehen.

Wir wollen aber auf das vorige zurückkommen und zum Schluß über die antike Bedeutung des Bodens und Bodenbesitzes sprechen.

Traditional bestand zwischen dem Menschen und seinem Land, zwischen dem Blut und dem Land, eine innere Beziehung, die einen geistigen und lebendigen Charakter besaß. Da ein gewisses Gebiet über seine geographische Individualität hinaus auch eine geistige Individualität besaß, mußte, wer in ihm geboren war, in gewisser Hinsicht von ihm abhängen. Vom theoretischen, lehrmäßigen Standpunkt aus müssen bei dieser Abhängigkeit jedoch zwei Aspekte unterschieden werden: Der erste ist naturhaft, der zweite übernatürlich. Das bringt uns zur schon getroffenen Unterscheidung zwischen dem bloßen «Totemismus» und der Tradition eines patrizischen Blutes zurück, das durch ein Element von oben gereinigt ist.

Der erste Aspekt betrifft die Menschen, die nichts über das unmittelbare Leben hinaushebt. In diesen Menschen hat das Kollektive den Vorrang, sei es als Gesetz des Blutes und der Sippe, sei es als Gesetz des Bodens. Wenn auch in ihnen das mystische Empfinden für das Gebiet, dem sie angehören, wach ist, so geht dieses Empfinden doch nicht über das Niveau eines bloßen «Tellurismus» (Verehrung der Erde) hinaus; mögen sie auch eine Ritenüberlieferung kennen, so können diese Riten doch nur einen dämonisch-totemistischen Charakter haben und sind weniger auf Überwindung und Ausschaltung, als vielmehr auf Stärkung und Erneuerung des Gesetzes ausgerichtet, das dem einzelnen ein wahres, eigenes Leben abspricht und wonach er dazu bestimmt ist, im unterpersönlichen Stamme seines Blutes aufzugehen. Dieses Stadium kann von einer quasikommunistischen, manchmal auch matriarchalischen Verfassung innerhalb des Clans oder Stammes begleitet sein. Doch auch darin finden wir das, was im modernen Menschen nunmehr völlig erloschen oder einfach nationalistische oder romantische Rhetorik geworden ist: Das *organische, lebendige* Empfinden für den eigenen Boden, das unmittelbar von der allgemeinen qualitativen Raumerfahrung abzuleiten ist.

Davon völlig verschieden ist der zweite Aspekt der traditionellen Beziehung zwischen Mensch und Boden. Bei ihm treffen wir auf den Gedanken einer echten und übernatürlichen Tat, die einen höheren Einfluß an ein bestimmtes Gebiet gebunden hat, indem sie das dämonisch-tellurische Wesensmerkmal des Bodens ausschaltete und ihm ein «triumphales» Siegel aufdrückte, so daß der Boden für ihn zu einer bloßen Grundlage transzendierender Kräfte wird. Diesen Gedanken haben wir schon in der Überzeugung der antiken Iraner angetroffen, wonach die «Glorie», das himmlische, leben-

dige und «triumphale» Feuer, wie es vor allem die Könige in sich tragen, sogar den Boden durchdringt, den die indo-europäische Völkerschaft erobert hatte, den sie besitzt und gegen die «Ungläubigen» und die im Dienste des dunklen Gottes stehenden Mächte verteidigt. Es deutet, auch in neueren Zeiten, sicherlich auf eine innigere als eine bloß praktische Beziehung hin, wenn zwischen Lanze und Pflug, zwischen dem Adel und dem deren Boden bearbeitenden Bauernstand, traditional so häufig ein lebendiger Zusammenschluß bestand. Es ist gleichermaßen nicht ohne Bedeutung, daß indo-europäische Gottheiten, wie z.B. Mars oder Donar-Thor, gleichzeitig Gottheiten des Krieges und Sieges (über die «Elementarnaturen»: Thor) und Gottheiten des Ackerbaues waren. Und wir haben schon die symbolischen und initiatischen Sinnübertragungen erwähnt, die der Begriff des «Ackerbaues» in der Tradition oft zuließ: Sogar heute ist eine Erinnerung daran dadurch erhalten geblieben, daß der Begriff «Kultur» von der Bodenkultur abgeleitet ist.

Eine weitere Charakteristik besteht darin, daß in jeder höheren Traditionsform das Eigentum am Boden als Privateigentum ein aristokratisch-sakrales Vorrecht war: Auf den Boden haben nur diejenigen Anspruch, die Riten haben - im spezifisch patrizischen und schon erklärten Sinne -, d.h. diejenigen, die lebendige Träger eines «göttlichen» Elementes sind: in Rom nur die *patres*, die Herren der Lanze und des Opferfeuers; in Ägypten nur die Krieger und die Priester usw. Die Sklaven, die Namens- und Traditionslosen sind bloß aus diesem Grunde rechtsunfähig, Land zu besitzen. Oder es existierten, wie in der antiken Kultur der Azteken, zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Arten von Eigentum nebeneinander: das eine erblich-aristokratisch und unterschieden, das auch gemeinsam mit dem Amt übertragen wurde, das andere Eigentum hingegen volksmäßig und plebejisch, in der unterschiedslosen Art des russischen *mir*¹⁴*: ein Gegensatz, wie er auch in verschiedenen anderen Kulturen erkennbar ist und der mit dem Gegensatz zwischen uranischem und chthonischem Kult im Zusammenhang steht. Im traditionellen Adel bildete sich eine geheimnisvolle Beziehung zwischen den Göttern oder Helden der Sippe und ihrem Land heraus, die im Tempel oder Altar begründet lag, welcher im Mittelpunkt des Landbesitzes aufgestellt wurde: Durch ihre Götter und durch die starke Betonung eines (ursprünglich nicht nur materiellen) Besitz- und Herrschaftsinhaltes band sich die *gens* an ihr Land, was so weit ging, daß durch eine symbolische und vielleicht auch magische Umsetzung die Grenzen dieses Landes - *εϋρος*, das griechisch-römische *herctum* - als heilig, schicksalsbestimmt, unverletzbar und von uranischen Göttern der Ordnung wie Zeus und Jupiter beschützt galten: Sie sind auf einer anderen Ebene quasi gleichwertig den inneren Begrenzungen der Kaste und der adeligen Familie.¹⁵ Man kann daher sagen, daß auf diesem Niveau die Grenzen des Bodens, gleich den spirituellen Grenzen der Kasten, nicht Grenzen waren, die unterjochten, sondern Grenzen, die erhielten und

¹⁴ Vergl. REVILLE, *a.a.O.*, S.31.

¹⁵ Vergl. F.de COULANGES, *dt. Am.*, S.64ff.

befreiten. Daher kann man auch verstehen, warum das Exil als eine Strafe von heute kaum faßbarer Härte angesehen wurde: Man starb gleichsam aus dem Geschlecht heraus, dem man angehörte. Die gleichen Gedankengänge finden sich im Umstand bestätigt, daß das Sich-Ansiedeln in einem neuen, unbekanntem und wilden Land, das Davon-Besitz-Ergreifen in verschiedenen Kulturen der traditionellen Welt als ein Akt der Schöpfung betrachtet wurde, als ein Abbild der Weltenschöpfung, durch die das Chaos in den Kosmos verwandelt wurde: nicht als ein einfacher und weltlicher Akt des Menschen, sondern vielmehr als rituelle und in einem gewissen Maße auch «magische» Handlung, von der man annahm, daß sie dem Boden und dem Raum eine «Form» gab, so daß er am Sakralen teilhaftig wurde, indem die Form ihn in einem höheren Sinne lebendig und wirklich werden ließ. Deshalb gibt es auch Beispiele von Ritualen der Inbesitznahme von Ländern und territorialen Eroberungen, wie die *landnäma* im antiken Island oder die indo-europäische Bekräftigung der Besetzung eines Gebietes durch die Errichtung eines Feueraltars in ihm.¹⁶

Im Fernen Osten ist besonders interessant, daß bei der Lehensverleihung, die aus dem einfachen Patrizier einen Fürsten machte - *tshu-heu* -, unter anderem die Pflicht eingeschlossen war, einen Opferritus für die eigenen göttlichen Vorfahren, die nunmehr zu Schutzherren dieses Gebietes geworden waren, und für den Gott dieses Landstriches einzuhalten, der für den Fürsten eigens «geschaffen» worden war.¹⁷ Wenn andererseits im antiken, indo-europäischen Recht dem Erstgeborenen der Grundbesitz, das Erbe von Grund und Boden - häufig mit der Klausel der Unveräußerlichkeit verbunden - zustand, so stand ihm das im wesentlichen als demjenigen zu, der den Familienritus fortführte und der *pontifex* (oberster Priester) und βασιλεύς (König) seines Geschlechtes war; als demjenigen, der das heilige Feuer, den Lebenskörper des göttlichen Ahnen, aufnimmt und nicht verlöschen läßt. Man muß bedenken, daß damit das Erbe des Ritus und das Erbe des Bodens eine untrennbare und bedeutungsreiche Gesamtheit bildeten. Das *odel*, das *mundium* der freien nordisch-germanischen Männer, in dem die Gedanken des Grundbesitzes, des Adels, des kriegerischen Blutes und des göttlichen Kultes nur verschiedene Seiten einer untrennbaren Synthese darstellen, soll in diesem Zusammenhang nochmals in Erinnerung gerufen werden. Bei der Übernahme des ererbten Landbesitzes gab es traditionell daher eine stillschweigende oder auch ausdrückliche Verpflichtung dem Land gegenüber, quasi als Gegenstück zur Verpflichtung, wie sie gegenüber dem göttlichen und aristokratischen, durch das Blut übertragenen Erbe bestand, das ja zu Beginn überhaupt das Recht am Eigentum begründet

¹⁶ M. ELIADE, *Manuel d'histoire des religions*, Paris, 1949, S. 345; *Le mythe de l'éternel retour*, Paris, 1949, S. 26-29. Dieser Autor hebt richtigerweise hervor, daß bei den Eroberungen der christianisierten Völker das Errichten oder Aufpflanzen eines Kreuzes (wo man heute nur noch eine Flagege aufpflanzt) in dem neu eroberten Gebiet den letzten Ausläufer der eben erwähnten Sinngehalte darstellt.

¹⁷ Vergl. MASPERO, *Chine Ant.*, a.a.O., S.132, 142.

hatte. Die letzten Spuren dieser Werte finden sich in Europa zur Zeit des Lehenswesens.

Wenn in ihm auch das Recht auf Grundbesitz nicht mehr dem Typus eines Aristokraten von göttlicher Herkunft vorbehalten war, der nur Gleiche oder Untergeordnete um sich hatte, wie in den ursprünglichen traditionellen Formen, die man übrigens sogar in der ältesten Verfassung der Germanen antrifft; wenn man auch eine Stufe herabsteigt, da vor allem eine kriegerische Aristokratie zur hauptsächlichen Grundbesitzerin wird, so wurde trotz allem als Gegenleistung zu diesem Besitzrecht die Fähigkeit zu einer, wenn schon nicht sakralen, so doch jedenfalls überindividuellen Hingabe verlangt: Die Übernahme des Lehens schloß, mit den Franken beginnend, seitens des Lehensnehmers die Verpflichtung zur *Treue* gegenüber seinem Herrn ein, d.h. zu jener *fides*, die, wie wir gesehen haben, außer dem politisch-militärischen vor allem einen heroisch-religiösen Wertgehalt aufwies (*sacramentum fidelitatis*), da sie das Bereitsein zum Tod und zum Opfer bedeutete. Damit bestand eine Verbindung zu einer höheren Ordnung, war sie auch mittelbar, statt wie bei der sakralen Aristokratie unmittelbar, und wenn sie manchmal ohne Licht war, war sie doch immer noch dem naturalistisch-individualistischen Element mannhaft überlegen und mit allem ausgestattet, was aus dem Ethos der Ehre folgte. Wer sich also nicht an die rein zufällige und geschichtliche Seite dieser Institutionen hält, sondern an den Sinngehalt, den diese auf einer höheren Ebene annehmen können, vermag besonders im mittelalterlichen Lehenswesen und auf der Grundlage des sogenannten «Hoheitsrechtes» Spuren des traditionellen Gedankens eines aristokratisch-sakralen Vorrechts auf Grundbesitz erkennen - des Gedankens somit, wonach das Besitzen, das Herrsein eines Landes, unaberkennbares Recht der höheren Familien und nicht nur politische, sondern auch geistige Ehre und Verpflichtung sind. Zum Schluß kann man noch hervorheben, daß die feudale (lehensmäßige) Wechselbeziehung zwischen dem Rang der Person und dem Rang der von ihr besessenen Ländereien eine eigene spezielle Bedeutung hatte. Ursprünglich bestimmte der Rang der Personen den Rang des Grundbesitzes: Je nachdem, ob ein Mann mehr oder weniger frei, mehr oder weniger mächtig war, nahm das von ihm gehaltene Land diesen oder jenen Charakter an, der z.B. durch die verschiedenen Adelstitel klargemacht wurde. Der Rang der Ländereien spiegelte somit den Rang der Personen wider. Die auf diese Weise entstandene Abhängigkeit zwischen dem Gedanken der Herrschaft und dem Gedanken des Bodens wurde so eng, daß in der Folge oft das Kennzeichen als Ursache erschien, so daß der Rang der Personen durch den der Ländereien nicht bloß angezeigt, sondern durch diesen festgelegt wurde. Die soziale Stellung und die unterschiedliche, hierarchische und aristokratische Würde fanden sich damit sozusagen im Boden verkörpert.¹⁸

¹⁸ Vergl. M.GUIZOT *Essais sur l'Hist. de France*, Paris, 1868, S.75. Daher kommt die Angewohnheit des Adels, den eigenen Namen an den eines Landbesitzes oder Ortes zu knüpfen.

Der von De Coulanges geäußerte Gedanke, daß das Auftauchen des «Testaments», im Sinne einer eigenmächtigen Freiheit der Besitzenden, ihr Eigentum aufzuteilen, also seine Ganzheit in jedem Falle zu zerstören und es vom Erbe des Blutes und von den strengen Gesetzen des Vaterrechtes und des Erstgeburtsrechts loszulösen, eine der typischsten Erscheinungen für den Niedergang des traditionellen Geistes sei, ist völlig richtig. Generell ist zu bemerken, daß, wenn das Grundbesitzrecht aufhört, Privileg der zwei obersten Kasten zu sein und auf die beiden niedrigeren Kasten - die Kaufleute und die Sklaven - übergeht, wir notwendigerweise einen möglichen Rückschritt zum naturhaften Wesen hin mitbedenken müssen und damit die Abhängigkeit des Menschen von den «Erdgeistern» wiederhergestellt wird. Im anderen Falle hingegen, im Rahmen einer solaren Tradition von Herren des Bodens, würden diese «Geister» durch höhere «Präsenzen» in Zonen günstiger Einflüsse, in schutzgebende und «schöpferische Grenzen» umgewandelt. Das Land, das auch einem «Händler», *vayqa* - die Besitzenden der kapitalistisch-bourgeoisen Ära können als die moderne Wiederverkörperung der antiken Kaste der Händler betrachtet werden - oder einem Sklaven (dem modernen Arbeiter) gehören kann, ist entweihetes Land: Es gilt damit nur noch als «ökonomischer» Faktor, der in allen seinen Aspekten mit Maschinen und anderen modernen Erfindungen auszubeuten ist, wie es den Interessen der zwei unteren Kasten entspricht, denen es nunmehr gelungen ist, auch das Land dem antiken Typus der «Herrschaft» endgültig zu entreißen. Ist man erst so weit gekommen, muß man notwendigerweise auch die übrigen charakteristischen Symptome eines solchen Niederganges antreffen: *Der Grundbesitz droht daher immer mehr vom Individuellen ins Kollektive überzugehen.*

Parallel zum Verfall des aristokratischen Rechts auf Boden und zur Wirtschaft als Herrscherin über den Boden erscheint zuerst der Nationalismus, dann der Sozialismus und schließlich der kommunistische Marxismus. Damit haben wir eben die Wiederkehr der Herrschaft des Kollektiven über das Individuelle, worauf der kollektivistisch-verschwommene Eigentumsbegriff, wie er bei niedrigen Völkern gegeben ist, als «Überwindung» des Privatbesitzes, als Verstaatlichung, Sozialisierung und «Proletarisierung» der Güter und Ländereien Platz greift.

20. Mann und Frau

Um diese Betrachtungen über das traditionale Leben zu vervollständigen, wollen wir kurz auf die Welt des Sexus eingehen.

Auch hier gibt es in der traditionellen Auffassung Entsprechungen zwischen Wirklichkeiten und Symbolen, zwischen Handlungen und Riten; Entsprechungen, von denen die Prinzipien für das Verständnis der Geschlechter und für die Beziehungen abgeleitet sind, die in jeder normalen Kultur zwischen Mann und Frau entstehen müssen.

In der traditionellen Symbolik wurde das übernatürliche Prinzip als «männlich» aufgefaßt, wohingegen die Natur und das Werden als «weiblich» galten. In der hellenistischen Begriffswelt ist männlich das «Eine», το εν, das «in sich selbst ist», vollständig und sich genügend; weiblich ist die Zweiheit, das Prinzip des Verschiedenen und des «Anderen als es selbst», folglich auch des Begehrens und der Bewegung. In der hinduistischen Begriffswelt (Sämkyha) ist männlich der unerschütterliche Geist *-purusha* - und weiblich ist die *prakrti*, der tätige Mutterschoß jeder bedingten Form. Die fernöstliche Tradition drückte im kosmischen Gegensatz des *yang* und des *yin* gleiche Vorstellungen aus, wonach *yang*, das männliche Prinzip, mit der «Tugend des Himmels» assoziiert wurde und *yin*, das weibliche Prinzip, mit der «Tugend der Erde».¹

Für sich betrachtet stehen die beiden Prinzipien im Gegensatz zueinander. Aber im Bereich jener schöpferischen Gestaltung, die wir schon wiederholt als die Seele der traditionellen Welt bezeichnet haben und die wir auch in ihrer geschichtlichen Entwicklung im Zusammenhang mit dem Kampf zwischen verschiedenen Völkern und Kulturen sehen werden, verwandeln sie sich in Elemente einer Synthese, wobei alle beide eine bestimmte, abgegrenzte Funktion einhalten. Hier ist nicht der Ort, um zu zeigen, daß sich hinter den verschiedenen Darstellungen des Mythos vom «(Sünden-)Fall» häufig der Gedanke eines Aufgehens und Sich-Verlierens des männlichen Prinzips im weiblichen verbirgt, was bis zum Übergehen der männlichen in die weibliche Seins-Weise führen kann. Jedenfalls, wenn das geschieht, wenn das, was seiner Natur nach Prinzip für sich ist, sich den Kräften des «Begehrens» öffnet und dem Gesetz dessen unterliegt, was das eigene Prinzip nicht in sich selbst trägt, kann man sehr wohl von einem Fall sprechen. Eben darauf, auf die Ebene der menschlichen Realität, gründet

¹ Weitere metaphysische und mythische Hinweise finden sie in J.EVOLA, *Metaphysik des Sexus* a.a.O. Besonders bei den Philosophen der Sing Dynastie findet sich die Lehre, daß der Himmel die Männer «erzeugt» und die Erde die Frauen und daß deshalb die Frau dem Manne unterstellt sein muß, wie die Erde dem Himmel unterstellt ist. (Vergl. PLATH, *Religion der alten Chinesen*, I, S.37)

sich die Haltung des Mißtrauens, wie sie verschiedene Traditionen gegenüber der Frau zeigen, die oft als ein Prinzip der «Sünde», der Unreinheit und des Bösen, als eine Versuchung und eine Gefahr für den nach dem Übernatürlichen Strebenden angesehen wird.

Dieser Richtung des «Sündenfalls» kann man jedoch eine andere Möglichkeit entgegensetzen, nämlich die der richtigen Beziehung. Sie ergibt sich, wenn das weibliche Prinzip, dessen Natur es ist, sich auf etwas anderes zu beziehen, sich nicht nach etwas wiederum Flüchtigem ausrichtet, sondern nach einer «männlichen» Festigkeit. Damit ist eine Grenze gesetzt. Die «Festigkeit» überträgt sich tatsächlich so, daß sie jede weibliche Ausdrucksform im Innersten verklärt. Damit haben wir eine Synthese im positiven Sinn. Es ist also eine «Bekehrung» des Weiblichen notwendig, so daß es ganz für das gegensätzliche Prinzip da ist; und es ist vor allen Dingen notwendig, daß dieses männliche Prinzip absolut und vollständig ein solches bleibt. Dann wird, in der metaphysischen Symbolsprache, das Weibliche zur «Braut», die auch die «Macht» ist, die schöpferische Werk-Kraft, die das erste Prinzip der Bewegung und der Form vom unbeweglichen Männlichen empfängt: ganz im Sinne der schon erwähnten Cakti-Lehre, die man anders ausgedrückt auch in der Lehre des Aristoteles und im Neu-Platonismus wiederfindet. Und wir haben auch schon auf die symbolischen, tantrisch-tibetanischen Darstellungen hingewiesen, die in diesem Zusammenhang äußerst bedeutungsvoll sind und in denen das männliche «zeptertragende» Prinzip unbeweglich, kalt und aus Licht geschaffen ist, währenddessen die Cakti, die es umhüllt und zur Achse hat, aus beweglicher Flamme gebildet ist.²

Diese schon mehrfach aufgezeigten Bedeutungsinhalte bilden in dieser spezifischen Form die traditionale Normen-Grundlage für die Geschlechter im konkreten Sinn. Diese Norm ist dem Prinzip des Kastenwesens untergeordnet und führt damit zu den zwei Angelpunkten des *dharmā* und der *bhakti* oder *fides* zurück, d. h. zur Eigennatur und zur aktiven Hingabe.

Wenn schon die Geburt kein Zufall ist, so wird es auch ganz besonders kein Zufall sein, daß man im Körper eines Mannes oder einer Frau zu sich selbst erwacht. Auch hier wird der körperliche Unterschied als Entsprechung eines geistigen Unterschiedes aufgefaßt; man ist daher körperlich Mann oder Frau, nur weil man es transzendent schon ist, und die Charakteristik durch das Geschlecht, weit davon entfernt, in bezug auf den Geist etwas Unwesentliches zu sein, ist ein Zeichen, das auf einen anderen Weg und auf ein anderes *dharmā* hinweist. Wir wissen, daß das Bestreben nach Ordnung und «Form» die Grundlage jeder traditionellen Gesellschaft bildet, da das traditionale Gesetz nicht zum Ununterschiedenen, zum Gleichen, zum Unbestimmten und zu dem hinführen will, bei dem die verschiedenen Teile des Ganzen unterschiedslos und im einzelnen ähnlich werden, sondern daß es will, daß diese Teile sie selbst bleiben und daß sie immer vollkommener ihre

² In der erotischen Symbolik der oben erwähnten Traditionen wird derselbe Sinngehalt ausgedrückt durch die Darstellung des göttlichen Paares im *viparita-maithuna*, d. h. in einer Umarmung, in der das Männliche unbeweglich ist und die *qakū* die Bewegungen ausführt.

eigene Natur zum Ausdruck bringen. So stellen, was speziell die Geschlechter betrifft, Mann und Frau zwei Erscheinungsformen dar, und wer als Mann geboren wird, muß sich als Mann erfüllen, und wer als Frau geboren wird, muß sich als Frau erfüllen, in allem und für alles, und sie müssen jegliche Vermischung und Unterschiedslosigkeit überwinden: Und auch in der übernatürlichen Ausrichtung müssen Mann und Frau ihren eigenen Weg gehen, der nicht ausgetauscht werden kann, ohne daß beide in eine widerspruchsvolle und unorganische Seins-Weise verfallen.

Die Seins-Weise, die im besonderen dem Mann entspricht, haben wir schon besprochen; und wir haben auch über die beiden Hauptformen der Annäherung an den Wert des «Seins an sich» gesprochen: Aktion und Kontemplation, Tat und geistige Betrachtung: Der *Krieger* (der Held) und der *Asket* sind demnach die zwei Grundtypen der reinen Männlichkeit. In Symmetrie dazu gibt es ebenfalls zwei Grundtypen für die weibliche Natur. Die Frau verwirklicht sich als solche und erhebt sich auf dasselbe Niveau, auf dem der Mann als Krieger oder Asket steht, indem sie *Geliebte* ist oder *Mutter*: Zweiteilung ein- und derselben idealen Gesamtheit, denn wie es ein aktives Heldentum gibt, so gibt es auch ein passiv-negatives; wie es das Heldentum der absoluten Behauptung gibt, so gibt es auch das Heldentum der absoluten Hingabe, und das eine kann so lichtvoll sein wie das andere, und das eine kann so reich an Früchten im Hinblick auf Überwindung und Befreiung sein wie das andere, wenn sie nur in Reinheit und im Sinne einer Opfergabe gelebt werden. Eben diese Unterscheidung im Heldentum bestimmt den unterschiedlichen Charakter des Weges zur Vollendung für Mann und Frau. Der Haltung des Kriegers und des Asketen, wobei sich der eine durch die reine Tat, der andere durch die reine Loslösung in einem Leben, das jenseits des Lebens steht, behauptet, entspricht in der Frau das Sich-ganz-einem-anderen-Wesen-Hingeben, das Ganz-für-ein-anderes-Wesen-Dasein, sei es der geliebte Mann (Typus der Geliebten - aphroditischen Frau) oder der Sohn (Typus der Mutter - demetrische Frau), wobei sie allein darin den Sinn ihres eigentlichen Lebens, ihre eigentliche Freude, ihre eigentliche Rechtfertigung findet: Das ist die *bhakti* oder *fides*, die für die traditionale Frau der normale und natürliche Weg zur Teilhaftigkeit am Seins-Bereich der «Form» war oder, wenn sie absolut und überindividuell gelebt wurden, auch jenseits der «Form». Sich in immer entschiedenerer Weise nach diesen zwei getrennten und unverwechselbaren Richtungen hin zu verwirklichen, zu beschränken, was in der Frau Mann und was in Mann Frau ist, und nach dem «absoluten Mann» und nach der «absoluten Frau» zu streben, das ist je nach Lebensebene das traditionale Gesetz für die Geschlechter.

So konnte sich traditional die Frau nur mittelbar durch die Beziehung zu anderem - dem Mann - Eintritt in den hierarchisch sakralen Bereich verschaffen. In Indien hatten die Frauen auch höherer Kasten keine eigene Einweihung. Sie gehörten der sakralen Gemeinschaft der Adligen - *ārya* - vor der Ehe nur durch ihren Vater an und nach der Ehe durch ihren Gatten,

der auch mystisches Familienoberhaupt war.³ Im dorischen Hellas hatte die Frau ihr ganzes Leben lang keine Rechte; solange sie ledig war, war der Vater ihr κύριος (Vormund)⁴. In Rom, in Übereinstimmung mit einer Geistigkeit ähnlicher Art, war die Frau, weit davon entfernt, dem Mann «gleich» zu sein, juristisch einer Tochter ihres Ehemannes *-filiae loco* - und einer Schwester ihrer eigenen Söhne - *sororis loco* - gleichgestellt; als Mädchen war sie unter der *potestas* (Gewalt) des Vaters, als Führer und Priester seiner *gens*; als Ehefrau war sie in der gewöhnlichen Ehe einem rauhen Ausdruck gemäß *in manum viri* (in der Hand des Mannes). Diese traditionale Festlegung der Abhängigkeit der Frau finden wir auch anderswo⁵, und sie bedeutet keinesfalls Ungerechtigkeit und Präpotenz, wie die modernen «Freigeister» glauben möchten, sondern sollte die Grenzen und den natürlichen Ort des einzigen spirituellen Weges aufzeigen, der der reinen weiblichen Natur gemäß ist.

Hier können wir auch auf andere antike Ansichten hinweisen, in denen deutlich der reine Typus der traditionellen Frau zum Ausdruck kommt, die einer Aufopferung fähig war, die an der Grenze steht zwischen dem, was menschlich ist, und dem, was übermenschlich ist. Zuerst möchten wir die aztekische Überlieferung erwähnen, nach der am Vorrecht der himmlischen Unsterblichkeit, die dem Kriegsadel vorbehalten war, auch die Mütter teilhatten, die während der Niederkunft starben⁶, denn man erblickte darin ein Opfer, das ähnlich war dem, das der auf dem Schlachtfeld Gefallene brachte. Dann können wir den Typus der Hindufräule aufzeigen, die Frau bis ins Innerste war, hin zu den äußersten Möglichkeiten der Sinnlichkeit, und doch in einer unsichtbaren und gelobten *fides* lebte, dank der die opferhafte Hingabe, die sich schon in der erotischen Hingabe des Körpers, dann der Person und des Willens zeigte, in der anderen, ganz anderen und weit über den Sinnen gelegenen Hingabe gipfelte, die darin bestand, daß die Ehefrau

³ Vergl. SENART, *Les castes dans l'Inde*, a. a. O. S. 68; *Mānavadharmasāstra*, IX, 166; V, 148; vergl. V, 155: «Es gibt keine Opferhandlung, keinen Kultus und keine Askese, die sich besonders auf die Frau beziehen. Die Ehefrau liebe und ehre ihren Gatten, und sie wird im Himmel geehrt werden.» Hier können wir leider nicht innehalten, den Sinn des weiblichen Priestertums besprechen und erklären, warum es den eben ausgesprochenen Gedankengängen nicht widerspricht: Dieses Priestertum hatte traditional immer lunaren Charakter; statt eines anderen Weges drückte es durch die absolute Ausschaltung jedes persönlichen Prinzips eine Verstärkung des weiblichen *dharmas* aus und gab so der Stimme des Orakels und des Gottes freien Raum. Weiter unten werden wir dann von der Veränderung sprechen, die in niedergehenden Kulturen aufkam und in denen das lunar-weibliche Element der hierarchischen Gipfel in Beschlag nahm. Daneben muß noch die sakrale-initiatische Verbindung der Frau im «Wege des Sexus» in Betracht gezogen werden. (Darüber vergl. EVOLA, *Metaphysik des Sexus*, a. a. O.)

⁴ Vergl. *Handbuch der klass. Altertumswissenschaft.*, Bd. IV, S. 17.

⁵ So auch im antiken China, wo man im *Niu-kie-tsi-pien* (V) lesen kann: «Wenn eine Frau aus dem Hause des Vaters in das Haus des Ehemannes zieht, verliert sie alles, sogar ihren Namen. Sie hat nichts mehr eigenes: Was sie trägt, was sie ist, ihre Person, alles gehört demjenigen, der ihr als Ehemann gegeben ist», und im *Niu-hien-shu* wird betont, daß eine Frau im Hause «wie ein Schatten und ein einfaches Echo» sein muß. (zitiert bei S. TROVATELLI, *Le civiltà e le legislazioni dell' antico Oriente*, Bologna, 1890, S. 157-158)

⁶ Vergl. REVILLE, *Relig. du Mexique* etc, a. a. O., S. 190.

ihr Leben in die Flammen des indo-arischen Grabesscheiterhaufens warf, um dem Mann, dem sie sich gegeben hatte, ins Jenseits zu folgen. Dieses traditionale Opfer, reine «Barbarei» in den Augen der Europäer und der Europäisierten, bei dem sich die Witwe gemeinsam mit dem Körper des toten Gemahls verbrannte, wird im Sanskrit *sati* genannt, gebildet aus der Wurzel *as* und dem Thema *sat* - sein -, woher auch *satya* - das Wahre - kommt und das auch noch Gabe, Treue, Liebe heißt.⁷ Dieses Opfer wurde als der höchste Gipfelpunkt in der Beziehung zweier Wesen verschiedenen Geschlechts angesehen, einer Beziehung im absoluten Sinn, d. h. im Sinn der Wahrheit und der Übermenschlichkeit. Hier wird der Mann zur Stütze einer befreienden *bhakti* erhoben, und Liebe schafft sich einen Weg und ein Tor. Die traditionale Lehre besagte nämlich, daß die Frau, die ihrem Gatten in den Tod folgte, den «Himmel» erlangte; sie verwandelte sich in das innerste Wesen ihres Gatten⁸: Sie hatte teil an jener Umwandlung des fleischlichen Körpers in einen göttlichen Lichtkörper durch das «Feuer», was in den indo-arischen Kulturen durch die Leichenverbrennung symbolisiert wurde⁹. Analog dazu gab es häufig auch den Freitod der germanischen Frau, wenn der Gatte oder Geliebte im Krieg fiel.

Als Wesen der *bhakti* im allgemeinen haben wir schon das Fehlen des Eigeninteresses für den Gegenstand oder den Stoff der auszuführenden Tat aufgezeigt, d.h. die reine Handlung, die reine Neigung. Das kann uns verstehen lehren, wie in einer traditionellen Kultur, wie jener der Hindus, das rituelle Opfer der Witwe - *sati* - zu einer dauernden Einrichtung erhoben werden konnte. Wenn sich eine Frau nur wegen eines sehr starken gegenseitigen Bandes menschlicher Leidenschaft mit einem anderen Wesen hingibt und opfert, bleiben wir noch im Rahmen einfacher, privater Gefühle. Nur eine Hingabe, die sich ohne jede Stütze aufrechterhält und entfalten kann, hat Anteil an einem transzendenten Wert.

Im Islam fanden ähnliche Bedeutungsinhalte ihren Ausdruck in der Einrichtung des Harem. Im christlichen Europa ist der Gedanke an Gott notwendig, damit eine Frau auf das äußere Leben verzichtet und sich in Klausur begibt. Aber auch dabei handelt es sich immer nur um Ausnahmefälle. Im Islam genügte dazu schon ein Mann, und die Klausur des Harems war eine natürliche Sache, die keine edelgeborene Frau in Zweifel zog; sie wollte darauf auch gar nicht verzichten: Es erscheint als natürlich, daß eine Frau ihr gesamtes Leben auf einen Mann konzentrierte, den sie in einer so

⁷ Vergl. G. DE LORENZO, *Oriente ed Occidente*, Bari, 1931, S.72. Analoge Bräuche finden sich auch bei anderen indo-europäischen Stämmen: bei den Thrakern, Griechen, Skythen und Slawen (Vergl. C. CLEMEN, *Religionsgeschichte Europas*, Heidelberg, 1926, Bd. I, S. 218). In der Inkakultur war der Selbstmord der Witwe, um dem Gatten zu folgen, zwar nicht durch Gesetz festgelegt, aber doch üblich, und diejenigen Frauen, die nicht den Mut aufrachten, ihn zu vollziehen, oder die glaubten, Gründe dafür zu haben, darauf verzichten zu können, fielen der Verachtung anheim. (Vergl. REVILLE, *a.a.O.*, S.374)

⁸ Vergl. *Mānavadharmasāstra*, IX, 29: «Die Frau, die ihren Gatten nicht verrät und deren Gedanken, Worte und Körper rein sind, erlangt nach dem Tode den gleichen Aufenthaltsort wie ihr Gatte.»

⁹ Vergl. *Bṛhadāraṇyaka-upan.*, VI, ii, 14; PROKLOS, in *Tim.*, V, 331b; II, 65b.

weiten und überindividuellen Art und Weise liebte, daß sie zugestand, daß auch andere Frauen am selben Gefühl teilhatten und durch dasselbe Band und dieselbe Hingabe mit diesem Mann vereint waren. Gerade darin kommt der Charakter der «Reinheit» zum Vorschein, den wir für den besprochenen Weg als Wesentliches bezeichnet haben. Die Liebe, die Bedingungen stellt und wiederum Gegenliebe und Hingabe seitens des Mannes verlangt, gehört einem niedrigen Bereich zu. Andererseits könnte ein Mann, der rein Mann ist, zu einer Liebe in diesem Sinn nur dann fähig sein, wenn er sich verweiblichte. Damit würde er aber von jener inneren Fülle und dem Sich-Selbst-Genügen abfallen, durch die die Frau in ihm eine Stütze findet und die ihre Begeisterung, sich hinzugeben, überhaupt ausmachen. Im Mythos läßt Civa als der große Asket der Höhen mit einem einzigen Blick Kāma, den Gott der Liebe, zu Asche zerfallen, als dieser versucht, in ihm Leidenschaft für die Braut Parvati zu erwecken. Gleichermäßen steckt eine tiefe Bedeutung in der Legende des Kalki-avatara, in der von einer Frau berichtet wird, die niemandem gehören konnte, weil alle Männer, die sie begehrt und die ihr verfallen waren, dadurch augenblicklich in Frauen verwandelt wurden. In einer Frau ist wahrlich dann Größe, wenn sie gibt, ohne zu fordern, wenn in ihr eine Flamme brennt, die sich aus sich selbst nährt, wenn ihre Liebe um so größer wird, je weniger sich der Zielpunkt dieser Liebe bindet und nicht herabsteigt, ja sogar Distanzen schafft; je mehr er Herr ist als nur einfach Bräutigam oder Geliebter. Im Geist des Harem ist viel davon enthalten: Die Überwindung der Eifersucht, also des leidenschaftlichen Egoismus, des Besitzgedankens der Frau, von der man aber doch vom Mädchenalter bis zum Tod klösterliche Abgeschiedenheit und Treue einem Mann gegenüber verlangt, der andere Frauen um sich haben und sie alle besitzen kann, ohne sich einer zu «geben». Genau in dieser «Unmenschlichkeit» zeigt sich etwas Asketisches, wir können beinahe sagen: etwas Heiliges.¹⁰ In diesem scheinbaren «zu einer Sache werden» brennt ein wahrer Besitz, eine Überwindung und auch eine Befreiung: Denn angesichts einer solchen unbedingten *fides* ist der Mann in seinem menschlichen Aspekt nur noch ein Mittel, und es eröffnen sich Möglichkeiten in einem Bereich, der nicht mehr irdisch ist. Wie die Regel des Harems der Klosterregel folgte, so führte auch sie das islamische Gesetz für die Frauen je nach den Möglichkeiten ihrer Natur auf dieselbe Ebene der mönchischen Askese¹¹, wobei aber das sinnliche Leben

¹⁰ Im *Mānavadharmagāstra* wird nicht nur vorgeschrieben, daß die Frau nie eine eigene Initiative entwickeln darf und daß sie, je nach ihren Umständen, Sache ihres Vaters, ihres Gatten oder ihres Sohnes sein solle, (V, 147-148; IX, 3) sondern es wird auch gesagt (V, 154): «Auch wenn das Betragen des Gatten nicht rechtmäßig ist, auch wenn er sich anderen Leidenschaften hingibt und ohne alle guten Eigenschaften ist, muß ihn doch die Frau wie einen Gott verehren.»

¹¹ Die sakrale Hingabe des Körpers und sogar der Jungfräulichkeit findet sich in strenger Form in einem Geschehen festgehalten, das die moderne Welt ebenfalls als Skandal ansieht: in der heiligen Prostitution, wie sie in antiken syrischen, lykischen, lydischen und in den thebanischen Tempeln Ägyptens usw. betrieben wurde. Die Frau durfte sich das erste Mal nicht aus Leidenschaft für einen bestimmten Mann hingeben, sondern sie mußte dem ersten Mann zu Willen sein, der ihr im heiligen Bezirk eine Münze, gleich welchen Wertes, anbot. Das geschah

nicht ausgeschlossen, sondern miteinbezogen, ja sogar in höchstem Maße genossen wurde. Übrigens ist in einem geringeren Ausmaß eine solche Haltung der Frau als natürliche Voraussetzung bei den Kulturen zu sehen, wo die Einrichtung des Konkubinats einen auf ihre Art rechtmäßigen Charakter aufwies und gesetzlich als eine Ergänzung zur Einehe anerkannt war: so in Griechenland, Rom und anderswo. Der sexuelle Exklusivismus war dort ebenfalls überwunden.

Natürlich ziehen wir hier nicht in Betracht, was vielleicht tatsächlich im einen oder anderen Fall im Harem oder in anderen derartigen Einrichtungen geschehen ist. Wir haben das vor Augen, was ihnen in der reinen, traditionellen Vorstellung entsprach, und damit auch die höhere Erfahrungs-Möglichkeit, die sie grundsätzlich immer bieten konnten. Es ist die Aufgabe der Tradition, das möchten wir wiederholen, ein festes Flußbett zu graben, damit die chaotischen Lebensströme in die richtige Richtung fließen. Frei sind nur diejenigen, die, wenn sie diese traditionale Richtung einschlagen, sie nicht als Zwang empfinden, sondern sich darin frei entwickeln und sich darin wiedererkennen, so daß sie gleichsam aus einem inneren Antrieb heraus die höchste «traditionale» Seins-Möglichkeit ihrer Eigen-Natur verwirklichen. Aber auch die anderen, die nur materiell den Institutionen folgen und ihnen gehorchen, ohne sie zu verstehen und ohne sie zu leben, werden gestützt: Wenn auch ohne Licht, trägt sie ihr Gehorsam doch virtuell über ihre individuelle Beschränkung hinaus und führt sie in dieselbe Richtung wie die ersten. Wer aber weder dem Geist noch der Form nach dem traditionellen Flußbett folgt, für den gibt es nur das Chaos. Er ist verloren und gefallen.

Das trifft auf die moderne Menschheit auch hinsichtlich der Frau zu. Es war in der Tat nicht möglich, daß eine Welt, die die Kasten «überwunden» hatte und, wenn wir uns im Jakobinerjargon ausdrücken wollen, jedem menschlichen Wesen seine «Würde» und seine «Rechte» zurückerstattet hatte, das richtige Verhältnis zwischen den Geschlechtern hätte bewahren können. Die Emanzipation der Frau mußte schicksalhaft auf jene des Sklaven und auf die Glorifizierung des Klassenlosen und Traditionslosen, also des Parias, folgen. In einer Gesellschaft, die weder den Asketen noch den Krieger mehr begreift; in einer Gesellschaft, in der die Hände der letzten Aristokraten weniger für Schwerter oder das Zepter als vielmehr für Tennisschläger und Cocktailshaker gemacht zu sein scheinen; in einer Gesellschaft, in der der Typus des echten Mannes, von der blassen Larve des «Intellektuellen» oder «Professors», der narzistischen Hampelmannsgestalt des «Künstlers», der geschäftigen und schmutzigen Maschinerie des Bankiers und Politikers oder höchstens vom Boxer und vom Filmstar repräsentiert wird; in einer solchen Gesellschaft war es nur natürlich, daß auch die Frau sich erhob

im Sinne eines heiligen Opfers, einer Opfergabe an die Göttin. Nur nach dieser rituellen Opfergabe ihres Körpers konnte sich die Frau verheiraten. HERODOT (I, 199) berichtet bezeichnenderweise, daß, «ist sie einmal nach Hause zurückgekehrt, man ihr (dem Mädchen, das Frau geworden ist) auch die größte Summe Geldes anbieten kann, man aber nichts mehr bei ihr erreichen wird», was schon allein für sich aussagt, daß dabei «Ausschweifung» und «Prostitution» keine Rolle spielten.

und auch für sich eine «Persönlichkeit» und eine Freiheit forderte, ganz im anarchischen und individualistischen Sinn der Letztzeit. Und während die traditionale Ethik vom Mann und von der Frau verlangte, immer mehr sie selbst zu sein, in immer deutlicheren Zügen das auszudrücken, was aus dem einen einen Mann, aus der anderen eine Frau machte, verfiel die neue Kultur auf die Gleichschaltung, auf das Formlose, auf einen Zustand, der wirklich nicht jenseits, sondern diesseits der Persönlichkeitswerdung und Unterscheidung der Geschlechter liegt.

Und was eigentlich eine Abdankung war, ist mit einem Sieg verwechselt worden. Nach Jahrhunderten der «Sklaverei» hat die Frau endlich frei und für sich selbst sein wollen. Aber der sogenannte «Feminismus» hat für die Frau keine andere Persönlichkeit zu ersinnen vermocht als die Imitation der männlichen, so daß die feministischen «Forderungen» ein fundamentales Mißtrauen der neuen Frau gegenüber sich selbst und ihre Unfähigkeit aufzeigen, zu sein und zu gelten als das, was sie ist: als Frau und nicht als Mann. Wegen dieses Unverständnisses hat die moderne Frau eine durch und durch eingebilddete Minderwertigkeit dabei verspürt, nur Frau zu sein, und hat es beinahe als Beleidigung empfunden, «nur als Frau» behandelt zu werden. Hier liegt der Ursprung des verfehlten Strebens: Eben deswegen hat die Frau rachenehmend ihre «Würde» zurückfordern, ihren «Wert» beweisen wollen und hat begonnen, sich mit dem Mann zu messen. Aber dabei handelt es sich absolut nicht mehr um den echten Mann, sondern um den Retorten-Mann, den Hampel-Mann einer standardisierten, rationalisierten Gesellschaft, die praktisch nichts mehr an wahrer Unterscheidung und Qualität in sich birgt. In einer solchen Gesellschaft kann natürlich von einem legitimen Vorrecht der Männer nicht mehr die Rede sein, und die Frauen, unfähig, ihre natürliche Berufung zu erkennen und zu verteidigen, und sei es auch nur auf der niedersten Ebene (denn keine sexuell glückliche Frau fühlt jemals das Bedürfnis, den Mann nachzuäffen und zu beneiden), konnten leicht beweisen, daß auch sie von der Möglichkeit her die geistigen und körperlichen Fähigkeiten besaßen, die im anderen Geschlecht vorhanden waren und die im allgemeinen in der modernen Gesellschaft verlangt und geschätzt werden. Der Mann hat übrigens dabei in aller Unverantwortlichkeit zugesehen, ja im Gegenteil, er hat mitgeholfen, er selbst hat die Frauen auf die Straße, in die Ämter, in die Schulen, in die Fabriken und in alle niedrigen Ansteckungsherde der modernen Gesellschaft und Kultur gestoßen. Damit war der letzte Anstoß zur Nivellierung gegeben.

Und dort, wo die geistige Kastrierung des modernen, materialisierten Mannes nicht stillschweigend, wie in den antiken, weiblich beherrschten Gemeinschaften, zur Vorherrschaft der sich teuer verkaufenden Frau geführt hat, die als Richterin über sinnlich abhängige und für sie arbeitende Männer fungiert, ist das Ergebnis der Niedergang der weiblichen Eigenart bis zu den körperlichen Merkmalen hin gewesen, wozu noch die Rückbildung ihrer natürlichen Seins-Möglichkeiten und das Ersticken ihrer spezifischen Innerlichkeit kommen. Daraus entsteht der Typ *garçonne*, das jugenhafte Mädchen, leer, eitel, unfähig zu jeder über sie hinausführenden Begeisterung,

und schließlich nicht einmal zur Sinnlichkeit und Sündhaftigkeit fähig: Denn bei der modernen Frau erwecken oft sogar die Möglichkeiten der physischen Liebe weniger Interesse als der narzistische Kult des eigenen Körpers, das Sich-mit- oder so-wenig-Kleidern-wie-nur-möglich-Zeigen, die Gymnastik, der Tanz, der Sport, das Geld usw. Europa wußte schon an und für sich wenig von der Reinheit der Hingabe, der Treue, die alles gibt und nichts verlangt, und der Liebe, die stark genug ist, keine Ausschließlichkeit zu benötigen. Abgesehen von einer rein konformistischen und bourgeoisen Treue hat sich Europa eine Art von Liebe auserwählt, die nicht duldet, daß der Geliebte nicht ebenfalls liebt. Wenn nun eine Frau, um sich ausschließlich einem Mann hinzugeben, von ihm verlangt, daß er ihr mit Leib und Seele gehört, hat sie ihre Hingabe nicht nur «vermenschlicht» und ärmlicher gemacht, sondern sie hat vor allen Dingen begonnen, den reinen inneren Kern ihres Wesens zu verraten, um auch hier eine der männlichen Natur eigene Seinsweise zur Leihe zu nehmen, und zwar eine Seinsweise, die zu den niedersten gehört: den Besitzanspruch, das Recht auf den anderen und den Stolz des Ichs. Darauf folgte der Rest und wie bei jedem Fall, nach dem Gesetz der zunehmenden Geschwindigkeit, immer rascher. Später, durch den immer größer werdenden Egozentrismus waren es nicht einmal die Männer mehr, die sie interessierten, sondern nur das, was sie ihnen für ihr Vergnügen und ihre Eitelkeit bieten konnten. Zum Schluß kommen dann Formen geschlechtlicher Korruption, die von ebenso großer Oberflächlichkeit begleitet sind, oder ein praktisch-äußerliches Leben in der Art des Mannes, das die Frau ihrer Natur beraubt und sie in denselben Graben der Arbeit, des Verdienens, der übersteigerten praktischen Aktivität und sogar der Politik wie die Männer hineinwirft.

Das sind die Ergebnisse der abendländischen «Emanzipation», die jetzt dabei ist, die gesamte Welt mit einer Geschwindigkeit anzustecken, die jede Pest übertrifft. Die traditionale Frau, die absolute Frau, fand Erfüllung in der Hingabe, im Leben nicht für sich selbst, sondern indem sie in Einfachheit und Reinheit alles für ein anderes Wesen sein *wollte*. Dadurch erfüllte sie sich, gehörte sich selbst, hatte ihren *eigenen* Heroismus und stand im Grund sogar höher als der gewöhnliche Mann. Die moderne Frau hat sich zerstört, indem sie für sich sein wollte. Die ersehnte «Persönlichkeit» hat ihr jede Persönlichkeit geraubt.

Und es ist leicht vorherzusehen, was auf diese Art aus den Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern, auch auf ihrer körperlichen Seite, werden wird. Hier, wie beim Magnetismus, ist der schöpferische Funke um so höher und lebendiger, desto entschiedener die Polarität, der Gegensatz ist, je mehr der Mann wirklich Mann und die Frau wirklich Frau ist. Was kann hingegen schon Großes los sein bei diesen Mischwesen, die jede Beziehung mit ihrer tiefsten Natur verloren haben? Bei diesen Wesen, bei denen die Sexualität auf der bloßen körperlichen Ebene beginnt und endet, sofern sich nicht auch schon hier abnorme Neigungen à la «drittes Geschlecht» zeigen? Bei diesen Wesen, die in ihrem Inneren weder Mann noch Frau oder die Frau der Mann und der Mann die Frau sind und als ein

Jenseits des Sexus hochpreisen, was tatsächlich diesseits des Sexus liegt? Jede Beziehung muß da einen zweideutigen und abgeblättern Charakter annehmen: Kameradschaftliches Durcheinander, morbid «intellektuelle» Sympathien, Banalitäten des neuen kommunistischen Realismus, oder aber die Beziehung leidet unter neurotischen und all den anderen Komplexen, auf denen Freud seine «Wissenschaft» aufgebaut hat, die wahrlich ein Zeichen unserer Zeit ist. Aber so sehen die Möglichkeiten der Welt der «emanzipierten» Frau aus: Und die Vorhut einer solchen Welt, Rußland und Nordamerika, ist schon gegenwärtig und legt in dieser Hinsicht ein bedeutungsvolles Zeugnis ab.¹²

Nun kann das alles natürlich nicht ohne Einfluß auf einen Entwicklungsbereich bleiben, der weit über das hinausgeht, was die moderne Welt in ihrer Gedankenlosigkeit je zu ahnen vermochte.

¹² Nach Statistiken schon aus dem Jahre 1950, die auch auf medizinischer Grundlage durchgeführt waren (C.FREED und W.S.KROGER) sollen 75% der nordamerikanischen Mädchen «sexuell gefühllos» sein, und ihre «*libido*» (um den Freud'schen Terminus zu verwenden) soll sich in die Richtung eines exhibitionistischen Narzissmus verlagert haben. Bei den angelsächsischen Frauen waren neurotische Hemmungen des sexuellen und eigentlich weiblichen Lebens allgemein charakteristisch, da sie Opfer eines falschen Ideals von «Würde» waren, wozu noch die Vorurteile des puritanischen Moralismus kamen. Die darauffolgende Reaktion der sogenannten «sexuellen Revolution» führte nur zu einer faden Herrschaft kleinkariierter Verderbtheit und zur Sexualität als laufenden Konsumartikel.

21. Niedergang der traditionstragenden Völker

Die moderne Welt ist sicherlich weit davon entfernt, einer Gefahr zu unterliegen, die sich aus dem Rückgang der Geburten und der Zunahme der Todesfälle ergeben könnte, und der Alarm, den vor einiger Zeit politische Häupter ausgestoßen haben, wozu sie noch den absurden Spruch: «Die Zahl ist Macht» ausgegraben hatten, ist völlig sinnlos. Die Gefahr, die tatsächlich besteht, ist genau entgegengesetzt, daß sich nämlich die Völkerschaften unaufhörlich und ungebremst in nur rein mengenmäßiger Weise vermehren. Der Rückgang betrifft einzig die Völkerstämme, die wir als Träger der Kräfte ansehen müssen, die über dem reinen *demos* und der Massenwelt stehen und die jede wahre menschliche Größe bedingen. Als wir den rassistischen Standpunkt kritisierten, sprachen wir schon von jener geheimen Kraft, die, wenn sie gegenwärtig, lebendig und tätig ist, das Prinzip einer Zeugung im höheren Sinn ist, das gegen die Massenwelt reagiert, indem es ihr Form und Qualität eingibt. Und in diesem Zusammenhang kann man sagen, daß die traditionstragenden abendländischen Völker schon seit Jahrhunderten im Todeskampf liegen und die steigende Vermehrung der Völker der Erde genau den gleichen Sinn hat wie das Gewimmel der Würmer, das sich bei der Zersetzung von Organismen bildet, oder der Krebs: Auch der Krebs ist das ungebremste, übermäßige Wachstum eines Gewebes, das die normalen, unterschiedlichen Strukturen eines Organismus zerstört, da es sich dessen Regulierungsgesetz entzogen hat. Das ist das Bild, das die moderne Welt darbietet. Dem Rückgang und Abstieg der im höheren Sinn befruchtenden und formgebenden Kräfte steht ein unbegrenztes Wuchern der «Materie», des Formlosen, des Massenmenschen gegenüber.

Diese Erscheinung kann nicht unabhängig sein von dem, was wir im vorhergehenden Kapitel über die Sexualität und die Beziehungen zwischen Mann und Frau in der Letztzeit vorgebracht haben, denn damit wird auch das Problem der Fortpflanzung und ihr Sinngehalt angesprochen. Wenn es wahr ist, daß die moderne Welt dazu bestimmt erscheint, nicht mehr die absolute Frau und den absoluten Mann zu kennen, und wenn in ihr die Geschlechtsunterscheidung der Wesen unvollständig ist - und man will ja im Namen des «Geistes», daß sie unvollständig ist, d.h. nur auf die körperliche Ebene beschränkt bleibt -, muß es natürlich erscheinen, daß dem Sex selbst jene höheren und sogar transzendenten Dimensionen verlorengegangen sind, die die traditionale Welt in vielfacher Form kannte. Das kann ebenfalls nicht ohne Folgen für das Wesen der geschlechtlichen Vereinigung und die Möglichkeiten bleiben, die sie mit sich brachten, sei es als rein erotische Erfahrungen an sich oder - und es ist dieser zweite Aspekt, von dem hier eigentlich die Rede ist - sei es im Hinblick auf eine Fortpflanzung,

die sich nicht in einer einfachen, undurchsichtigen biologischen Tatsache erschöpft.

Die Welt der Tradition kannte tatsächlich ein sexuelles *sacrum* und eine Magie des Sexus. Aus zahllosen Symbolen und Gebräuchen aus den verschiedensten Gebieten scheint ständig die Anerkennung des Sexus als einer überindividuellen, uranfänglichen Schöpferkraft durch.

In der Frau wurden abgründige Mächte des Feuers und des Lichtes wacherufen, aber auch solche der Gefahr und der Zerstörung.' In ihr wurde die chthonische Kraft, die Erde, und im Mann der Himmel erlebt. Was der gewöhnliche Mensch - heute mehr denn je - nur in der Form peripherer Empfindungen leidenschaftlicher Triebe und des Fleisches erfährt, das alles erlebte man organisch und bewußt. Die Zeugung wurde gleichsam verfügt², und im Gezeugten sah man, wie erwähnt, zuerst den «Sohn der Pflicht», der das übernatürliche Element des Familiengeschlechtes und die Befreiung des Ahnen wieder aufnehmen und nähren und «die Kraft, das Leben, die Beständigkeit» empfangen und weitergeben sollte. Nie zuvor wurde das alles wie in der modernen Welt zu einem abgeschmackten Spiel der Phantasie, in dem die Menschen, statt die Sexualität im Griff zu haben, von der Sexualität im Griff gehalten werden und sich wie Betrunkene da und dort hinwerfen, ohne auch nur das geringste von dem wissen zu können, was sich in ihren Umarmungen entzündet, und ohne den Dämon zu sehen, der durch ihre Suche nach Lust und ihre Leidenschaftlichkeit sein erbärmliches Spiel mit ihnen treibt. So geschieht es, daß, ohne ihr Wissen und oft gegen ihren Willen, zufällig hier und da aus einer ihrer Nächte ein neues Wesen entspringt, das oft wie ein Eindringling kommt, ohne eine geistige Kontinuität aufzuweisen, und das bei den letzten Generationen nicht einmal mehr einen blassen Rest wenigstens von im bourgeoisen Sinn gefühlsmäßiger Bindung an die Eltern aufweist.

Wenn die Dinge so stehen, ist es nicht zu verwundern, daß die traditions-tragenden Völker sterben, denn darin mündet die unabänderliche Logik des Individualismus, der besonders bei den sogenannten «höheren Schichten» von heute das Interesse an der Zeugung von Nachkommenschaft nur schwinden lassen kann; dabei wollen wir von allen anderen Faktoren des Niederganges schweigen, die mit der Art des sozialen, mechanisierten und verstädterten Lebens und vor allem mit einer Kultur verbunden sind, die nichts von den gesunden und schöpferischen Grenzen mehr weiß, wie sie die Kasten und die Tradition des Blutes mit sich brachten. Der Kinderreichtum konzentriert sich daher auf die untersten sozialen Schichten und auf tief erstehende Völker, wo der tierische Impuls stärker ist als jede logische Berechnung und Überle-

¹ Vergl. Evoi.A, *Metaphysik des Sexus*, a.a.O. bes. Kap. V und VI.

² Formeln der Upanishaden für die geschlechtliche Vereinigung: «Mit meiner Männlichkeit, mit meinem Glanz, verleihe ich dir Glanz.» Und «Ich bin Er und Du bist Sie, Du bist Sie und Ich bin Er. Ich bin der Himmel, Du bist die Erde. Wie die Erde den Gott Indra in ihrem Schoß birgt, wie die vier Himmelsrichtungen vom Winde schwanger sind ..., so lege ich in Dich den Samen von (Namen), unserem Sohn.» (*Bṛhadāraṇyaka-upaniṣh.* VI, iv, 8; VI,iv, 20-22; vergl. *Atharva Veda*, XIV, 2,71).

gung. Das unausweichliche Resultat ist eine *Auslese im umgekehrten Sinn*, der Aufstieg und das Überhandnehmen tieferstehender Elemente, gegen die «Rasse» der höheren Klassen und Völker, die als geistig dominierendes Element kraftlos und am Boden zerstört ist, wenig oder nichts ausrichten kann.

Wenn man heute im Hinblick auf die katastrophalen Auswirkungen der von uns mit dem Krebs verglichenen demographischen Erscheinungen immer mehr von einer «Geburtenkontrolle» spricht, wird damit sicherlich nicht das wesentliche Problem berührt, denn in keiner Art und Weise kommt ein Kriterium der Differenziertheit, des Qualitativen zum Tragen. Aber die Stumpfsinnigkeit ist noch größer bei denen, die auf Grund traditionalistischer und moralisierender Vorstellungen, die nunmehr wirklich nur noch Vorurteile sind, gegen diese Kontrolle auftreten. Wenn einem die Größe und die Macht eines Volkes am Herzen liegen, ist es sinnlos, sich mit der materiellen Eigenschaft des Vaterseins zu beschäftigen, wenn sie nicht von der spirituellen Tugend der Vaterschaft begleitet wird im Sinne von höheren Interessen, der richtigen Beziehung zwischen den Geschlechtern und vor allen Dingen dem, was wirklich *Männlichkeit* heißt, also dem, was sie auf einer anderen als der naturhaften Ebene bedeutet.

Wenn wir die moderne Frau des Niedergangs angeklagt haben, darf man keinesfalls vergessen, daß der Mann der erste Verantwortliche dieses Niedergangs ist. Wie die Masse nie in alle Bereiche des sozialen Lebens und der Gesellschaft hätte einbrechen können, wenn es echte Könige und echte Aristokraten gegeben hätte, so hätte in einer von wahren Männern aufrechterhaltenen Gesellschaft die Frau nie den Weg, den sie heute beschreitet, einschlagen *wollen* und können. Die Epochen, in denen die Frau eine Autonomie und eine Vorherrschaft erreicht hatte, waren fast immer mit Zeiträumen eines deutlichen Niedergangs älterer Kulturen zusammengefallen. Daher müßte sich die echte Reaktion gegen den Feminismus und gegen jede andere weibliche Entgleisung nicht gegen die Frau, sondern gegen den Mann wenden. Man kann von der Frau nicht verlangen, daß sie wieder eine solche wird, um die nötigen inneren und äußeren Bedingungen zu schaffen, damit ein Volk mit Blick auf das Höhere entstehen kann, solange der Mann nur von einem Zerrbild der Männlichkeit weiß.

Wenn es nicht gelingt, den Sexus in seiner spirituellen Bedeutung wieder erwachen zu lassen, und wenn sich vor allem nicht von neuem aus der formlos und unterschiedslos gewordenen, geistigen Substanz hart eine männliche Form herauskristallisiert, dann ist alles nutzlos. Die körperliche, phallische, tierische und muskulöse Männlichkeit ist stumpfsinnig und enthält keinen schöpferischen Keim im höheren Sinn. Der phallische Mann bildet sich ein zu besitzen, aber in Wirklichkeit ist er passiv, er unterliegt immer der feineren Kraft, wie sie der Frau, dem weiblichen Prinzip, eigen ist.³ *Der Sexus ist nur im Geistigen wahr und absolut.*

In jeder Tradition höherer Art ist der Mann immer als Träger des

³ Vergl. EVOLA, *Metaphysik des Sexus*, a.a.O.

uranisch-solaren Elementes für die Nachkommenschaft angesehen worden, eines Elementes, das das einfache «Bluts»-Prinzip transzendiert und das sich sofort verliert, wenn es in die weibliche Linie hinüberwechselt. Die Entwicklung dieses Elementes wird natürlich von einem geeigneten Boden begünstigt, wie ihn eine kastenmäßig reine Frau darstellt, aber in jedem Fall ist es immer das Prinzip, das die Form gibt und die schöpferische weibliche Substanz ordnet.⁴ Dieses Prinzip steht im Zusammenhang mit dem übernatürlichen Element, mit der Kraft, die «den Strom nach oben fließen» lassen kann und von der der «Sieg», das «Glück» und das Wohlergehen eines Familiengeschlechtes normalerweise abhängen. Deshalb hatte die symbolische, bei antiken traditionellen Formen auftauchende Verbindung des männlichen Glieds mit den Gedanken der Auferstehung, der Askese und die höchste Macht verleihenden Energien keinen obszönen, sondern einen realen und tiefen Bedeutungsinhalt.⁵ Und als letzter Widerhall höherer Bedeutungsinhalte findet sich sogar bei vielen wilden Völkern in ganz klarer Form der Gedanke wieder, daß nur der Eingeweihte wirklich Mann ist, daß es die Einweihung ist, die im besonderen den Übergang zur Männlichkeit kennzeichnet, so daß die Stammesmitglieder vor der Einweihung den Tieren ähnlich und noch nicht «Männer geworden sind», sondern, mögen sie auch alt sein, zu den Kindern und Frauen gehören und an den Vorräten der männlichen Eliten in den Clans nicht teilhaben.⁶ Wenn man den Sinn dafür verloren hat, daß das überbiologische Element der Mittelpunkt und der

⁴ Vergl. *Mānavadharmasāstra*, IX, 35-36: «Wenn man die zeugende Kraft des Mannes mit der weiblichen Kraft vergleicht, so ist der Mann höher zu werten, weil die Nachkommenschaft aller Wesen durch die Charakteristik der männlichen Kraft ausgerichtet wird ... Welcher Art immer der Same ist, den man zur rechten Zeit in ein bebautes Feld wirft, wird sich der Same zu einer Pflanze entwickeln, die genau derselben Art angehört und deutlich dieselben Eigenschaften aufweist.» Davon ausgehend, erlaubt das Kastensystem auch die Hypergamie: Der Mann einer höheren Kaste kann außer den Frauen der eigenen Kaste auch solche einer unteren Kaste haben: Das um so mehr, je höher die Kaste des Mannes war (vergl. *Pārikshita*, I, 4; *Mānavadharmasāstra*, III, 13). Sogar bei den wilden Völkern bleibt die Vorstellung einer Zweiheit erhalten, z.B. zwischen dem *mogya* oder Blut und dem *ntoro* oder Geist, der sich ausschließlich in männlicher Linie fortpflanzt (vergl. LEVI—BRUHL, *Arneprimit.*, a.a.O., S.243).

⁵ In der Hindu-Tradition wird der männliche Same oft *vfrya* genannt, ein Begriff, der oft auch, besonders in den buddhistischen, «technischen» Texten zur Askese, für die Kraft «gegen den Strom» verwendet wird, die übernatürlich alle menschlichen Fähigkeiten erneuern kann. Als eine spezielle Art der Kennzeichnung tragen *çivaitische* Asketen und *Yogi* den Phallus. Wenn man in Lydien, Phrygien, in Etrurien und anderswo Phalli oder Statuetten ithyphallischer Form (vergl. A. DIETRICH, *Mutter Erde*, Leipzig³, 1925, S.104) auf die Gräber stellte, so wird damit der Zusammenhang zwischen männlicher Kraft und der Kraft der Wiederauferstehung zum Ausdruck gebracht. So kann man im Ägyptischen *Totenbuch* (XVIII) als Anrufung des Toten lesen: «Oh, Ihr Götter, entsprungen aus dem männlichen Prinzip (wörtlich: aus dem Phallus), reicht mir die Arme ... O Phallus des Osiris, der Du Dich zur Vernichtung der Rebellen erhebst! Ich bin durch Dich stärker als die Starken, mächtiger als die Mächtigen!» Gleichermäßen hatte im Hellenismus Hermes mit dem ithyphalhischen Symbol die Bedeutung des wiedererstandenen Urmenschen, der in allen Phasen der Manifestation «aufrecht steht, aufrecht stand und aufrecht stehen wird.» (vergl. HIPPOLYTOS, *Philos.*, V, 8, 14) Daher kam es, daß im antiken Rom als letzter Widerhall in einem Aberglauben der Phallus als Amulett galt, um Hexereien zu brechen und unheilbringende Einflüsse zu entfernen.

⁶ Vergl. WEBSTER, *Primitive Secret Societies*, a.a.O., S.31-34.

Maßstab der echten Männlichkeit ist, kann man sich zwar noch weiter Mann nennen, aber in Wahrheit ist man nur noch Eunuch, und die Vaterschaft bedeutet nicht mehr als dieselbe Eigenschaft unter Tieren, die, vom Lustempfinden getrieben, blind andere Tiere zeugen, schattenhafte Existenzen wie sie selbst.

Man kann wohl den Leichnam stützen, um ihm den Anschein von Leben zu geben; man kann wohl mit einer dementsprechenden, verstandesmäßigen Erklärung der Sexualität die Menschen wie Kaninchen oder Hengste behandeln, denn sie verdienen nichts anderes, aber man täusche sich nicht: Entweder entsteht daraus eine Kultur sehr braver Arbeitstiere oder, wenn das individualistische und auf den Nutzen bedachte Element vorherrscht, wird ein stärkeres Gesetz die Völker zum Rückgang oder zum Aussterben bringen, und zwar mit der gleichen Unbeugsamkeit, mit der die physikalischen Gesetze der Entropie und des Energieabfalls wirken. Und das ist einer unter vielen Aspekten, die heute auch materiell den «Untergang des Abendlandes» sichtbar machen.

Als Übergang zum zweiten Teil dieses Werkes eine letzte Bemerkung, die sich unmittelbar auf das bezieht, was wir schon über die Beziehungen zwischen geistiger Männlichkeit und demutsvoller Religiosität angedeutet haben.

Aus den letzten Betrachtungen geht hervor, daß das, was wir im Abendland gewöhnlich «Religion» nennen, einer im wesentlichen «weiblichen» Ausrichtung entspricht. Die Beziehung mit der als Person aufgefaßten Übernatur (Theismus) in Hingabe, Andacht und bei innerstem Verzicht auf den eigenen Willen gegenüber dieser Personifizierung zeigt auf der jeweiligen Ebene die Merkmale für genau den Weg, auf dem sich eine weibliche Natur verwirklichen kann.

Wenn übrigens im allgemeinen das weibliche Element der Naturgebundenheit entspricht, kann man sich vorstellen, daß in der traditionellen Welt die niedrigeren Kasten und Völker, wo der naturgebundene Faktor größere Wirkkraft hatte als in den anderen, die doch durch die Kraft der aristokratischen Riten und durch das göttliche Erbe aufrechterhalten wurden, eben durch solche Beziehungen «religiöser» Art an einer höheren Ordnung teilhaben konnten. Auch die «Religion» konnte daher in der Gesamthierarchie eine Stellung und eine Funktion einnehmen, wenn auch von relativer und untergeordneter Art, verglichen mit jenen bereits erwähnten höheren Formen der spirituellen Verwirklichung: der Initiation und den verschiedenen Arten der hohen Askese.

Mit der Zerstörung der Kasten oder analoger sozialer Gemeinschaften, mit der Machtergreifung durch niedrigere Schichten und Völker konnte es nicht ausbleiben, daß der ihnen eigene Geist auch in dieser Hinsicht triumphierte: daß jede Beziehung mit dem Übernatürlichen ausschließlich in der Erscheinungsform der «Religion» aufgefaßt wurde und jede andere höhere Form mit Mißtrauen, wenn nicht gar als Gotteslästerung und Dämonie betrachtet wurde. Diese Verweiblichung der Spiritualität zeigt sich schon in

den ältesten Zeiten. Sie bestimmte die erste Veränderung der Urtradition bei den Völkern, bei denen sie bestand.

Dieser Verfallsprozeß, gemeinsam mit allen anderen, die zum Zusammenbruch des ersten Menschentums geführt haben, ist Gegenstand der Betrachtungen, die wir im zweiten Teil des vorliegenden Werkes anstellen wollen. Dadurch sollen die Entwicklungen und das Antlitz der «modernen Welt» klar erkennbar werden.

Zweiter Teil

Entwicklung und Antlitz der modernen Welt

«Viel weiß der Weise und sieht voraus der Welten
Untergang und der Äsen Fall.»

Völuspä, 44

«Siehe, ich sag Dir ein Geheimnis; es ist schon die
Zeit da, daß der Bräutigam seine Braut kröne;

Rate, wo liegt die Krone? *Gegen Mitternacht*,
denn in der Finsternis wird das Licht hell. Von
wannen kommt aber der Bräutigam? Aus dem
Mittag, wo die Hitze das Licht gebärt -

fährt gegen *Mitternacht* in die Finsternis, da
wird das Licht hell. Was tun dann die gegen Mit-
tag? Sie sind in der Hitze entschlafen, aber ein
Sturmwetter wird sie aufwecken, und unter diesen
werden viele zu Tode erschrecken.»

J.BÖHME, *Morgenröte*, XI, 43.

Zwischen der im ersten Teil dieses Werkes angewandten Methode und der Methode, der wir jetzt folgen werden, besteht ein Unterschied, den wir besser klarlegen wollen.

Der erste Teil hatte einen morphologischen und typologischen Charakter. Dabei handelte es sich vor allem darum, aus verschiedenen Zeugnissen die Elemente herauszuholen, die am besten dazu geeignet waren, im gesamten, also überhistorisch, die Natur des traditionellen Geistes und die traditionale Sicht der Welt, des Menschen und des Lebens aufzuzeigen. So konnte die Betrachtung des Zusammenhangs zwischen den ausgewählten Elementen und dem Gesamtgeist der verschiedenen geschichtlichen Traditionen, denen sie im einzelnen angehörten, vernachlässigt werden. Diejenigen Elemente, die in der Gesamtheit einer speziellen, konkreten Tradition nicht mit dem reinen traditionellen Geist übereinstimmten, konnten damit als nicht gegeben und als ohne Einfluß auf den Wert und Bedeutungsinhalt der übrigen Elemente angesehen werden. Damit stellte sich auch nicht das Problem, herauszufinden, bis zu welchem Punkte gewisse historische Verhältnisse und Einrichtungen im Geiste «traditional» waren und bis zu welchem Punkte nur in der Form.

Jetzt geht es um etwas anderes. Die Dynamik der traditionellen und antitraditionalen Kräfte in der Geschichte soll verfolgt werden, und daher können wir nicht mehr dieselbe Methode anwenden: Wir können nicht mehr einzelne spezifische Elemente auf Grund ihrer Traditionsverbundenheit aus dem Gesamten der verschiedenen geschichtlichen Kulturen herauschälen und werten. Was jetzt zählt und den hauptsächlichlichen Gegenstand unserer neuen Untersuchung darstellen wird, ist vielmehr der Gesamtgeist einer bestimmten Kultur und der tiefere Sinn, in dem eine bestimmte Kultur die von ihr umfaßten Elemente im Konkreten gestaltet hat. In der Betrachtung der Wirkkräfte tritt die *Synthese* an die Stelle der *Analyse*, die die einzelnen bedeutungsvollen Elemente herauslöst. Es dreht sich darum, die «Dominante» der einzelnen geschichtlichen Komplexe zu entdecken und den Wert der verschiedenen Komponenten zu bestimmen, und zwar nicht im Absoluten und Abstrakten, sondern nach der Wirkung, die sie in der Gesamtheit der einen oder anderen Kultur ausgeübt haben.

Wenn wir bis jetzt das geschichtliche und spezifische Element in das Ideale, Universale und «Typische» eingebaut haben, so geht es jetzt um den Einbau des idealen Elementes in das Reale. Dieser wird jedoch wie der erstere weniger den Methoden und Ergebnissen der Forschungen der modernen kritischen Geschichtsschreibung folgen, sondern wird im wesentlichen auf einen «traditionalen» und metaphysischen Standpunkt und auf die Intuition eines *Sinngehaltes* gründen, der nicht aus den einzelnen Elementen abzuleiten, sondern diesen vorausgesetzt ist und von dem ausgehend man den unterschiedlichen, wirkenden und organischen Wert erkennen kann, den

diese Elemente in den verschiedenen Epochen und in den verschiedenen historisch bedingten Formen haben konnten.

So kann es geschehen, daß das, was im ersten Teil weggelassen wurde, im zweiten Teil von besonderer Wichtigkeit ist, und umgekehrt; im Rahmen einer bestimmten Kultur können Elemente hoch bewertet und als entscheidend angesehen werden, die es auch in anderen Kulturen geben mag, die aber dort weggelassen oder als unwesentlich beurteilt werden können.

Für eine bestimmte Art Leser wird dieser Hinweis wichtig sein. Der Übergang von der Betrachtung der Tradition als Übergeschichte zur Betrachtung der Tradition als Geschichte bringt eine Verschiebung des Blickwinkels mit sich; gleiche Elemente können dadurch unterschiedliche Wertungen erfahren; vereinte Dinge können sich trennen, und getrennte Dinge können sich vereinen, je nachdem, was die in der Geschichte gegebene Zufälligkeit von Mal zu Mal mit sich bringt.

1. Die Lehre von den vier Weltzeitaltern.

Wenn der moderne Mensch bis vor kurzer Zeit den Sinn der ihm bekannten Geschichte als *Evolution*, als Höherentwicklung aufgefaßt und gepriesen hatte, so war die vom traditionellen Menschen gekannte Wahrheit genau entgegengesetzt. In allen alten Zeugnissen der traditionellen Menschheit kann man immer wieder in der einen oder anderen Form den Gedanken eines Rückschritts, eines Falles finden: Von ursprünglich höheren Stadien seien die Wesen zu immer mehr vom menschlichen, sterblichen und zufälligen Element bedingten Stadien abgestiegen. Dieser *Involutionsprozeß* hätte schon in fernsten Zeiten begonnen, und der Ausdruck aus der Edda *ragnarökkr*, «Götterdämmerung», kennzeichnet ihn am besten. Dabei handelt es sich nicht um eine Anschauung, die in der traditionellen Welt in einer vagen und allgemeinen Form geblieben wäre: Sie gestaltete sich im Gegenteil zu einer organischen Lehre, die sich immer wieder in weitgehender Einheitlichkeit antreffen läßt, und zwar in der *Lehre von den vier Weltzeitaltern*. Ein allmählicher Verfallsprozeß in vier Zyklen oder «Generationen», das ist traditional gesehen der effektive Sinn der Geschichte und daher auch der Sinn der Entwicklungsgeschichte dessen, was wir im gesamten «moderne Welt» genannt haben. Diese Lehre kann daher als Grundlage von allem folgenden dienen.

Die bekannteste Form der Lehre von den vier Zeitaltern ist die der griechisch-römischen Tradition. Hesiod spricht hier von vier Ären, die durch die Metalle Gold, Silber, Bronze und Eisen gekennzeichnet sind, wobei er dann zwischen die letzten beiden eine fünfte Ära einschleibt, nämlich die Ära der «Helden», von der man aber sehen wird, daß sie nur eine teilweise und besondere Wiederherstellung des Urzustandes bedeutet.¹ Die Hindu-Überlieferung besitzt die gleiche Lehre in der Form der vier Zyklen, die respektive *satyā-yuga* (oder *kṛtā-yuga*), *tretā-yuga*, *dvāpara-yuga* und *kali-yuga* (d.h. dunkles Zeitalter)² heißen, wozu das Bild kommt, daß in jedem dieser Zeitalter immer ein Bein mehr von den vier Beinen oder Stützen des Stieres wegfällt, der das *dharma*, das traditionale Gesetz, symbolisiert. Die iranische Version ist der griechischen ähnlich: Die vier Zeitalter sind bekannt und gekennzeichnet durch Gold, Silber, Eisen und eine «Eisenmischung».³ In der Lehre der Chaldäer findet sich diese Anschauung ebenfalls mit beinahe gleichen Bezeichnungen.

Später stoßen wir im besonderen auf das Bild vom Wagen des Alls als eines Viergespanns, das vom höchsten Gott gelenkt und von vier Pferden, die die Elemente darstellen, in einer Kreisbahn geführt wird: Die vier Zeitalter entsprechen dem aufeinanderfolgenden Vorherrschen immer eines

¹ HESIOD, *Op. et Die*, vers. 109 ff.

² Vergl. z.B. *Mānavadharmasāstra*, I, 81 ff.

³ Vergl. F. CUMONT, *Lafin du monde sehn les Mages occidentaux* (Rev. Hist. Relig., 1931, Nr. 1-2-3, S.50ff.)

anderen dieser Pferde, das dabei die anderen, je nach der symbolischen, mehr oder weniger lichterhaften und raschen Natur des Elementes, das es verkörpert, mit sich zieht.⁴ Wenn auch in einer speziellen Umdeutung taucht der gleiche Gedanke auch im Prophetentum der hebräischen Tradition auf, wo von einer herrlichen Statue gesprochen wird, deren Kopf aus Gold, deren Brust und Arme aus Silber, deren Bauch und Schenkel aus Kupfer und deren Beine und Füße aus Eisen und Ton sind: Diese Statue stellt in den einzelnen, so unterschiedenen Teilen vier aufeinanderfolgende «Reiche» dar, beginnend beim Goldenen des «Königs der Könige», der, «vom Gott des Himmels Macht, Kraft und Glorie» erhalten hat⁵. Hinsichtlich Ägyptens kennen wir schon die von Eusebius berichtete Überlieferung von drei verschiedenen Dynastien, die nacheinander Von Göttern, Halbgöttern und Manen⁶ gebildet waren, und auch darin können wir ein Äquivalent zu den ersten drei schon besprochenen Zeitaltern vom Goldenen bis zum Bronzenen sehen. So berichten auch die antiken Überlieferungen der Azteken von fünf Sonnen oder Sonnenzyklen, von denen die ersten vier den Elementen entsprechen und in denen wie in den euro-asiatischen Überlieferungen Feuer- und Wasserkatastrophen (Sintflut) und jene Schlachten gegen die Riesen aufscheinen, wie sie den Zyklus der «Helden» charakterisieren, der von Hesiod zu den anderen vier hinzugefügt wurde.⁷ Darin kann man ebenfalls eine Variante derselben Lehre erkennen, an die sich in mehr oder weniger fragmentarischer Form auch andere Völker noch erinnern.

Bei der Prüfung des Sinngehaltes der einzelnen Zeiträume ist es angebracht, einige allgemeine Betrachtungen voranzuschicken, da die zur Diskussion stehenden Auffassungen im offenen Gegensatz zu modernen Ansichten über die Vorgeschichte und die Urwelt stehen. Zu behaupten, wie man traditional behaupten muß, daß am Anfang nicht ein tierhafter Höhlenmensch existiert hat, sondern ein «Mehr-als-Mensch», und daß schon die älteste Vorgeschichte nicht nur eine Kultur, sondern sogar eine «Ära der Götter»⁸ kannte, bedeutet für viele, die in der einen oder anderen Weise an das Evangelium des Darwinismus glauben, reinste «Mythologie». Da aber nicht wir es sind, die jetzt diese Mythologie erfinden, bliebe die Tatsache ihres Bestehens zu erklären, die Tatsache also, daß sich in den ältesten Zeugnissen der Mythen und Schriften der Antike keine Erinnerung findet, die den «Evolutionismus» bekräftigen würde. Vielmehr findet man das genaue Gegenteil, nämlich beständig die Vorstellung einer besseren, leuchtenderen, ja übermenschlichen («göttlichen») Vergangenheit. Zu erklären ist ferner, warum man denn so wenig von «tierischen Ursprüngen» weiß, warum man vielmehr einheitlich von einer Urverwandtschaft zwischen Menschen

⁴ Vergl. DION CHRYSOSTOMOS, *Or.*, XXXVI, 39 ff.

⁵ *Daniel* 2, 31-45.

⁶ Vergl. E.A. WALLIS BUDGE, *Egypt in the neolithic and arcaic periods*, London 1902, Bd. I, S. 164, ff.

⁷ Vergl. REVILLE, *Relig. du Mexique*, a.a.O., S. 196-198.

⁸ Vergl. CICERO, *De Leg.* II, 11: «Antiquitas proxime accedit ad deos.» (Die Urzeit ist den Göttern nahe)

und Götterwesen spricht und warum die Erinnerung an einen Urzustand der Unsterblichkeit zusammen mit dem Gedanken geblieben ist, daß das Gesetz des Todes erst ab einem bestimmten Zeitpunkt und in Wahrheit gleichsam als eine widernatürliche Tatsache oder als ein Bannfluch aufgetreten ist. In zwei charakteristischen Zeugnissen wird als Ursache des «Falls» die Vermischung der «göttlichen» Rasse mit der menschlichen Rasse im eigentlichen Sinne angeführt, wobei diese als niedrigere Rasse aufgefaßt wird, so daß in gewissen Schriften diese «Schuld» der Sodomie gleichgestellt wird, d.h. der fleischlichen Vereinigung mit Tieren. Einerseits gibt es den Mythos der Ben-Elohim oder «Söhne der Götter», die sich mit den «Töchtern der Menschen» vereinigten, so daß am Ende «alles Fleisch seinen Weg auf Erden verderbt hatte»⁹, und auf der anderen Seite besteht der platonische Mythos der Atlantiden, die gleichfalls als Abkömmlinge und Jünger der Götter galten und die durch ihr wiederholtes Vermischen mit den Menschen das göttliche Element verloren, bis schließlich die menschliche Natur in ihnen überwog¹⁰. In schon eher neueren Zeiten werden die traditionellen Mythen dann reich an Hinweisen auf kulturbringende Rassen und auf Kämpfe zwischen göttlichen und tierhaften, zyklischen oder dämonischen Rassen: So finden wir z.B. die Äsen im Kampf gegen die Elementarwesen; die Olympier und die «Herosen» im Kampf gegen Riesen und Ungeheuer der Nacht, der Erde oder des Wassers; die indo-arischen Devas, die aufstehen gegen die Asura, «die Feinde der göttlichen Helden»; die Inkas als Beherrscher, die ihr Sonnengesetz den Eingeborenen der «Mutter Erde» auferlegen; die Tuatha de Danann, die nach der legendären Geschichte Irlands die monströsen Rassen der Fomoren bezwangen usw ... Auf dieser Grundlage kann man auch sagen, daß, wenn die traditionale Lehre Rassen erwähnt, die als schon gegebener Untergrund für von höheren Völkerschaften begründete Kulturen dienen und diese Rassen auch den tierhaften und niederen Arten des Evolutionismus entsprechen könnten, der Evolutionismus jedoch in den Fehler verfallen ist, diese tierhaften Rassen als ursprünglich im absoluten Sinn anzusehen, während sie es nur im *relativen* Sinne sind; daß er weiterhin als «Evolutions»-Formen auffaßt, was eigentlich Kreuzungsformen sind, die das Auftauchen *anderer* Rassen voraussetzen, Rassen, die biologisch und als Kultur höherstehen, und die aus ihren eigenen Gebieten herkamen, aber wegen ihres hohen Alters (wie z.B. bei der «hyperboräischen» und der «atlantischen» Rasse) oder wegen geographischer Umstände nur schwer wiederzuentdeckende Spuren hinterließen, wenn man sich nur auf die der profanen Forschung zugänglichen archäologischen und paläontologischen Zeugnisse stützt.

Dazu ist auch die Tatsache sehr bedeutsam, daß die heute überlebenden

⁹ Genesis 6, 4 ff.

¹⁰ PLATON, *Kritias*, 110c; 120d-e; 121a-b. «Ihre Teilhaftigkeit an der göttlichen Natur begann durch ihr vielfaches und häufiges Vermischen mit den Sterblichen zu schwinden, und die menschliche Natur überwog.» Weiterhin wird noch angeführt, daß die Schöpfungen dieser Rasse, außer auf ihr Befolgen der Gesetze, auf das «stetige Aktivsein der göttlichen Natur in ihnen» zurückzuführen wären.

Völkerschaften, bei denen angeblich immer noch der primitivistische und barbarische Urzustand herrscht, die evolutionistische Hypothese kaum unterstützen. Es sind Völkerschaften, die, anstatt sich zu entwickeln, dazu neigen auszusterben, womit sie beweisen, eben verfallene Überreste von Zyklen zu sein, deren Lebensmöglichkeiten erschöpft sind, d.h., sie stellen heterogene Elemente dar, abgebrochene Überreste, die vom zentralen Strom der Menschheit hinter sich gelassen worden sind. Das gilt schon für den Neandertal-Menschen, der in seiner besonderen körperlichen Tierhaftigkeit dem «Affenmenschen» zu gleichen scheint. Der Neandertaler ist dann zu einem gewissen Zeitpunkt auf geheimnisvolle Weise verschwunden, und die Rassen, die nach ihm in Erscheinung getreten sind, wie der Aurignac-Mensch und vor allem der Cromagnon-Mensch, die einen höheren Typus vorstellen, so daß man in ihnen schon den Grundstein vieler heutiger Menschenrassen zu erkennen vermag, können nicht als «Entwicklungsformen» des Neandertalers angesehen werden. Dasselbe gilt für die Grimaldi-Rasse, die ebenfalls ausgestorben ist. Auch über viele noch bestehende «wilde» Völker läßt sich dasselbe sagen: Sie «entwickeln» sich nicht, sie sterben aus. Ihr «Zivilisiertwerden» ist keine «Entwicklung», sondern fast immer eine jähe Veränderung, die ihre Lebensmöglichkeiten zerstört. Den Möglichkeiten zur Entwicklung oder zum Verfall sind einfach bestimmte Grenzen gesetzt. Es gibt Arten, die ihre Charakteristiken auch unter Bedingungen bewahren, die von ihren natürlichen ziemlich verschieden sind; andere Arten hingegen sterben in einem solchen Falle aus; oder es treten Vermischungen mit anderen Elementen auf, was im Grunde genommen weder eine Assimilation noch eine wahre Entwicklung darstellt. Das Resultat dieser Vermischungen erweist sich als den Mendelschen Vererbungsgesetzen ziemlich ähnlich: Nachdem das primitivistische Element im Phänotypus verschwunden ist, erhält es sich als latentes Erbgut, um sporadisch wieder aufzutauhen, jedoch immer mit dem Charakter der Heterogenität hinsichtlich des höheren Typus.

Die Evolutionisten glauben, sich «positiv» an die Tatsachen zu halten. Sie merken nicht, daß die Tatsachen an sich stumm sind, daß dieselben Tatsachen, verschieden gedeutet, für völlig verschiedene Thesen Zeugnisse ablegen. So war es möglich, daß jemand, der alle für die Evolutionstheorie vorgebrachten Beweise berücksichtigte, gezeigt hat, daß diese Beweise letztlich auch die Gegenthese unterstützen könnten, die in mehr als einer Hinsicht der traditionellen Lehre entspricht: die These also, daß, weit davon entfernt, daß der Mensch ein «entwickeltes» Produkt von Tierarten ist, die Tierarten als Seitenarme aufgefaßt werden müssen, in die sich ein Uripuls verlaufen hat, der nur in den höheren Menschenrassen seinen unmittelbaren und angemessenen Ausdruck findet.¹¹ Es gibt antike Mythen von Göttergeschlechtern, die im Kampf gegen monströse Wesenheiten oder tierhafte

¹¹ Vergl. E. DACQUE, *Die Erdzeitalter*, München, 1929; *Urwelt, Sage und Menschheit*, München, 1928; *Leben als Symbol*, München 1929. E. MARCONI, *Histoire de l'involution naturelle*, Lugano 1915; und auch D. DEWAR, *The transformist Illusion*, Tennessee, 1957.

Dämonen standen, bevor die Rasse der Sterblichen (d. h. die Menschheit in ihrer jüngsten Form) auftrat, so daß sich diese Mythen unter anderem eben auf den Kampf des ursprünglichen, menschlichen Prinzips gegen die tierhaften Kräfte, beziehen könnte, die dieses Prinzip ebenfalls in sich trugen, Kräfte die sozusagen in der Form bestimmter Tierarten abgetrennt und zurückgelassen wurden. Was die angeblichen «Vorfahren» des Menschen (wie den Anthropoiden und den Eiszeitmenschen) betrifft, so wären diese die ersten Opfer im eben erwähnten Kampfe gewesen: Teile, die sich mit bestimmten tierhaften Kräften vermischt haben oder von diesen überwältigt worden sind. Wenn im Totemismus, der sich auf niedrigere Gesellschaften bezieht, die Vorstellung des mythischen, kollektiven Urahns des Clans oft mit der Vorstellung des Dämons einer bestimmten Tierart zusammenfällt, spiegelt sich darin eben die Erinnerung an einen ähnlichen Zustand der Vermischung wieder.

Ohne in die im gewissen Sinne transzendenten Probleme der Entstehungsgeschichte des Menschen einsteigen zu wollen, da hier nicht der Ort dafür ist, könnte auch das Fehlen menschlicher Fossilien und das bloße Vorhandensein tierischer Fossilien in der ältesten Vorgeschichte auch dahingehend gedeutet werden, daß der Urmensch (wenn es gestattet ist, einen von der geschichtlichen Menschheit so sehr verschiedenen Typus noch Mensch zu nennen) als letzter in diesem Materialisierungsprozeß eingetreten ist, der erst - nach den Tieren - seinen ersten, schon verfallenden, abgeirrten und mit der Tierhaftigkeit vermischten Stämmen einen Organismus gegeben hat, der sich in fossiler Form erhalten konnte. Eben darauf muß die in gewissen Traditionen vorhandene Erinnerung bezogen werden, die von einer Urrasse «mit schwachen Knochen» oder «weichen Knochen» spricht. Lieh-tse (V) §. B. weist, wenn er von der hyperboräischen Region berichtet, von der, wie wir noch sehen werden, der gegenwärtige Zyklus seinen Anfang nimmt, eben darauf hin, daß die «Bewohner dieser Region (die er mit transzendenten Menschen) vergleicht) schwache Knochen haben». Für einen späteren Zeitraum ist noch die Tatsache bedeutsam, daß die aus dem Norden gekommenen, höherentwickelten Völkerschaften die Leichen nicht begruben, sondern verbrannten: ein weiterer Umstand, den man sich bei der Frage des Fehlens von Knochenresten vor Augen halten muß.

Man wird einwenden: Aber von dieser sagenhaften Menschheit fehlt auch jegliche Spur anderer Art! Nun, abgesehen davon, daß es auch naiv sein kann, zu denken, daß höhere Wesen nicht hätten existieren können, ohne Spuren in der Form von Ruinen, bearbeiteten Werkzeugen, Waffen und Ähnlichem zu hinterlassen, muß ebenfalls hervorgehoben werden, daß sehr wohl Überreste von riesenhaften Werken aus ziemlich weit zurückliegenden Zeiträumen bestehen, wenn sie auch nicht immer zivilisatorischer Natur sind (der Kreis von Stonehenge, die riesigen, in ein wunderbares Gleichgewicht gebrachten Steine, die «*pedra cansada*» in Peru, die Kolosse von Tiuhuanaca usw.), die die Archäologen in Erstaunen versetzen wegen der Mittel, die Verwendung fanden, um allein schon das notwendige Material zu sammeln und zu befördern. Geht man zeitlich noch weiter zurück - mag man auch

vergessen, was von anderer Seite zugegeben oder aber wenigstens nicht ausgeschlossen wird, nämlich verschwundene antike Länder und neu entstandene Gebiete -, muß man sich doch fragen, ob eine Rasse, die in unmittelbarer geistiger Beziehung zu kosmischen Kräften stand, wie das ja die Tradition für die Anfänge zugesteht, deshalb unvorstellbar sein muß, weil sie nicht Teile von Materie, Stein oder Metall bearbeitete, wie es die machen, denen kein anderes Mittel mehr zur Verfügung steht, um auf Dinge und Wesen einzuwirken. Daß es der «Höhlenmensch» ist, der mehr nach Legende riecht, scheint übrigens schon klar zu werden: Man vermutet bereits, daß in den prähistorischen Höhlen (von denen viele eine sakrale Ausrichtung erkennen lassen), der «primitive» Mensch nicht seine wilden Wohnstätten hatte, sondern Stätten eines Kultes, wie er in dieser Form auch in unzweifelhaft «zivilisierten» Epochen weiterbestand (z. B. der griechisch-minoische Höhlenkult, die Zeremonien und initiatischen Zufluchtsorte auf dem Ida). Wohl selbstverständlich konnte man nur an natürlich geschützten Orten Spuren finden, die eben anderswo die Zeit, die Menschen und die Elemente nicht in gleicher Weise bis in die heutige Zeit bestehen ließen.

Es ist eine grundlegende Vorstellung der Tradition, daß der Zustand der Erkenntnis und Kultur der natürliche Zustand ist, wenn nicht des Menschen im allgemeinen, so doch wenigstens bestimmter Ureliten, und daß weiterhin das Wissen ebenso wenig «konstruiert» und anerlernt war, wie die wahre Herrschaft von unten stammt. Joseph de Maistre vermerkt sehr richtig, nachdem er deutlich gemacht hat, daß das, was Rousseau und seine Jünger als Naturzustand ausgegeben hatten, (indem sie sich auf die Wilden bezogen) nur die letzte Stufe der Verwilderung einiger Stämme sei, die durch die Folgen eines Verfalls oder eines Übergriffs, die sie im Innersten getroffen haben mußten, zerstreut oder völlig in Bann geschlagen worden waren¹²: «In bezug auf den Weg der Wissenschaft sind wir von einem groben Trugschluß geblendet, der jeden Blick verhext hat: Er besteht im Urteil über Zeiten, in denen die Menschen die Wirkungen noch in den Ursachen sahen, auf der Grundlage von Zeiten, in denen sie nur mit Mühe von den Wirkungen zu den Ursachen zurückfinden, in denen man sich vielmehr nur noch mit den Wirkungen beschäftigt, in denen man behauptet, es sei unnütz, sich mit den Ursachen zu beschäftigen, und in denen man gar nicht mehr weiß, was eine Ursache ist.»¹³ Ursprünglich besaß man nicht nur eine Wissenschaft, sondern «eine von der unsrigen ganz verschiedene Wissenschaft, die von oben stammte, was sie sogar äußerst gefährlich machte. Das erklärt, warum die Wissenschaft in den Anfängen immer geheimnisvoll war und in den Tempeln verschlossen blieb, wo sie schließlich auch verlosch, *als diese Flamme zu nichts mehr anderem dienen konnte als zum Verbrennen*»¹⁴. Und erst dann

¹² J. DE MAJSTRE, *Soirées de St. Petersbourg*, Paris-Lyon, 1924, Bd. I, S.63, 82.

¹³ *Ebd.* S.73.

¹⁴ *Ebd.*, S.75. Was De Maistre unter anderem hervorhebt (*ebd.*, S.96-97 und // *Entretien*, passim) ist, daß die antiken Sprachen einen viel höheren Grad an Wesentlichkeit, organischem Zusammenhang und Folgerichtigkeit aufweisen als die modernen Sprachen, was ein verborgenes, nicht einfach menschliches, formgebendes Prinzip erahnen läßt, besonders dann, wenn sich

begann sich allmählich als Ersatz die *andere* Wissenschaft zu bilden, jene rein menschliche und empirische, auf die die modernen Menschen so stolz sind und mit der sie geglaubt haben, an allem Maß nehmen zu können, was für sie Kultur ist. Dabei stellt diese Wissenschaft nur einen leeren Versuch dar, sich mittels eines Ersatzes wieder aufzurichten aus einem unnatürlichen, in keiner Weise ursprünglichen Zustand des Verfalls, der dazu noch nicht einmal erkannt wird.

In jedem Fall muß man sich klar darüber sein, daß diese und ähnliche Hinweise wenig Wert haben, wenn man nicht gewillt ist, seine eigene Denkweise zu ändern. Jede Epoche hat ihren «Mythos», der ein bestimmtes kollektives Klima widerspiegelt. Da im allgemeinen an die Stelle der aristokratischen Vorstellung eines Kommens von oben, einer Vergangenheit aus Licht und Geist, heute der demokratische Gedanke des Evolutionismus getreten ist, der das Höhere vom Niedrigen ableitet, den Menschen vom Tier und die Kultur von der Barbarei, sehen wir darin sehr viel weniger das «objektive» Ergebnis einer gewissenhaften und freien, wissenschaftlichen Forschung als vielmehr einen der vielen Reflexe, die auf unsichtbarem Wege das Emporsteigen der niedrigeren Schichten und der traditionslosen Menschen in der modernen Welt notwendigerweise auf der intellektuellen und kulturellen Ebene mit sich gebracht hat. Man darf sich keinen falschen Hoffnungen hingeben; der eine oder andere «positivistische» Aberglaube wird sich immer Alibis schaffen können, um sich zu verteidigen. Es sind nicht so sehr neue «Tatsachen», die zur Anerkennung andersgelagerter Horizonte führen können, als vielmehr eine neue Haltung ihnen gegenüber. Und jeder Versuch, auch vom wissenschaftlichen Standpunkt her eine höhere Wertung für das zu erlangen, was hier vor allem vom dogmatisch-traditionalen Standpunkt ausgehend dargelegt werden soll, kann nur bei denjenigen Erfolg haben, die schon die geistige Einstellung mitbringen, solche Erkenntnisse aufzunehmen.

in den alten oder «wilden» Sprachen deutlich Bruchstücke noch weiter zurückliegender, vernichteter oder vergessener Sprachen finden. Man weiß, daß schon Plato auf einen ähnlichen Gedanken verwies.

2. Das Goldene Zeitalter

Wir kommen jetzt zu einer Bestimmung der den vier traditionellen Zeitaltern entsprechenden Zyklen, wobei diese zunächst die idealen und morphologischen und dann die geschichtlichen Punkte in Raum und Zeit erfassen wird.

Zuerst zum Goldenen Zeitalter: Dieses Zeitalter entspricht einer Urkultur, deren Zugehörigkeit zu dem, was wir traditionellen Geist genannt haben, ebenso natürlich wie absolut war. Daher finden wir sowohl am «Ort» wie auch beim Volk, mit denen das Goldene Zeitalter geschichtlich und übergeschichtlich in Zusammenhang gebracht wird, die Symbole und Attribute wieder, die der höchsten Funktion des Königtums gemäß sind, nämlich Symbole des Poles, der Sonnenhaftigkeit, der Höhe, der Unerschütterlichkeit, der Glorie und des Lebens im höchsten Sinne. In den darauffolgenden Epochen und in den schon vermischten und zerstreuten Einzeltraditionen erschienen die im traditionellen Sinne herrschenden Eliten tatsächlich als diejenigen, die den ursprünglichen Seinszustand noch selbst besaßen oder wieder aufleben ließen. Das gibt uns die Möglichkeit, wenn wir sozusagen von der Ableitung zum Ursprünglichen rückschließen, den Titeln und Attributen dieser herrschenden Schichten Elemente zu entnehmen, die geeignet sind, auch die Natur des ersten Zeitalters zu kennzeichnen.

Das erste Zeitalter ist im wesentlichen das Zeitalter des *Seins* und damit auch der Wahrheit im transzendenten Sinne.¹ Das geht nicht nur aus seiner indischen Bezeichnung *satyā-yuga* hervor, wobei *sat* «sein» heißt und wovon wiederum *satyā*, das Wahre, herzuleiten ist, sondern wahrscheinlich auch aus der lateinischen Bezeichnung des Königs oder Gottes des Goldenen Zeitalters, nämlich des Saturn. Saturnus, der dem hellenischen Kronos entspricht, verweist dunkel auf diesen Gedankengang, da sich in diesem Namen eben dieselbe indoeuropäische Wurzel *sat* wiederfindet, die «Sein» bedeutet, die sich mit der beifügenden Endung *urnus* (wie in *nocturnus* - nächtlich etc.) vereint.² Als Zeitalter dessen, was ist, und damit der geistigen Unerschütterlichkeit werden wir später sehen, daß sich in vielen Verbildlichungen des ursprünglichen Ortes dieses Zeitalters eben die Symbole des «Festlandes» zwischen den Wassern, der «Insel», des Berges und des «Landes der Mitte» wiederfinden.

Als Zeitalter des Seins ist das erste Zeitalter auch das Zeitalter der Lebenden im höchsten Sinne. Nach Hesiod wäre der Tod - jener Tod, der für die meisten tatsächlich ein Ende bedeutet und nachdem nur noch der Hades bleibt³ - erst in den beiden letzten Zeitaltern (dem Eisernen und dem Bronzenen) hinzugekommen. Im Goldenen Zeitalter des Kronos war das

¹ Reinheit des Herzens, Gerechtigkeit, Weisheit, Zugehörigkeitsgefühl zu den heiligen Institutionen sind Eigenschaften, die im ersten Zeitalter allen Kasten zugeschrieben werden. Vergl. *Vishnu-purāna*, I, 6.

² Vergl. *Introduzione alla Magia*, Roma², 1955, Bd. II, S. 80 ff.

³ Vergl. oben I, 8.

Leben «ähnlich dem der Götter», ἴσος τε Θεοί, und es herrschte «eine ewige Jugend der Kräfte»: Dieser Zyklus ging zu Ende, «aber jene Menschen dauern fort, τοί μὲν ... εἶσι», in unsichtbarer Form, ἤερα ἔσσομεν⁴ (wörtlich: von Luft umkleidet), wobei diese letzten Worte auf die schon angeführte Überlieferung anspielen, nach der sich die Vertreter der Urtradition und ihr Zentrum verbergen. Bevor neue, kosmische Gegebenheiten ihn zwangen, sich in eine «unterirdische» Fluchtstätte zurückzuziehen, deren Bewohner sich so dem dunklen und schmerzhaften Schicksal neuer Geburteri entzogen⁵, waren im Reich des iranischen Yima, des Königs des Goldenen Zeitalters, weder Krankheit noch Tod bekannt⁶. Er, «der Glänzende, der Ruhmreiche, derjenige unter den Menschen, der der Sonne gleich ist», brachte es fertig, daß in seinem Reich der Tod nicht regierte⁷. Nach den Griechen und Römern lebten Menschen und unsterbliche Götter im goldenen Reich des Saturn ein und dasselbe Leben, und ebenso wurden die Herrscher der ersten der mythischen, ägyptischen Dynastien θεοί, Götter, göttliche Wesen genannt. Und nach der chaldäischen Mythologie soll der Tod erst in der nachsintflutlichen Zeit seine allgemeine Herrschaft angetreten haben, da die «Götter» den Menschen den Tod ließen und für sich selbst das Leben bewahrten.⁸ Die in den keltischen Überlieferungen verbliebene Bezeichnung für ein geheimnisvolles, atlantisches Inselgebiet oder Land, das in der druidischen Lehre als Ursprungsort der Menschen⁹ gilt, ist eben Tir na mBeo, das «Land der Lebenden», und Tir na hOge, das «Land der Jugend»¹⁰; in der Sage von Echtra Condla Cain, wo es mit dem «Land des Siegreichen» - Tir na Boadag - gleichgesetzt wird, heißt es «das Land der Lebenden, wo man weder Tod noch Alter kennt»¹¹.

Andererseits führt auch die Beziehung, die das erste Zeitalter immer mit dem *Gold* aufweist, gleichermaßen auf das zurück, was unzerstörbar, sonnenhaft, glänzend und lichthaft ist. In der griechischen Tradition stand das

⁴ HESIOD *Op. et Die*, V, 121-125. (deutsch: Werke und Tage)

⁵ Vergl. F. SPIEGEL, *Die arische Periode und ihre Zustände*, Leipzig, 1887, S. 125, 244.

⁶ Vergl. *Vendidäd*, II, 5.

⁷ Vergl. *Yagna*, IX, 4. Die Unsterblichkeit ist hier im wesentlichen als der Zustand einer unzerstörbaren Seele anzusehen, so daß kein Widerspruch mit der Langlebigkeit besteht, von der man im Gegensatz dazu in anderen Überlieferungen spricht und die die Dauer des stofflichen Lebens (im Körper) der Menschen des ersten Zeitalters betrifft.

⁸ Vergl. *Gilgamesh*, X (JENSEN, S. 29). In der *Genesis* (6, 3 ff.) tritt eine begrenzte Lebensdauer (120 Jahre) erst zu einem bestimmten Zeitpunkt auf, um dadurch einem Widerstreit zwischen dem göttlichen Geist und den Menschen ein Ende zu setzen, d. h. erst zu Beginn des «titanischen Zyklus» (drittes Zeitalter). Wenn sich in vielen Überlieferungen wilder Völker der Gedanke bewahrt hat, daß man nie aus natürlichen Ursachen stirbt, daß also der Tod immer ein Unfall, eine gewaltsame und unnatürliche Sache ist, die, wie auch die Krankheit, von Fall zu Fall mit magischen Aktionen gegnerischer Kräfte erklärt wird (vergl. LEVI-BRUHL, *Mental. Primit.*, a. a. O., S. 20-21), bleibt darin, wenn auch in abergläubischer Form, ein letzter Widerhall der Erinnerung an die Urzeiten erhalten.

⁹ Vergl. D'ARBOIS DE JOUBAINVILLE, *Le cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique*, Paris, 1884, S. 26-28.

¹⁰ Vergl. *The Battle of Gabhra*, Transl. of the Ossianic Society, Dublin, 1854, S. 18-26.

¹¹ Vergl. P. W. JOYCE, *Old Celtic Romances*, London 1879, S. 106-111.

Gold in Zusammenhang mit dem leuchtenden Glanz des Lichtes und mit allem, was heilig und groß war¹², so daß golden genannt wurde, was leuchtend, strahlend, schön und königlich war.¹³ Golden ist in der vedischen Tradition der «Urkeim», das *hiranya-garbha*, und allgemein heißt es dort: «Gold ist in Wirklichkeit Feuer, Licht und unsterbliches Leben.»¹⁴ Wir hatten schon Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß man in der ägyptischen Tradition den König als «aus Gold geschaffen» ansah, wobei man unter Gold das «Sonnenfluidum» verstand, woraus der unzerstörbare Körper der himmlischen Götter und der Unsterblichen bestand, so daß der Titel «golden» für den König - «Horus, bestehend aus Gold» - eindeutig seinen göttlichen und sonnenhaften Ursprung, seine Unverweslichkeit und Unzerstörbarkeit bezeichnete.¹⁵ Und noch Piaton¹⁶ legt das Gold als das Element fest, das die Natur der Herrergeschlechter unterscheidet und kennzeichnet. Durch die Goldenheit des Gipfels des als «Pol» geltenden Berges Meru, Urheimat der Menschen und olympischer Sitz der Götter, und die Goldenheit des «alten Asgard» als Sitz der Äsen und der göttlichen Könige des Nordens, das im «Land der Mitte» steht;¹⁷ dann die des «reinen Landes» - *tsing ta* - und der ihm analogen Orte in den fernöstlichen Überlieferungen usw. werden wir also immer wieder in der Auffassung bestätigt, daß der Urzyklus den Zyklus bezeichnet, in dem die durch das Gold symbolisierte geistige Eigenschaft hauptsächlich und im besonderen Maße in Erscheinung trat; und man muß auch annehmen, daß, wenn in vielen Mythen von der Aufbewahrung und der Übertragung eines Gegenstandes aus Gold die Rede ist, es dabei um die Aufbewahrung und Übertragung von etwas geht, was Beziehung zur Urtradition hat. Als im Mythos der Edda nach dem *ragna-rök*, der «Götterdämmerung», eine neue Rasse und eine neue Sonne aufsteigen und die Äsen sich gemeinsam wiederfinden, entdecken sie die geheimnisvollen Tafeln aus *Gold*, die sie in den Urzeiten besaßen.¹⁸

Gleichwertige Gedankenvorstellungen, ja sogar Verdeutlichungen des Symbols des Goldes sind für das erste Zeitalter das Licht, der Glanz und die «Glorie» im spezifisch triumphalen Sinne, wie er ja schon für das mazdaistische *hvareno*¹⁹ dargelegt wurde. Das ursprüngliche Land - das Airyanem Vaejō - bewohnt vom «Samen» der arischen Rasse und von Yima selbst,

¹² Vergl. PINDAR, *OL*, I, 1.

¹³ Vergl. PRELLER, *Griechische Mythologie*, Berlin, 1872, Bd I, S. 68-69.

¹⁴ *Catapatha-Brāhm.*, XIII, IV, 7 zu vergl. mit X, IV, I, 5-6.

¹⁵ Vergl. MORET, *Royaut. Pharaon.* a. a. O., S. 23.

¹⁶ *Staat*, III, 415c. Das Symbol des Goldes taucht wiederum im Zusammenhang mit den Helden auf, und zwar mit einem ausdrücklichen Hinweis auf die Urrasse.

¹⁷ Der königliche Palast des Odin in Asgard glänzt von Gold, wie «ein Saal, heller als die Sonne, mit Gold bedeckt, auf Gimles Gipfel» (*Völuspä*, 64). Andere goldene und strahlende Versinnbildlichungen des «göttlichen» Sitzes im Norden finden sich im *Grimmismäl*, 8; *Gylfaginning*, 14, 17. Zum golden strahlenden Baum in Asgard, der mit dem kosmischen Bewußtsein und mit dem, «was immer bleibt» (Unerschütterlichkeit, «Sein») verbunden ist, vergl. *Fiölsvinmäl*, 20 ff.

¹⁸ Vergl. *Völuspä*, 58-59, *Gylfaginning*, 52.

¹⁹ Vergl. oben I, S. 32.

dem «Glorreichen, dem Glänzenden», stellt in der iranischen Tradition tatsächlich die erste lichtvolle Schöpfung von Ahura Mazda dar.²⁰ Das Çveta-dvīpa, die weiße Insel oder das weiße Land im Norden, die dasselbe versinnbildlichen (wie auch Aztlan, der nordische Ursitz der Azteken, dessen Name gleichfalls die Vorstellung von Weisheit und Leuchthaftigkeit einschließt)²¹, ist nach der indischen Tradition der Ort des *tejas*, d. h. einer strahlenden Kraft, und dort lebt der göttliche Narāyāna, der als «das Licht» angesehen wird und als «derjenige, in dem ein großes Feuer leuchtet, das in alle Richtungen ausstrahlt». Das Thule der Griechen besaß in der Vorstellung vieler den Charakter eines «Landes der Sonne», und man sagte: *Thule ultima a sole nomen Habens* (das hohe Thule hat von der Sonne seinen Namen), und wenn diese Etymologie auch obskur und unsicher ist, so ist sie nichtsdestoweniger bedeutungsvoll für die Vorstellung, die sich die Alten von dieser Region machten²², und sie verweist wiederum auf den sonnenhaften Charakter, den das «antike Tlappallan», das Tullan oder Tulla (Zusammenziehung von Tonalan = Ort der Sonne), die ursprüngliche Heimat der Tolteken und das «Paradies» ihrer Helden, innehatte: Sie verweist auch auf das Land der Hyperboreer, denn nach der heiligen Geographie antiker Traditionen waren die Hyperboreer ein geheimnisvolles Volk, das im ewigen Licht lebte und dessen Land Wohnsitz und Heimat des delphischen Apoll war, des dorischen Lichtgottes - φοῖβος ἀπόλλων (Licht-Apoll), des Reinen, des Strahlenden -, der andererseits auch als «goldener» Gott und Gott des Goldenen Zeitalters dargestellt wird.²³ Und zugleich königliche und priesterliche Geschlechter wie die Boreaden führten diese ihre Würde eben auf das apollinische Land der Hyperboreer zurück.²⁴ Auch hier bliebe nur die Qual der Wahl, um noch manch anderen ähnlichen Hinweis zu bringen.

Zyklus des *Seins*, *solarer Zyklus*, Zyklus des *Lichtes* als *Glorie*, Zyklus der *Lebenden* im höchsten und transzendenten Sinne, das sind die Attribute, die in den traditionellen Überlieferungen das erste Zeitalter, das Goldene Zeitalter und das «Zeitalter der Götter», aufwies.

²⁰ *Vendīdād*, I, 3; II, 2 ff.

²¹ Vergl. E. BEAUVOIS, *L'Elysée des Mexicains compare à celui des celtes*, a. a. O. S. 271, 319. *Revue Histi. des Relig.* Bd X, 1884.

²² BEAUVOIS, *Elysée des Mexic*, a. a. O. S. 25-26, 29-30

²³ Vergl. PRELLER, *Griech. Mythol.*, Bd. I, S. 196. Bezüglich Apollo als Gott «aus Gold» vergl. KALLIMACHOS, *Ap.*, 34-35 («Apollo ist tatsächlich ein Gott ganz aus Gold»); *Del.*, 260-265.

²⁴ DIODORUS, II, 11.

3. Der «Pol» und der hyperboreische Ursitz

Wir wollen nun eine wichtige, besondere Eigenschaft des Urzeitalters betrachten, an die sich ziemlich genau geschichtlich-geographische Darstellungen knüpfen lassen. Wir haben schon über die Symbolik des «Poles» gesprochen: sei es die Insel oder das Festland, die die geistige Festigkeit im Gegensatz zur Zufälligkeit der Wasser versinnbildlichen und daher Sitz transzendenter Menschen, Helden oder Unsterblicher sind; sei es der Berg oder die «Höhe» mit den daranhängenden olympischen Bedeutungsinhalten - in den antiken Traditionen verbanden sie sich häufig mit der «polaren» Symbolik, die auf das höchste Zentrum der Welt und daher auch auf den Archetypus alles «Regierens» im höheren Sinn angewandt wurde.¹

Außer diesen Symbolen bezeichnen aber auch einige immer wiederkehrende und genaue Hinweise den Norden als Insel, Festland oder Berg, wobei deren Sinngehalt mit dem des Ortes des ersten Zeitalters verschmilzt. So stehen wir einem Zusammenhang gegenüber, der gleichzeitig geistige und reale Bedeutung besitzt und auf etwas zurückgeht, worin das Symbol Realität und die Realität Symbol war und worin Geschichte und Übergeschichte nicht zwei getrennte Hälften waren, sondern im Gegenteil die eine durch die andere hindurchschimmerte. Und genau hier ist der Punkt, wo wir uns in die zeitbedingten Geschehnisse einschalten können. Der Tradition nach sei, in einer Epoche der frühesten Vorgeschichte, die mit dem Goldenen Zeitalter oder dem Zeitalter des «Seins» zusammenfällt, die symbolische Insel oder das «Polar»-Land ein wirkliches, im Norden gelegenes Gebiet gewesen, das in der Zone gelegen haben soll, in die heute der Nordpol fällt; dieses Gebiet sei von Wesen bevölkert gewesen, die über jene außermenschliche Geistigkeit verfügten (für die die schon erwähnten Begriffe des Goldes, der «Glorie», des Lichtes und Lebens stehen), die späterhin durch die Symbolik ihres nordischen Sitzes zum Ausdruck gelangte,¹ und die jene Rasse bildeten, denen die uranische Tradition im reinen und einheitlichen Zustand zu eigen war. Damit waren sie der zentrale und unmittelbare Ausgangspunkt der verschiedenen Formen und Ausgestaltungen, die diese Tradition bei anderen Völkern und Kulturen einnahm.²

Die Erinnerung an diese arktische Heimat wird in den Traditionen vieler Völker wachgehalten, entweder in Form von realen geographischen Anspie-

¹ Vergl. GUENON, *Der König der Welt*, a. a. O., Kap. III-IV. Die Vorstellung eines magnetischen «polaren» Berges, oft auf einer Insel gelegen, blieb in den verschiedensten Formen und Umgestaltungen in chinesischen, nordisch-mittelalterlichen und islamischen Legenden erhalten. Vergl. E. TAYLOR: *Primitive Culture*, London 1920, Bd. I, S. 374-375.

² Hinsichtlich des «polaren» Ursprungs des Lebens im allgemeinen als «positivistische» Hypothese vergl. den bemerkenswerten Essay von R. QUINTON, *Les deux pôles, foyers d'origine* (*Revue de métaph. et de mor.*, 1933, Nr. 1). Die Hypothese eines nicht nördlichen, sondern südlichen Ursprungs, die dort vertreten wird, könnte auf Traditionen zurückgeführt werden, die Lemuria betreffen, die jedoch mit einem so weit zurückliegenden Zeitzyklus verbunden sind, daß sie hier nicht miteinbezogen werden können.

lungen oder in Form von Symbolen ihrer Funktion und Urbedeutung, die, wie wir noch sehen werden, oft auf eine übergeschichtliche Ebene übergangen oder auf andere Zentren bezogen wurden, die als Wiederholungen dieser arktischen Heimat angesehen werden konnten. Deshalb finden wir oft Überschneidungen von Erinnerungen und daher auch von Namen, Mythen und Örtlichkeiten, hinter denen das geschulte Auge jedoch leicht die einzelnen Komponenten ausmachen kann. Wir wollen hier insbesondere auf die Überschneidung und Wechselwirkung zwischen dem arktischen und dem atlantischen Thema hinweisen, zwischen dem Geheimnis des Nordens und dem Geheimnis des Westens, denn der Hauptsitz, der auf den traditionellen Ursitz am Pol folgte, sei eben atlantisch gewesen. Es ist bekannt, daß sich durch die astrophysisch bedingte Neigung der Erdachse das Klima von Epoche zu Epoche änderte. Nach der Tradition soll diese Neigung zu einem bestimmten Zeitpunkt stattgefunden haben, und zwar im Gleichklang mit einem metaphysischen Faktum: als ob die Ordnung in der Natur eine bestimmte geistige Tatsache widerspiegeln wollte. Wenn Lieh-tse (Kap. V) in mythischer Form vom Riesen Kung-Kung spricht, der die «Himmelssäule» zerbricht, muß auf dieses Ereignis hingewiesen werden, wozu es in dieser Tradition noch deutlichere Fingerzeige gibt, wie den folgenden, der allerdings auch spätere Umwälzungen miteinfaßt: «Die Säulen des Himmels zerbrachen. Die Erde erzitterte in ihren Grundfesten. Die Himmel im Norden senkten sich immer tiefer. Die Sonne, der Mond und die Sterne änderten ihren Lauf (d. h., ihr Lauf erschien wegen der erfolgten Neigung verändert). Die Erde öffnete sich, und die in ihrem Inneren eingeschlossenen Wasser brachen hervor und überfluteten die Länder. Der Mensch befand sich im Aufstand gegen den Himmel, und das Universum verfiel in Chaos. Die Sonne verdunkelte sich. Die Planeten änderten ihren Lauf (im schon erwähnten perspektivischen Sinne), und die große Harmonie des Himmels wurde zerstört.»³ In jedem Fall senkten sich das Eis und die lange Nacht erst zu einem bestimmten Zeitpunkt auf das polare Gebiet. Dann, mit der notwendig gewordenen Abwanderung aus diesem Gebiet, ging der erste Zyklus zu Ende, und der zweite Zyklus begann, die zweite große Ära, der atlantische Zyklus nahm seinen Anfang.

Indo-arische Texte wie die Veden und das Mahābhārata bewahrten die Erinnerungen an diesen arktischen Ursitz durch astronomische und kalendarische Anspielungen, die nur im Zusammenhang mit einem solchen Sitz verständlich werden.⁴ In der indischen Tradition wird der Begriff *dvīpa*, der an sich «Inselkontinent» bedeutet, interessanterweise häufig zur Bezeichnung verschiedener Zyklen herangezogen, wobei hier ein Raumbegriff auf einen Zeitbegriff übertragen wird (Zyklus = Insel). In der Lehre der *dvīpa*

³ Bei J. DONNELLY, *Atlantis, die vorsintflutliche Welt*, Esslingen 1911, S. 299; M. GRANET, *La pensée chinoise*, Paris, 1950, S. 176, 344-346. PLATON bringt einen «veränderten Lauf der Sterne», d. h. den durch die Erdverschiebung geänderten Anblick des Himmelsgewölbes mit mythischen Katastrophen, wie die durch Phaeton verursachte, in Verbindung.

⁴ Vergl. G. B. TILAK, *The Arctic Home in the Veda* (A new key to the Interpretation of many Vedic texts and legends), Bombay 1903.

finden wir nun viele bedeutsame Hinweise auf eine arktische Heimat, auch wenn sie vielfach mit anderem vermischt sind. Das schon erwähnte *qveta-dvipa* oder «Insel des Glanzes» wird in den höchsten Norden verlagert, und oft wird von den Uttarakura als einer Urrasse des Nordens gesprochen, die von einem «polaren Inselkontinent» kommt, der das Zentrum nicht nur der *ersten dvipa*, sondern auch aller anderen ist. Dieser Hinweis vermischt sich mit dem Hinweis auf den *saka-dvipa* im Bereich des «weißen Meeres» oder «Milchmeeres», d. h. des arktischen Meeres. Hier soll es noch keine Abweichung vom Gesetz von oben gegeben haben.⁵ Nach dem Kurma-purāna fällt der Sitz des sonnenhaften Vishnu, dessen Zeichen das «Polarkreuz», d. h. die Swastika ist, wiederum mit dem *cyeta-dvipa* zusammen, von dem es im Padma-purāna heißt, daß dort, jenseits von allem, was Angst und samsarische Ruhelosigkeit ist, die großen Asketen, *mahāyogi* und die «Söhne des Brahman» leben (gleichzusetzen mit den «transzendenten Menschen» aus dem Norden, von denen die chinesische Tradition spricht). Sie leben dort in der Nähe von Hari, d. h. von Vishnu selbst, der als der «Blonde» oder «der Goldene» gilt, und bei einem symbolischen Thron, «der von Löwen gestützt, wie die Sonne strahlt und wie das Feuer blitzt». Das sind einfach Varianten des Themas vom «Land der Sonne». Als Echo dazu im Bereich der Doktrin kann, wie wir schon gesehen haben, die Tatsache angesehen werden, daß dieser Weg, *devayāna*, der im Gegensatz zu jenem der Rückkehr zu den Manen oder Müttern, zur sonnenhaften Unsterblichkeit und zu den überindividuellen Seinszuständen führt, Weg des Nordens genannt wurde. Im Sanskrit bedeutet Norden - *uttara* - auch die «erhabene» oder «höchstgelegene Gegend», und *uttarayāna*, nordischer Weg, heißt der Weg der Sonne zwischen der Wintersonnenwende und der Sommersonnenwende, der ja auch ein «aufsteigender» Weg ist.⁶

Unter den Ariern des Iran blieben noch viel genauere Erinnerungen erhalten. Ihr Ursprungsland - Ayrianem Vaējō -, das vom Lichtgott geschaffen wurde, wo die «Glorie» herrscht und wo König Yima dem Ahura Mazda begegnet sein soll, ist ein Land im äußersten Norden. Und auch einen genauen Hinweis auf die Vereinigung gibt es. Die Überlieferung berichtet, daß Yima vor dem Herannahen von «tödlichen Wintern»⁷ gewarnt wurde; daß weiterhin auf Anstiften des Gottes der Finsternis die «Schlange des Winters» gegen das Ayrianem Vaējō erstand, und dann «herrschte zehn Monate Winter und zwei Monate Sommer», und es wurde «kalt für die Wasser, kalt für das Land, kalt für die Pflanzenwelt. Der Winter brach mit seinen

⁵ Vgl. *Vishnu-purāna*, II, 2; II, 1; II, 4; M. K. RÖNNKOW, *Some remarks on Qveladvipa* (Bull. Orient. School, London, V, S. 253, ff.); W. E. CLARK, *Sakadvipa and Svetadvipa* (Journ. Amer. Orient. Society, 1919, S. 209-242).

⁶ Im indischen Ritus erfolgt der Ehrengruß gegenüber den traditionellen Texten - *anjali* -, indem man sich nach Norden wendet (*Mānavadharmacāstra*, II, 70), gleichsam als Erinnerung an die Herkunft der darin enthaltenen transzendenten Weisheit. Dem Norden wird noch heute in Tibet der Ursprung einer uralten geistigen Tradition zugeschrieben, deren magische Formen, der Bon, anscheinend die letzten verfallenen Überreste sind.

⁷ *Vendtdād*, II, 20.

schlimmsten Plagen herein.»⁸ Zehn Monate Winter und zwei Monate Sommer: genau das Klima der Arktis.

Die nordisch-skandinavische Tradition bietet in ihrer Bruchstückhaftigkeit mehrere wirt durcheinander gewirbelte Zeugnisse. Trotzdem lassen sich analoge Hinweise aufspüren. Asgard, der goldene Ursitz der Äsen, liegt nach diesen Traditionen im Mitgard, im «Land der Mitte». Dieses mythische Land wurde seinerseits sowohl mit Gardariki, einer quasi arktischen Gegend, gleichgesetzt, aber auch mit der «grünen Insel» oder dem «grünen Land», das, wenn es auch in der Kosmologie als erstes Land aus dem Abgrund Ginungagap auftaucht, möglicherweise trotzdem nicht ohne Beziehung zu Grönland, dem grünen Land steht. Grönland, wie das schon aus dem Namen hervorzugehen scheint, hat wahrscheinlich bis zur Zeit der Goten eine reiche Vegetation aufgewiesen und war noch nicht unter einer Eisschicht begraben. Und bis zum frühen Mittelalter fand man den Gedanken vor, daß Rassen und Völker im Norden ihren Ursprung haben.⁹ Darüber hinaus kann man in den Erzählungen der Edda, die sich auf den Kampf der Götter gegen das Schicksal - *rök* - beziehen, das schließlich ihr Land überwältigt, auch einige Hinweise auf den Untergang des ersten Zyklus erkennen, wenn auch in diesen Erzählungen die Erinnerungen an die Vergangenheit von apokalyptischen Themen beeinflußt sind. Hier wie in der *Vendidäd* taucht wieder die Geschichte eines fürchterlichen Winters auf. Zur Entfesselung der elementaren Naturen kommt noch die Verfinsterung der Sonne hinzu; das *Gylfaginning* spricht vom fürchterlichen Winter vor dem Ende, von Schneestürmen, die die wohltätige Kraft der Sonne nicht aufkommen lassen. «Das Meer steigt furchterregend empor und verschlingt die Länder. Die Luft wird eisig, und der frostkalte Wind treibt die Schneemassen zusammen.»¹⁰

In der chinesischen Tradition fallen die nordische Region, das Land der «transzendenten Männer» und das Land der «Rasse mit den weichen Knochen» oft zusammen: Im Zusammenhang mit einem Kaiser der ersten Dynastie wird eben von diesem Land berichtet, das im Norden des Nordmee-

⁸ *Vendidäd*, I, 3-4. Weitere Zitate kann man in der Anmerkung zur Übersetzung des *Avesta* von J. DARMESTETER finden (*Sacr. Books of the East*, Bd. IV), S. 5.

⁹ Vergl. z. B. JORDANES, *Hist. Gotor.* (*Mon. Germ. hist., Auct. ant.*, V, 1, IV, 25): «Sandza insula quasi officina gentium aut certe velut nationum» (Sandza ist in einer gewissen Weise die Ursprungsstätte der Völker und Stämme).

¹⁰ *Hyndladied*, 44. *Gylfaginning*, 51 (von einem «schreckenbringenden Winter» berichtet auch das *Vafthrúðnismál*, 44-45). Die Vorstellung der Edda, die den Norden als das dunkle Niflheim ansieht, das von den Eisriesen bewohnt wird (wie auch das vereiste Ayrianem Vaéjo als der Sitz der dunklen Mächte der Gegenschöpfung des Angra Mainyu galt, so daß es sogar hieß, er käme vom Norden, um gegen Zarathustra zu kämpfen, *Vendidäd*, XIX, 1), gehört wahrscheinlich zu einer späteren Epoche und zu Stämmen, die schon in den Süden gezogen waren. Die Deutung des eddischen Mythos von den Ursprüngen ist nicht leicht. Das Eis, das die Ströme des hellen und leuchtenden Urzentrums von Muspelheim aufhält, so daß «es von niemand betreten werden kann, außer er ist dort zu Hause» (GOLTHER, *a. a. O.*, S. 512) und das so zum Ursprung der den Äsen feindlichen Riesen wird, ist vielleicht als gleichartiger Hinweis zu werten.

res gelegen ist, ohne Grenzen und ohne Unwetter besteht und einen symbolischen Berg (Hu-Ling) und eine symbolische Wasserquelle aufweist: ein Land, das eben «fernster Norden» heißt und das Mu, ein anderer Kaiser, mit großem Bedauern verläßt.¹¹ In gleicher Weise hat sich auch in Tibet die Erinnerung an Tshang Shambhala erhalten, die geheimnisvolle «Stadt des Nordens», die Stadt des «Friedens», die auch als Insel aufgefaßt wird, wo, wie Zarathustra im Ayrianem Vaëjö, der Held Guesar «geboren» sei. Und die Meister der tibetanischen Einweihungstraditionen behaupten, daß die «Pfade des Nordens» den Yogi zur großen Befreiung führen.¹²

Die in Amerika bis zum Pazifik und zum Gebiet der Großen Seen immer wiederkehrende Tradition über den eigenen Ursprung spricht vom heiligen Land des «fernen Nordens», bei den «großen Wassern», von wo die Vorfahren der Nahua, der Tolteken und der Azteken gekommen seien. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der am häufigsten vorkommende Name dieses Landes, Aztlan, wie das *qveta-dvipa* der Inder, den Gedanken der Weiße, eines weißen Landes, miteinschließt. In den nordischen Traditionen gibt es nun noch immer die Erinnerung an ein von gälischen Stämmen bewohntes Gebiet, nahe dem St.-Lorenz-Golf, das Groß-Irland oder Hvíttramaland, d. h. «Land der weißen Männer» genannt wird, und die Namen Wabanikis und Abenikis, die sich die Eingeborenen dort geben, kommen von Wabeya, also von «Weißer».¹³ Und einige Legenden aus Zentralamerika erwähnen vier Urvorfahren des Quiche-Stammes, die noch Tulla erreichen wollen, die Region des Lichtes. Sie finden jedoch dort nur Eis, und die Sonne zeigt sich nicht. Daraufhin trennen sie sich und ziehen in das Land der Quiche.¹⁴ Dieses Tulla oder Tullan, das ursprüngliche Vaterland der Vorfahren der Tolteken, von dem sie wahrscheinlich ihren Namen herleiten und wonach sie das Zentrum des von ihnen später auf der mexikanischen Hochebene begründeten Reichs ebenfalls Tulla nannten, dieses Tulla also wurde auch als «Land der Sonne» aufgefaßt. Dieses wird zwar manchmal als im Osten Amerikas gelegen betrachtet, d. h. also im Atlantik; aber das ist wahrscheinlich auf den Einfluß der Erinnerung an einen darauffolgenden

¹¹ LIEH-TSE, Kap. V; vgl. Kap. III.

¹² Vgl. DAVID NEEL, *Vie surhumaine de Guesar*, a. a. O., S. LXIII ff., ferner Hermanns: GUNG KÖNIG GESAR. Regensburg, 1965.

¹³ Vgl. BEAUVOIS, *L'Elysee des Mexicains etc.*, a. a. O., S. 271-273, 319.

¹⁴ Vgl. REVILLE, *Relig. du Mexique etc.*, a. a. O., S. 238-239. Ein Gegenstück zu den vier Quichévorfahren bildet wahrscheinlich die keltische Vorstellung von der «Insel der vier Herren» und die fernöstliche Vorstellung der weit entfernten Insel Ku-she, die von transzendenten Menschen und den vier Herren bewohnt wird (vergl. GUENON, *Roi du Monde*, a. a. O., S. 71-72). Guénon erinnert an die Teilung Altirlands in vier Königreiche, wahrscheinlich das Abbild der Teilung eines «anderen, viel weiter nördlich gelegenen, heute unbekanntes oder vielleicht verschwundenen Landes». Er betont auch das häufige Vorkommen in Irland dessen, was für die Griechen der Omphalos war, d. h. des Symbols des «Zentrums» oder «Poles». Wir möchten noch hinzufügen, daß der «schwarze Schicksalsstein», der die rechtmäßigen Könige bezeichnete und zu den mystischen Dingen gehörte, die vom Stamm der Tuatha de Danann, die von einem atlantischen oder nordatlantischen Land kamen, nach Irland gebracht wurden (vergl. SQUIRE, *Myth. of anc. Brit. and Ire!*, a. a. O., S. 34), im wesentlichen die gleiche Bedeutung, d. h. die eines königlichen, «polaren» Symbols, im zweifachen Sinne dieses Wortes trägt.

Sitz zurückzuführen, der für einen gewissen Zeitraum die Funktion des ursprünglichen Tulla (dem vielleicht im spezielleren Sinne Aztlan entspricht) übernommen hatte, da dort Eis und Schnee zu herrschen begannen und keine Sonne mehr schien¹⁵: Tulla, das sichtbar dem Thule der Griechen gleichzustellen ist, wenn auch dieser Name aus Gründen der Analogie für andere Gebiete ebenfalls verwendet wurde.

Nach den griechisch-römischen Überlieferungen soll sich Thule eben in dem Meer befunden haben, das den Namen des Gottes des Goldenen Zeitalters trägt, nämlich im Mare Cronium, das dem nördlichen Teil des Atlantiks entspricht¹⁶: Genau dort soll sich befunden haben, was in späteren Überlieferungen in symbolischer und übergeschichtlicher Form zu den «glücklichen Inseln» und den «Inseln der Unsterblichen»¹⁷ oder zur «verschundenen Insel» wurde, von der Honorius Augustadumensis im zwölften Jahrhundert schrieb, daß «sie sich vor dem Anblick der Menschen verbirgt und man sie manchmal durch Zufall entdeckt, sie aber sofort unauffindbar wird, sobald man sie sucht». Mit Thule verschmilzt also sowohl das legendäre Land der Hyperboreer, das im höchsten Norden gelegen ist¹⁸ und von dem die urachäischen Stämme den delphischen Apoll mitbrachten, als auch die Insel Ogygie, «der Nabel des Meeres», fern im weiten Ozean gelegen¹⁹, von der Plutarch sagt, daß sie sich eigentlich im Norden von (Groß-)Britannien befinde, und zwar ganz in der Nähe des arktischen Gebietes, wo noch Kronos, der König des Goldenen Zeitalters, im tiefen Schlaf lebe und die Sonne während eines ganzen Monats nur eine einzige Stunde am Tag untergehe, wobei die Finsternis auch in dieser einzigen Stunde nicht vollkommen sei, sondern eher einer Art Dämmerung gleichkomme, genau wie in der Arktis.²⁰ Der verschwommene Begriff von der hellen Nacht im Norden war auch die Grundlage für die Auffassung des Landes der Hyperboreer als eines Ortes ewigen Lichts und ohne Finsternis.

¹⁵ Vgl. GUENON, *a. a. O.*, Kap. X, S. 75-76, der genaue Betrachtungen über die Beziehung anstellt, die traditional zwischen Thule und dem Sternbild des großen Bären bestand, das wiederum mit der polaren Symbolik in Verbindung war. Vgl. auch BEAUVOIS, *La Tulé primitive, berceau des Papuas du nouveau monde* (Museum, X, 1891).

¹⁶ PLINIUS, *Hist. nat.*, IV, 30.

¹⁷ Vgl. PLUTARCH, *Def. Orac.*, XVIII; PROKOPIUS, *Goth.*, IV, 20. Nach STRABON«*Geogr.*, I, vi, 2) lag Thule sechs Schiffstage nördlich von (Groß-) Britannien.

¹⁸ Vgl. KALLIMACHOS, *Hymn.*, IV, 281; PLINIUS, IV, 89; MARTIANUS CAPELLA, VI, 664. Gegen das vierte Jahrhundert vor Chr. sagte Hekataios von Abdera, daß Großbritannien von den «Hyperboreern», die mit den Urkelten gleichzusetzen seien, bewohnt war. Ihnen wird der schon erwähnte vorgeschichtliche Tempel von Stonehenge zugeschrieben (vgl. H. HUBERT, *Les Celtes*, Bd. I, S. 247).

¹⁹ *Odys.*, I, 50; XII, 244. Aber hier zeigen sich in bezug auf die Zusammenhänge mit dem Garten des Zeus und der Hesperiden oft deutlich erkennbare Einflüsse aufgrund der Erinnerung an den darauffolgenden atlantischen Sitz.

²⁰ PLUTARCH, *Defade in orbe lunae*, § 26. Plutarch sagt ferner, daß über diese Inseln hinaus, weiter im Norden noch ein Sitz bestehe, in dem Kronos, der Gott des Goldenen Zeitalters, auf einem wie Gold leuchtenden Felsen schlafe und wo ihm Vögel die Ambrosia bringen. Weitere Hinweise in E. BEAUVOIS, *L'Elysée transatlantique et l'Eden occidental*, «*Rev. Hist. relig.*» Bd. VII, 1883, S. 278-279.

Diese Vorstellung und diese Erinnerung waren so lebhaft, daß davon bis in das späte Römertum ein Widerhall blieb. So soll Constantius Chlorus dieses ursprüngliche Land mit Großbritannien gleichgesetzt haben und mit seinen Truppen dorthin vorgedrungen sein, nicht so sehr, um dort Trophäen militärischen Ruhms zu erlangen, sondern vielmehr, um das «dem Himmel nächste und heiligste» Land zu erreichen, um den Vater der Götter, d. h. Kronos, zu schauen und dort «einen Tag fast ohne Nacht» zu genießen, im Sinne einer Vorwegnahme des Besitzes des ewigen Lichtes, wie er zur kaiserlichen Gottwerdung nach dem Tode gehörte.²¹ Und wenn auch das Goldene Zeitalter als Hoffnung auf ein neues *saeculum* (Zeitalter) in die Zukunft projiziert wurde, taucht das Symbol des Nordens ebenfalls wieder auf: Aus dem Norden - ab extremis finibus plagae septentrionalis (von den äußersten Grenzen des Nordens) - sei ζ. B. nach Lactantius²² der mächtige Prinz zu erwarten, der nach dem Fall von Rom die Gerechtigkeit wieder herstellen wird; im Norden soll auch der tibetanische Held, der geheimnisvolle, unüberwindbare Guesar, wiedergeboren werden, um neuerlich ein Reich der Gerechtigkeit aufzurichten und die Eroberer zu vernichten²³; in Shambhala, der heiligen Stadt des Nordens, soll der *Kalki-avatara* geboren werden, der das «dunkle Zeitalter» beenden soll; der hyperboreische Apoll soll nach Vergil ein neues Goldenes und Heldenzeitalter im Zeichen von Rom entstehen lassen²⁴, und so weiter.

Nachdem auf diese wesentlichen Punkte hingewiesen worden ist, wollen wir nicht noch weiter das Gesetz des Zusammenhangs zwischen physischen und spirituellen Ursachen bemühen noch es auf eine Ebene beziehen, wo innerhalb dessen, was im weitesten Sinn «Sturz» genannt werden kann, also zwischen der *Abweichung* einer absoluten Urrasse und der physikalischen *Neigung* der Erdachse als Ursprung von klimatischen Änderungen und immer wiederkehrenden Katastrophen für die Kontinente, ein inniger Zusammenhang spürbar wird. Wir möchten nur aufzeigen, daß, seitdem die polare Heimat verlassen werden mußte, fortschreitende Veränderungen und Verluste der Urtradition festgestellt werden können, die schließlich zum Eisernen Zeitalter oder Dunklen Zeitalter, dem *kali-yuga* oder «Zeitalter des Wolfes» (Edda), führen sollten und ganz zum Schluß zu den modernen Zeiten im engeren Sinne.

²¹ Vgl. EUMENIUS, *Panegir. p. Constant. August.*, § 7, Übers. Landriot-Rochet, Autun, 1854, S. 132-133. BEAUVOIS, *a. a. O.*, S. 282-283 weist auf die Möglichkeit hin, daß Ogygie, wenn man es in die gälischen Wurzeln *og* (jung und heilig) und *iag* (Insel) zerlegt, auf das «heilige Land der Jugend» zurückführt, auf das Tir na mBeo, «das Land der Lebenden» der nordischen Legenden, das seinerseits wieder mit Avalion zusammenfällt, dem Ursprungsland der Tuatha dé Danann.

²² LACTANTIUS, *Inst.*, VII, 16, 3. Diese Vorstellungen tauchen in der darauffolgenden mystischen und hermetischen Literatur immer wieder auf. Außer BÖHME nennen wir G. POSTEL, der in seinem *Compendium Cosmographicum* sagt, daß das «Paradies» - eine mystisch-theologische Übertragung der Erinnerung an die Urheimat - unter dem Nordpol liege.

²³ DAVID-NEEL, *a. a. O.*, S. XLII, LVII, LX.

²⁴ VERGIL, *Ecolog.*, IV, 5-10 ff.

4. Der nordisch-atlantische Zyklus

In der Abwanderung dieser nordischen Urvölker müssen zwei Hauptströmungen unterschieden werden, die eine vom Norden nach Süden und darauffolgend die andere vom Westen nach Osten. Gruppen von Hyperboreern erreichten zuerst Nordamerika und die nördlichen Regionen des euroasiatischen Kontinents und brachten überall den gleichen Geist, das gleiche Blut und die gleiche Gesamtheit von Symbolen, Zeichen und Worten hin. Schon Tausende von Jahren später scheint eine zweite große Abwanderungswelle bis nach Mittelamerika vorgestoßen zu sein und sich vor allem in einem heute verschwundenen Land im Atlantik niedergelassen zu haben, um dort ein Zentrum aufzubauen, das ein Abbild des polaren Zentrums war. Hier würde es sich also um das Atlantis aus den Erzählungen des Plato und Diodorus handeln, und die Tatsache dieser Verlegung und Wiedererrichtung erklärt die wechselseitige Beeinflussung von Namen, Symbolen und Orten, auf die wir schon bei den Berichten über die ersten zwei Zeitalter hingewiesen haben. Hier muß man also im wesentlichen von einem «nordisch-atlantischen» Volk und einer ebensolchen Kultur sprechen.

Von diesem atlantischen Sitz aus sollen sich die Völker des zweiten Zyklus sowohl in Amerika (daher die schon erwähnten Erinnerungen an ihre Urheimat bei Nahua, Tolteken und Azteken) als auch in Europa und Afrika ausgebreitet haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit erreichten diese Völker in der älteren Steinzeit Westeuropa. Sie sollen unter anderem den Tuatha dé Danann entsprechen, dem göttlichen Volk, das von Avallon, der Insel im Westen, nach Irland gekommen sei unter Führung von Ogma grian-ainech, dem Helden mit dem «sonnenhaften Antlitz», zu dem der weiße und sonnenhafte Quetzalcoatl, der mit seinen Gefährten aus dem «Land jenseits der Wasser» nach Amerika gekommen sei, ein Gegenstück bildet. Anthropologisch gesehen wäre das der Cromagnon-Mensch, der gegen Ende der Eiszeit eben im westlichen Teil Europas aufgetaucht ist (besonders im Bereich der franko-kantabrischen Kultur von La Madeleine, Gourdan und Altamira) und der vom kulturellen Niveau her sowie als biologischer Typus eindeutig dem eingeborenen Eiszeit- und Mousterien-Menschen überlegen war, so daß vor nicht allzu langer Zeit gesagt werden konnte, die Cromagnon wären gleichsam «die Hellenen der Altsteinzeit» gewesen. Und für ihre Herkunft bleibt die Verwandtschaft ihrer Kultur mit der hyperboreischen äußerst bedeutsam, was sich sogar in den Spuren der Völker des höchsten Nordens (Rentierkultur) ausdrückt.¹ Weitere prähistorische Spuren desselben Zyklus seien an den baltischen und friesisch-sächsischen Küsten zu finden; im Doggerland, in einem teilweise verschwundenen Gebiet - dem sagenhaften Vineta -, hat sich angeblich ein Zentrum dieser

¹ Vgl. E. PITTARD, *Les races et l'histoire*, Paris, 1925, S. 75-78. S. KADNER, *Deutsche Väterkunde*, Breslau, 1933, S. 21-22.

Kultur herausgebildet. Über Spanien hinaus erreichen andere Bevölkerungswellen West-Afrika²; wiederum andere stoßen später zwischen der Altsteinzeit und der Jungsteinzeit, wahrscheinlich gemeinsam mit Völkern unmittelbarer nordischer Abstammung, auf dem Festland von Nord-Westen Richtung Süd-Osten nach Asien hin vor, dorthin, wo man annahm, daß sich die Wiege der indo-europäischen Völker befinde, und dann noch weiter bis nach China.³ Weitere Strömungen durchstreifen das nördliche Küstengebiet Afrikas bis nach Ägypten oder ziehen auf dem Meereswege von den Balearen nach Sardinien bis zu den prähistorischen Zentren der Ägäis. Besonders, was Europa und den Nahen Osten betrifft, ist dies auch der für die positivistische Forschung rätselhaft gebliebene Ursprung (was übrigens auch für die Herkunft der Cromagnon gilt) der megalithischen Dolmenkultur wie auch der Kultur der sogenannten «Streitaxtvölker». Das alles geschah in großen Wogen, in einem Hin- und Zurückfluten, in Kreuzungen und Kämpfen mit Eingeborenen, schon vermischt oder auf andere Art vom gleichen Urstamm herkommenden Völkern. So entstanden von Norden bis Süden, von Westen bis Osten durch Ausstrahlung, Anpassung oder Eroberung Kulturen, die ursprünglich bis zu einem gewissen Grade gleichgeprägt waren und oftmals in den herrschenden Eliten das gleiche spiritualisierte Blut aufzeigten. Dort, wo sie mit tieferstehenden Völkern zusammentrafen, die an einen chthonischen Dämonismus gebunden und mit tierhafter Natur vermischt waren, hat sich in den Mythen die Erinnerung an Kämpfe erhalten, in denen immer der Gegensatz zwischen einer leuchtenden, göttlichen Gestalt (polaren Ursprungs) und einer dunklen, nicht göttlichen unterstrichen wird. Bei der Errichtung der traditionellen Organismen durch die Eroberungsvölker ergab sich damit eine Hierarchie, die gleichzeitig einen geistigen und einen ethischen Wertgehalt aufwies. In Indien, im Iran, in Ägypten, auch in Peru usw. finden wir in der Kasten Herrschaft ziemlich deutliche Spuren davon.

Wir haben gesagt, daß ursprünglich das atlantische Zentrum die «polare» Funktion des hyperboreischen Zentrums neu übernehmen sollte und daß darauf die häufigen wechselseitigen Beeinflussungen zurückzuführen sind, die sich in den traditionellen Berichten zeigen. Diese Einflüsse dürfen jedoch nicht davon abhalten, in einem späteren Zeitraum, aber immer noch in der frühesten Vorgeschichte, eine Veränderung der Kultur und der Geistigkeit festzustellen, eine Umgestaltung, die von der ersten Ära zur zweiten, also vom Goldenen zum Silbernen Zeitalter führt und dabei schon den Weg zur dritten Ära bereitet, zum Bronzenen oder Titanischen Zeitalter, dem eigentlich strengerweise das Attribut «atlantisch» zukommen müßte, zeigt doch die

² Dabei handelt es sich um das sagenhafte Reich von Uphaz und zum Teil um die prähistorische afrikanische Kultur, die von Frobenius rekonstruiert wurde, der das Nebenzentrum mit dem Ursitz verwechselte, von dem es wahrscheinlich eine Kolonie war, und der es dann sogar mit dem platonischen Atlantis gleichsetzte. Vgl. L. FROBENIUS, *Die atlantische Götterlehre*, Jena, 1926; *Erlebte Erdteile*, Leipzig 1925.

³ Vor nicht allzu langer Zeit hat man eben in China Spuren einer großen prähistorischen Kultur gefunden, die der ägyptischen und mykenischen ähnlich war und wahrscheinlich von diesen Völkerströmen geschaffen worden ist.

hellenische Tradition Atlas als eine mit den Titanen verwandte Gestalt und als Bruder des Prometheus.⁴

Anthropologisch läßt sich unter den vom urnordischen Stamm herkommenden Rassen schon eine große Gruppe unterscheiden, die sich durch Eigenvariation, d. h. durch Variation ohne Vermischung herausgebildet hatte, eine Gruppe, die hauptsächlich aus den Strömungen unmittelbarer arktischer Herkunft bestand und dann schließlich in der reinen urarischen Rasse in Erscheinung tritt. Dann findet sich eine zweite große Gruppe, die sich durch Mischvariation herausgebildet hat, d. h. durch Vermischung mit eingeborenen Rassen aus dem Süden, mit protomongoliden und negroiden Rassen, die wahrscheinlich die sich rückbildenden Überreste der Einwohner eines zweiten verschwundenen, prähistorischen Kontinentes darstellen, der im Süden gelegen war und von einzelnen als Lemuria bezeichnet wird.⁵ In die zweite Gruppe fällt vermutlich die rote Rasse der letzten Atlantiden (die nach dem platonischen Bericht von ihrer ursprünglichen «göttlichen» Natur durch häufige Vermischungen mit der Menschenrasse abgefallen seien): Sie sind als der ethnische Urstamm vieler Kulturen anzusehen, die erst später durch die von Westen nach Osten laufenden Völkerströme begründet wurden (die rote Rasse der Kreto-Ägäer - der Eteokreter, Pelasger, Lykier etc. - der Ägyptischen Keften etc.)⁶, aber auch jener amerikanischen Kulturen, die in ihren Mythen an die Herkunft ihrer Vorfahren von einem göttlichen, atlantischen, «in den großen Wassern gelegenen» Land erinnerten. Der griechische Name der Phönizier bedeutet sogar die Roten, und auch darin sehen wir vermutlich eine weitere Resterinnerung an die ersten atlantischen Seefahrer des neolithischen Mittelmeeres.

Wie vom anthropologischen müssen also auch vom geistigen Standpunkt aus zwei Komponenten, eine nordische und eine atlantische, in der weiten Materie der Tradition und Einrichtungen dieses zweiten Zyklus unterschieden werden. Die eine geht unmittelbar auf das Licht des Nordens zurück und behält größtenteils die ursprüngliche uranische und «polare» Ausrichtung bei; die andere verrät die Veränderung, die durch die Berührung mit den Mächten des Südens erfolgt ist. Bevor wir den tieferen Sinn dieser Veränderung näher betrachten, der sozusagen das innere Gegenstück zum Verlust

⁴ Die Sage von Atlas, der die Last der Welt auf seinen Schultern trägt, kann in einer Hinsicht als Stoff für den Titanen Atlas gelten, der nach dem Bericht einzelner (vergl. SERVIUS, *Ad. Aen.*, IV, 247; HYGINUS, *Fab.*, 150) auch am Kampf gegen die Olympier teilgenommen hätte, kann aber in anderer Hinsicht auch als Symbol angesehen werden, das die «polare» Herrschaft, die «Pol»funktion, die geistige Stütze oder «Achse» anzeigt, die das atlantische Volk nach dem hyperboreischen in einem ersten Stadium wieder auf sich genommen hätte. In seiner Deutung sagt CLEMENS ALEXANDER: «Atlas ist ein unverrückbarer Pol, er kann auch die unbewegliche Himmelskugel sein, und vielleicht, im besten Falle, spielt man mit ihm sogar auf die unbewegbare Ewigkeit an.» Diese Deutung findet sich auch bei anderen (vgl. PRELLER, *Griech. Myth.*, a. a. O., Bd. I, S. 463-464; A. BESSMERTNY, *Das Atlantisrätsel*, Leipzig 1932, S. 46).

⁵ Vgl. in WIRTHS Werk (*Der Aufgang der Menschheit*, Jena, 1928) den Versuch, Forschungen über die Blutgruppen anzustellen, um die sich aus dem Urstamm abgespaltenen beiden Rassen festzulegen.

⁶ Vgl. A. Mosso, *Le origini della civiltà mediterranea*, Mailand, 1910, S. 332.

der polaren Heimat, der ersten Änderung, darstellt, müssen wir noch auf einen anderen Punkt eingehen. Fast alle Völker bewahren die Erinnerung an eine Katastrophe, die den Zyklus einer vorhergehenden Menschheit beendet. Der Mythos der Sintflut ist die häufigste Form, in die sich diese Erinnerung kleidet: Wir finden sie von den Iraniern bis zu den Mexikanern und den Mayas, von den Chaldäern und den Griechen bis zu den Hindus und den Völkern der Atlantischen Afrikaküste sowie bei Kelten und Skandinaviern. Ihr ursprünglicher Inhalt ist überdies eine historische Tatsache: Sie ist im wesentlichen das Ende des atlantischen Erdteils, wie es aus den Berichten von Piaton und Diodorus hervorgeht. In einer Epoche, die, wie aus einigen chronologischen Hinweisen hervorgeht, die in den Mythos mitverwoben wurden, deutlich vor dem Zeitraum liegt, in dem nach der indischen Tradition das «Dunkle Zeitalter» begann, versank das Zentrum der atlantischen Kultur, mit dem die verschiedenen Kolonien wahrscheinlich lange Zeit verbunden waren. Die historische Erinnerung an dieses Zentrum schwand allmählich in den daraus entstandenen Kulturen, wobei allerdings im Blut der herrschenden Kaste, in den Sprachwurzeln, in den Institutionen, Zeichen, Riten und Hierogrammen Teile des antiken Erbes bewahrt blieben. Das Thema des Turms von Babel in der hebräischen Tradition mit der darauffolgenden Strafe der «Sprachenverwirrung» könnte auf die Zeit anspielen, in der die einheitliche Tradition verlorenging, in der sich die verschiedenen Kulturformen vom gemeinsamen Ursprung ablösten und in der sie, nachdem die Wasserflut den Zyklus der atlantischen Menschheit beendet hatte, einander auch nicht mehr verstanden. Die historische Erinnerung bewahrte sich jedoch häufig im Mythos, also in der Übergeschichte. Der *Westen*, zu dem Atlantis in seinem Urzyklus gehörte, als es die ältere «polare» Funktion wiederaufnahm und fortsetzte, kennzeichnete immer wieder die Sehnsucht der Gefallenen. Durch einen Wechsel der Ebene wurden die Wasser, die sich über dem atlantischen Erdteil geschlossen hatten, mit den «Wassern des Todes» verglichen, die spätere, nachsintflutliche Generationen, die nunmehr aus sterblichen Wesen bestehen, in der Initiation durchqueren müssen, um sich im göttlichen Zustand der «Toten», d. h. der verschwundenen Rasse, wiederum zu reintegrieren. Daher können häufig die bekannten Darstellungen der «Toteninsel» im gleichen Sinn verstanden werden, d. h. als Umformungen der Erinnerung an den versunkenen Inselkontinent.⁷ Das Mysterium des Paradieses und der Orte der Unsterblichkeit im allgemeinen verband sich schließlich mit dem Mysterium des Westens (und in einigen Fällen sogar des Nordens) zu einer Gesamtheit traditionaler Lehren, in denen wie zum Thema der «aus den Wassern Erretteten» und derjenigen, die «nicht in den Wassern versanken»⁸, zum realen historischen Sinn, der sich auf Eliten bezog, die der Katastrophe

⁷ Vgl. D. MERESCHKOWSKU, *Das Geheimnis des Westens*, Leipzig-Zürich, 1929, S. 200 ff. und passim, wo viele angeblich atlantischen Beziehungen zu Riten und Symbolen der Antike nicht ohne Grundlage zu sein scheinen.

⁸ Z. B. Yama, Yima, Noah, Decalio, Shamashnapitshtin, selbst Romulus, der Sonnenheld Karna aus dem *Mahābhārata* etc. Bemerkenswert ist, daß, wie Manu, Sohn des Vivac;vant, d. h.

entkamen und neue, traditionale Zentren begründeten, noch ein symbolischer Sinn hinzukam, der in den Mythen von Propheten, Helden oder Eingeweihten auftauchte, allgemein auf nicht sichtbaren Wegen die für diese Urrasse charakteristischen Symbole in rätselhafter Weise, sogar in relativ modernen Zeiten, ebenfalls dort wiederauftauchten, wo sich traditionale Könige oder Herrscherdynastien zeigten.

Noch einige weitere Hinweise: Bei den Hellenen befanden sich oft auch der göttliche Garten, $\Theta\epsilon\acute{\omega}\nu \kappa\acute{\eta}\pi\omicron\varsigma$, wo ursprünglich der olympische Gott Zeus⁹ residierte, und der Garten der Hesperiden «jenseits des Ozeanflusses», wobei die Hesperiden für manchen eben die Töchter des Atlas waren, also des Königs der westlichen Insel. Und genau zu diesem Garten muß Herakles gelangen in einem Abenteuer, das unter seinen symbolischen Taten am deutlichsten mit seiner Eroberung der olympischen Unsterblichkeit in Zusammenhang gebracht wird und wo er eben diesen Atlas, den «Kenner der dunklen Meerestiefen», zum Führer hat.¹⁰ Im allgemeinen war also der «westliche» Weg das hellenische Gegenstück zum nordisch-solaren, zum *deva-yāna* der Indo-Arier, und der Weg des Zeus, der von der Festung des Kronos auf der Insel der Helden im weiten Meer zu den Höhen des Olymp führt.¹¹ Nach der chaldäischen Tradition liegt im Westen «jenseits der tiefen Wasser des Todes», «in denen es nie eine Furt gab und die seit urdenklichen Zeiten niemand mehr überquert hat», der göttliche Garten, wo Atrachasis-Shamashnapishtin herrscht, der der Sintflut entronnen ist und noch das Vorrecht der Unsterblichkeit besitzt: der Garten, den Gilgamesch, dem westlichen Weg der Sonne folgend, aufsucht, um das Geschenk des Lebens zu erlangen.¹²

In Ägypten ist bedeutsam, daß die dortige Kultur keine «barbarische» Vorgeschichte kennt: Sie steht sozusagen mit einem Schlage da und weist von Anfang an ein hohes Niveau auf. Nach der Tradition nun seien die ersten ägyptischen Dynastien von einem aus dem Westen gekommenen Volk

der Erbe der Sonnentradition, der Sintflut entkommen ist und Schöpfer der Gesetze für einen neuen Zyklus wird, Yama (zu vergleichen mit dem Yima Irans, dem ebenfalls der Sintflut entkommenen Sonnengott) zum Bruder hat, der «der Gott derjenigen ist, die tot sind», so auch Minos, der dem Manu sogar etymologisch entspricht, häufig als das Gegenstück zu Radamantys erscheint, der der König der «Insel der Seligen» oder der «Helden» ist. (Vgl. PRF.U.ER, *Griech. Mythologie*, Bd. II, S. 129-131)

⁹ Wenn nicht in allen Fällen, so gilt doch in vielen die Bemerkung des PIGANIOL (*Les origines de Rome*, a. a. O., S. 142 ff.), der im Auftreten olympischer Götter an der Seite von weiblichen Erdgottheiten das Ergebnis der gegenseitigen Beeinflussung von Kulturen nordischen Ursprungs und Kulturen südlichen Ursprungs sieht. Das ist in der Sage zu bedenken, die aus dem westlichen Garten den Ort der Hochzeit des Zeus mit Hera macht, einer Hochzeit, die, wie man weiß, alles andere als glücklich ist.

¹⁰ Vgl. APOLLodoros, II, 5, 11; HESIOD. *Theog.*, V. 215.

¹¹ Vgl. W. H. RÖSCHER, *Die Gorgonen und Verwandtes*, Leipzig, 1879, S. 23-34; W. RIDGEWAY (*The early age of Greece*, Cambridge, 1901, S. 516-518) hebt richtigerweise hervor, daß der Glaube an den westlichen Sitz als Aufenthaltsstätte der Unsterblichkeit vor allem für die Völker charakteristisch ist, die das im wesentlichen nordisch-indogermanische Ritual der Feuerbestattung anstelle der Erdbestattung gebrauchten.

¹² Vgl. *Gilgamesch*, X, 65-77; XI, 296-298.

begründet worden, das «Gefährten des Horus» — shemsu Heru — hieß und «das Zeichen des Ersten unter den Bewohnern des westlichen Landes», also des Osiris trug, der hier allerdings als ewiger König in den «Gefilden von Yalu», im «Land des heiligen Amenti», jenseits «der Wasser des Todes», die «im fernen Westen» liegen, angesehen wird, und das in manchen Fällen eben mit der Vorstellung eines großen Inselkontinentes verbunden ist. Der ägyptische Bestattungsritus nimmt dieses Symbol und diese Erinnerung wieder auf: Die rituelle Formel lautete darin: «Nach dem Westen!» Und der Ritus mußte eine Überquerung der Wasser beinhalten, und im Umzug trug man «die heilige Arche der Sonne», der «von den Wassern Geretteten»¹³. In den fernöstlichen und tibetanischen Traditionen haben wir ja schon das sogenannte «westliche Paradies» mit Bäumen, voll von Früchten aus Gold, wie die der Hesperiden, erwähnt: Und für das Mysterium des Westens, das uns hier wieder entgegentritt, ist das besonders häufig zu sehende Bild von Mitu mit einem Seil und der Inschrift: «Der (die Seelen) nach Westen zieht»¹⁴ bedeutungsvoll. Die Erinnerung, die sich in einen Mythos vom Paradies verwandelt, findet sich ebenfalls in den schon erwähnten keltischen und gälischen Sagen vom «Land der Lebenden», von Mag-Mell, Avallon, alles Orte der Unsterblichkeit, die als Länder im Westen aufgefaßt werden.¹⁵ In Avallon sollen die Überlebenden der Tuatha de Danann, der Rasse «von oben», in ein ewiges Leben übergegangen sein, wie auch König Artus und die legendären Helden, wie Condla, Oisin, Cuculain, Loegair, Ogier der Däne u. a.¹⁶ Dieses geheimnisvolle Avallon ist ebenso mit dem atlantischen «Paradies» gleichzusetzen, von dem die bereits erwähnten amerikanischen Sagen berichten. Es ist das antike Tlapallan oder Tullan und auch das «Land der Sonne» oder «das rote Land», in das, wie die Tuatha nach Avallon, sowohl der weiße Gott Quetzalcoatl als auch sagenhafte Kaiser, wie der Huemac des Codex Chimalpopoca, zurückgekehrt und verschwunden seien.

¹³ Vgl. E. A. WALLIS BUDGE, *Egypt in the neolithic and archaic Periods*, London, 1902, S. 165-166. Wie bei den Hellenen häufig der Sitz der Unsterblichen einmal als im Norden und dann wieder als im Westen gelegen betrachtet wird, so werden auch in gewissen antiken ägyptischen Traditionen die Gefilde des Friedens - *Sekhet Heteb* - und das Land des Triumphes - *ta-en-mäxeru* -, das der im sonnenhaften Sinn Gott gewordene Tote durch einen im «Berg» befindlichen Übergang erreicht und wo «die großen Häupter ihm ewiges Leben und Macht verkünden», in nördlicher Richtung angegeben. Vgl. BUDGE, *Book of the Dead*, a. a. O., S. CIV-CV.

¹⁴ Vgl. REVILLE, *La Religion Chinoise*, a. a. O., S. 520-524. Vgl. im besonderen LIEH-TSE (Kap. III) hinsichtlich der Reise des Kaisers Mu nach Westen, der dann den «Berg» (den Kuen-Lun) erreicht und die «Mutterkönigin des Westens» Si-Wang-Mu trifft.

¹⁵ Vgl. SQUIRE, *Myth. ofanc. Britain etc.* S. 34-41; BEAUVOIS, *Elysée transatl.*, a. a. O., S. 287, 315, 291, 293; hinsichtlich Avallon: J. HUSSERIUS, *Britannicarum ecclesiarum Antiquitas et primordia*, Dublin, 1639, S. 524 ff.

¹⁶ Vgl. ALAIN DE LILLE, *Prophetia anglicana Merlini, etc.*, Frankfurt 1603, S. 100, 101, der den Ort, an dem König Artus verschwand, mit dem vergleicht, an dem Elias und Henoch verschwanden, die übrigens alle eines Tages wiedererscheinen sollen. Was das Land der Hyperboreer betrifft, so wußte schon die klassische Welt von Wesen, oft Königen, ζ. B. Kroisos, die von Apoll dorthin «entrückt» wurden. (Vgl. PAULY-WISSOVA, *Real-Encyclopädie*, IX, S. 262-263).

Und es ist ein Ort im Westen, zu dem sich Henoch begibt, «bis an das Ende der Welt», wo er symbolische Berge vorfindet und vom Erzengel Michael bewachte göttliche Bäume, die den Auserwählten Leben und Heil gewähren, die aber bis zum jüngsten Gericht von keinem Sterblichen berührt werden können.¹⁷ Der letzte Ausläufer dieses Mythos gelangt auf unerkennbaren Wegen bis zum christlichen Mittelalter: In einem geheimnisvollen Land im Atlantik sollen die schiffahrenden Mönche des Klosters St. Matthias und St. Albans eine goldene Stadt mit den «nie gestorbenen» Propheten Henoch und Elias gefunden haben.¹⁸

Andererseits kann im Sintflutmythos der Untergang des heiligen Landes, das nun ein *mare tenebrosum* (finsternes Meer) - die Wasser des Todes - von den Menschen trennt, eine Bedeutung annehmen, die mit der Symbolik der «Arche» in Verbindung steht, d. h. mit der Erhaltung der «Keime der Lebenden», der Lebenden im höheren und übertragenen Sinn also¹⁹: Das Verschwinden des sagenhaften heiligen Landes kann auch den Übergang des Zentrums in das Unsichtbare, das Verborgene oder nicht Geoffenbarte bedeuten, wobei dieses Zentrum die ursprüngliche, außermenschliche Geistigkeit unverändert bewahrt: Denn als «Unsichtbare» und als Wächter der Menschen würden nach Hesiod die Wesen des ersten Zeitalters, «die nie gestorben sind», weiterleben. So entsprechen den Sagen vom versunkenen Land, der versunkenen Insel oder Stadt sehr oft Sagen von unterirdischen Völkern oder einem unterirdischen Reich²⁰: Diese Sage taucht bei vielen Völkern immer wieder auf.²¹ Mit dem Vorherrschen der Gottlosigkeit auf Erden zogen sich die Überlebenden der vorhergehenden Zeitalter auf einen «unterirdischen», d. h. unsichtbaren Sitz zurück, der durch die Beeinflussung der Symbolik von der «Höhe» oft in die Berge verlegt wird.²² Dort würden sie weiterleben, bis ihnen am Ende des Verfallzyklus ein Wiederkommen

¹⁷ *Buch Henoch*, XXIV, 1-6; XXV, 4-6.

¹⁸ Vgl. GOTTFRIED VON VITERBO, *Pantheon etc.*, Regensburg, 1726, S. 58-60; BEAUVOIS, *Elysée transatl.*, a. a. O., Bd. VIII, S. 681-682.

¹⁹ In der chaldäischen Fassung des Mythos befehlen die Götter Atrachasis, die heiligen Schriften der vorhergehenden Epoche, d. h. den Schrein der Weisheit dieser Epoche, vor der Sintflut zu retten, indem er sie «vergräbt». Sie werden damit zum «überlebenden Samen», aus dem sich später alles wieder entwickeln soll.

²⁰ In einigen germanischen Sagen besteht z. B. eine Beziehung zwischen dem Berg, in dem ein Kaiser verschwindet, und einer versunkenen Gegend oder Stadt (vgl. GRIMM, *Deutsche Mythol.*, Bd. II, S. 819-820). Nach der iranischen Tradition baute König Yima eine Zufluchtstätte - *vara* -, die häufig als «unterirdisch» bezeichnet wird, um die Keime der Lebenden zu retten (vgl. *Vendidād*, II, 22 ff.; *Zarādusht-nāma*, V. 1460 ff.).

²¹ Diesbezüglich verweisen wir neuerlich auf GUENON, *Der König der Welt*, Kap. VII—VIII.

²² So wird in den irländischen Sagen berichtet, daß die Tuatha sich zum Teil in das «westliche Paradies» des Avalion zurückzogen und zum anderen Teil unterirdische Wohnstätten - *sidhe* - wählten, von wo auch der Name Aes Sidhe, d. h. «Volk der verzauberten Höhen» käme. (Vgl. SQUIRE, *Mythol. Britain etc.*, a. a. O., S. 41). Es ist eine mexikanische Überlieferung, daß sich in den Höhlen von Chapultepec der Eingang zur Unterwelt befinde, worin der König Huemac II. verschwand und von wo er eines Tages wieder erstehen wird, um sein Reich neu zu begründen (vgl. BEAUVOIS, *Elysée mex.*, a. a. O., S. 27) usw.

möglich wird. Pindar²³ sagt, daß der Weg, der zu den Hyperboreern führt, «weder zu Wasser noch zu Lande gefunden werden kann» und daß es nur Helden, wie Perseus und Herakles, möglich war, ihn zu gehen. Montezuma, der letzte mexikanische Kaiser, konnte Aztlan nur nach erfolgten magischen Operationen erreichen und nachdem seine physische Form einer Verwandlung unterzogen worden war.²⁴ Plutarch berichtet, daß die Bewohner des Nordens nur im Schlaf mit Kronos, dem König des Goldenen Zeitalters, und mit den anderen Bewohnern des äußersten Nordens in Beziehung treten konnten.²⁵ Nach Lieh tse²⁶ «kann man weder mit dem Schiff noch mit dem Wagen, sondern nur im Fluge des Geistes» das wunderbare Gebiet erreichen, von dem er spricht und das einmal mit dem arktischen und dann wieder mit dem westlichen Sitz in Verbindung gebracht wird. In der Lehre der Lamas heißt es manchmal: Shambhala, der geheimnisvolle nordische Sitz, «ist in meinem Geiste»²⁷. Und so überlebten die Zeugnisse von diesem Sitz nicht nur rein menschlicher Wesen, bekamen einen übergeschichtlichen Wert und lieferten gleichzeitig Symbole für Stadien jenseits des Lebens, die nur durch die Einweihung erreichbar sind. Über diese Symbole hinaus zeigt sich dann die schon erwähnte Vorstellung, daß das Urzentrum noch immer besteht, aber verborgen und normalerweise unerreichbar ist (wie es auch die katholische Theologie für den Garten Eden behauptet): Die Geschlechter der letzten Zeitalter bekommen dort nur über eine Wandlung ihres Zustandes oder ihrer inneren Natur Zugang.

Damit ergab sich also die zweite große Überlappung zwischen Metaphysik und Geschichte. In der Tat kann das Symbol des Westens wie das des Pols jenseits jeder ortsgebundenen und geschichtlichen Beschränkung einen universalen Gültigkeitswert annehmen. Im Westen, wo das physische Licht, das dem Aufgang und Untergang unterliegt, erlischt, entzündet sich das unveränderliche, geistige Licht, beginnt die Reise des «Sonnenschiffes» zum Lande der Unsterblichen. Und weil sich dieses Land dort befindet, wo die Sonne hinter dem Horizont versinkt, galt es auch als unterirdisch und unter den Wassern liegend. Hier handelt es sich um eine unmittelbare, von der Natur selbst diktierte Symbolik, die aus diesem Grund von den verschiedensten Völkern, auch ohne Beziehung zu einer atlantischen Erinnerung, verwendet wurde.²⁸ Aber das hindert nicht, daß ein solches Motiv innerhalb gewisser, eben durch bestätigende Zeugnisse gesteckter Grenzen, wie wir sie hier beachten, auch einen geschichtlichen Wert haben kann. Das heißt, daß

²³ PINDAR, *Pyth.*, X., 29.

²⁴ Vgl. BEAUVOIS, *Elysée mex.*, a. a. O., S. 321.

²⁵ PLUTARCH, *De Fade in orbe lunae*, § 26. Man weiß, daß in der Antike dem Schlaf auch die Fähigkeit zugeschrieben wurde, die physischen Sinne zu neutralisieren und gleichzeitig die inneren Sinne zu wecken, so daß die Kontaktaufnahme mit dem Unsichtbaren auf natürlichem Wege begünstigt wurde.

²⁶ LIEH-TSE, Kap. II.

²⁷ DAVID-NEEL, a. a. O.

²⁸ Vgl. J. ZEMMRICH, *Toteninsel und verwandte geographische Mythen* (Archiv für Ethnologie, Bd. IV, S. 218 ff.), der jedoch irrtümlicherweise annimmt, mit diesem allgemeinen Mythos auch daß Wissen um Atlantis als reales Land völlig erklären zu können.

man unter den unzähligen Formen, die das «Mysterium des Westens» angenommen hat, eine Gruppe herausnehmen kann, für die die Vermutung gerechtfertigt ist, daß der Ursprung des Symbols nicht nur in der Naturerscheinung des Sonnenlaufs zu suchen ist, sondern - in einer geistigen Umgestaltung - in der fernen Erinnerung an die verschwundene Heimat im Westen. In dieser Hinsicht stellt die schon hervorgehobene und überraschende Entsprechung zwischen amerikanischen und europäischen Mythen - insbesondere den nordisch-keltischen - einen entscheidenden Beweis dar.

Zum anderen kennzeichnet das «Mysterium des Westens» immer ein gewisses Stadium in der Geschichte des Geistes, *das nicht mehr das ursprüngliche ist*. Ihm entspricht eine Art von Spiritualität, die typologisch und geschichtlich nicht mehr als ursprünglich gelten kann. Das *Geheimnis der Umwandlung* ist hier bestimmend. Ein Dualismus und ein unterbrochener Übergang charakterisieren es: *Ein Licht steigt auf, ein anderes geht unter*. Die Transzendenz ist «unterirdisch». Die Übernatur ist nicht mehr wie im Urzustand gleichzeitig die Natur. Sie ist das Ziel einer Einweihung, der Gegenstand einer schwierigen Eroberung. Auch allgemein gesehen, erscheint das «Mysterium des Westens» jenen jüngeren Kulturen zugehörig, deren Erscheinungsformen und Schicksale jetzt in der Folge untersucht werden sollen. Es ist an das Sonnensymbol im engeren Sinne und nicht an das «polare» Symbol gebunden: Wir befinden uns in der zweiten Phase der Urtradition.

5. Nord und Süd

Im ersten Teil des vorliegenden Werkes haben wir schon die Beziehung hervorgehoben, in der die Sonnensymbolik zu verschiedenen Kulturen traditionaler Prägung stand. Es ist also natürlich, daß sie in einer ganzen Reihe von Spuren, Erinnerungen und Mythen wiederkehrt, die mit der Kultur der Anfänge verbunden sind. Wenn wir jedoch den atlantischen Zyklus betrachten, müssen wir schon eine Veränderung feststellen, ein Auseinandergehen der ihm zugehörigen Sonnensymbolik von derjenigen der vorhergehenden hyperboreischen Kultur. Als hyperboreisches Stadium kann dasjenige angesehen werden, in dem das lichterhafte Prinzip die Eigenschaften der Unveränderlichkeit und der Zentralität aufwies, also sozusagen rein «olympische» Eigenschaften. Genau das ist auch der Charakter, den, wie richtigerweise gesagt worden ist, Apoll als hyperboreischer Gott aufweist, der nicht wie Helios die ihrem Gesetz des Aufgehens und Untergehens unterworfenen Sonne darstellt, sondern einfach die Sonne ist, als die beherrschende und unwandelbare Natur des Lichtes.¹ Die Swastika und die anderen Formen des prähistorischen Kreuzes, die sich an der Schwelle des Eiszeitalters finden, wie auch jenes weitere alte, prähistorische Sonnensymbol - der Kreis mit dem Punkt in der Mitte -, das manchmal auf den Menhiren der Dolmen riesenhaft nachgezeichnet wurde, scheinen ursprünglich eben mit dieser ersten Form der Geistigkeit verbunden gewesen zu sein. Die Swastika als Sonnensymbol ist tatsächlich ein solches als Ausdruck einer Kreisbewegung um ein feststehendes und unveränderliches Zentrum, der jener Punkt in der Mitte des anderen Sonnensymbols, also des Kreises, entspricht.² Varianten des Sonnenrades und der Swastika, Kreise, Kreuze, Kreise mit Kreuzen, Strahlungskreise und dann Äxte mit Swastika, Doppeläxte, Beile und andere aus Meteorsteinen geformte Gegenstände, die man in Kreisform anordnete, weiterhin Abbildungen des «Sonnenschiffes», die wiederum mit Äxten oder mit dem apollinisch-hyperboreischen Schwan und dem Rentier assoziiert wurden usw. - das alles gehört zu den Spuren des Urstadiums der nordischen Tradition.³

Von dieser Spiritualität unterschieden ist jene, die zwar auch noch an das Sonnensymbol gebunden ist, jedoch mit dem *Jahr* («dem Jahresgott») in

¹ PRELLER, *Griech. Mythol.*, a. a. O., Bd. I, S. 188.

² Vgl. GUENON, *König der Welt*, Kap.-II, S. 12-13. Wenn auch aus einer von T. WILSON (*The swastika, the earliest known symbol*, in *Annual Report of Smithsonian Institution*, 1896; W. SCHEUERMANN, *Woher kommt das Hakenkreuz?*, Berlin 1933, S. 4) angeführten Landkarte über die Verbreitung der Swastika auf der Erde hervorgeht, daß dieses Zeichen nicht nur, wie man glaubte, den indoeuropäischen Völkern zugehörig ist, so handelt es sich doch um eine Verbreitung, die in weitem Maße jener der nordisch-atlantischen Völkerströme gegen Westen (Amerika) und Osten (Europa) entspricht.

³ Vgl. S. MÜLLER, *Nordische Altertumskunde*, Leipzig, 1897, S. 420 ff; J. DECHT-KITE, *Le culte du soleil aux temps préhistoriques* (Revue Archéologique, 1909, Bd. I. S. 305 ff; Bd. II, S. 94 ff.).

Beziehung steht und damit einem Gesetz des Wandels, des Aufstiegs und Abstiegs, des Todes und der Wiedergeburt unterliegt. Das Urthema wird also durch ein Element abgewandelt, das wir «dionysisch» nennen könnten. Es treten Einflüsse zutage, die einem anderen Prinzip, einem anderen Kult, einem anderen Völkerstamm, einem anderen Gebiet zugehören. Eine trennende Wechselwirkung findet statt.

Um sie vom Typus her festzulegen, können wir das Moment einer näheren Betrachtung unterziehen, das im Sonnensymbol als «Jahresgott» das bedeutsamste ist: die *Wintersonnenwende*. Hier tritt ein neues Element hinzu, das immer stärker an Bedeutung gewinnt: das, in dem das Licht zu verschwinden droht, aber woraus es wieder aufsteigt, gleichsam kraft der neuen Berührung mit dem Urprinzip seines eigenen Lebens. Es handelt sich hier um ein Symbol, das in den rein nordischen Traditionen nicht oder nur in deutlich untergeordnetem Sinne vorkommt, während es bei den Kulturen und Völkern des Südens vorherrscht und oft eine zentrale Bedeutung einnimmt. Es ist das weiblich-tellurische Symbol, die Mutter (die göttliche Frau), die Erde oder auch das Wasser (oder die Schlange): drei charakteristische, in weitem Maße gleichwertige und oft miteinander verknüpfte Ausdrucksformen (die Mutter Erde, das schöpferische Wasser, die Schlange des Wassers etc.). Das Verhältnis, das sich zwischen den beiden Prinzipien der Mutter und der Sonne herausbildet, verleiht den zwei verschiedenen Fassungen dieser Symbolik den eigentlichen Sinngehalt. Die eine betont noch Spuren der nordischen, «polaren» Tradition, die andere hingegen kennzeichnet einen neuen Zyklus, das silberne Zeitalter, eine Mischung - schon im Sinne des Verfalls - zwischen Nord und Süd.

Abstrakt ausgedrückt: Dort, wo den Sonnenwenden besondere Wichtigkeit zugeschrieben wird, bleibt sicherlich eine Verbindung mit der «polaren» Symbolik (Achse Nord-Süd) aufrecht, wohingegen die Symbolik der Tag- und Nachtgleichen, der Äquinoktien, mit der Längsrichtung (Ost-West) verknüpft ist; das Vorherrschen der einen oder anderen Symbolik in den verschiedenen Kulturen gestattet oft, für sich allein zu bestimmen, was in ihnen zum hyperboreischen respektive atlantischen Erbgut gehört. Aber auch das, was wir präziser *atlantische* Tradition und Kultur genannt haben, zeigt sich in einer Mischform. Solange dabei die Symbolik der Sonnenwenden besteht, bleibt noch ein «polares» Wesensmerkmal erhalten: Aber wenn das Thema des sich wandelnden Sonnengottes vorherrscht und die Figur der Mutter oder ähnliche Symbole im Augenblick der Sonnenwende erscheinen und übermächtig werden, zeigen sich schon die Wirkungen eines anderen Einflusses, einer anderen Art von Geistigkeit und Kultur.

Wenn also der Mittelpunkt aus einem solaren, männlichen Prinzip besteht, das als aufsteigendes und untergehendes Leben aufgefaßt wird, mit Winter und Frühling, Tod und Wiederauferstehung, wie bei den sogenannten «Vegetationsgöttern», während man das In-Sich-Gleichbleibende, Unveränderliche in der Allmutter erblickt, in der Erde als ewigem Prinzip jeden Lebens, als kosmischem Mutterschoß, Sitz und unerschöpflicher Quelle jeder Kraft, dann befinden wir uns schon in einer Kultur des Niederganges,

in der zweiten Ära, die traditional unter das Wasser- oder Mondzeichen zu stehen kommt. Wo immer, im Gegensatz dazu, in der Sonne weiterhin das reine Licht, die «unkörperliche Männlichkeit», frei von Geschichte und Zeugung erblickt wird und sich auf der Linie solcher «olympischer» Bedeutung die Aufmerksamkeit auf die himmlische, leuchtende Natur der *Fix-Sterne* richtet, da sie sich als vom Gesetz des Aufsteigens und Untergehens noch frei zeigen, das in der gegensätzlichen Auffassung die Sonne als Jahresgott beherrscht, dann ist in diesen Fällen die höhere, reine und ursprüngliche Geistigkeit aufrechtgeblieben. (Zyklus der uranischen Kulturen)

Dies als ganz allgemeines, aber doch grundlegendes Schema. Im allgemeinen kann man vom *Licht des Südens* und vom *Licht des Nordens* sprechen, und soweit ein solcher Gegensatz in der ineinander vermengten Materie dessen, was geschichtlich ist und dazu noch in ziemlich weit entfernte Zeiträume zurückreicht, noch klar absteckbar ist, möchten wir sagen: Uranische Geistigkeit und lunare Geistigkeit, «Arktis» und «Atlantis».

Historisch und geographisch würde Atlantis in Wirklichkeit nicht dem Süden, sondern dem Westen entsprechen. Dem Süden würde Lemuria entsprechen, das wir kurz erwähnt haben und von dem gewisse Negerstämme und Volksstämme aus Australien als die letzten absterbenden Reste gelten können. Aber da wir hier im wesentlichen die Linie des Abstieges der ursprünglichen hyperboreischen Kultur verfolgen, können wir Atlantis nur als Stufe dieses Abstieges betrachten. Auch der Süden hat im allgemeinen nur insofern Bedeutung, als er im atlantischen Zyklus (aber nicht nur in ihm, wenn man diesem Begriff nicht einen allgemeinen, typologischen Sinngehalt verleihen will) einen Einfluß auf die Urvölker und die Völker nordischer Kultur ausgeübt hat: im Rahmen von Zwischenformen also, die die zweifache Bedeutung einer Entstellung des ursprünglichen Erbes und eines Emporhebens zu reineren Formen der für die Eingeborenen südlicher Völker charakteristischen, chthonisch-dämonischen Themen in sich fassen. Deshalb haben wir nicht Süden gesagt, sondern *Licht des Südens*, und für den zweiten Zyklus werden wir den Begriff «*lunare* Geistigkeit» verwenden, wobei wir auf den Mond als leuchtendes, aber nicht sonnenhaftes Symbol Bezug nehmen, das einer «himmlischen Erde», d. h. einer gereinigten (südlichen) Erde, gleichsam ähnlich ist.

Daß die Themen der Mutter oder Frau, des Wassers und der Erde aus dem Süden kommen und durch Beeinflussung bzw. Eindringen in allen darauffolgenden «atlantischen» Spuren und Erinnerungen immer wieder auftauchen, wird durch zahlreiche Elemente bestärkt und hat manchen zu der irrümlichen Annahme verleitet, der Kult der Mutter gehöre zur nordisch-atlantischen Kultur. Dem Gedanken des Forschers jedoch, der Möuru, eine der «Schöpfungen», die nach dem Avesta⁴ auf den arktischen Sitz folgte, mit dem atlantischen Zyklus in Verbindung setzt, indem er Möuru mit

⁴ Vgl. *Vendidäd*, I, 4.

«Land der Mutter» deutet, sollte Beachtung geschenkt werden.⁵ Und wenn manche glaubten, in der vorgeschichtlichen Magdalénien-Kultur (die atlantischer Herkunft ist) das ursprüngliche Zentrum zu sehen, von dem aus sich im neolithischen Mittelmeerraum eine Kultur ausgebreitet hat, in der die Muttergöttin eine beherrschende Rolle spielte, so daß man sogar sagen konnte, daß «am Beginn der Kultur die Frau durch die Religion ein so helles Licht ausstrahlt, daß die Figur des Mannes unbekannt im Schatten bleibt»⁶, und wenn man annahm, im iberisch-kantabrischen Zyklus dieselben Merkmale des lunar-demetrischen Mysteriums zu finden, das in der vorhellenischen pelagischen Kultur⁷ vorherrscht, steckt sicherlich ein guter Teil Wahrheit darin. Ja selbst der Name der Tuatha de Danann des irländischen Zyklus, dieses göttlichen Stamms des Ostens, von dem wir schon gesprochen haben, soll nach einigen Forschern «Volk der Göttin» bedeuten. Die Sagen, die Berichte und die überhistorischen Umdeutungen, die aus der Insel im Westen das Reich einer Göttin, einer Königin oder einer Priesterin machen, sind jedenfalls zahlreich und in diesem Zusammenhang voll Bedeutung. Wir haben schon vorhin einige Hinweise dazu gegeben. Die Bewachung der goldenen Früchte, die als traditionales Erbe des ersten Zeitalters und als ein Symbol der ihm zugehörigen geistigen Stadien gelten können, im westlichen Garten des Zeus, ging, wie man aus der Mythologie weiß, auf Frauen über, nämlich auf die Hesperiden, auf die Töchter des *Atlas*. Nach einigen gälischen Sagen wurde das atlantische Avallon durch eine göttliche Jungfrau geleitet, und die Frau, die Condla erscheint, um ihn in das «Land der Lebenden» zu führen, sagt durch Symbole, daß darin nur Frauen und Kinder zu Hause sind.⁸ Hesiod erklärt dazu, daß das Silberne Zeitalter eben durch eine sehr lange «Kindheit» unter mütterlichem Schutz⁹ gekennzeichnet war: Das ist dieselbe Vorstellung, durch gleichwertige Symbolik zum Ausdruck gebracht. Schon die Bezeichnung *Silbernes Zeitalter* führt allgemein auf das lunare Licht zurück und somit auf eine lunar-matriarchale Epoche.¹⁰ In den erwähnten keltischen Mythen bildet die Frau, die den Helden auf der Insel im Westen unsterblich macht, ein immerwiederkehrendes Thema.¹¹ Ein

⁵ WIRTH, *a. a. O.*, passim. Der Ausdruck *Mu* ist häufig in der Maya-Kultur anzutreffen, die man eben als Überrest des südlichen Zyklus auffassen kann, dessen Sitz sich auf einem uralten Kontinent befand, der Atlantis umfaßte und sich vielleicht bis zum Pazifik hin erstreckte. Es scheint, daß in den Maya-Tafeln des *Codex von Troana* von einer gewissen Königin oder göttlichen Frau *Mu* die Rede ist, die unter anderem gegen Westen, nach Europa hin vorgedrungen sei. *Ma* oder *Mu* heißt in jedem Fall die hauptsächliche Muttergöttin des archaischen Kreta.

⁶ Vgl. F. CORNELIUS, *Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus*, München 1925, S. 11-14; A. Mosso, *Le origini della civiltà mediterranea*, Mailand, 1909, S. 90, 100, 118.

⁷ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 164.

⁸ Vgl. JOYCE, *Old Celtic Romances*, a. a. O., S. 108 ff.

⁹ HESIOD, *Werke und Tage*, V 129-130.

¹⁰ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 148.

¹¹ Vgl. BEAUVOIS, *Elysee Irans.*, a. a. O., S. 314-315, 291-293; 314; Bd. VIII, S. 681 ff. In der als Ausläufer der Vorzeit erhaltengebliebenen mittelalterlichen Sage von den Mönchen, die im Atlantik die goldene Stadt und die nie verstorbenen Propheten fanden, kommt eine Frauenstatue in der Mitte des Meeres vor, die aus «Kupfer» (dem Metall der Venus) gefertigt den Weg anzeigt.

Gegenstück dazu bildet die hellenische Sage der Kalypso, einer Tochter des *Atlas* und Königin der geheimnisvollen Insel *Ogigye*, die als göttliche Frau die Unsterblichkeit besitzt und den daran teilhaben läßt, der sie erwählt¹², aber auch das Motiv der «Jungfrau, die auf dem Thron der Meere steht», am westlichen von *Gilgamesch* begangenen Pfad, Göttin der Weisheit und Hüterin des Lebens, einer Jungfrau, die sogar mit der Muttergöttin *Ishtar* zu verschmelzen scheint.¹³ Weiterhin gehören der nordische Mythos der *Idun* mit ihren Äpfeln, die Erneuerung und ein ewiges Leben verleihen¹⁴, und auch die fernöstliche Tradition vom schon erwähnten «westlichen Paradies», das auch noch «Land der Frau des Westens» heißt¹⁵, und schließlich die mexikanische Tradition von der göttlichen Frau, der Mutter des großen *Huitzilopochtli*, die Herrin des heiligen ozeanischen Landes *Aztlan* geblieben ist, diesem Themenkreis zu.¹⁶ Das alles sind Nachklänge, Symbole und Allegorien, die man vom Materiellen befreien und im Hinblick auf eine «lunare» Geistigkeit, auf ein «*regere*» (herrschen) und eine Teilhaftigkeit an einem unvergänglichen Leben als universal ansehen muß und die von einer solaren und männlichen Ausrichtung zu einer «weiblichen» und lunaren Ausrichtung im Zeichen der göttlichen Frau übergegangen sind.

Zum gleichen Punkt würde man vielleicht auch durch den hellenischen Mythos von *Aphrodite* kommen, dieser Göttin, die in ihren asiatischen Varianten für die südliche Komponente in den Mittelmeerulturen charakteristisch ist, da *Aphrodite* ja durch die *Entmannung* des Urhimmelsgottes *Uranos*, auf den manchmal, wie auf *Kronos*, das Goldene Zeitalter und der nordische Sitz bezogen wird, aus den Wassern geboren wurde. Nach der Überlieferung der ältesten *Edda* sei beim Erscheinen des weiblichen Elementes, nämlich der drei mächtigen Töchter der Riesen,¹⁷ das Goldene Zeitalter zu Ende gegangen und hätten die ersten Kämpfe zwischen den

¹² HOMER, *Odys.*, I, 50; VII, 245, 257; XXIII, 336. Damit kann das in Verbindung gebracht werden, was STRABON (*Geograph.*, IV, iv, 5) über die Insel bei Britannien sagt, wo der Kult der *Demeter* und der *Köre* herrschte, wie in der pelagischen *Ägäis*. Wenn Ovid (*Fast.*, II, 659) aus *Anna* eine atlantische Nymphe werden läßt, so ist *Anna*, *Anna Perenna* (die *Ewige*), nur eine Personifikation der unsterblich machenden, ewig währenden Nahrung (sanskrit: *Anna*), die so oft mit dem *Elysium* im Westen in Beziehung steht.

¹³ Vgl. P. JENSEN, *Das Gilgamesch Epos*, Straßburg 1906, Bd. I, S. 28

¹⁴ *Gylfaginning*, 26, 42; vgl. *Hávamäl*, 105.

¹⁵ Vgl. REVILLE, *Retig. Chin.*, a. a. O., S. 430-436, über die königliche Mutter des Westens, die auch in Verbindung mit dem «Berg», dem *Kuen-Lun*, erscheint, die das *Elixier* der Unsterblichkeit besitzt und in der Sage Könige wie *Wang-mu* dem sterblichen Leben entzieht. In dieser fernöstlichen Auffassung ist der Gegensatz zwischen den zwei Komponenten deutlich sichtbar: Das rein westliche Land ist gleichzeitig der Sitz der Mutter und das Reich von *Amithäba*, aus dem die Frauen strengstens ausgeschlossen sind. Vgl. *ebd.* S. 524.

¹⁶ Vgl. BEAUVOIS, *Élysee des Mex.*, a. a. O., S. 318-321, über die göttlichen Frauen oder Nymphen, die den Kelten und Mexikanern zufolge das jenseits des Atlantik gelegene *Elysium* bewohnen.

¹⁷ Vgl. *Völuspä*, 7-8. Der Text besagt, daß vor dem Erscheinen der Frauen «die goldenen Dinge nicht verdarben». Diese Dinge werden dann nach dem Ende des Zyklus der «Götterdämmerung» (*ebd.*, 59) wiedergefunden. Auch dem *Gylfaginning*, 14, zufolge, «endete das Goldene Zeitalter mit dem Erscheinen einiger Frauen».

göttlichen Rassen (Äsen und Wanen) und dann zwischen den Riesen und den göttlichen Rassen begonnen; Kämpfe, die, wie wir sehen werden, den Geist der folgenden Zeitalter widerspiegeln.

In ihrem elementaren chthonischen Aspekt war die Frau, gemeinsam mit den Erddämonen im allgemeinen, der Hauptgegenstand der südlichen Eingeborenenkulte. Daher stammen die großen chthonischen Göttinnen Südasiens und diejenigen, die in den monströsen, fettsteißigen, weiblichen Idolen der Frühmegalithkultur verbildlicht wurden.¹⁸ Eben diese Göttin der südlichen Welt, aber verklärt und auf die reine, beinahe demetrische Form zurückgeführt, die sie schon in den Höhlen von Brassampouy des Aurignac-Menschen aufweist, sollte in der neuen Kultur atlantisch-westlichen Ursprungs¹⁹ Eingang finden und den Vorrang übernehmen. Von der jüngeren Steinzeit bis zur mykenischen Kulturepoche, von den Pyrenäen bis nach Ägypten finden sich auf dem Wege der atlantischen Kolonisatoren fast ausschließlich weibliche Idole und im Kult mehr Priesterinnen als Priester oder nicht selten auch verweiblichte Priester.²⁰ In Thrakien, Illyrien und Mesopotamien, aber auch bei gewissen keltischen und nordischen Stämmen mit Ausläufern bis zur Zeit der Germanen sowie in Indien, hauptsächlich als Überrest in einigen südlichen Formen des tantrischen Kultes, und in den prähistorischen Spuren der sogenannten Moenjo-daro Kultur, finden wir das gleiche Motiv: ganz zu schweigen von den neuen Formen, von denen wir später sprechen werden.

Soviel als Hinweis auf die ursprünglichen chthonischen Wurzeln des zum «Licht des Südens» gehörigen Themas, auf das die südliche Komponente zurückgeführt werden kann, die in den Kulturen, Traditionen und Institutionen gegeben ist, die infolge der großen Bewegung von Westen nach Osten entstanden sind; eine Komponente auflösenden Charakters, der sich das entgegenstellt, was sich noch an den ursprünglichen Typus olympisch-uranischer Geistigkeit hält, der an die Völker mehr unmittelbarer nordischer oder nordisch-atlantischer Herkunft gebunden ist oder auch an jene, die das Feuer der ursprünglichen Tradition auch in solchen Gebieten zu bewahren oder

¹⁸ Vgl. A. Mosso, *Escursioni nel Mediterraneo*, Mailand, 1910, S. 211 ff.; *Le origini della civiltà mediterranea*, a. a. O., S. 90 ff.

¹⁹ Die Einführung der Demeter-Kultur im Sinne einer Reinigung der südlichen und einheimischen tellurisch-dämonischen Kultur könnte eine der Deutungen des Athene-Mythos abgeben, der olympischen Göttin mit den lichthaften Eigenschaften und letztlich einer Personifikation des Sieges, die die Gorgonen vernichtet, welche im äußersten Westen geboren sein und auch dort ihren Sitz gehabt haben sollen. (HESIOD, *Theog.*, 270 ff.) Auch Athene soll nach der Aussage mancher im äußersten Westen geboren worden sein. (Vgl. W. H. RÖSCHER, *Nektar und Ambrosia - Grundbedeutung der Aphrodite und Athene*, Leipzig, 1883, S. 93, 94, 98; *Die Gorgonen und Verwandtes*, a. a. O., S. 37, 130) Man erinnere sich auch des Streites zwischen Athene und Poseidon um die Herrschaft über Attika (vgl. APOLLODOROS, II, 177), ein Streit, der den Gegensatz zweier Kulturen widerspiegelt, von denen die des Poseidon die ältere ist.

²⁰ Vgl. GUENON, *Der König der Welt*, Kap. X. Der Begriff *baithel*, *béthil*, der dem Omphalos entspricht, bedeutet im Hebräischen als *Bait-El* oder *Bethel* nichts anderes als «Haus Gottes». Vgl. L. E. DE PAINI, *Pierre Volonte* (Paris, 1932), der dieses Thema, aber mit phantasievollen Abschweifungen, behandelt.

wiederanzuzünden verstanden, wo die Einflüsse von denen des Ursitzes sehr unterschiedlich waren.

Kraft der geheimen Verbindung, die zwischen dem besteht, was sich anscheinend gemäß äußerer Bedingungen auf der sichtbaren Ebene abspielt, und dem, was einem tiefen geistigen Schicksal und Bedeutungsinhalt gehorcht, könnte man im Hinblick auf solche Einflüsse von den Gegebenheiten der Umgebung und des Klimas ausgehen, um so analog die zustandegekommene Veränderung zu erklären. Besonders in der Zeit des langen eisigen Winters war es nur natürlich, daß sich bei den nordischen Völkern die Erfahrung der Sonne, des Lichtes und auch des Feuers im Sinne einer befreienden Geistigkeit auswirkte und daß daher uranisch-solare, olympische oder aus Himmelsfeuern bestehende Gestalten in der sakralen Symbolik dieser Völker den ersten Rang einnahmen, mehr als das bei anderen Völkern der Fall war. Darüber hinaus mußte natürlich das strenge Klima, die unfruchtbare Erde, die lebensnotwendige Jagd und schließlich gar die Notwendigkeit, das Land zu verlassen und unbekannte Meere und Kontinente zu durchqueren, diese Völker, die innerlich die geistige Erfahrung der Sonne, des leuchtenden Himmels und des Feuers bewahrten, zu abgehärteten Krieger, Eroberern und Seefahrern formen, so daß diese Synthese von Geistigkeit und Männlichkeit begünstigt wurde, von der sich charakteristische Spuren bei den indo-europäischen Völkern erhalten haben.

In diesem Zusammenhang klärt sich auch ein weiterer Aspekt der schon angedeuteten Symbolik der *heiligen Steine* auf. Der Stein, der Fels, ist Ausdruck der Härte, der geistigen Unerschütterlichkeit, der sakralen und gleichzeitig eisernen Männlichkeit der «den Wassern Entronnenen». Er kennzeichnet die hauptsächliche Eigenschaft derjenigen, die sich aufmachten, die neuen Zeiten zu bezwingen und nacheiszeitliche Traditionszentren zu schaffen, an deren Sitz eben, oft durch symbolische Steine als einer Variante des Omphalos, das Zeichen des «Zentrums», des «Poles» und des «Hauses Gottes»²⁰ wiederaufsteht. Daher stammt das hellenische Thema von der *zweiten* Rasse, die nach der Sintflut²¹ aus «Stein» geboren worden sei. Daß man sich auch Mithra aus Stein geboren dachte; daß die Steine die wahren Könige anzeigen (vgl. S. 53) oder am Anfang des «heiligen Weges» stehen (der römische *lapis niger*, der schwarze Stein); daß man aus heiligen Steinen schicksalshafte Schwerter ziehen mußte; daß auch häufig aus Meteorsteinen, «Steinen des Himmels» oder «des Blitzes», die Axt gefertigt wurde, die Waffe und das Symbol der vorgeschichtlichen Eroberer - alles das steht dazu in Entsprechung.

Im Süden hingegen war es natürlich, daß der Gegenstand der unmittelbarsten Erfahrung nicht das solare *Prinzip* war, sondern seine *Wirkungen* in der überschäumenden, an die Erde gebundenen Fruchtbarkeit; daß sich also das Zentrum auf die Mutter Erde als *Magna Mater* (große Mutter) hin verlegte und die dazugehörige Symbolik auf chthonische Gottheiten oder Wesen, auf Götter der Vegetation und der Fruchtbarkeit im Pflanzen- und

²¹ ARNOBIUS, XI, 5.

Tierreich übergang, während das Feuer von einem göttlichen, himmlischen und wohlthätigen Symbol zu einem entgegengesetzten, «unterirdischen», schwankenden, tellurischen Symbol wurde. Das günstige Klima und der Überfluß der Natur mußten dann obendrein die meisten für Hingabe, Frieden, Ruhe und ein beschauliches Sich-Verlieren und nicht für ein aktives Sich-Behaupten und Über-Sich-Hinausgehen geneigt machen.²² Das geschieht einfach im Rahmen dessen, was in einem gewissen Maße von äußerlichen Faktoren abhängig ist. Während das «Licht des Nordens», unter solaren und uranischen Zeichen von einem männlichen Ethos, einer kriegerischen Geistigkeit und einem harten, ordnenden und herrschenden Willen begleitet ist, bildet sich in den Traditionen des Südens durch den Vorrang des chthonischen Themas und des Pathos des Sterbens und Wiederaufstehens ein gewisser Hang zur Vermischung, zur Ausflucht und zur Hingabe heraus in einem pantheistischen Naturalismus, der manchmal sinnlich und manchmal auch mystisch und beschaulich gefärbt ist.²³ In allen historischen Epochen, die auf den Niedergang der nordischen Völker folgten, kann man das Wirken zweier entgegengesetzter Tendenzen ausmachen, die immer in der einen oder anderen Form auf den fundamentalen Gegensatz Nord-Süd zurückgehen. In jeder späteren Kultur werden wir das dynamische Produkt der Begegnung oder des Widerstreites dieser Richtungen erkennen müssen, die mehr oder weniger dauerhafte Formen schufen, bis diejenigen Kräfte und Vorgänge an die Spitze gelangten, die zu den letztfolgenden, zum Bronzenen und Eisernen Zeitalter führten. Und nicht nur das: nicht nur im Inneren jeder einzelnen Kultur, sondern auch im Kampf zwischen verschiedenen Kulturen, im Vorherrschen der einen und im Untergang der anderen treten oft tiefere Sinngehalte zutage und kann man von neuem die Vorherrschaft oder den Untergang von Kräften sehen, die sich auf den einen oder anderen geistigen Pol konzentrieren, mit mehr oder weniger Bezug zu den ethnischen Strömungen, die ursprünglich das «Licht des Nordens» kannten oder aber dem Zauber der Mütter und der ekstatischen Hingabe des Südens unterlagen.

²² Für das *Tshung-yung* (X, 1-4) ist charakteristisch, daß der Gegensatz zwischen männlicher, heroischer Kraft (wenn auch in einem materialisierten Sinn) und der Hang zu Weichheit und Milde auf Nord und Süd zurückgeführt wird.

²³ Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Symbolik der Sonnenwenden «polaren» Charakter aufweist, wohingegen die Symbolik der Tag- und Nachtgleichen auf die Richtung West-Ost bezogen wird und deshalb im Rahmen der hier besprochenen Ansichten auf die «atlantische» Kultur. Dabei ist es sehr interessant, den Sinngehalt gewisser Feste der Tag- und Nachtgleiche eben in ihrer Beziehung zu den Themen der südlichen Kulturen im allgemeinen auszuleuchten. Die Deutung KAISER JULIANS (*Mal. Deorum*, 173d, c, 175a, b) ist hier besonders bedeutsam. Bei der Tag- und Nachtgleiche scheint die Sonne ihrem gewöhnlichen Lauf und ihrem Gesetz zu entfliehen und sich im Unendlichen zu verlieren: Das ist ihr höchster «antipolarer» und «antiolympischer» Zeitpunkt. Dieser Drang nach Flucht entspricht auch dem Pathos der durch Promiskuität gekennzeichneten Feste, die gewisse Völker anlässlich der Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche im Namen der großen Mutter feierten. Diese Feste waren manchmal sogar mit dem Mythos der «Entmannung» ihres solaren Sohnes und Liebhabers verknüpft.

6. Die Mutterkultur

Um eine Untersuchung dieser Art entsprechend weiterverfolgen zu können, ist eine genauere Bestimmung des Typus der auf den Urzustand folgenden Kultur notwendig. Als erstes möchten wir den Begriff der «Mutterkultur» selbst voll ausdeuten.¹

Die Übertragung des Begriffs der Frau als Prinzip und Substanz der Zeugung ins Metaphysische ist also das bestimmende Thema in ihr. Eine Göttin drückt die höchste Wirklichkeit aus, und alle Wesen, die ja als ihre Kinder aufgefaßt werden müssen, erscheinen ihr gegenüber als bedingt und untergeordnet, ohne eigenes Leben und damit hinfällig und vergänglich. Das ist der Typus der großen Göttin des Lebens im asiatisch-mediterranen Raum, wie ihn Isis, Aschera, Kybele, Tanit und insbesondere Demeter, die zentrale Gestalt des pelagisch-minoischen Zyklus, aufzeigen. Die Darstellung des Sonnenprinzips als ein im Schoß der großen Mutter getragenes Kind und damit als etwas Gezeugtes; die ägyptisch-minoischen Darstellungen von Königinnen oder göttlichen Frauen, die den Lotus und den Schlüssel des Lebens tragen; Ishtar, von der in einer der ältesten Hymnen gesagt wird: «Es gibt keinen wahren Gott außer Dir» und die *Ummu ilani* genannt wird, d. h. Mutter der Götter; die verschiedenen Anspielungen, oft mit kosmologischen Übertragungen, hinsichtlich des Vorrangs des Prinzips «Nacht» über das des «Tages», der ja aus ihrem Schoß entsteht und damit der Vorrang dunkler oder lunarer Gottheiten über die lichthaften des Tages; die daraus folgende, charakteristische Bedeutung des «Geheimnisvollen» als Schicksal, als ein unsichtbares, fatalistisches Gesetz, dem niemand entkommen kann; der Vorrang in mancher archaischen Symbolik (mit dem vielfach eine Mondanstelle der Sonnenzeitrechnung verknüpft ist) des Zeichens oder Gottes des Mondes gegenüber demjenigen der Sonne (z. B. der babylonische Sin gegenüber Schamasch) und auch die Umkehrung, derzufolge der Mond manchmal männliches Geschlecht und die Sonne weibliches Geschlecht annimmt (z. B. in der deutschen Sprache); die hohe Stellung, die dem Prinzip des Wassers und dem dazugehörigen Kult der Schlange und ähnlicher Wesenheiten zubilligt wird; dann auf einer anderen Ebene die Unterordnung des Adonis unter Aphrodite, des Virbius unter Diana, dann gewisser Formen des Osiris, der von seiner ursprünglichen sonnenhaften Form zu einem lunaren Gott des Wassers geworden, Isis² unterstellt ist, weiterhin die Unterordnung des Jakchos gegenüber Demeter, des asiatischen Herakles gegenüber Mylitta etc.: Das alles bringt uns mehr oder weniger direkt zum selben Motiv zurück.

¹ Wir möchten den Leser auf J. J. BACHOFEN, *Das Mutterrecht*, Basel, 1897, verweisen, damit er sehen kann, inwieweit wir die Unterlagen dieses Wissenschaftlers verwenden konnten und inwieweit sie in einen umfangreicheren und auf den letzten Stand gebrachten Ideenrahmen integriert wurden.

² Vgl. PLUTARCH, Über Isis und Osiris, XLI; XXXIII. DIODORUS (I, 27) berichtet, daß in

Neolythische Statuetten der Mutter mit Sohn finden sich übrigens überall im Süden, von Mesopotamien bis zum Atlantik.

In der kretischen Kultur, wo die Heimat statt «Vaterland», πατρίς, «Mutterland», μητρίς, hieß und die auch deshalb eine besondere Beziehung zur atlantisch-südlichen Kultur³ und zum Hintergrund noch älterer südlicher Kulte aufweist, sind die Götter sterblich: Wie der Sommer erleiden sie jedes Jahr den Tod.⁴ Zeus (Teshub) hat hier keinen Vater, und zur Mutter hat er die feuchte irdische Materie: Die «Frau» steht also am Beginn, er, der Gott, ist etwas «Gezeugtes», Sterbliches und man zeigt sogar sein Grab.⁵ Unsterblich hingegen ist der unveränderliche weibliche Nährboden alles Lebens. Nachdem sich bei Hesiod die Schatten des Chaos gelichtet haben, erscheint die schwarze Gäa - μέλαινα γαῖα, ein weibliches Prinzip. *Ohne Gatten* zeugt Gäa nach den «großen Bergen», dem Okeanos und dem Pontus, ihren eigenen Mann und Ehegemaal; und die gesamte, von Gäa stammende göttliche Nachkommenschaft, wie sie von Hesiod selbst nach einer Überlieferung angegeben wird, die nicht mit der reinen olympischen Linie verwechselt werden darf, zeigt sich als eine Welt, die der Bewegung, dem Wechsel und dem Werden unterworfen ist.

Auf einer tief erstehenden Ebene kann man auf Grund von Spuren, die sich bei bestimmten asiatisch-mediterranen Kulturen bis in die geschichtliche Zeit hinein erhalten haben, einige bezeichnende rituelle Ausdrucksformen für diese Umkehr der Werte feststellen. Man betrachte die Feste der Saken und der Phrygier. Die sakeischen Feste zu Ehren der großen Göttin hatten als Höhepunkt die Tötung eines Wesens, das die Rolle des Königs spielte.⁶

Ägypten beschlossen worden sei, daß die Königin größere Macht und Ehren als der König genießen solle, nach dem Vorbild der Isis, die ja Osiris überlebt hat und der man die Wiederauferstehung des Gottes und damit das Geschenk vieler Wohltaten an die Menschheit verdankt, da sie also im eigentlichen Sinne das unsterbliche Prinzip und die Erkenntnis verkörpere. Wir müssen jedoch dabei hervorheben, daß diese Ansicht erst in der Epoche des Niedergangs der ursprünglichen ägyptischen Kultur in Erscheinung getreten ist.

³ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 1 (S. 28). HERODOT (I, 173) erinnert daran, daß die Lykier - Kreter der Herkunft nach - «sich nicht nach dem Namen des Vaters, sondern dem der Mutter unterscheiden».

⁴ Vgl. F. CORNELIUS, *Weltgeschichte etc.* a. a. O., S. 39-40.

⁵ KALLIMACHOS, *Zeus*, I, 9-15, Vgl. Bachofen, *a. a. O.*, § 36.

⁶ Vgl. DION CHRISOST., *Or.* IV, 66. Wenn auch die modernen Deutungen, die in diesem Ritus die Tötung des «Geistes der Vegetation» erblicken, zu den gewohnten Gedankenspielerien der «Ethnologen» gehören, bleibt doch an Wahren und Richtigem der vorherrschende chthonische Charakter der sakeischen Riten bestehen, wie sie sich natürlich auch bei vielen anderen Völkern finden lassen. PHILON AUS BYBLOS (Fr. 2, 24) erinnert diesbezüglich, daß Kronos seinen Sohn opfert, nachdem er ihn mit königlichen Gewändern bekleidet hat. Kronos ist hier natürlich nicht der König des Goldenen Zeitalters, sondern versinnbildlicht vor allem die Zeit, die in den folgenden Epochen Macht über jede Lebensart erwirkt und der das neue olympische Geschlecht (Zeus) nur Kraft des «Steines» entkommt. Das Opfer erinnert an den vergänglichen Charakter, den damals jedes Leben annahm, auch wenn es königlich war. Und wenn man bei den Festen der Saken für die Rolle des zu tötenden Königs einen zum Tod verurteilten Gefangenen wählte - so wie nach der Wahrheit der Mutter jedes Wesen schon bei seiner Geburt zum Tode verurteilt ist -, so könnte auch darin eine tiefere Bedeutung stecken. Vgl. CLEMEN, *Religionsgeschichte Europas*, a. a. O., Bd. I, S. 189-190.

Der Absetzung des Männlichen anlässlich des Festes der Göttin begegnen wir auch, wie angedeutet, in der Kastrierung, die bei den Mysterien der Kybele vollzogen wurde: Unter der Inspiration der Göttin konnte es geschehen, daß sich die Mysteren, von Raserei gepackt, auch physisch ihrer Männlichkeit entledigten, um ihr zu gleichen, um sich gleichsam in den weiblichen Typus zu verwandeln, der als die höchste Offenbarung des Heiligen galt.⁷ Von den Tempeln der Artemis von Ephesos und der Astarte bis nach Hieropolis waren übrigens die Priester vielfach Eunuchen⁸; und der lydische Herakles, der in Frauenkleidung drei Jahre lang der gebieterrischen Omphale dient, die wie Semiramis nur eine Verbildlichung des göttlichen Frauentypus ist; das entsprechende Sich-als-Frau-Verkleiden der Teilnehmer bei gewissen, eben dem Herakles und Dionysos geweihten Mysterien; auch die Tatsache, daß, wiederum als Frauen verkleidet, die Priester bei einigen antiken germanischen Stämmen im heiligen Hain Wache hielten; dann die rituelle Geschlechtsumkehrung, wonach einige Statuen der Nana-Ishtar in Susa und der Venus in Kypros männliche Merkmale aufwiesen und als Männer verkleidete Frauen gemeinsam mit als Frauen verkleideten Männern deren Kult feierten⁹; schließlich auch die minoisch-pelagische Opfergabe *zerbrochener Waffen* an die Göttin¹⁰ und die widerrechtliche Übernahme des kriegerisch-sakralen Symbols der Hyperboreer, der Axt, durch Amazonengestalten und weibliche Gottheiten des Südens: In alledem haben wir das Echo, sicherlich bruchstückhaft, materialisiert oder entartet, aber nichtsdestoweniger charakteristisch, der allgemeinen Auffassung, in der das Weibliche zum grundlegenden Symbol des Sakralen, der Kraft und des Lebens geworden ist, mit dem Männlichen aber oder dem Manne allgemein ein Faktor der Unwesentlichkeit, der inneren Unbeständigkeit, des Unwertes, der Vergänglichkeit und der Erniedrigung verknüpft ist.

Mater (Mutter) = Erde, *gremius matris terrae* (Schoß der Mutter Erde): Ein wesentlicher Punkt ist hier festzuhalten, nämlich daß in diesen Kulturtypus südlicher Herkunft und in dieselbe allgemeine Bedeutung auch alle Arten von Kulturen, Mythen und Riten aufgenommen werden können, in denen das chthonische Thema vorherrscht, auch wenn das männliche Element dabei vorkommt und auch wenn es sich nicht nur um Göttinnen, sondern um Götter der Erde, des Wachstums, der Fruchtbarkeit in der Natur, des Wassers oder des unterirdischen Feuers handelt. In der unterirdischen Welt, im Verborgenen regieren vor allem die Mütter, aber im Sinne der Nacht, der Finsternis, im Gegensatz zum *Himmel (coelum)*, der ja auch die allgemeine Vorstellung des Unsichtbaren in sich bergen kann, allerdings

⁷ Vgl. G. FRAZER, *Atys et Osiris*, Paris, o. J. S. 226; F. CORNELIUS, *Weltgeschichte*, a. a. O., S. 11-14 beschreibt analoge, bei den hamitischen Rassen verbreitete Auffassungen.

⁸ *Ebd.*, S. 5

⁹ Vgl. MACROBIUS, *Sau*, III, 7, 2, ff. FRAZER, a. a. O., S. 207, 227, 295. Eine gleiche Geschlechtsumwandlung fand in Argos beim Fest der Hybristika statt und beim Eheritual, das sich bei bestimmten, antiken Traditionen erhalten hatte und auch bei bestimmten Gemeinschaften von Wilden als verfallene Reste verschwundener Kulturen Gepflogenheit war.

¹⁰ Vgl. Mosso, *Le origini della civiltà mediterranea*, a. a. O., S. 271-273.

in seinem höheren, lichthaften und eben himmlischen Aspekt. Es besteht überdies ein grundsätzlicher und wohlbekannter Gegensatz zwischen dem *Deus*, dem Typus der lichtvollen Gottheit der indo-europäischen Stämme¹¹, und dem AI, verstanden als Mittelpunkt des ekstatisch-dämonischen und frenetischen Kultes der dunklen Völker des Südens, die keine wahre Übernatürlichkeit in sich tragen. Und in der Tat bestimmt das niedere dämonische Element, das Elementarreich der unterirdischen Mächte, einen Aspekt, und zwar den niedrigsten des Mutterkultes. Demgegenüber steht die unveränderliche, überzeitliche «olympische» Wirklichkeit im Lichte einer Welt von erkennbaren Wesen - *κόσμος νοητός* -, die sich in Form von Gottheiten des Krieges, des Sieges, des Glanzes, der Höhen und des himmlischen Feuers darstellen.

Als einen Punkt von besonderer Wichtigkeit kann man auch hervorheben, daß, wenn bei den südlichen Kulturen, wo der tellurisch-weibliche Kult vorherrschend ist, der bevorzugte Bestattungsritus das Begraben in der Erde war, währenddessen die Kulturen nordisch-indoeuropäischer Herkunft vor allem die Verbrennung vollzogen, sich darin die hier aufgezeigte Ansicht widerspiegeln kann: Das Schicksal des einzelnen liegt nicht in der Befreiung von den irdischen Überresten durch das Feuer und im Aufstieg, sondern in der Rückkehr in die Tiefen der Erde durch die Wiederauflösung in der chthonischen großen Mutter, die ihnen ihr vergängliches Leben schenkte. Daher stammt auch die Auffassung vor allem der ältesten südlichen Volksschichten¹², daß der Aufenthaltsort der Toten unter der Erde und nicht im Himmel liege. Dem symbolischen Sinngehalt nach gehört also grundsätzlich der Ritus der Erdbestattung für die Toten zu den Spuren des Mutterzyklus.

Ebenso könnte man verallgemeinernd einen Zusammenhang zwischen der weiblichen Anschauungsform der Geistigkeit und dem *Pantheismus* herstellen, der alles als ein großes Meer auffaßt, worin sich der innerste Kern des einzelnen Wesens auflöst und als Salzkorn verliert; wo die Persönlichkeit eine Illusion und kurzlebige Erscheinung der einzigen, unterschiedslosen Substanz darstellt, die gleichzeitig Geist und Natur und allein Wirklichkeit ist und wo kein Platz ist für einen wirklich transzendenten Bereich. Aber man muß hinzufügen - und das wird für die Bestimmung des Sinngehalts der folgenden Zyklen wichtig sein -, daß die Formen, in denen das Göttliche als Person aufgefaßt wird, wobei jedoch die naturgebundene Beziehung der Zeugung und der Kreatürlichkeit des Menschen zum entsprechenden Pathos einer reinen Abhängigkeit, Unterwürfigkeit, Passivität und Verzeihung sowie eines Verzichts auf eigenes Wollen unterstrichen wird -, daß diese Formen zwar eine Mischform darstellen, aber im Grunde genommen vom

¹¹ Vgl. z. B. PRELLER, *Römische Mythoi*, a. a. O., S. 45-46. Die «*dèi*» (Götter) sind, wie VARRO (I, v, 66) erklärt, im eigentlichen Sinne Wesen des Lichtes und des Tages. Hier ist der Himmel der Ursprung von allem und drückt seine höchste Macht aus. Die Sprachwurzel von Zeus, wie auch die von Jupiter, dem *Deus Pater* (Gott Vater), ist dieselbe wie von *deva*, *Dyaus* usw., und steht immer in Bezug zur Vorstellung des glanzvollen Himmels und des leuchtenden Tages.

¹² Vgl. CORNELIUS, «, a. O., S. 15-16.

gleichen Geiste zeugen.¹³ Interessant ist das Zeugnis von Strabon (VII, 3,4), wonach das Gebet (auf der Ebene einfacher Frömmigkeit) von der Frau auf den Mann gekommen sei.

Im ersten, der Doktrin gewidmeten Teil dieses Buches haben wir angedeutet, daß die Materialisierung des Männlichen das unvermeidliche Gegenstück zur Verweiblichung des Geistes bildet. Diese Feststellung, die uns später in den Sinngehalt weiterer Wandlungen der Kultur, nämlich in das traditionale Bronzene (oder Erzene) Zeitalter und dann in das Eisener Zeitalter einführen wird, kann uns auch zur näheren Erläuterung anderer Aspekte der Mutterkultur dienlich sein.

Neben einer materialistisch, d. h. als physische Kraft, Härte, Verslossenheit, gewaltsame Behauptung aufgefaßten Männlichkeit konnte die Frau durch ihre Gaben der Empfindsamkeit, der Opferbereitschaft, der Liebe und durch das Geheimnis des Gebarens als die Vertreterin eines höheren Prinzips erscheinen, so daß sie dank einer Anerkennung, die mehr als bloß materielle Kraft in Betracht zog, Autorität annehmen konnte und in gewisser Weise als ein Abbild der All-Mutter erschien. Somit bildet es keinen Widerspruch, daß in gewissen Fällen die geistige und auch soziale Vorherrschaft der Frau nicht nur in verweichtlichen Gesellschaftsformen, sondern auch in kämpferischen und kriegerischen gegeben war.¹⁴ In der Tat ist das allgemeine Symbol des Silbernen Zeitalters und des atlantischen Zyklus nicht das Dämonisch-Tellurische und grob Naturhafte (Zyklus der rohen prähistorischen weiblichen Idole), sondern ein weibliches Prinzip, das sich schon zu einer reineren Form emporhebt - beinahe wie im antiken Symbol des Mondes als gereinigte oder himmlische Erde - οὐρανὴ ἀθερὴ γῆ -, das eben deswegen über das Irdische herrscht¹⁵; ein Prinzip also, das zu einer geistigen oder wenigstens moralischen Autorität wird, die sich gegenüber nur materiellen und physischen männlichen Instinkten und Eigenschaften Geltung verschafft.

Wo hauptsächlich in Frauengestalt Wesenheiten erscheinen, die nicht nur Sitte und das natürliche Gesetz beschützen, Gotteslästerung und Untat rächen (von den nordischen Nornen bis zu den Erinnyen, zu Themis und Dike), sondern auch das Geschenk der Unsterblichkeit vermitteln, haben wir eben diese höhere Form, die wir allgemein als *demetrische* bezeichnen können, die mit den keuschen Symbolen von Jungfrauen oder Müttern, die ohne Gatten empfangen, oder mit Göttinnen des geordneten Pflanzenwachstums und des Ackerbaues, wie ζ. B. Ceres, in Verbindung steht.¹⁶ Der Gegensatz zwischen dem *demetrischen* und dem *aphroditischen* Typus — oder

¹³ Natürlich beziehen wir uns hier auf die Fälle, in denen diese Haltung nicht nur für die unteren Schichten einer Kultur und für den äußerlichen Aspekt einer Tradition maßgebend ist und wo diese Haltung auch nicht Übergangsphase zu einem gewissen asketischen Weg wird, sondern in ausschließlicher Weise jede Beziehung mit dem Göttlichen regelt.

¹⁴ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 9.

¹⁵ Ebd., §§ 8, 148. KAISER JULIAN (*Hei.*, 150a) versteht Selene als das Prinzip, das, wenn es auch die intelligible Welt und die Welt des Seins nicht erreicht, doch «die Materie durch die Form ordnet und aus ihr das entfernt, was wild, aufrührerisch und ungeordnet ist».

¹⁶ Vgl. BACHOFEN, *ebd.*, § 68.

innerhalb des letzteren zwischen der himmlischen und der irdischen Aphrodite - verweist auf den Gegensatz zwischen der reinen, geläuterten Form und der niedrigen, grob tellurischen Form des Mutterkultes, die in den letzten Stadien des Verfalls und der Versinnlichung der Kultur des Silbernen Zeitalters aufkam. Mit dieser Unterscheidung kann auch der Gegensatz in Zusammenhang stehen, der in den fernöstlichen Traditionen zwischen der «reinen Erde», der «Frau des Westens» und dem unterirdischen Reich von Ema-O vorhanden ist; oder ζ. B. auch der Gegensatz in den hellenischen Traditionen zwischen dem Symbol der Athene und den von ihr bekämpften Gorgonen. *Die wie das Mondlicht reine und ruhige Geistigkeit der Demeter umgrenzt den Typus des Silbernen Zeitalters und wahrscheinlich den Zyklus der ersten atlantischen Kultur.* Geschichtlich gesehen ist sie jedoch nicht der Ursprung, sondern schon ein Produkt der Umwandlung.¹⁷ Wo das Symbol Wirklichkeit wurde, zeigten sich dann Formen tatsächlicher Frauenherrschaft, deren Spuren im ältesten Substrat vieler Kulturen zu finden sind.¹⁸ Als Voraussetzung gilt hier, daß, wie die Blätter nicht eines aus dem anderen entstehen, sondern dem Stamm entsprossen, so auch das Leben tatsächlich von der Mutter kommt, mag es der Mann auch erwecken. Der Sohn führt die Sippe nicht weiter, er verfügt nur über eine rein individuelle Existenz, die zeitlich auf sein irdisches Leben beschränkt ist. Die Fortführung liegt vielmehr im weiblich-mütterlichen Prinzip. Daraus ergibt sich, daß die Frau als Mutter das Zentrum und die Grundlage des Sippen- und Familienrechts bildet und die Vererbung in weiblicher Linie erfolgt¹⁹. Und wenn wir von der Familie auf die soziale Gruppe übergehen, so gelangen wir zu Strukturen kollektivistischer oder kommunistischer Art: Im Hinblick auf dieselbe Herkunft und auf das mütterliche Prinzip, dessen Kinder alle in gleicher Weise sind, wird die *aequitas* (die Gleichheit als Gerechtigkeit) zur *aequalitas* (Gleichheit durch Gleichmacherei), es bilden sich Beziehungen allumfassender Brüderlichkeit und Gleichheit, eine Sympathie entsteht, die weder Schranken noch Unterschiede kennt, und dazu gesellt sich die Neigung, alles, was man besitzt, gemeinsam zu haben, da doch alles ein Geschenk der Mutter Erde ist. Wenn sich bei den Festen, die auch in relativ späten Epochen die chthonischen Göttinnen und die Rückkehr der Menschen zur großen Mutter

¹⁷ Die Ansichten von Bachofen, die in vielen Punkten traditional gültig sind, sollen zurückgewiesen oder wenigstens ergänzt werden, wo sie so etwas wie eine spontane Evolution vom Niederen zum Höheren andeuten, indem sie nämlich das an die Erde und an die Mutter gebundene Element als älter einstufen und als Bezugspunkt nehmen. In Wirklichkeit handelt es sich um «Kreuzungs»-Formen zwischen dem Niedrigeren (Süden) und dem Höheren (hyperboisches Element).

¹⁸ Als bezeichnenden Typus kann man z. B. die Sage von Jurupary zitieren (vgl. E. STRADELLI, *Leggenda dell'Jurupary*, Bollett. Soc. Geograf., 1890, S. 659 ff., 798 ff.), die wahrscheinlich den Sinngehalt der letzten peruanischen Kultur aufzeigt. Jurupary ist ein Held, der in einer von «Frauen» geführten Gesellschaft auftritt, um ein geheimes Sonnengesetz zu verkünden, das aber nur für Männer bestimmt und gegen das antike Gesetz der Mütter in allen Ländern zu lehren ist. Jurupary zieht sich dann wie Quetzalcoatl in das heilige Land im Osten Amerikas zurück.

¹⁹ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, §§ 4, 11, 15.

des Lebens feierten - obwohl dabei ein orgiastisches, für die niedrigeren Formen des Südens kennzeichnendes Element wieder auflebte - alle Menschen frei und gleich fühlten, die Kasten und die Klasseneinteilungen nicht mehr galten, ja sogar umgekehrt werden konnten und eine allgemeine Zügellosigkeit und Freude an der Unterschiedslosigkeit herrschte, dann hat sich darin ein Nachklang dieses Sachverhaltes bewahrt.²⁰

Andererseits verweisen das sogenannte «Naturrecht» und die kommunistische Unterschiedslosigkeit, wie wir sie bei vielen wilden, totemistischen Gesellschaften vor allem im Süden (Afrika, Polynesien) vorfinden bis hin zu den sogenannten slawischen *Mir*, fast immer auf den charakteristischen Rahmen der «Mutterkultur», auch dort, wo es gar kein Matriarchat gab und wo es sich viel eher um Überreste eines Tellurismus handelt, der bei niederen, autochthonen Völkern gegeben ist, als um Mischvariationen einer urnordischen Kultur. Das kommunistische Thema, verbunden mit der Vorstellung einer Gesellschaft, die keine Kriege kennt, frei und harmonisch lebt, kommt, außer in der Erzählung Piatons über das ursprüngliche Atlantis, noch in den verschiedensten Beschreibungen der ersten Zeitalter vor, wobei auch das Goldene nicht ausgeschlossen bleibt. Bei diesem liegt jedoch eine Verwirrung vor, die darauf zurückzuführen ist, daß eine neuere Erinnerung an die Stelle einer viel weiter zurückliegenden trat. Das «lunare» Thema des Friedens und der Gemeinschaft im naturgebundenen Sinn hat wenig mit dem zu tun, was das erste Zeitalter kennzeichnete.²¹

Aber hat man dieses Mißverständnis einmal ausgeräumt und die erwähnten Erinnerungen an eine ruhige, gemeinschaftliche Urwelt ohne Kriege und Spaltungen in enger Berührung mit der Natur auf ihren wahren Ort zurückgeführt, d. h. auf den Zyklus des Silbernen und nicht des Goldenen Zeitalters, also auf das Zeitalter der Mutter, das als *zweites* Zeitalter anzusehen ist, dann sind diese Erinnerungen, die bei einer großen Anzahl Völker bewahrt blieben, als Bestätigung des schon Gesagten sehr bedeutsam.

Wenn wir andererseits diese Gedankenreihe bis zum Ende fortführen, so können wir zu einer letzten morphologischen Charakterisierung von fundamentaler Wichtigkeit kommen. Wenn wir in Betracht ziehen, was im ersten Teil dieses Werkes über die Bedeutung des Urkönigtums und seine Beziehungen zum Priestertum geschrieben wurde, kann man erkennen, daß in einer von einer Priesterklasse geführten Kultur, die also von der ihr entsprechenden «weiblichen» Geisteshaltung beherrscht wird, die das königliche Amt auf eine untergeordnete und nur materielle Ebene abschiebt - daß in einer solchen Gesellschaft, vor allem wenn sie auf ein Ideal mystischer Einheit und Brüderlichkeit ausgerichtet ist, ein gynäkokratisch-lunarer

²⁰ *Ebd.*, §§ 12, 66.

²¹ Die Saturnalien feierten im Gedanken, das Goldene Zeitalter, in dem Saturn regierte, wiederzuerwecken, die Promiskuität und die universale Gleichheit als Abbild dessen, was man sich als Merkmale dieses Zeitalters vorstellte. In Wirklichkeit handelte es sich dabei um eine Verirrung, und der hier beschworene Saturn ist nicht der König des Goldenen Zeitalters, sondern eher ein chthonischer Dämon, wie es die Tatsache beweist, daß er zusammen mit Ops, einer Erscheinungsform der Göttin der Erde, dargestellt wurde.

Geist, eine demetrische Form, die Übermacht in Händen hält. Im Gegensatz zum Typus einer Gesellschaft, die nach genauen Hierarchien gegliedert ist und von einer «triumphalen» Geisteshaltung beseelt wird, die schließlich ihren Höhepunkt im königlichen Übermenschentum findet, spiegelt der Priesterstaat die Wahrheit der Mutter in ihrer höchsten Form wider: Wahrscheinlich war es eben diese Linie, die die beste Zeit des atlantischen Zyklus charakterisierte und die sich dann in den davon ausgehenden Kolonien wiederholte und bewahrte, bis hin zu den Pelasgern und zum Zyklus der großen asiatisch-mediterranen Göttinnen des Lebens.

Im Mythos, im Ritus, in den allgemeinen Vorstellungen vom Leben, vom Sakralen, vom Recht, aber auch in der Ethik und in den gesellschaftlichen Formen tauchen somit immer wieder Wesensmerkmale auf, die sich auch in der geschichtlichen Welt wiederfinden lassen, wenn auch bruchstückhaft, mit anderen Motiven vermischt und auf andere Ebenen übertragen. Trotzdem aber können sie in ihrem Idealbild auf eine einheitliche, grundsätzliche Ausrichtung zurückgeführt werden.

Diese Ausrichtung entspricht also der südlichen Veränderung der Urtradition, der Abweichung vom «Pol», die in den Mischvariationen des ursprünglichen nordischen Stammes und in den Kulturen des «Silbernen Zeitalters» geistig die örtliche Abweichung mitmacht: Das ist die Auffassung, die jeder einnehmen muß, der die eben dargelegten und gegeneinander gestellten Bedeutungsinhalte, d. h. den Norden und Süden, nicht nur morphologisch und damit als zwei universale Kulturtypen (auf die man sich immer beschränken kann) ansieht, sondern auch als Bezugspunkte, um die Dynamik und den Kampf der geschichtlichen und geistigen Kräfte in der Entwicklung der neueren Kulturen und in den weiteren Phasen der «Götterdämmerung»²² durch einen höheren Sinngehalt zu ergänzen.

²² Wie schon angeführt, hat recht, wer gegen Bachofen behauptet, daß man trennen muß und nicht von einer Aufeinanderfolge sprechen darf, da die «Mutterkultur», die für Bachofen den ältesten Zustand darstellt, aus dem sich dann als höhere und jüngere Formen die uranischen und vaterrechtlichen Kulturen «entwickelt» hätten, in Wirklichkeit eine Welt für sich darstellt, die verschiedenartig ist und sich auf andere Völker bezieht und mit der neu in Berührung oder in Streit geriet, die der nordischen Tradition treu blieben. Richtigerweise muß auch die von Wirth hergestellte Beziehung zwischen dem Sonnenkult und dem Mutterkult im nordisch-atlantischen Zyklus als absurd verworfen werden, da der Mutterkult doch nie sonnenhafte, sondern immer chthonische oder höchstens lunare Merkmale aufweist. Verwirrungen dieser Art sind, wie schon mehrfach erläutert, durch die längeren Zeiträume und durch die Mythenbildung möglich, denn dadurch sind die Erinnerungen an den arktischen Zyklus in vielen Traditionen mit denen des atlantischen Zyklus durcheinandergeraten.

7. Die Zyklen des Niederganges. Der heroische Zyklus.

Über den der Sintflut vorausgehenden Zeitraum sagt der biblische Mythos, daß damals ein Geschlecht von «gewaltigen Männern, die schon von alters her ruhmreich waren» - *isti sunt potentes a saeculo viri famosi* - aus der Vereinigung von himmlischen Wesen mit Frauen, von denen sie verführt worden wären¹, geboren worden sei. Diese Vereinigung könnte man als eine der symbolhaften Umdeutungen für den Vermischungsprozeß ansehen, durch den an die Stelle der ursprünglichen Geistigkeit diejenige der Mutter trat. Es ist das Geschlecht der Riesen - Nephelin -, das überdies im Buch Henoch «Volk des Fernen Ostens» heißt. Der biblische Mythos berichtet, daß die Erde durch dieses Geschlecht voller Gewalttat wurde und somit die Katastrophe der Sintflut herbeiführte.

Man erinnere sich andererseits auch des platonischen Mythos vom Androgynen. Ein sagenhaftes «androgynes» (mannweibliches) Geschlecht von mächtigen Wesen hätte schließlich selbst den Göttern Angst eingejagt. Sie spalteten also diese Wesen in zwei Teile, in «Mann» und «Frau», und lähmten sie damit völlig.² Auf eine ähnliche Teilung, die die Macht zerstört, die sogar den Göttern Angst einzuflößen vermag, spielt manchmal auch die Symbolik des «feindlichen Paares» an, das es in vielen Überlieferungen gibt; eine Symbolik, die sich nicht nur geschichtlich, sondern auch metaphysisch auslegen läßt. Das mächtige und göttliche androgyne Urgeschlecht kann man mit dem Stadium in Beziehung bringen, in dem die Nephelin «ruhmreiche Männer waren»: das Geschlecht des Goldenen Zeitalters eben. Danach kommt es zu einer Spaltung; aus dem «Einen» spaltet sich die «Zwei», das Paar, die Dyade (Zweiheit). Auf der einen Seite steht die Frau (Atlantis) und ihr gegenüber der Mann, aber ein Mann, der nicht mehr Geist ist und sich doch gegen das lunare Symbol erhebt, indem er aus sich allein aufsteht oder zur gewaltsamen Eroberung und widerrechtlichen Übernahme bestimmter geistiger Kräfte schreitet.

Wir sprechen vom titanischen Mythos, von den «Riesen», vom Bronzezeitalter. Im Kritias des Platon sind Gewalt und Ungerechtigkeit, Machtstreben und Begierde die Eigenschaften, die den Verfall von Atlantis

¹ *Genesis*, 6, 3 ff.

² PLATON, *Symp.*, 14-15. Will man in diesem Thema des «Paares» eine Anspielung auf Atlantis finden, kann man daran erinnern, daß nach Platon das Urweib Kleito dort in Paaren geboren haben soll. Dem entspricht auch die mexikanische Tradition über den Zyklus der Wasser, Atonatiu, in dem das Schlangenweib Cuatcoatl eine große Anzahl von Zwillingen gebiert. Der mexikanische Zyklus schließt mit einer Sintflut, die sogar in den Details (Rettung der Keime der Lebenden, Aussenden eines Geiers, der nicht zurückkehrt und dann eines Kolibris, der einen grünen Zweig bringt; vgl., REVILLE, *a. a. O.*, S. 198) mit der biblischen Sintflut übereinstimmt.

herbeiführen.³ In einem anderen hellenischen Mythos heißt es, daß «die Männer der Urzeiten (zu denen Deukalion, der der Sintflut Entkommene, gehört) voll Anmaßungen stolz waren, mehr als eine Untat begingen, die Schwüre brachen und gnadenlos waren».

Ein wesentlicher Zug des Mythos und des Symbols ist es, daß sie mögliche Ausdrucksmittel für die verschiedenartigsten Bedeutungsinhalte sind, die man allerdings säuberlich voneinander trennen muß, um sie dann von Fall zu Fall mittels geeigneter Deutungen auf die unterschiedlichen Sinngruppen zurückzuführen. Das gilt auch für das Symbol des feindlichen Paares und der Titanen.

Auf der Grundlage des Gegensatzes Mann - Frau (im Sinne von materialisierter Männlichkeit und nur priesterlicher Geistigkeit) als Voraussetzung neuer Kulturtypen, die in einem Niedergang auf die Urkultur folgten, können wir nun zur näheren Bestimmung dieser Typen übergehen.

Die erste Möglichkeit ist eben die titanische im negativen Sinne, im Geiste eines materialisierten und gewalttätigen Geschlechtes, das nicht mehr die Autorität des geistigen Prinzips anerkennt und dem priesterlichen Symbol oder dem spirituell weiblichen «Bruder» (wie ζ. B. Abel gegenüber Kain) entspricht und sich - sozusagen in einem Überraschungsangriff - eines Wissens, wenn auch nicht voll, bemächtigt, das für niedrige Zwecke eine Herrschaft über bestimmte unsichtbare Kräfte der Dinge und des Menschen erlaubt. Es handelt sich also um einen rechtswidrigen Aufbruch, um die Nachahmung des Rechtes, das die früheren «ruhreichen Männer» hatten und wie es der männlichen, mit der Funktion der Ordnung und der Herrschaft von oben verbundenen Spiritualität zu eigen war. Es ist Prometheus, der das himmlische Feuer zugunsten der bloß menschlichen Rassen widerrechtlich raubt, aber dann zu schwach ist, es zu ertragen, wodurch es ihm zu einer Quelle von Qual und Verdammung wird⁴, bis ein anderer, würdigerer Held kommt, der sich mit dem olympischen Prinzip, also mit Zeus, wieder versöhnt hat und dessen Verbündeter im Kampf gegen die Riesen ist - es handelt sich um Herakles - und der ihn befreit. Es ist das «sehr viel tiefer-

³ «Da diese entarteten, erschienen sie denjenigen, die sehen konnten als niedriger, denn sie zerstörten genau das, was am höchsten ist, da es geliebt zu werden verdient; aber für diejenigen, die nicht instande waren, ein wahrhaftig zum Glück führendes Leben zu erkennen, erschienen sie gerade damals in vollem Glänze und Glück, hatten sie doch bis zum Überfluß ungerechtfertigten Reichtum und mit Unrecht erworbene Macht.»

⁴ Die Strafe, die Prometheus erleidet, enthält symbolische Wesensmerkmale, die ihren geheimen Sinn verraten: Ein «Adler» nagt an seiner Leber. Der Adler und der Sperber, der dem Zeus und auch dem Apoll heilige Vogel (in Ägypten ist er Horus heilig, bei den nordischen Völkern dem Odin-Wotan, in Indien dem göttlichen Feuer, Agni, und Indra), ist nun ein Symbol für die königliche «Glorie», d. h. für das göttliche Feuer selbst, das Prometheus ja geraubt hat. Die Leber wurde als Sitz der Kampfeswut und der «jähzornigen Seele» angesehen. Die Übertragung der göttlichen Kraft auf die Ebene bloß menschlicher und unreiner Eigenschaften, die ihr nie gewachsen sein können, ist das, was den Prometheus verzehrt und ihm zur inneren Strafe wird. Wir haben auch schon auf die Zweigesichtigkeit der Symbolik des aus dem Titanengeschlecht stammenden Atlas hingewiesen, wo die «polare» Funktion und die Strafe ineinandertübergehen.

stehende» Geschlecht, sowohl seiner Natur, ρυήν, als auch seinem Geiste, νόημα nach, das Hesiod zufolge schon nach dem ersten Zeitalter den Göttern die Verehrung verweigert und sich den tellurischen Kräften öffnet (am Ende seines Zyklus wird es nach Hesiod zum Geschlecht der unterirdischen Dämonen, ὑποχθόνιοι). Damit geht es einem darauffolgenden, schon sterblichen Geschlecht voraus, dessen Merkmale allein die Hartnäckigkeit, die materielle Kraft und die wilde Freude an Gewalt, Krieg und an Übermacht sind (das Bronzene Zeitalter des Hesiod, das Stählerne Zeitalter der Iranier, das Zeitalter der biblischen Riesen und Nephelin)⁵. Nach einer anderen hellenischen Überlieferung⁶ soll Zeus die Sintflut ausgelöst haben, um das «Feuer»-Element zu löschen, das die ganze Erde zu vernichten drohte, als Phaeton, der Sohn der Sonne, das Viergespann, das die entfesselten Pferde zu hoch in den Himmel mitgerissen hatten, nicht mehr lenken und bremsen konnte. «Zeit der Axt und des Schwertes, Zeit des Windes, Zeit des Wolfes, bevor die Welt versinkt, niemand schont den anderen», so lautet der Bericht der Edda⁷. Die Menschen dieses Zeitalters «haben Herzen, hart wie Stahl». Aber «wie schrecklich sie auch sein mögen, der schwarze Tod holt sie doch», und sie verschwinden in der *feuchten* (εὐροεντα), gespenstischen Behausung des Hades.⁸ Wenn der biblische Mythos mitteilt, daß die Sintflut dieser Kultur ein Ende bereitete, so ist zu bedenken, daß ein ähnliches Geschlecht auch den atlantischen Zyklus beschloß und schließlich eine weitere, ähnliche Kultur von der ozeanischen Katastrophe vernichtet wurde, vielleicht auch (wie manche meinen) durch die Auswirkungen des erwähnten Mißbrauches gewisser geheimer Kräfte (schwarze Magie der Titanen).

In jedem Fall und allgemein nach der nordischen Tradition sollen die «Zeiten der Axt» den Weg zur Entfesselung der Elementarmächte eröffnet haben, die schließlich das heilige Geschlecht der Äsen, die hier den Restkräften des goldenen Geschlechts entsprechen, überwältigen und die Wälle der «Burg in der Mitte der Welt» durchbrechen, wobei diese die von der ursprünglichen «polaren» Geistigkeit gesetzten schöpferischen Grenzen symbolisieren. Das Erscheinen von Frauen in der schon bekannten Bedeutung einer nicht mehr männlichen Geistigkeit hatte die «Dämmerung der Äsen», das Ende des Goldenen Zeitalters dabei vorher angekündigt.⁹ Und nun beginnt die dunkle, von den Äsen selbst genährte, aber ursprünglich gebändigte Kraft, der Fenriswolf, eigentlich die *zwei* Wölfe, «ins Unmaß zu wachsen»¹⁰. Damit kommt es zum Aufruhr der Riesen, dem die Erhebung und der Sturm aller Elementarmächte, des unterweltlichen Feuers des Südens und der Erdwesen - Hrimthursen -, die bis dahin von den Mauern

⁵ HESIOD, *Werke und Tage*, V. 129-142, 143-155.

«HYGINUS, *Fab.*, 152b-154.

⁷ *Völuspä*, 46.

⁸ HESIOD, *Werke und Tage*, 152-154.

⁹ *Völuspä*, 8; *Gylfaginning*, 14.

¹⁰ *Gylfaginning*, 34; vgl. *Lokasenna*, 39. Aus der Bemerkung, daß die zwei Wölfe von einer «Mutter» der Riesen geboren wurden, wird der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen «Zyklen des Niederganges» deutlich.

Asgards ferngehalten wurden, auf dem Fuße folgt. Die Fessel ist gebrochen. Nach dem «Streitaxt-Zeitalter» (Ehernes Zeitalter) wird nicht nur die *Sonne*, die «ihre Kraft verloren hat», sondern mit ihr auch der *Mond* von den zwei Wölfen verschlungen¹¹: das heißt, nicht nur die sonnenhafte, sondern auch die mondhafte, lunare und demetrische Geistigkeit findet ihr Ende. Odin, der König der Äsen, fällt, und selbst Thor, dem es gelungen war, den Fenriswolf zu erschlagen, erliegt dessen Gift, da seine eigengöttliche Asennatur am tödlichen Gifte zugrunde geht, das sich ihm von der wilden Kreatur übertragen hat. Das Schicksal oder der Untergang - *rök* - wird durch den Zusammenbruch des Bogens Bifröst, der Himmel und Erde verbindet¹², vollendet: Das ergibt nach dem Aufstand der Titanen ein sich selbst überlassenes Land, ohne jeden Bezug zum Göttlichen. Damit sind wir im «Dunklen» oder «Eisernen Zeitalter», das auf das «Ehernes» folgt.

Ein konkreter Hinweis besteht in den übereinstimmenden Zeugnissen, die sich aus den mündlichen oder schriftlichen Überlieferungen vieler Völker ergeben. Sie sprechen von einer oftmaligen Gegnerschaft zwischen den Vertretern der beiden Mächte, der geistigen und der weltlichen (königlichen oder kriegerischen), wie dabei auch immer die besonderen Formen aussehen mögen, die aus der Anpassung an die verschiedenen Umstände erforderlich wurden.¹³ Das ist ein weiterer Aspekt des Prozesses, der zum dritten Zeitalter führt. Auf die Usurpation des Priesters folgt der Aufstand des Kriegers, der Kampf des Kriegers gegen den Priester, um für sich die höchste Herrschaft zu sichern. Und das ist das Vorspiel zu einer noch tieferen Stufe, als sie schon die demetrisch-priesterliche, sakrale Gesellschaft darstellt. Es handelt sich um die soziale Entsprechung des «Ehernen Zeitalters», des titanischen, luziferischen oder prometheischen Motivs.

Wenn wir im Umsturz der Titanen also den Verfall im materialistischen, gewalttätigen und fast möchten wir sagen individualistischen Sinne eines Versuchs zur Wiedererrichtung des «männlichen» Vorrangs erblicken können, so sehen wir als Gegenstück eine analoge Entartung des weiblich-

¹¹ *Gylfaginning*, 51. Bezüglich des «Wolfes» wie auch des «Zeitalters des Wolfes», das hier mit dem Ehernen (Bronzenen) Zeitalter oder dem Dunklen Zeitalter gleichgesetzt wird, soll hervorgehoben werden, daß diese Symbolik manchmal auch einen entgegengesetzten Sinngehalt aufweist: Der Wolf wurde auch auf Apoll und auf das Licht bezogen (*Ly-kos*, *lyke'* = Wolf, Licht). Das finden wir nicht nur bei den Hellenen, sondern auch bei den Kelten. Die positive Bedeutung des Wolfes taucht auch im römischen Zyklus wieder auf, wo der Wolf neben dem Adler als Wappentier für die «ewige Stadt» erscheint. In der Deutung des KAISERS JULIAN (*Helios*, 154b) ist er sogar mit dem Sonnenprinzip in seinem königlichen Aspekt verbunden. Dieser Doppelsinn des Wolfsymbols gehört zu den Fällen, die man mit dem Verfall eines älteren Kultes erklären muß, dessen Symbole in der darauffolgenden Epoche einen negativen Charakter annehmen. Der Wolf nimmt in bezug auf die nordische Tradition, wo er mit dem kriegerischen Urelement in Beziehung gestanden haben mußte, angesichts des Verfalls und der Entfesselung dieses Elementes eine negative Bedeutung an.

¹² *Ebd.*, 51, 13. Der Bogen, der auf das schon erwähnte (S. 33 ff.) «pontifikale» Symbol hinweist, bricht zusammen, als ihn die «Söhne Muspells», deren Herr Surtr ist, der aus dem Süden kommt, überqueren, um gegen die Äsen zu kämpfen. Das Motiv der zerstörerischen Kräfte aus dem Süden kehrt damit wieder zurück (*Völuspä*, 51).

¹³ Vgl. R. GJENON, *Aulorite spirituelle et pouvoir temporel*, a. a. O., S. 13 ff.

sakralen Rechts in dem, was wir morphologisch als «amazonisches» Phänomen bezeichnen können. Symbolisch können wir im Amazonentum und im allgemeinen Typus bewaffneter weiblicher Gottheiten mit Bachofen¹⁴ eine anormal verstärkte Frauenherrschaft und den Versuch einer Reaktion erkennen, um die antike Autorität des «weiblichen» oder lunaren Prinzips gegen den Aufstand und die widerrechtliche Herrschaft des Mannes wiederherzustellen: eine Verteidigung, die jedoch auf derselben Ebene des gewalttätigen männlichen Vorgehens stattfindet und damit den Verlust jenes spirituellen Elementes anzeigt, das allein das «demetrische» Primat und Recht begründete. Mag das Amazonentum historisch und sozial Wirklichkeit gewesen sein oder nicht, im Mythos weist es fast immer gleichbleibende Merkmale auf, so daß man damit analog einen bestimmten Kulturtypus kennzeichnen kann.

Man kann also von einem tatsächlichen Auftreten kriegerischer Frauen in der Geschichte oder in der Vorgeschichte absehen und das Amazonentum generell als Symbol des Widerstandes einer «lunaren» oder priesterlichen (weiblicher Aspekt des Geistes) Geistigkeit verstehen, die sich der materiellen und weltlichen Macht (die materielle Seite der Männlichkeit), die das weibliche Recht nicht mehr anerkennen will (titanischer Mythos), nur auf gleicher materieller und weltlicher Ebene zu erwehren weiß, d. h. die Seinsweise des Gegners annimmt (Figur und männliche Kraft der «Amazonen»). Man kann somit auf das zurückgreifen, was wir schon in bezug auf die Veränderung der normalen Beziehungen zwischen Priestertum und Königtum sagten. In dieser Verallgemeinerung findet sich das «Amazonentum» überall, wo Priester in Erscheinung treten, die nicht den Ehrgeiz haben, Könige zu *sein*, sondern über Könige zu *herrschen*.

In einer bedeutungsvollen Sage werden die Amazonen, die vergeblich versuchen, die symbolische «weiße Insel» - die Insel Leuke, deren traditionale Entsprechungen nunmehr bekannt sind - zu erobern, vom Schatten nicht eines Titanen, sondern eines *Helden*, nämlich von Achilleus, in die Flucht geschlagen; von anderen *Helden* werden sie bekämpft, ζ. B. von Theseus, der Begründer des männlichen Staates von Athen genannt werden kann¹⁵, und von Bellerophones. Sie, die sich widerrechtlich die Doppelstreitaxt der Hyperboreer angeeignet hatten, unterstützen Troja, die Stadt der Venus, gegen die Achäer, und von einem anderen Helden, von Herakles, dem Befreier des Prometheus, werden sie dann endgültig geschlagen: Herakles entreißt ihrer Königin den symbolischen Gürtel des Ares-Mars und die λαβρός, die Axt, die er als Zeichen höchster Macht der lydischen Dynastie der Herakliden übergibt.¹⁶ Amazonentum gegen «olympisches» Heldentum: Die dahinterliegende Bedeutung werden wir später näher erläutern.

Eine weitere Möglichkeit soll jetzt untersucht werden. An erster Stelle

¹⁴ Vgl. J. J. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 8-9.

¹⁵ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 26.

¹⁶ Vgl. PHILOSTRATOS, *Hemd.*, 19-20; PLUTARCH, *Quaest. gr.*, 45. In den germanischen Sagen haben wir das gleiche Thema im Kampf der ursprünglichen Gestalt Brunhild, der Inselekönigin, mit Siegfried, der sie bezwingt: Natürlich bleibt dabei die Möglichkeit noch weiterer Deutungen bestehen, wie wir sie übrigens auch schon vorgebracht haben.

steht noch immer das Paar. Es kommt zwar zur Krise, allerdings bleibt die weibliche Vorrangstellung hier bestehen, aber durch ein neues Prinzip, nämlich durch das Prinzip der *Aphrodite*. An die Stelle der Mutter tritt die Hetäre, an die Stelle des Sohnes der Liebhaber; statt der einsamen Jungfrau kommt das göttliche Paar, das, wie erwähnt, in der Mythologie häufig einen Kompromiß zwischen zwei entgegengesetzten Kulturen kennzeichnet. Aber die Frau ist hier nicht wie ζ. B. in der olympischen Synthese untergeordnet, so wie Hera dem Zeus, mag sie verborgen auch immer im Streit mit ihm liegen. Und es handelt sich auch nicht um die fernöstliche Synthese, wo das Yang seinen aktiven und himmlischen Charakter gegenüber seiner weiblichen und erdhaften Ergänzung Yin aufrechterhält.

Die niedere, chthonische Natur geht auch auf das männliche Element über und zerrt es auf die phallische Ebene herunter. Die Frau herrscht nun über den Mann, da dieser Sklave der Sinne und ein bloßes Werkzeug zur Fortpflanzung wird. Der aphroditischen Göttin gegenüber erscheint die männliche Gottheit als Erddämon, als Gott der befruchtenden Wasser, als dumpfe und sich selbst nicht genügende Kraft, die der Magie des weiblichen Prinzips unterliegt. Auf dieser Grundlage bilden sich in verschiedenen analogen Variationen die Kulturtypen, die wir aphroditisch nennen können. Die Theorie des Eros, die Piaton mit dem Mythos des Androgyn verknüpft, der durch das «Zwei»-Werden in seiner Macht gelähmt wird, kann auch diese Bedeutung zum Inhalt haben. Die sexuelle Liebe unter den Menschen entsteht dabei aus dem dunklen Drang des herabgesunkenen Mannes, der in der Erkenntnis seiner inneren Unzulänglichkeit versucht, in der heißen Ekstase der Vereinigung wieder zur Ganzheit des ursprünglichen «androgynen» Zustands aufzusteigen. Unter diesem Blickwinkel verbirgt sich also hinter der erotischen Erfahrung eine Spielart des titanischen Versuchs mit dem Unterschied, daß dieser eben auf Grund seiner Natur unter dem Zeichen des weiblichen Prinzips steht. Und es ist dann ein leichtes, festzustellen, wie zu einer so ausgerichteten Kultur notwendigerweise ein ethischer Niedergang und sittliche Verderbnis hinzukommen mußten, was man bei verschiedenen Festen sehen kann, die sich auch in verhältnismäßig späten Zeiten noch am Aphroditekult inspirierten. Wenn Mōuru, die mazdaistische «Schöpfung», die wahrscheinlich Atlantis entsprach, eine demetrische Kultur hatte, so kann der Hinweis, daß der Gott der Finsternis als Gegenschöpfung dazu sündhafte Freuden einsetzte¹⁷, sich eben auf die folgende Epoche des aphroditischen Niederganges jener demetrischen Kultur beziehen, wobei dieser parallel zum Aufstand der Titanen verlief, da sich sehr häufig Verbindungen zwischen aphroditischen Königinnen und gewalttätigen und brutal kriegerischen Gottesgestalten zeigen.

Piaton stellt, wie bekannt, eine Stufenleiter der Formen des Eros auf, die vom Sinnlichen und Profanen bis zum Sakralen¹⁸ reicht und im Eros gipfelt,

¹⁷ *Vendidād*, I, 3.

¹⁸ PLATON, *Symp.*, passim 14-15, 26-29; vgl. *Phaidr.* 244-245; 251-257b.

durch den «der Mensch versucht, immer zu leben und unsterblich zu sein»¹⁹. Im Kult des Dionysos wird der Eros tatsächlich zum «heiligen Wahnsinn», zum mystischen Orgasmus: Das ist wohl die höchste Möglichkeit in dieser Richtung, die darauf ausgeht, die Fessel der Materie zu lösen und durch die «Entfesselung», das Übermaß und die Ekstase eine Verklärung herbeizuführen.²⁰ Aber wenn auch das Symbol des Dionysos, der ja selbst gegen die Amazonen kämpft, vom höchsten Ideal einer solchen geistigen Welt spricht, so bleibt es doch immer auf einer tieferen Stufe als die dritte Möglichkeit des neuen Zeitalters: die heroische Wiederganzwerdung, die als einzige wirklich von Weiblichen und vom Tellurischem loslöst.²¹ Tatsächlich galt Dionysos auch als ein Wesen der Unterwelt - «Dionysos ist eins mit dem Hades», sagt Heraklit²² - das oft mit dem Prinzip des Wassers (Poseidon) oder des unterirdischen Feuers (Hephaistos) in Beziehung gesetzt wird²³. Oft ist er von weiblichen Gestalten begleitet, von Müttern, Jungfrauen oder Naturgöttinnen, die alle zu Geliebten wurden: Demeter und Köre, Ariadne und Aridele, Semele und Libera. Selbst die Männlichkeit der Korybanten, die wie die Priester des phrygischen Mutterkultes häufig Frauenkleider trugen, ist zweifelhaft.²⁴ Hier im Mysterium, in der «heiligen Orgie», die mit dem sexuellen Element verkoppelt ist, herrscht die ekstatisch-pantheistische Richtung vor: Vom Wahnsinn gezeichnete Kontakte mit den verborgenen Kräften der Erde, mänadische und pandemische Befreiungen geschehen in einem Bereich, der gleichzeitig der Bereich des entfesselten Sexus, der Macht und des Todes ist. Und wenn in Rom die Bacchanalien ursprünglich vor allem von Frauen gefeiert wurden und die Frauen in den dionysischen Mysterien als Priesterinnen und sogar als Einweihende in Erscheinung treten konnten; wenn geschichtlich alle Berichte über dionysische Epidemien im wesentlichen mit dem weiblichen Element in Verbindung stehen²⁵, dann findet man in alledem ein deutliches Anzeichen für das Weiterbestehen, auch in diesem Zyklus, der Vorherrschaft der Frau, und zwar nicht nur in einem grob aphroditischen Stadium, wo sie mittels der Fessel herrscht, die der Eros in seiner fleischlichen Form für den phallischen Mann bildet, sondern ebenso

¹⁹ *Symp.*, 26.

²⁰ Für eine vertiefte Studie dieser positiven Möglichkeit der Sexualität vgl. J. EVOLA, *Metaphysik des Sexus*, Stuttgart 1962.

²¹ BACHOFEN (*Mutterrecht*, § 111-112) anerkennt drei Stadien im Dionysos-Kult, die mit diesem Gott als chthonische Wesenheit, als lunare Gestalt und als Lichtgott verknüpft sind, wobei Apoll hier als die dem Wandel und der Leidenschaft unterworfenen Sonne aufgefaßt wird. Nach diesem letzten Aspekt würde Dionysos typologisch in die Reihe der Sieger über die Amazonen gehören. Trotzdem zeigt sich die höchste Möglichkeit des dionysischen Prinzips nicht so sehr in der thrakisch-hellenischen Mythologie als viel eher in der indo-arischen mit Soma als lunares himmlisches Prinzip (*Rg-Veda*, X, 85), das einen brennenden göttlichen Rauschzustand - *mada* - (IX, 92, 2) erzeugt und mit dem Adler, dem königlichen Tier, in Beziehung steht und beim Erscheinen des Kriegsgottes Indra gegen weibliche Dämonen kämpft (vgl. *Rg-Veda*, IV, 18, 13; IV, 27, 2).

²² DIELS, *Fr.* 15.

²³ Vgl. PLUTARCH.*Symp.*, V, 3.

²⁴ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, §§ 108-111.

²⁵ Vgl. V. MACCHIORO, *Zagreus*, a. a. O., S. 161.

als Frau, die eine Ekstase hervorzubringen imstande ist, die auch Auflösung und Vernichtung der Form bedeuten kann und damit im Grunde genommen die Eroberung des Geistes mit sich bringt, allerdings bei gleichzeitigem Verzicht, ihn in seiner männlichen Form zu besitzen.

Die dritte und letzte Möglichkeit, die noch zu betrachten bleibt, besteht in der *Heldenkultur*. Hesiod berichtet, daß nach dem Ehernen Zeitalter, aber vor dem Eisernen angesichts von Wesen, deren Schicksal nunmehr das «ruhmlose Auslöschen im Hades» ist, Zeus ein besseres Geschlecht schuf, das Hesiod eben «Helden»-Geschlecht nennt und dem es gegeben sei, die Unsterblichkeit zu erobern und trotz allem eines Zustandes teilhaftig zu werden, der dem des ersten Zeitalters ähnlich ist.²⁶ Dabei handelt es sich um einen Kulturtypus, in dem der Versuch gemacht wird, die ursprüngliche Tradition auf der Grundlage des kriegerischen Prinzips und einer kriegerischen Auserwähltheit wiederherzustellen. In der Tat werden nicht alle «Helden» unsterblich und entkommen dem Hades. Nur einem Teil von ihnen gelingt es. Und wenn man die Gesamtheit der hellenischen Mythen und die anderer Traditionen untersucht und dabei hinter den verschiedenen Symbolen die Verwandtschaft der Unternehmungen der Titanen mit denjenigen der Helden feststellt, kann man auch erkennen, daß Helden und Titanen im Grunde genommen demselben Geschlecht angehören, da sie dasselbe transzendente Abenteuer wagen, das eben gelingen oder mißlingen kann. Die Helden, die unsterblich werden, sind diejenigen, denen das Abenteuer gelingt und die tatsächlich, dank einem Streben nach Transzendenz, die dem Versuch der Titanen innewohnende Verirrung zu überwinden wissen, wie die ursprüngliche geistige Männlichkeit wieder zu errichten und die Frau, d.h. der lunare, aphroditische und amazonenhafte Geist, zu besiegen sei, wohingegen die anderen Helden, die diese Möglichkeit nicht zu verwirklichen imstande waren, die ihnen der Anlage nach vom olympischen Prinzip, Zeus, mitgegeben worden war — genau die Möglichkeit, auf die die Evangelien anspielen, wenn sie sagen, die Schwelle des Himmels könne gewaltsam erstürmt werden²⁷ - auf die Ebene des Titanen und Riesengeschlechts herabsinken und als Folge ihrer Waghalsigkeit und ihrer Verderbnis, die sie auf den Wegen des Fleisches auf Erden bewirkten, mit verschiedensten Strafen und Verfluchungen belegt werden. Für die Zusammenhänge zwischen dem Weg der Titanen und dem der Helden ist der Mythos von Interesse, demgemäß der befreite Prometheus dem Herakles den Weg zum Garten der Hesperiden gezeigt hat, wo dieser dann die unsterblichmachende Frucht pflücken muß. Nachdem Herakles aber diese errungen hat, wird sie von Athene, die hier den olympischen Geist versinnbildlicht, an sich genommen und zurückgebracht, «da es nicht erlaubt ist, sie irgendwo hinzutra-

²⁶ HESIOD, *Werke und Tage*, V. 156-173.

²⁷ Auch der chaldäische Held Gilgamesch wendet auf der Suche nach dem Geschenk des Lebens Gewalt an und droht, das Tor zum Garten «mit den göttlichen Bäumen» einzuschlagen, das eine weibliche Gestalt, Sabitu, die «Frau auf dem Thron der Meere», vor ihm zuschloß. (Vgl. JENSEN, *Das Gilgamesch Epos*, a. a. O., Bd. I, S. 28)

gen»²⁸, was so zu verstehen ist, daß diese Eroberung nur dem Geschlecht vorbehalten ist, dem es gebührt, und nicht im Dienste des Menschlichen entweiht werden darf, wie es Prometheus beabsichtigte.

Auch im heroischen Zyklus taucht hin und wieder das Thema der Zweiheit auf, d. h. des Paares und der Frau, aber in einer anderen Bedeutung als in den schon besprochenen Fällen, nämlich in der Bedeutung, von der wir im ersten Teil in der Sage des Rex Nemorensis sprachen. Da war auch die Rede von Frauen, die den Aufstieg zum göttlichen Königtum ermöglichten, und weiterhin von den «Frauen» des Rittertums usw. Zu diesem so unterschiedlichen Aspekt, den ein- und dieselbe Symbolik, je nach Fall, aufweisen kann, genügt es hier, zu bemerken, daß die Frau, die ein Lebensprinzip verkörpert (Eva, «die Lebende»; Hebe; das, was sich aus der Verbindung der göttlichen Frauen mit dem Lebensbaum ergibt usw.) oder Erleuchtung und transzendente Weisheit (Athene, die dem Haupt des olympischen Zeus entsprang und Führerin des Herakles ist; die Jungfrau Sophia; die Madonna Intelligentia der «Getreuen der Liebe» etc.) oder eine Macht (die indische Cakti, die Schlachtengöttin Mörrigu, die ihre Liebe den Sonnenhelden des keltischen Zyklus der Ulster schenkt), immer der Gegenstand einer Eroberung ist, die dem Helden nicht seinen männlichen Charakter nimmt, sondern im Gegenteil ihm die Möglichkeit einräumt, ihn auf einer höheren Ebene zu ergänzen. Ein Motiv aber, das im heroischen Zyklus weit mehr Raum einnimmt, ist das der Gegnerschaft zu jedem Anspruch von Frauenherrschaft und zu jedem amazonenhaften Versuch. Dieses Motiv hat neben dem gleichermaßen für die Bestimmung des «Helden»-Begriffs wesentlichen Motiv des Bündnisses mit dem olympischen Prinzip in einem Kampf gegen die Titanen einen deutlichen Ausdruck im hellenischen Zyklus und vor allem in der Gestalt des dorischen Herakles gefunden.

Wie wir gesehen haben, kämpft Herakles wie Theseus, Bellerophones und AchiUeus gegen die symbolischen Amazonen bis zu deren Vernichtung. Obwohl der lydische Herakles bei Omphale schwach wird, bleibt der dorische Herakles grundsätzlich der, den man *μισόγυνος*, den Frauenfeind, nannte. Von Geburt an ist ihm Hera, die Göttin der Erde, feindlich gesinnt: Kaum ist er geboren, erwürgt er schon zwei *Schlangen*, die Hera gesandt hatte, um ihn zu töten. Er muß beständig gegen Hera kämpfen, ohne daß sie ihn je besiegen kann, im Gegenteil, es gelingt ihm sogar, sie zu verwunden und sich in der olympischen Unsterblichkeit mit ihrer einzigen Tochter Hebe, der «ewigen Jugend», zu vermählen. Betrachtet man andere Gestalten dieses Zyklus in Ost und West, findet man immer wieder die mehr oder weniger gleichen Themenkreise. So muß Apoll, dessen Geburt Hera ebenso auf jeden Fall verhindern wollte, (wobei sie bezeichnenderweise von Ares, dem gewaltsamen Kriegsgott, unterstützt wurde) indem sie ihn mit der Pythonschlange verfolgte, gegen Tatius, den Sohn der Hera, kämpfen, die diesen natürlich beschützt; aber im Kampfe wird sie selbst vom hyperboreischen Helden verletzt, wie in der Sage auch Aphrodite von Ajax verwundet

²⁸ APOLLODORUS, *Bibl.*, II, 122.

wurde. Wie unsicher auch der endgültige Ausgang des Abenteurers ist, zu dem der chaldäische Held Gilgamesch aufbricht, um die Pflanze der Unsterblichkeit zu suchen, so steht doch fest, daß im Grunde genommen seine Geschichte die Erzählung des Kampfes ist, den er gegen die Göttin Ishtar, einen aphroditischen Typus der Mutter des Lebens, zu bestehen hat, deren Liebe er verweigert, indem er ihr in grober Weise das Schicksal ihrer anderen Liebhaber vorwirft, und das dämonische Tier erschlägt, das diese Göttin gegen ihn losläßt.²⁹ Indra, das himmlische Urbild des Helden, tötet mit seinem Blitz in einer Tat, die als «heldenhaft und männlich» gilt, die himmlische Amazone Ushas, deren Herr er gleichzeitig ist. Diese «Frau» ist fakti, was auch «Macht» bedeutet³⁰. Und wenn Parsifal bei seinem Fortziehen die Mutter sterben läßt, die sich seiner Berufung zum Helden wie auch zum «himmlischen Ritter» widersetzt³¹; und wenn der persische Held Rostam nach dem *Shanami* der Hinterlist des Drachen ausweichen muß, der ihm in Gestalt einer verführerischen Frau entgegentritt, bevor er einen König befreien kann, der dank Rostam wieder sehend wird und der mit den «Adlern» versucht, in den Himmel zu gelangen, dann taucht in alledem wiederum dasselbe Motiv auf.

Ganz allgemein ist die verführerische Hinterlist einer Frau, die versucht, einen Helden, der als Vernichter von Riesen, anderen monströsen Wesen oder aufständischen Kriegern und als Bewahrer eines höheren Rechtes gilt, von einem symbolischen Unternehmen zurückzuhalten, ein so häufiges und volkstümliches Thema, daß es hier keiner besonderen Hinweise bedarf. Was man jedoch in diesen Mythen und Sagen festhalten muß, ist, daß sich die Hinterlist der Frau nur auf der niedersten Ebene auf die Fleischeslust zurückführen läßt. Wenn es wahr ist, daß «die Frau den Tod bringt, der Mann sie aber durch den Geist überwindet», so muß man doch hinzufügen, geht man von der phallischen auf die spirituelle Männlichkeit über³², daß in Wirklichkeit die von der Frau oder Göttin geübte List esoterisch in gleichem Maße die List einer Form von Geistigkeit darstellt, die entmannt und das Streben nach der übernatürlichen Wahrheit zu unterbinden oder abzulenken versucht.

Herr sein über die Ursprünge, nicht ein Teil der Urkraft sein, sondern sie fest in Händen haben, jene Eigenschaften des αυτοφυής (die eigene Natur sein) und des αἰτοπέλεστος (sich selbst bestimmen), die von den Griechen so oft mit dem Heldenideal verknüpft wurden, ist das Wesentliche.

²⁹ Vgl. MASPERO, *Hist. anc. des peuples de l'Or. dass.*, a. a. O., Bd. I, S. 575, 580, 584.

³⁰ *Rg.-Veda*, X, 138; IV, 30, 8. Von dieser Tat Indras heißt es: «Du hast eine heldenhafte, männliche Tat vollbracht - viryam Indra cakartha paumsyam - als Du die schwer zu tötende Frau, die himmlische Frau, trafst. Du, Indra, der Du groß bist, hast Ushas, die Tochter des Dyaus, vernichtet, als sie groß sein wollte.»

³¹ Im Gralszyklus entspricht dem sakralen «Helden», von dem hier die Rede ist, derjenige, der sich auf dem Platz niedersetzen kann, den die Ritterversammlung freiließ, ohne daß er versinkt oder zerschmettert wird. Auch hier trifft zu, was wir über den verborgenen Sinn der Strafe des Prometheus sagten.

³² BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 76, S. 191.

Diese Eigenschaft ist manchmal durch die Symbolik des Vatermordes und des Inzestes ausgedrückt worden: Vatermord im Sinne einer Befreiung, eines Für-Sich-Selbst-Grundgesetz-Werdens, der Inzest im analogen Sinne, d. h. im Sinne, den schöpferischen Urstoff zu besitzen. So finden wir als Widerhall dieses Geistes in der Götterwelt ζ. B. Zeus, der seinen eigenen Vater erschlagen und seine Mutter Rhea besessen haben soll, als sie, um vor ihm zu flüchten, die Gestalt einer *Schlange* angenommen hatte.³³ Auch Indra, der die Ur Schlange Ahi vernichtet wie Apoll den Python, gilt als derjenige, der seinen himmlischen Vater, Dyaus, tötet.³⁴ Sogar in der Symbolik der hermetischen *Ars Regia* (königliche Kunst = Alchimie) beharrt sich das Thema vom «philosophischen Inzest».

Allgemein läßt sich im Hinblick auf die zwei für das Aufzeigen der Veränderung der Tradition verwendeten Fassungen der Sonnensymbolik sagen, daß der Heldenmythos mit der Sonne in Beziehung steht, die zwar mit einem Prinzip des Wechsels verbunden ist, aber nicht mit der Vergänglichkeit der ewigen Auflösung in der Mutter Erde, wie sie den Jahresgöttern zu eigen ist, sondern so, daß sie versucht, sich von diesem Prinzip zu lösen, um sich in der olympischen Unwandelbarkeit in eine unsterbliche uranische Natur zu wandeln und zu vervollkommen.

Die Heldenkulturen, die vor dem Eisernen Zeitalter, d. h. jenem Zeitraum, der überhaupt kein geistiges Prinzip irgendeiner Art mehr aufweist, und gleichzeitig mit dem Ehernen Zeitalter entstehen, und zwar als Überwindung der demetrisch-aphroditischen Geistigkeit, der titanischen Hybris und als Abwehr der amazonischen Versuche, stellen also eine teilweise Wiedererichtung des Lichtes des Nordens und Momente der Wiederherstellung des Goldenen, arktischen Zyklus dar. Diesbezüglich ist es besonders bedeutungsvoll, daß sich unter den Taten, die Herakles die olympische Unsterblichkeit verleihen, die des Gartens der Hesperiden findet. Denn um zu diesem zu gelangen, soll er nach einigen Überlieferungen auch durch den symbolhaften nordischen Sitz, das Land der Hyperboreer, gekommen sein, das «die Sterblichen weder zur See noch zu Lande erreichen können»³⁵; und er, der «schöne Sieger» - χαλλίνιχος - soll von diesem Lande der Hyperboreer den Ölweig mit sich gebracht haben, mit dem die *Sieger* gekrönt werden³⁶.

Wenn wir zusammenfassen, kommen wir zu einer morphologischen Bestimmung von sechs grundsätzlichen Kultur- und Traditionstypen, will man den ursprünglichen Typus (Goldenes Zeitalter) ausnehmen: Einerseits *die demetrische Kultur* als Reinheit des Lichtes des Südens (Silbernes Zeitalter, atlantischer Zyklus, Priesterstaat), *aphroditische Kulturen* ihre Verfallsform und schließlich *die amazonische Kultur* als entarteter Versuch zur Wiedererichtung der lunaren Herrschaft. Andererseits haben wir *die titanische Kultur* (in einem anderen Rahmen auch den Luziferismus) als Verfall des Lichtes

³³ ATHENAGORAS, XX, 292.

³⁴ *Rg-Veda*, IV, 18; I, 32; IV, 50 etc.

³⁵ PINDAR, *Pylh.*, X, 29 ff.

³⁶ PINDAR, *Ol.*, III, 13, ff.; PLINIUS, *Hisl. natur.*, XVI, 240.

des Nordens (Ehernes Zeitalter, Zeitalter der Krieger und Riesen); *Dionysische Kultur* als in passive und wirre Formen der Ekstase ausgeartete und entmännlichte Erscheinung³⁷; und schließlich *das Heldentum* als Wiederherstellung der olympisch-solaren Geistigkeit und Überwindung sowohl der Mutter als auch des Titanen. Das sind die Grundstrukturen, auf die man im allgemeinen in der Analyse jede Mischform jener verschiedenen Kulturen zurückführen kann, die dann zur geschichtlichen Zeit zum Zyklus des «Dunklen Zeitalters» oder Eisernen Zeitalters hinführen.

³⁷ Von der Bedeutung, die wir hier in einer Morphologie der Kulturen dem Dionysos-Kult zuschreiben, muß man jene unterscheiden, die er im Rahmen des sogenannten «Pfades der linken Hand» im Hinblick auf eine besondere initiatische Verwendung des Sexus und der Frau haben kann. Vgl. J. EVOLA, *Metaphysik des Sexus a. a. O.*

Solare Geistigkeit

Arktischer Zyklus des Goldenen Zeitalters - Zyklus des Gott-Königtums

Demetrische Geistigkeit

Atlantisch-südlicher Zyklus
Silbernes Zeitalter
Priesterliche Gynäkokratie



Amazonischer Zyklus



Aphroditischer Zyklus



Eisernes Zeitalter



Heroische Geistigkeit
Indo-europäischer Zyklus

Heldendämmerung

Titanischer Zyklus

Ehernes Zeitalter
Zweite atlantische Periode



Dionysischer Zyklus



Eisernes Zeitalter

8. Tradition und Gegendition

a) Amerikanischer Zyklus - Östlicher Mittelmeerzyklus

Eine Metaphysik der Geschichte aller hauptsächlichsten antiken Kulturen kann natürlich im Rahmen dieses Werkes nicht erstellt werden. Wir können nur einige ihrer bezeichnendsten Aspekte und Bedeutungen hervorheben, so daß man demjenigen Richtlinien in die Hand geben kann, der für sich eine spezielle Untersuchung im Rahmen der einen oder anderen Kultur unternehmen möchte.

Bald wird unser Blick auf das Abendland allein beschränkt bleiben müssen, denn außerhalb bewahrte ein Großteil der Kulturen in der einen oder anderen Weise bis in relativ moderne Zeiten einen traditionellen Charakter, wenn auch im weitesten Sinne des Wortes, so daß alle schon beschriebenen Variationen ebenfalls vorkommen, die dann aber gemeinsam im gleichen Gegensatz zum «humanistischen» Zyklus der Letztzeit stehen. Dieser traditionale Charakter verliert sich erst durch den zerstörerischen Einfluß, den die schon in die letzten Stadien des Verfalls eingetretenen abendländischen Völker ausübten. Wir müssen also im wesentlichen auf das Abendland, den Westen, blicken, um die Vorgänge zu verfolgen, die die entscheidende Rolle in der Entwicklung der modernen Welt spielten.

Die Spuren der nordisch-solaren Geistigkeit lassen sich in der geschichtlichen Zeit vor allem im Raum der auf Indien und Vorderasien beschränkten indo-europäischen Kultur erkennen, also der arischen im eigentlichen Sinne. Wir verwenden den Ausdruck «arisch» allerdings nur mit Vorbehalt, und zwar wegen des Mißbrauches, der damit in einigen modernen Kreisen getrieben wurde. Es handelt sich keinesfalls um einen nur biologischen oder ethnischen Begriff (dort wäre es besser, je nachdem von nordischer oder nordisch-atlantischer Rasse zu sprechen), sondern dieser Begriff soll eine *geistige Rasse* bezeichnen, deren Entsprechung in einer körperlichen Rasse in den verschiedenen Kulturen äußerst unterschiedlich war. Dem Geiste nach soll hier «arisch» mehr oder weniger «heroisch» gleichgesetzt werden: Die Verbindung mit den Ursprüngen bleibt wie ein verdunkeltes Erbe erhalten, aber das entscheidende Wesensmerkmal ist das Streben nach innerer Befreiung und nach Vervollkommnung in aktiver und kämpferischer Form. Daß in Indien der Begriff *ärya* als gleichbedeutend mit *dvija*, also dem «zweimal Geborenen» und «Neuerschaffenen» gilt, wirft ein deutliches Licht auf diesen Punkt¹.

¹ (Anm. d. Übs.) Evola unterscheidet «geistige», «seelische» und «körperliche» Rassen, die durch gleiche geistige, seelische oder körperliche Merkmale gekennzeichnet sind. Verschiedene körperliche Rasseigenschaften bedeuten also nicht, daß man nicht doch der gleichen «geistigen

Was das der arischen Kultur zugehörige Gebiet betrifft, so ist ein Zeugnis des *Aitareya-brâhmana* wichtig. Dieser Text berichtet, daß der Kampf zwischen den *deva*, d. h. den lichterhaften Gottheiten, und den *asura*, den Feinden der göttlichen Helden, in den vier Gebieten des Raumes entbrannte. Das Gebiet, in dem die *deva* siegten und daß daher unbesiegt Gebiet genannt wurde - *sâ-êsha dig aparâjita* - sei zwischen dem Norden und dem Osten gelegen gewesen, was genau der Richtung des nordisch-atlantischen Volkswanderungsstromes entspricht. Der Süden Indiens ist im Gegensatz dazu als das Gebiet der Dämonen, der den Göttern und *ârya* feindlichen Kräfte, betrachtet worden, und das «südliche Feuer» im Ritus der drei Feuer ist dasjenige, das diese Kräfte vertreiben soll.² Für das westliche Gebiet kann man auf die sogenannten «Streitaxt-Völker» hinweisen, die im allgemeinen mit der megalithischen Kultur der Dolmen im Zusammenhang stehen. Der ursprüngliche Sitz dieser Völker ist für die weltlichen Forschungen noch von Geheimnis umhüllt, wie auch der Ursitz der frühen Rasse, die dem Neandertalmenschen so deutlich überlegen war und die man, wie gesagt, sogar die «Hellenen der Altsteinzeit» nennen konnte. Es besteht auch ein Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Streitaxtvölker der Jungsteinzeit und der Expansion der späteren indo-europäischen («arischen») Völker in Europa. Allgemein ist bestätigt worden, daß man ihnen den Ursprung der politisch-staatlichen und kriegerischen Organisationen zuschreiben muß, die sich den Kulturen des demetrischen, friedvollen, gemeinschaftlichen und priesterlichen Typus entgegenstellten und oft sogar an deren Stelle traten.³

Außer den indo-europäischen haben noch andere Kulturen bis in die geschichtliche Zeit Spuren der ursprünglichen Tradition bewahrt. Aber dort würde die nähere Verfolgung des Spieles der zwei entgegengesetzten Themenkreise Süd und Nord unter Einbeziehung eines ethnischen Elementes zu weit und auf viel zu unsicheres Gelände führen. Was jedenfalls das *vorkolumbische Amerika* betrifft, wollen wir vor allem die archaische Unterschicht eines Zyklus von tellurisch-südlicher Kultur beleuchten, der nicht ohne Beziehung zu Atlantis war. Dazu gehört die Kultur der Maya, wie auch von Tiahuanaco, der Pueblo und anderer kleinerer Stämme und Zentren. Ihre Merkmale sind den prähistorischen Spuren einer Art südlichen Gürtels ziemlich ähnlich, der vom pelagischen Mittelmeer bis zu den Resten der vorindo-europäischen Kultur von Mohenjo-daro (Indien) hin zu analogen Spuren des vordynastischen China reicht.

Rasse» angehören kann. So herrscht nach Evola in der heutigen modernen Welt unabhängig von verschiedenen körperlichen Rassen in allen Erdteilen dieselbe geistige Rasse (rein materialistische Ausrichtung). Wenn Evola von Rasse spricht, denkt er auf Grund seiner Einstellung vor allem an die geistige Rasse, denn der Geist bestimmt den Körper und baut die Welt.

² Vgl. V. PAPPESO, *Inni del Rg-Veda*, Bologna, 1920, Bd. I, S. 65. *Inni deW Atharva-Veda*, Bologna, 1933, S. 29. Darüber hinaus ist im *Rg-Veda*, X, 15, 6, die südliche Richtung die des Opfers für die Väter, deren Weg dem nördlichen der Sonne und der Götter entgegengesetzt ist: Im Süden werden nach den magischen Praktiken des Atharva-Veda die dunklen und dämonischen Kräfte der Zerstörung angerufen, und dort wird auch das rituelle Feuer angezündet, das gegen den Geist des Toten «Schutz und Waffe» bieten soll. (*Atharva-Veda*, XVIII, 4, 9)

³ Vgl. DAWSON, *Age of the Gods*, a. a. O., passim.

Diese Kultur hat vorwiegend demetrisch-priesterlichen Charakter; neben einer starken chthonischen Komponente bleiben zwar vielfach Sonnensymbole erhalten, die aber verändert und geschwächt werden, so daß man vergeblich nach Elementen suchen würde, die das Prinzip der spirituellen Männlichkeit und der olympischen Überlegenheit hochhalten. Das gilt also auch für die Maya-Kultur. In dieser Kultur stehen an erster Stelle Priester und Göttergestalten, die für sich die Zeichen der höchsten Herrschaft und des Königtums beanspruchen. Charakteristisch ist die bekannte Maya-Gestalt aus dem *Codex Dresdensis*: Dort sehen wir eben die Gottheit, Kakulkalkan, mit den Zeichen des Königtums und vor ihr einen knieenden Priester, der an sich selbst ein blutiges, todbringendes Opfer vollzieht. Das Prinzip der Demeter führt damit schon zu «religiösen» Formen, bei denen Fasten und Kasteiungen den Fall des Menschen von seiner ursprünglichen Würde anzeigen. Die Maya begründeten, wie es scheint, ein Reich, das «Reich der großen Schlange» hieß (*Nachan* - ein ebenso häufiges wie bedeutungsvolles Symbol in dieser Kultur), das einen friedliebenden und nicht kriegerischen und heroischen Charakter trug. Die priesterlichen Wissenschaften erfuhren dort eine starke Entwicklung, aber nachdem ein hoher Grad an Reichtum erlangt war, verfiel das Reich schrittweise in eine genußsüchtige und aphroditische Kulturform. Von den Mayas scheint auch die Gestalt des Gottes Quetzalcoatl gekommen zu sein, der als atlantischer Sonnengott in einem friedlichen und beschaulich-bußfertigen Kult seine Männlichkeit verlor. Der Überlieferung gemäß hätte Quetzalcoatl dann zu einem bestimmten Zeitpunkt seine Völker verlassen und sich auf seinen atlantischen Sitz zurückgezogen, von woher er gekommen war.

Das hängt wahrscheinlich mit dem Auftreten der Völker der Nahua, der Tolteken und schließlich der Azteken zusammen, die über die Maya und ihre absterbende Kultur das Übergewicht erlangten und neue Staaten begründeten. Diese Völker haben Tulla und Aztlan, den nordatlantischen Sitz also, deutlicher in Erinnerung behalten und gehören wahrscheinlich zu einem Zyklus heroischer Art. Ihre letzte Schöpfung war das antike mexikanische Reich, dessen Hauptstadt der Sage nach an einem Ort gebaut wurde, wo ein *Adler* erschien, der in seinen Fängen eine *Schlange* hielt. Gleiches kann man von den Inka-Stämmen sagen, die, von der «Sonne» als Herrscher ausgesandt, das peruanische Reich begründeten, indem sie Völker viel tieferer Kultur und die in den Volksschichten gebliebenen animistischen und chthonischen Kulte unterwarfen.⁴ Sehr interessant ist dabei die Sage vom Riesengeschlecht von Tiahuanaco, in deren Himmel es nur den *Mond* gab (lunarer Zyklus mit titanischer Entsprechung) und das den Propheten der Sonne tötete und, als dann die Sonne erschien, ausgerottet und versteinert wurde, was man eben mit dem Auftreten der Inkas in Zusammenhang bringen kann. Ganz allgemein gibt es zahlreiche Sagen über weiße amerikanische Herr-

⁴ Für jeden neuen Inka-König bestand das Gesetz, das Reich weiter auszudehnen und anstelle des Eingeborenenkultes den Sonnenkult einzusetzen (vgl. CORNELIUS. *Weltgesch.*, a. a. O., S. 99, zu vgl. mit dem Hinweis auf die Legende von Jurupary auf S. 260).

schergeschlechter, die als Begründer von Kulturen von oben gekommen seien.⁵ In Mexiko finden wir einige charakteristische Zweiteilungen: Einen Sonnenkalender als Gegenstück zu einem Mondkalender, der anscheinend zur älteren Eingeborenenkultur gehörte und vor allem mit der Priesterklasse verbunden war; das aristokratische Erbsystem für Eigentum, dem ein kommunistisch-volkshafes entgegensteht, und schließlich die Gegnerschaft der Kulte der deutlich kriegerischen Gottheiten Uitzilopochtli und Tezcatlipoca mit dem überlebenden Quetzalcoatl. In den ältesten Überlieferungen dieser Kulturen finden sich wie in der Edda die Themen des Kampfes gegen die Riesen und eines letzten von einer «Sintflut» getroffenen Geschlechts. Wie sie sich zur Zeit der spanischen Invasion zeigte, wies die Kriegskultur dieser Völker jedoch einen typischen Verfall in Richtung eines besonders düsteren Dionysoskultes auf, den man als *Blutrausch* bezeichnen könnte. Die Themen des heiligen Krieges und des Heldentodes als unsterblich machendes Opfer (Themen, die bei den Azteken nicht weniger im Vordergrund standen als bei den nordeuropäischen Völkern oder bei den Arabern) vermischen sich hier mit einer Art Rausch an menschlichen Opfern in einem finsternen, wilden Überschwang, Leben zu vernichten, um den Kontakt mit dem Göttlichen aufrechtzuerhalten, und zwar in Form von derartigen, auch kollektiven, Metzelen, wie sie sich in anderen bekannten Kulturen nicht nachweisen lassen. Hier wie auch im Inka-Reich machten die Zustände des Verfalls und interne politische Streitigkeiten die völlige Auflösung jener Kulturen, die zweifellos eine ruhmreiche und solare Vergangenheit ihr eigen nannten, durch wenige Banden europäischer Abenteurer möglich. Es handelte sich also um Zyklen, deren innere Lebensmöglichkeiten schon lange erschöpft sein mußten, so daß man auch überhaupt kein Bestehenbleiben oder Wiederaufkommen des antiken Geistes in den Zeiten nach der Eroberung feststellen konnte.

Höchstens bei einigen Stämmen Nordamerikas erhielten sich im Geist und im Volk noch längere Zeit übriggebliebene Fragmente des antiken Erbes. Aber das heroische Element ist auch hier manchmal verändert, was sich vor allem in Grausamkeit und Härte zeigt. Trotzdem kann man größtenteils dem Urteil von Schuon zustimmen, der diesbezüglich von einer «äußerst vollkommenen menschlichen Gestalt» sprach, «deren Würde, Stolz, Aufrichtigkeit und geistige Kraft, deren Großzügigkeit und Heldenhaftigkeit - Eigenschaften einer Schönheit, die vom Adler und von der Sonne gleichzeitig kamen - Achtung einflößen und eine Geistigkeit erahnen lassen, ohne die diese Tugenden unverständlich und ohne ausreichenden Grund erscheinen würden.»⁶

Eine ähnliche Situation kann man übrigens auch in Europa in der späten Jungsteinzeit antreffen, wo es kriegerische Stämme gibt, die gerade darum

⁵ Vgl. L. SPENCE, *The mythologies of ancient Mexico and Peru*, London, 1914, S. 76-77. Gleichlautende Sagen finden sich auch in Nordamerika. Andererseits scheint aus Blutgruppenuntersuchungen zur Rassenfrage hervorzugehen, daß bei den Eingeborenen Nordamerikas und den Pueblos gewisse Blutähnlichkeiten mit den skandinavischen Völkern bewahrt blieben.

⁶ F. SCHUON, in *Etudes Traditionnelles*, 1949, III, S. 64.

als Halbbarbaren gegenüber den demetrisch-priesterlichen Kulturen erscheinen konnten, die sie überrannten, unterwarfen und in sich aufnahmen. In Wirklichkeit jedoch sind in ihnen außer einem gewissen Niedergang die Spuren der Formung durch den vorhergehenden Zyklus nordischer Geistigkeit sichtbar. Und das gilt sogar noch, wie wir sehen werden, für die späteren Nachfolger, für viele der nordischen Völker der Eroberungszeit.

In China beschränken wir uns auf die sehr bedeutungsvolle Tatsache, daß die Ritualistik Spuren einer antiken Übertragung der Dynastie nach weiblicher Linie bewahrt.⁷ Dem steht offensichtlich der Geist der späteren, schon erwähnten kosmokratischen Auffassung gegenüber, dergemäß der Kaiser eindeutig die Funktion des Männlichen und des Poles angesichts der Gesamtheit der Kräfte nicht nur des *demos*, sondern auch der Welt verkörpert, und ebenso der Geist einer der strengsten Formen des Vaterrechtes, wie sie das geschichtliche China aufwies. Auch die vor nicht allzu langer Zeit entdeckten Spuren (Smith) einer der Maya ähnlichen Kultur mit linearen Schriftzeichen, als unerwartete, verborgene Schicht, die noch älter ist als die an sich schon so alte chinesische Kultur, könnte darauf schließen lassen, daß auf eine demetrisch-atlantische Phase⁸ auf noch unerklärliche Weise ein solarer Zyklus folgte, der übrigens nicht immer alle Spuren der ersten Kultur zu verwischen vermochte. Tatsächlich erhielten sich Ausläufer davon in jenen metaphysischen Auffassungen, die Überreste der archaischen Vorstellung verraten, wonach der «Himmel» mit einer Frau oder Mutter als erste Schöpferin des gesamten Lebens verglichen wird; dann im oftmaligen Vorrang der Linken über die Rechte, im Gegensatz zwischen einer lunaren und einer solaren Kalenderberechnung, mit der sich die erstere vermischte, und schließlich im tellurischen Element des volkstümlichen Dämonenkultes, im schamanischen Ritual mit seinen ungeordneten und frenetischen Formen und in der Ausübung einer Magie, die ursprünglich ein fast ausschließliches Vorrecht der Frauen darstellte. Das alles stand im Gegensatz zur von Mystizismus so freien und beinahe olympischen Strenge der offiziellen patrizischen und kaiserlichen Religion Chinas. Ethnisch kann man im Fernen Osten das Zusammentreffen zweier entgegengesetzter Strömungen feststellen, wovon die eine mit den Merkmalen ural-altaischer Völker (wo wiederum eine indo-europäische Komponente vorhanden ist) aus dem Westen kommt und die andere zum süd-orientalischen und allgemeinen südlichen Komplex gehört. Die Zeiträume, in denen Elemente der ersten Strömung vorherrschten, waren auch die der Größe Chinas; gerade für sie war die Ausrichtung auf Krieg und Eroberung charakteristisch, wie sie dann später im nipponischen Zyklus durch eine gleichartige Vermischung besonders stark im Vordergrund stand. Eine spezielle Untersuchung könnte sicherlich viele ähnliche Sachverhalte ans Licht bringen. Im antiken China spielte das «polare»

⁷ Vgl. MASPERO, *Chine Ant.*, a. a. O., S. 153.

⁸ Vgl. H. SCHMIDT, *Prähistorisches aus Ostasien*, (Zeitsch. f. Ethnol., 1924, S. 157) zur Möglichkeit zivilisatorischer Unternehmungen abendländischen Ursprungs in Fernost zur Zeit der Jungsteinzeit.

Symbol der Zentralität eine herausragende Rolle; damit steht sowohl die Auffassung als «Reich der Mitte» in Verbindung, die noch von örtlich spezifischen, geographischen Wesensmerkmalen unterstrichen wurde, als auch das häufige Vorkommen des Gedankens der «gerechten goldenen Mitte» und des «Ausgleichs» in Standpunkten, die sich bis in den ethischen Bereich hinein erstrecken und eine besondere - geklärte und rituelle - Ausgestaltung des Lebens mit sich brachten. Wie im antiken Rom wiesen auch hier die Träger der Macht gleichzeitig religiösen Charakter auf: Die Gestalt des «Priesters» erschien erst zu einem späteren Zeitpunkt und im Zusammenhang mit fremden Kulturen. Die Grundlage der chinesischen Weisheitstradition, das Y-ching, wird übrigens auf eine Königsgestalt, Fo-hi, zurückgeführt, wie auch nicht Priestern oder «Weisen», sondern Herrschern die wesentlichen Kommentare dieses Textes zugeschrieben werden. Die dort enthaltenen Grundsätze, die nach Fo-hi ihrerseits wieder auf eine äußerst weitentfernte und schwer zu bestimmende Vergangenheit zurückgehen, bildeten die gemeinsame Basis für zwei jüngere Lehren, die auf den ersten Blick wegen der verschiedenen Bereiche, die sie abdecken, nur wenig Berührungspunkte zu haben scheinen, nämlich den Taoismus und den Konfuzianismus⁹. Diese zwei Lehren hatten tatsächlich den Zweck, in einer Zeit latenter Krise und Aufweichung den rechtmäßigen Zustand wiederherzustellen, und es gelang ihnen auch, einerseits das metaphysische Element (mit initiatischen und esoterischen Entwicklungen) und andererseits das ethisch-rituelle Element so zu beleben, daß sich in China eine reguläre traditionale Kette ohne Unterbrechung mit größter Festigkeit bis in relativ moderne Zeiten hinein erhielt.

Das gleiche kann man, sogar im größeren Maße, auch von Japan sagen. Der Schintoismus, ihr landeseigener traditionaler Kult, zeugt von einem Einfluß, der eine zum Teil mit einer primitiven Schicht verbundene Kultgemeinschaft ausrichtete und auf eine höhere Ebene hob (aus dem Bestehen des isolierten weißen Stammes der Ainu kann man allerdings nichts Besonderes ableiten). In der geschichtlichen Zeit steht im Mittelpunkt des Schintoismus der Kaisergedanke, wobei die kaiserliche Tradition mit der göttlichen Tradition gleichgesetzt wurde. «Ich folge dem Befehl und steige vom Himmel herab», sagt im *Ko-gi-ki* das Haupt der Dynastie. In einem Kommentar des Herrschers Hakabon Itoe steht geschrieben: «Der heilige Thron wurde geschaffen, als die Erde sich vom Himmel trennte (d. h., als die ursprüngliche Einheit zwischen Göttlichem und Irdischem aufhörte zu bestehen, der Einheit, von der besonders in der chinesischen Tradition charakteristische Spuren erhalten blieben, so daß z. B. vielfach <Natur> und <Himmel> in den Schriftzeichen, den Ideogrammen, gleich sind). Der Kaiser steigt vom Himmel herab, und er ist göttlich und heilig.» Auch das «sonnenhafte» Prinzip wird ihm zugeschrieben, wenn auch dabei eine nicht geklärte Überlagerung durch das weibliche Prinzip besteht: Der Ursprung geht nämlich auf die *Göttin* Amaterasu Omikami zurück.

⁹ Vgl. R. GUENON, *Taoisme et Confucianisme* in «Voile d'Isis», Nr. 152-153.

Auf dieser Basis ist das Regieren und Herrschen eins mit dem Kult, und der Begriff *matsurigoto* bedeutet sowohl Regierung als auch «Ausübung der religiösen Handlungen», und im Rahmen des Schintoismus beinhaltet die Loyalität, die unbedingte Treue dem Kaiser gegenüber, *ciü-ghi*, also auch einen religiösen Sinngehalt und wird zur Grundlage für jede Ethik: Jede verabscheuungswürdige, niedrige oder verbrecherische Handlung gilt nicht nur als Übertretung einer abstrakten, mehr oder minder harmlosen und «gesellschaftlichen» Norm, sondern als Verrat, Untreue und Schmach: Es gibt keine «Schuldigen», sondern eher «Verräter» und der Ehre unfähige Wesen.

Diese allgemeinen Werte hatten eine besondere Bedeutung bei den *bushi* oder *Samurai*, dem Kriegsadel, und dessen Ethik, dem *bushido*. Die traditionale Ausrichtung in Japan ist im wesentlichen aktiv-kriegerisch, besaß aber als Gegenstück eine innere Erziehung. Die Ethik der Samurai hat einen sowohl kriegerischen als auch asketischen Charakter mit sakralen und rituellen Aspekten und ähnelt damit deutlich der Ethik des ritterlichen und feudalen (auf dem Lehenswesen beruhenden) europäischen Mittelalters. Außer dem Schintoismus spielte auch der Zen, als esoterische Seite des Buddhismus, sowohl eine Rolle bei der Ausbildung der Samurai als auch bei der traditionellen Gestaltung verschiedener Aspekte und Sitten des japanischen Lebens im allgemeinen, bis hin zu den Künsten und zum Handwerk (das Vorhandensein von Sekten, die in jüngster Zeit den Buddhismus in aufgeweichten und religiösen Formen bis zum devotionalen Kult des Buddha Amitabha, des japanischen Amida, ausübten, hat keine wesentliche Änderung der vorherrschenden Linie des nipponischen Geistes bewirken können). Am Rande des *bushido* ist auch das Vorhandensein des traditionellen Gedankens eines Opfertodes im Kriege hervorzuheben, der bis zu den *kamikaze* reichte, den selbstmörderischen Flugzeugpiloten im Zweiten Weltkrieg.

Japan hat bis vor ganz kurzer Zeit ein einzigartiges Beispiel für das Nebeneinander-Bestehen-Können einer traditionellen Ausrichtung - bei gleichzeitiger Annahme der Strukturen einer modernen, technischen Zivilisation im materiellen Bereich - gegeben. Mit dem Zweiten Weltkrieg ist eine tausendjährige Kontinuität gebrochen, das Gleichgewicht aufgehoben und der letzte Staat zum Verschwinden gebracht worden, in dem auf der Welt noch das Prinzip des «sonnenhaften» Königtums rein göttlichen Rechts anerkannt worden war. Das Schicksal des «dunklen Zeitalters», sein Gesetz, wonach das technische und industrielle Potential und die organisierte materielle Macht im Aufeinandertreffen der Kräfte der Welt die entscheidende Rolle spielt, hat mit dem Ausgang des letzten Krieges auch das Ende dieser Tradition besiegelt.

Für Ägypten können aus dem Mythos außer metaphysischen Sinngehalten auch einige Fakten über die Urgeschichte seiner Kultur herausgelesen werden. Die Überlieferung von einer uralten Dynastie von «göttlichen Toten», die mit den sogenannten «Anhängern von Horus dem Alten» - *Shemsu Heru* - verschmelzen und die durch die Hieroglyphe des Osiris als Herr des «heiligen Landes im Westen» ausgezeichnet sind und die aus dem

Westen gekommen sein sollen¹⁰, kann vielleicht die Erinnerung an einen atlantischen Urstamm als Kulturbringer und Herrscher enthalten. Man beachte, daß nach dem Titel, der für die göttlichen Könige Verwendung fand, Horus ein Gott ist, der wie Apoll aus Gold besteht, d. h. also mit der Urtradition verbunden ist. In Ägypten gab es dann noch die Symbolik der «zwei» feindlichen Brüder - Osiris und Seth - und ihres Kampfes. In den ägyptischen Überlieferungen haben wir einige Spuren, die ein ethnisches Gegenstück dazu aufzeigen, so daß man im Kampf der zwei Brüder auch den Kampf zweier Stämme sehen kann, die damals den Geist des einen bzw. des anderen Gottes zum Ausdruck brachten.¹¹ Wenn der Tod des Osiris durch Seth neben der schon im ersten Teil erläuterten «Opfer»-Bedeutung auf geschichtlicher Ebene eine Krise zum Ausdruck bringen soll, mit der die erste Ära, die sogenannte Ära der «Götter», Θέοι¹², zu Ende ging, so könnte die Wiederauferstehung des Osiris in Horus vielleicht eine Wiederherstellung in Zusammenhang mit der zweiten ägyptischen Ära bedeuten, die die Griechen τιμηθιοι-Ära (Ära der Halbgötter) nannten und die einer der Formen des «heroischen» Zyklus des Hesiod entsprechen könnte. Diese zweite Ära schließt nach der Tradition mit Menes ab, und der Titel *Hör ähä*, der kämpfende Horus, der diesem König gegeben wurde, unterstreicht deutlich einen solchen Sinngehalt.

Trotzdem sollte sich die anfänglich von Ägypten überwundene Krise später wiederholen und mit einer Auflösung enden. Ein Hinweis darauf ist die Demokratisierung des Begriffs der Unsterblichkeit, die schon gegen Ende des alten Reiches (VI. Dynastie) feststellbar ist; ein weiterer ist die Veränderung des Charakters der geistigen Zentralität, der «inwohnenden Transzendenz» des Herrschers, der dazu neigt, ein einfacher Vertreter des Gottes zu werden. Im späteren Ägypten gewann neben der solaren Ausrichtung die chthonisch-lunare, die mit der Gestalt der Isis, der «Mutter aller Dinge, Herrin der Welt, geboren am Anfang der Jahrhunderte»¹³, verknüpft war, deutlich an Macht. Äußerst bezeichnend ist dabei die Legende, in der Isis als Zauberin angesehen wird und «Herrin der Welt und eine der Sonne (Rä) ähnliche Göttin im Himmel und auf Erden werden will». Zu diesem Zweck lauert sie sogar Rä auf, während er sich auf dem «Thron der zwei Horizonte» niederläßt: Sie veranlaßt, daß eine *Schlange* ihn beißt und der vergiftete Gott erlaubt ihr dann, daß sein «Name» auf sie übergeht.¹⁴

¹⁰ Vgl. E. A. WALLIS BUDGE, *Egypt in the neolithic and archaic Periods*, London, 1902, S. 164-165. Der erste Kolonisator Ägyptens, Anzj, wurde Osiris gleichgesetzt.

¹¹ Vgl. MORET, *Royaut. phar.*, a. a. O., S. 7-8.

¹² Die von EUSEBIUS überlieferte Tradition erwähnt sogar eine Zwischenzeit, die auf die «göttliche» Dynastie folgte und die durch Mondmonate gekennzeichnet gewesen sei (vgl. W. BUDGE, a. a. O., S. 164). Weiterhin besteht ein unzweifelhafter Zusammenhang zwischen Seth und dem weiblichen Element, erstens, weil Seth selbst vorwiegend als weiblich aufgefaßt wurde, und zweitens, weil Isis, die die Hauptgöttin des ägyptischen Niedergangszyklus sein wird, trotz der Suche nach dem getöteten Osiris auch diejenige ist, die den *Befehl* des Horus mißachtet und Seth befreit. (Vgl. PLUTARCH, *Über Isis und Osiris*, § XII, ff.)

¹³ APULEIUS, *Der goldene Esel*, XI, 5.

¹⁴ Vgl. BUDGE, *Book of the Dead.*, a. a. O., S. LXXXIX ff.

So kommen wir einer Mutterkultur näher. Osiris wird vom Sonnengott zum Mondgott, zum Gott der Wasser im phallischen Sinne und zum Gott des Weines d. h. des dionysischen Elementes, während Horus, bei der Heraufkunft von Isis, zu einem bloßen Symbol der vergänglichen Welt abfällt.¹⁵ Das Pathos des «Todes und der Wiederauferstehung» von Osiris nimmt schon mystische und gefühlsbetonte Töne an, im klaren Gegensatz zur freigelösten Sonnenhaftigkeit von Rā und von «Horus dem Alten» im aristokratischen Kult. Oft wird eine göttliche Frau, deren Urbild eben Isis ist, zur Mittlerin der Wiederauferstehung und des ewigen Lebens; es sind Königinnen, die vorwiegend den Lotus der Wiedergeburt und den «Schlüssel des Lebens» überbringen. Das spiegelt sich auch in der Ethik und in den Sitten wider sowie in der isischen Vorherrschaft der Frau und der Königin, von der uns Herodot und Diodoros im Hinblick auf die Zeit der spätägyptischen Gesellschaft berichtet haben. Das findet dann bezeichnenden Ausdruck in der Dynastie der sogenannten «göttlichen Anbeterrinnen» der nubischen Zeit.¹⁶

Im Zusammenhang damit ist es charakteristisch, daß sich das Zentrum vom königlichen zum priesterlichen Symbol hin verschiebt. Gegen die XXI. Dynastie zeigen die ägyptischen Priester, statt danach zu trachten, dem göttlichen König zu Diensten zu sein, Neigung, selbst Herrscher zu werden, und es bildet sich die thebanische Dynastie der königlichen Priester auf Kosten der Pharaonen. Damit hatte man eine priesterliche Theokratie anstelle des ursprünglichen Gottkönigtums¹⁷: eine charakteristische Erscheinung für das Licht des Südens. Von diesem Zeitpunkt an sind die Götter immer weniger verkörperte Gegenwärtigkeit, sondern werden transzendente Wesenheiten, deren Wirkkraft zu regeln im wesentlichen dem Priester zukommt. Das magisch-solare Stadium geht unter, das «religiöse» steigt auf: Gebet anstelle des Befehles, Wunsch und Gefühl anstelle der Identifikation und der zwingenden Technik. So konnte ζ. B. der antike ägyptische Beschwörer sagen: «Ich bin Ammon, der seine Mutter befruchtet. Ich bin der große Träger der Macht, der Herr des Schwertes. Steh nicht auf gegen mich - ich bin Seth! Berühre mich nicht - ich bin Horus!» Und vom zu Osiris gewordenen Menschen konnte man sagen: «Ich steige auf wie ein lebender

¹⁵ Vgl. PLUTARCH, *Über Isis und Osiris*, XXXIII, LVIII (Osiris ist das Wasser); XU (Osiris ist das Mondlicht); XXXIII-XXXIV (Verbindung des Osiris mit Dionysos und dem feuchten Prinzip); XLIII (Horus ist die vergängliche Wirklichkeit). Das geht sogar so weit, daß man Osiris selbst als «Hysiris», als Sohn der Isis (XXXIV) ansieht.

¹⁶ Das Verhältnis war in der ältesten ägyptischen Gesellschaft völlig anders und TROVATELLI (*Civiltà e legisl. dell'ant. Oriente*, a. a. O., S. 136-138) ruft diesbezüglich richtigerweise die Figur des Ra-em-ke in Erinnerung, wo die königliche Frau kleiner dargestellt wird als der Mann, um ihre niedrigere Stellung und Untertanenschaft anzuzeigen und wo sie in Anbetungsstellung hinter ihm steht. Erst zu einem späteren Zeitpunkt nimmt Osiris den vorher erwähnten lunaren Charakter an und erscheint Isis als die «Lebende» im höheren Sinn und als die «Mutter der Götter» (vgl. BUDGE, a. a. O., S. CXIII, CXIV. Für weitere Spuren der ersten Epoche vgl. BACHOFEN (*Mutterrecht*, § 68) und vor allem HERODOT (II, 35) mit der überlieferten Tradition, nach der keine Frau in Ägypten Priesterin gewesen war, und zwar wieder im Kult männlicher noch weiblicher Gottheiten.

¹⁷ Vgl. MORET, *Royaul. Phar.*, a. a. O., S. 208, 314.

Gott», «ich bin der einzige, mein Sein ist das Sein aller Götter, in Ewigkeit», «wenn er (der Auferstandene) will, daß ihr sterbt, o Götter, dann werdet ihr sterben; wenn er will, daß ihr lebt, werdet ihr leben», «Du befiehlst den Göttern». In den letzten Formen hingegen ist es die mystische Inbrunst und das Anflehen, die in den Vordergrund treten: «Du bist Ammon, der Herr der Schweigenden, der auf den Ruf der Armen herbeieilt. Ich schreie nach Dir in meiner Qual ... in Wirklichkeit bist Du der Retter!»¹⁸. So geht der solare ägyptische Zyklus mit einem Verfall im Zeichen der Mutter zu Ende. Von Ägypten sollen, den griechischen Historikern gemäß, die hauptsächlich demetrisch-chthonischen Kulte auf die Pelasger und dann die Hellenen übergegangen sein.¹⁹ Jedenfalls ist Ägypten mit einer Kultur des Isis-Typus und mit den Ausläufern einer vor allem «lunaren» Weisheit (wie sie auch die Lehre des Pythagoras kennzeichnet) und ebenso mit den Fermenten einer aphroditischen Zersetzung sowie eines aufgeregten, wirren und weltflüchtigen Volksmystizismus zuletzt in der Dynamik der Mittelmeerkulturen anzutreffen. Die Mysterien der Isis und des Serapis und die königliche Hetäre Kleopatra sind schließlich alles, was Ägypten den Kräften des Römertums entgegenzusetzen weiß.

Wenn wir von Ägypten zu Chaldäa und Assyrien übergehen, finden wir das Thema der Kultur des Südens, ihrer Materialisierungen und Entstellungen in noch deutlicherer Form und schon in ältesten Zeiten vor. Bereits für den allerersten Nährboden jener Völker, der aus dem sumerischen Element besteht, ist eine himmlische Urmutter, die die verschiedensten geoffenbarten Gottheiten überragt, kennzeichnend, weiterhin ein «Sohn», den sie ohne Vater zur Welt bringt und der manchmal die Züge eines «Helden» und dann wieder eines «Gottes» aufweist, der aber vor allem dem Gesetz des Sterbens und Wiederauferstehens unterliegt.²⁰ In der späthethitischen Kultur hat die Göttin Vorrang vor dem Gott, übernimmt schließlich sogar die Attribute des Kriegsgottes und erscheint wie eine amazonische Göttin; und neben Eunuhenpriestern sehen wir bewaffnete Priesterinnen der großen Göttin. In Chaldäa fehlte der Gedanke des göttlichen Königtums beinahe völlig; abgesehen von geringen, auf die ägyptische Tradition zurückgehenden Einflüssen, sehen sich die chaldäischen Könige nur als «Stellvertreter» - *patesi* - der Gottheit, als Hirten dazu auserwählt, die menschliche Herde zu führen, aber nicht als göttliche Naturen.²¹ In dieser Kultur verlieh man den Königstitel «mein Herr» oder «meine Herrin» vor allem dem Stadtgott. Der menschliche König hatte die Stadt vom Gott als Lehen empfangen und wurde von ihm im Sinne eines Vertreters zum Fürsten gemacht. Sein Titel »*en*« ist vor allem priesterlich: er ist der Priester, der Hirte im Sinne eines Stellvertreters.²² Die

¹⁸ Texte bei K. G. BITTNER, *Magie, Mutter aller Kultur*, München, 1930, S. 140-143; MERESCHKOWSKIJ, *Myst. de l'Orient*, a. a. O., S. 163.

¹⁹ Vgl. ζ. B. HERODOT, II, 50; II, 171.

²⁰ Vgl. A. JEREMIAS, *Handb. der altorientalischen Geisteskultur*, Leipzig 1929.

²¹ Vgl. MASPERO, *Hist. peupl. Or. class.*, a. a. O., Bd. I, S. 703; Bd. II, S. 622

²² Vgl. P. T. PAFFRATH, *Zur Götterlehre in den altbabylonischen Königsinschriften*, Paderborn, 1913, S. 35-37, 37-39, 40.

Priesterkaste blieb eine besondere Kaste, und im Grunde herrschte sie.²³ Charakteristisch ist die jährliche Demütigung des Königs in Babylon, wo er vor dem Gott die Königsinsignien ablegt, das Kleid eines Sklaven anzieht, den Gott anruft, ihm seine «Sünden» beichtet und dann vom Priester, der die Gottheit vertritt, geschlagen wird, bis er in Tränen ausbricht. Die babylonischen Könige galten oft als von der «Mutter» - Ishtar-Mami - «geschaffen». Im *Kodex Hammurabi* ζ. B. empfängt Hammurabi von der Göttin seine Krone und sein Zepter, und König Assurbanipal sagt zu ihr: «Von Dir erflehe ich das Geschenk des Lebens.» Die Formel: «Allmächtige Königin, gnadenreiche Beschützerin, außer Dir gibt es keine Zuflucht» bleibt ein charakteristisches Eingeständnis für die Seele Babylons und für das Pathos, mit dem sie das Heilige umgibt.²⁴

Auch die chaldäische Wissenschaft, die den Höhepunkt dieses Kulturzyklus ausmacht, gehört größtenteils zum lunar-demetrischen Typus: Es ist eine Wissenschaft der Sterne, die zum Unterschied von der ägyptischen, mehr den Planeten als den Fixsternen, mehr dem Mond als der Sonne zugewandt ist (für den Babylonier ist die Nacht heiliger als der Tag: Sin, der Gott des Mondes, herrscht über Shamash, den Gott der Sonne); es ist eine Wissenschaft, die im Grunde genommen untrennbar mit dem Fatalismus verbunden ist, dem Gedanken der Allmacht eines Gesetzes oder einer «Harmonie» und einer geringen Empfindungsfähigkeit für wahre Transzendenz, so daß er eine naturhafte und antiheroische Beschränkung auf geistigem Gebiet darstellt. Was die spätere Kultur desselben Volkes, die assyrische Kultur, anbelangt, so stechen in ihr vor allem die Merkmale der titanischen und aphroditischen Zyklen hervor. Hier treten einerseits männliche Geschlechter und Gottheiten gewalttätiger, brutal sinnlicher, grausamer und kriegslüsterner Art in Erscheinung, und andererseits zeigt sich eine Spiritualität, die in aphroditischen Darstellungen eben in der Art der großen Mütter gipfeln, der die erwähnten männlichen Geschlechter und Gottheiten schließlich untergeordnet werden. Wenn mit Gilgamesch der sonnenhafte Held auftritt, der die Göttin verachtet und von sich aus zur Eroberung des Lebensbaumes schreitet, so schlägt dieser Versuch des Gilgamesch doch fehl: das Geschenk der «ewigen Jugend», das zu erlangen ihm gelungen war, • indem er, übrigens mit Hilfe einer Frau, der «Jungfrau der Meere», das symbolische Land erreicht, wo der überlebende Held der vorsintflutlichen göttlichen Menschheit - Utnapishtim-Atrachasis, der Ferne - regiert und das er den Menschen bringen wollte, «damit sie das unsterbliche Leben genießen», wird ihm aufs neue von einer *Schlange* geraubt. Das könnte vielleicht zu einem Symbol erhoben werden für die Unfähigkeit eines so sehr materialisierten Kriegerstammes wie des assyrischen, zur transzendenten Ebene vorzudringen, wo eine Wandlung in ein «Helden»-Geschlecht vollzogen

²³ Vgl. E. CICCOTTI, *Epitome storica dell'anichità*, Messina, 1926, S. 49.

²⁴ Das, was MERESCHKOWSKU (*a. a. O.*, S. 274) sagt, ist weitestgehend richtig: daß Ägypten die «Sünde» und die «Reue» nicht kennt, Babylon sie aber sehr wohl kennt. Ägypten bleibt vor Gott stehen, Babylon wirft sich nieder.

werden könnte, das tatsächlich würdig ist, das «Geschenk des Lebens» aufzunehmen und zu bewahren sowie die Urtradition wieder zu erwecken. Andererseits finden sich in diesen Kulturen genauso, wie die assyrisch-chaldäische Zeitrechnung im Gegensatz zur sonnenbezogenen ägyptischen auf den Mond bezogen ist, immer wieder Spuren einer aphroditischen Frauenherrschaft: Mag als ein Beispiel für viele Semiramis genügen, die als ein Spiegelbild der Beziehungen des von Ishtar und Ninip-Ador gebildeten göttlichen Paares die tatsächliche Herrscherin des Reiches von Ninus und des verweiblichten Sardanapal war. Wenn es auch im sittlichen Bereich scheint, daß bei diesen Völkern anfangs zwar die Frau eine Vorrangstellung einnahm, später aber der Mann die führende Rolle bekam²⁵, so kann dieser Übergang sicherlich analog als ein Zeichen einer größeren Bewegung verstanden werden, die jedoch viel eher einen weiteren Niedergang anzeigt als eine Wiederbesinnung. Das Nachfolgen der Assyrer auf die Chaldäer ist tatsächlich in mancher Hinsicht ein Übergang von einem demetrischen Stadium zu einem «titanischen», was besonders dadurch zum Ausdruck kommt, daß auf das chaldäische, lunar-astrologische Priestertum die kriegerische Wildheit der Assyrer folgte. Es ist auch sehr bedeutsam, daß die Sage eine Beziehung zwischen Nimrod, dem man die Gründung Ninives und des assyrischen Reiches zuschreibt, und den Nephilim sowie anderen vorsintflutlichen «Riesen» herstellt, die mit ihrer Gewalttätigkeit schließlich «die Wege des Fleisches auf Erden verderbt» hätten.

²⁵ MASPERO, *a. a. O.*, Bd. I, S. 733; FRAZER, *Atys et Osiris*, *a. a. O.*, S. 41: «Auch bei den Semiten der Antike scheinen, obwohl das Patriarchat schließlich gesiegt hat, in den Fragen der Abstammung und des Eigentums Spuren eines älteren, matriarchalen Systems mit viel lockeren geschlechtlichen Beziehungen für lange Zeit in der Religion fortgelebt zu haben.»

b) Hebräischer Zyklus - Östlich-arischer Zyklus

Dem mißglückten heroischen Versuch des Chaldäers Gilgamesch entspricht der Fall Adams im Mythos einer anderen Kultur desselben semitischen Zyklus, nämlich der hebräischen. Hier geschieht etwas Charakteristisches und Fundamentales: die Verwandlung dessen in *Sünde*, was in der indo-europäischen Form des Mythos als heroische Kühnheit erscheint, die oft von Erfolg gekrönt ist und sogar im Gilgamesch-Epos nur deshalb schlecht ausgeht, weil sich der Held von einem «Schlaf»-Zustand überraschen läßt. Im Rahmen des hebräischen Semitismus verwandelt sich der Mann, der versucht, sich wiederum des symbolischen Baumes zu bemächtigen, eindeutig in einen von der Frau verführten Menschen und in einen Sünder, den ein Fluch trifft, den er auf sich nehmen muß, wozu eine Strafe kommt, die er gegenüber einem furchterregenden, eifersüchtigen und allmächtigen Gott in heiliger Angst abbüßen muß: ohne daß er schlußendlich eine bessere Hoffnung hat, als die auf einen «Erlöser», der ihn von außen her loskaufen wird.

In der antiken hebräischen Tradition gibt es gewiß auch andersartige Elemente. Moses z. B. wurde als ein «den Wassern Entronnener» aufgefaßt, mag er sein Leben auch einer königlichen Frau verdanken, und das Geschehen des «Exodus» kann auch esoterisch gedeutet werden. Neben einem Elias und einem Henoch ist auch Jakob ein Sieger über Engel, und damit im Zusammenhang stehend, bedeutet sogar das Wort «Israel» nichts weniger als «Sieger Gottes». Diese Elemente sind jedoch eher selten und zeigen ein eigenartiges Schwanken an, das für die hebräische Seele im allgemeinen kennzeichnend ist: einerseits Schuldgefühl, Selbsterniedrigung, Entweihung, Sinnlichkeit und andererseits fast luziferischer Stolz und Erhebungswille. Vielleicht steht damit im Zusammenhang, daß die initiatische Tradition des Hebräertums, die als Kabbala eine wichtige Rolle im europäischen Mittelalter innehatte, besondere Züge der Involution aufweist, ja manchmal sogar zu einer «verfluchten Wissenschaft» wird.

Fest steht, daß sich dem Hebräer im allgemeinen das Jenseits in Form des dunklen und stummen *cheol* darstellt, einer Art Hades ohne den Ausgleich einer «Insel der Helden», so daß man annahm, daß diesem nicht einmal heilige Könige wie David entrannen. Der Weg der «Väter» also und die immer größer werdende Entfernung zwischen Menschen und Gott stehen im Vordergrund. Aber auch hier haben wir eine bezeichnende Zweischneidigkeit. Einerseits ist für den alten Hebräer Jehovah der wahre König, so daß die königliche Würde im vollen traditionellen Sinn einer Einschränkung des Rechtes Gottes verdächtigt wurde (ob geschichtlich oder nicht, so bleibt diesbezüglich die Gegnerschaft Samuels gegen die Einsetzung des Königtums doch bezeichnend). Andererseits sah sich das hebräische Volk als «auserwähltes Volk» und «Volk Gottes», dem die Herrschaft über alle Völker und der Besitz aller Reichtümer der Erde versprochen worden war. Und der iranischen Tradition wurde sogar das Thema des Helden Caoshianc entnom-

men, der im Hebräertum zum «Messias» wird, wobei er für eine gewisse Zeitspanne noch die Züge einer Erscheinungsform des «Gottes der Heere» bewahrte.

Dazu mag in Beziehung stehen, daß man im antiken Hebräertum deutlich die Anstrengungen einer Priesterelite sehen kann, eine verwirrende, vielfältige und unruhige ethnische Substanz in eine Einheit zu bringen, indem sie als Grundlage für eine «Form» das «Gesetz» ausgab und daraus den Ersatz dessen macht, was bei anderen Völkern die Einheit des gemeinsamen Vaterlandes und des gemeinsamen Ursprungs ist. Aus dieser formgebenden Tat allgemein, die an sakrale und rituelle Werte geknüpft war, die von der antiken Torah bis zum Talmudismus reichen, erstand der hebräische Typus als Typus einer viel eher seelischen als körperlichen «Rasse».²⁶ Aber der ursprüngliche Nährboden verlor nie völlig seinen Einfluß, wie das auch von der antiken hebräischen Geschichte durch das immer wiederkehrende Sich-Entfernen Israels von seinem Gott und das Wiederversöhnen mit ihm bewiesen wird. Dieser Gegensatz und die entsprechende Spannung erklären auch manche Formen, die das Hebräertum in späteren Zeiten annehmen sollte.

Wie auch für andere Kulturen war gleichermaßen für das Hebräertum der Zeitraum zwischen dem 7 und 6. vorchristlichen Jahrhundert von einem charakteristischen Umbruch gekennzeichnet. Als das militärische Glück Israel verlassen hatte, ging man daran, die Niederlage als Strafe für eine «Sünde» zu deuten, und man erwartete, daß nach der Sühne Jehovah sein Volk wiederum unterstützen und ihm die Macht zurückgeben würde. Das zeigt sich bei Jeremias und beim zweiten Jesaja. Aber da dies nicht geschah, zerbrach der prophetische Glaube in einen apokalyptisch-messianischen Mythos, in die Vision eines Heilands, der Israel erlösen würde. Damit setzt ein Zerfallsprozeß ein. Was von der traditionellen Komponente kam, wird zum rituellen Formalismus, der immer abstrakter und vom Leben losgelöster wurde. Wenn man dabei weiß, welche Rolle in diesem Zyklus die priesterlichen Wissenschaften chaldäischer Art spielten, hat man die Möglichkeit, alles das auf seinen Ursprung zurückzuführen, was späterhin abstrakter und manchmal auch mathematischer Gedanke im Hebräertum war (bis zur Philosophie Spinozas und zur modernen «formalen» Physik). Aber auch in der Entwicklung des antiken hebräischen Geistes soll ein charakteristisches Moment hervorgehoben werden. Im Zeitraum der schon erwähnten Krise bildete sich zurück, was sich an Reinem und Männlichem im antiken Kult Jehovahs und im kriegerischen Ideal des Messias erhalten konnte. Schon mit Jeremias und Jesaja macht sich eine auseinandergebrochene Spiritualität breit, die das priesterlich-rituelle Element verdammt, verachtet und als untergeordnet einstuft. Eben das macht die Bedeutung des hebräischen «Propphetentums» aus, das anfänglich Ähnlichkeit mit den sich weithin

²⁶ Israel war ursprünglich keine Rasse, sondern ein Volk, eine ethnische Mischung. Hier sehen wir den typischen Fall, wie eine Tradition eine Rasse «erschaffen» hat, natürlich vor allem eine seelische «Rasse».

ausbreitenden und ekstatischen Kulturen der südlichen Völker hatte. An die Stelle der vorübergehenden Gestalt des «Sehers» - *röeh* - tritt der vom Geist Gottes Besessene²⁷. Dabei vereinigen sich das Pathos der «Diener des Ewigen», das das stolze, wenn auch fanatische Vertrauen des «Volkes Gottes» verdrängte, und ein zweifelhafter apokalyptisch gefärbter Mystizismus. Dieses Wesensmerkmal trägt, nachdem es sich vom antiken hebräischen Gefüge losgelöst hatte, vorrangig zur allgemeinen Krisenbewegung der antiken traditionellen Welt des Abendlandes bei. Der Diaspora, der Zerstreuung des hebräischen Volkes, entsprechen eben diese Wirkungen der geistigen Auflösung eines Zyklus, der keine «heroische» Wiederherstellung kannte und in dem eine Art inneren Bruches die antitraditionalen Vorgänge erleichterte.

Obwohl es sich um einen Zyklus handelt, der in einem erst viel späteren Zeitraum entstand, in dem nur noch die Geschichte der europäischen Kultur zu besprechen sein wird, müssen wir doch auf eine letzte Tradition hinweisen, die sich bei den Rassen semitischen Ursprungs bildete, aber die schon vorhin besprochenen negativen Momente in bemerkenswerter Weise überwand: den *Islam*. Wie beim priesterlichen Hebräertum stehen auch hier das Gesetz und die Tradition als formende Kräfte im Mittelpunkt, denen sich jedoch in den damaligen arabischen Staaten eine bedeutend reinere und vom Kriegesgeist erfüllte Materie darbot. Das islamische Gesetz, *shäryah*, ist ein göttliches Gesetz; seine Grundlage, der Koran, gilt als das Wort Gottes selbst, *kalam Allah*, als außermenschliches Werk und als «nicht geschaffenes» Buch, das seit ewig in den Himmeln bestanden hat. Obwohl sich der Islam als «die Religion Abrahams» bezeichnet und in Abraham auch den Begründer der Kaaba sehen will, in der der «Stein», das Symbol des «Zentrums», wieder in Erscheinung tritt, steht doch fest, daß der Islam seine Unabhängigkeit vom Hebräertum und Christentum immer behauptet hat und daß das Zentrum der Kaaba mit dem erwähnten Symbol vorislamisch ist und schwierig festzustellende, weit zurückliegende Wurzeln hat; daß weiterhin in der esoterisch-islamischen Tradition die geheimnisvolle Gestalt des Khidr, der den biblischen Propheten überlegen sein und bereits vor ihnen existiert haben soll, den Bezugspunkt bildet. Der Islam schließt ein für das Hebräertum bezeichnendes Thema aus, das dann im Christentum Dogma und Grundlage des Christumysteriums wird: Der Mythos vom Fall Adams erhält sich nur weitgehend abgeschwächt und ohne daß in der Folge eine «Erbsünde» entsteht. In dieser sieht der Islam vielmehr eine «Täuschung des

" Die Propheten - *nebiin* - «sind ursprünglich Besessene, Personen, die entweder auf (t)un einer natürlichen Veranlagung oder mit künstlichen Mitteln ... einen solchen Zustand des Außer-Sich-Seins erreichen, daß sie beginnen, sich in gewisser Weise als andere Wesen zu fühlen, wobei sie von einer Macht, die höher als ihr Wille ist, beherrscht und mitgerissen werden ... Von da an sprechen nicht mehr sie, sondern der Geist des Gottes, der sich ihrer bemächtigt hat, spricht durch ihren Mund» (J. REVILLE, *Leprophetisme hebreux*, Paris, 1906, S. 5, 6). Daher wurden die Propheten von der traditionellen Priesterklasse als Wahnsinnige angesehen: als Gegensatz zum Propheten, *nabi*, scheint ursprünglich der höhere und «olympischer» Typus des Sehers - *röeh* - bestanden zu haben (*ebd.* S. 9).¹ Samuel 9,9: «Derjenige, der heute *nabi* heißt, hieß früher *röeh*».

Teufels» - *talbis Iblis* - ja, dieses Motiv wird in gewisser Weise sogar umgekehrt, indem der Fall Satans - Iblis oder Shaitans - im Koran (XVIII, 48) auf seine Weigerung zurückgeführt wird, sich gemeinsam mit den Engeln vor Adam niederzuwerfen. So wird auch die Vorstellung eines Erlösers oder Heilands, der im Christentum den Mittelpunkt bildet, nicht nur abgelehnt, sondern sogar die Mittlertätigkeit einer Priesterklasse wird verneint. Das Göttliche wird in absoluter monotheistischer Reinheit gesehen, ohne einen «Sohn», ohne die Eigenschaft eines «Vaters» und ohne eine «Mutter Gottes». Jeder Mensch ist als Muslim unmittelbar mit Gott verbunden und durch das Gesetz geheiligt, das in absolut einheitlicher Weise das Leben in all seinen Formen juridischer, religiöser und gesellschaftlicher Art durchdringt und organisiert. Wie erwähnt, galt im Ur-Islam als einzige Form der Askese die Tat als *ihad*, als «heiliger Krieg», als Krieg, der theoretisch bis zur vollständigen Errichtung des göttlichen Gesetzes nie unterbrochen werden darf. Und eben auf Grund des heiligen Krieges und nicht durch Predigen und Apostolat erfuhr der Islam eine so schnelle und wunderbare Ausdehnung, und es gelang nicht nur, das Kalifenreich zu schaffen, sondern vor allem die Einheit einer «geistigen Rasse» - *umma* -, die «islamische Nation», herauszubilden. Schlußendlich weist der Islam eine traditionale Vollständigkeit auf, da die Welt der *Shāryah* und der *Sunna*, des äußeren Gesetzes und der Tradition, ihre Ergänzung nicht so sehr in einer Mystik, sondern in echten und eigentlichen initiatischen Organisationen - *turuq* - findet, denen eine esoterische Lehre, *ta'wil*, und die metaphysische Doktrin der höchsten Identität, *tawhid*, zu eigen sind. Das in diesen Organisationen und im allgemeinen in der sogenannten *Shya* häufig anzutreffende Wissen um das *masum*, das Doppelvorrecht der *isma* oder Unfehlbarkeit in der Lehre und die Unmöglichkeit, von Schuld befleckt zu werden, das für die Oberhäupter gilt, die sichtbaren und unsichtbaren *Imam* und die *mujtahid*, weisen uns auf ein Volk hin, das ungebrochen und von einer Tradition geformt ist, die ein Niveau aufzeigt, das nicht nur das Hebräertum überragt, sondern auch die Glaubenssätze, die das Abendland eroberten.

Wenn in *Indien*, das im Altertum *aryāvarta*, also Land der Arier hieß, das die Kaste bezeichnende Wort *varna* auch Farbe bedeutet und wenn die Dienerkaste der *qudra* im Gegensatz zur Kaste der *arya* als Geschlecht der «Wiedergeborenen», *dvija*, auch schwarze Kaste, *krshna-vama*, feindliche Kaste, *dāsa-varna*, und nicht göttliche, *asurya-Kaste*, genannt wurde, kann man darin die Erinnerung an den geistigen Unterschied erkennen, der zwischen den zwei Völkergruppen bestand, die ursprünglich aufeinandertrafen, aber auch die Natur der Völkergruppe, die dann die höheren Kasten bilden sollte. Der Mythos des Indra, der als *hari-yaka*, d. h. der «Blonde» oder der «mit der goldenen Locke», bezeichnet wird und der gegen den Willen der Mutter zur Welt kommt, die Fessel der Mutter zerreißt und, von ihr ausgesetzt, nicht umkommt, sondern sogar fähig ist, einen ruhmreichen Weg zu beschreiten²⁸; dieser lichtvolle und heldenhafte Gott, der unzählige

²⁸ Vgl. *Rg-Veda*, IV, 18; *Maitīyāni-samhita*, II, I, 12.

krshna vernichtet und die *dāsa* Farbe unterwirft, indem er die *dasyu* herabstürzt, die den «Himmel» erstürmen wollten; der den *arva* unterstützt und mit seinen «weißen Freunden» immer größere Landstriche erobert²⁹ - dessen Mythos also kann, abgesehen von seinem metaphysischen Gehalt, wahrscheinlich auch geschichtlich gedeutet werden. Und die Taten dieses Gottes, der die Schlange Ahi und den fürchterlichen Magier Namuci bekämpft - vielleicht sogar auch der sagenhafte Kampf der *deva* gegen die *asura*³⁰ -, schließlich die Vernichtung der Göttin der Morgenröte, «die groß sein wollte», durch den Blitz und die Zerstörung des Dämons Vrtra und seiner Mutter ebenfalls durch Indra, der damit «die Sonne und den Himmel»³¹, also den uranisch-solaren Kult erschafft, können Anspielungen auf den Kampf des Kultes der arischen Eroberer gegen die dämonische und (im niederen Sinne) magische Religion der eingeborenen drawidischen, paleomalaiischen und ähnlichen Rassen sein. Wenn dieses Heldenepos von einer ursprünglichen Sonnendynastie - *sūrya-vamqa* - spricht, die sich anscheinend in Indien festgesetzt hat, dadurch daß sie eine lunare Dynastie stürzte, so könnte auch das eine Spur des Kampfes gegen solche, mit dem «atlantisch-südlichen» Zyklus verwandte Formen sein³²: wohingegen die Geschichte Rāmas in der Gestalt von Paracu und damit eines Helden, der die symbolische hyperboreische Axt trägt und der in seinen verschiedenen Erscheinungsformen aufständische Krieger vernichtet hatte, und zwar in einer Zeit, in der die Ahnen der Inder noch ein nördliches Land bewohnten und vom Norden her dem &ra/wzö«a-Geschlecht den Weg gebahnt hätten³³; sowie die Überlieferung von Vishnu, der ebenfalls der «Goldene» oder der «Blonde» genannt wird und der die *mlecchas*, heruntergekommene und vom Heiligen abgefallene Kriegergeschlechter, vernichtet³⁴, zu den Themen gehören, die auf die Überwindung verfallener Formen und auf eine Neubelebung und Wiedererrichtung des «heroischen» Typus hindeuten.

Und doch finden sich im geschichtlichen Indien auch Spuren einer Abweichung, die wahrscheinlich auf das Erbe der unterlegenen Eingeborenenvölker zurückgeht und durch die, im Wege einer subtilen Abnützung der ursprünglichen Geistigkeit der arischen Eroberer, Indien im gesamten - obwohl sich Formen männlicher Askese und heldenhafter Erfüllung erhielten - schließlich einen Niedergang im Sinne der «Kontemplation» und der «Priesterherrschaft» erlebte und nicht in strenger Treue der ursprünglichen

²⁹ Vgl. *Rg-Veda*, II, 12, 4; VIII, 13, 14; IV, 47, 204; III, 34, 9; I, 100, 18.

³⁰ T. SEGERSTEDT, *Les Asouras dans la religion védique*, Rev. Hist. Rel., LVII, 1908, S. 164ff.

³¹ *Rg-Veda*, IV, 30; I, 32, 4, 9.

³² Einige neuere archäologische Forschungen haben die Spuren einer vorarischen indischen Kultur ans Licht gebracht, die im Typus der sumerischen ähnlich ist (vgl. V. PAPESSO, *Inrā del Rig-Veda*, Bologna, 1929, Bd. I, S. 15), der Kultur also, die dem südlich-orientalischen und mediterranen Zyklus die Hauptelemente liefert. Im Hinblick auf das indo-europäische Element kann man hingegen hervorheben, daß das in Indien für die «rettenden» Gottheiten und Helden verwendete Attribut *hari* und *harit* ist (Ç. B. hare Krischna), ein Ausdruck, der sowohl «golden», im Zusammenhang mit dem Urzyklus (vgl. Apoll, Horus etc.) als auch «blond» bedeutet.

³³ *Mahābhārata*, *Vanaparva*, 11071 ff.; *Vishnu-purāna*, IV, 8.

³⁴ *Vishnu-purāna*, IV, 3.

königlichen und solaren Linie folgte. Der Zeitraum großer Spannung reicht bis zur Zeit von Viçvämitra, der noch die königliche Würde in Gemeinsamkeit mit der priesterlichen verkörperte und seine Herrschaft über alle arischen Stämme ausübte, die noch im Panjab vereinigt waren. Die darauffolgende Epoche, die mit der Expansion in die Länder des Ganges in Zusammenhang steht, ist die Epoche der Spaltung.

Die Autorität, die die Priesterkaste in Indien gewann, kann man also, wie im Falle Ägyptens, als spätere Erscheinung ansehen und entsteht wahrscheinlich aus der Bedeutung, die der *purohita*, der vom sakralen König angestellte *brahmana*, allmählich bekam, als die ursprünglichen Dynastien mit dem Aufsplintern der Indo-Arier in all den neuen Ländern zerfielen, so daß sie am Schluß in vielen Fällen gegenüber den Priestern wie ein einfacher Kriegsadel wirkten.³⁵ Die Heldengedichte berichten von einem langen und grausamen Kampf zwischen der Priesterkaste und der Kriegerkaste um die Herrschaft über Indien.³⁶ Die zu einem späteren Zeitpunkt erfolgte Spaltung verhinderte dann übrigens nicht, daß der Priester oft männliche und königliche Züge beibehielt und daß die Kriegerkaste (die ursprünglich königliche Kaste, *rājanya*, hieß) ebenfalls oft ihre eigene Geistigkeit bewahrte, die in vielen Fällen die priesterliche überwand - eine Geistigkeit, in der häufig eindeutige Spuren des ursprünglichen nördlichen Elementes aufscheinen.

«Nordische» Elemente in der indo-arischen Kultur sind außerdem noch der strenge Typus des alten *atharvan*, des «Herrn des Feuers», der «als erster die Wege durch die Opfer erschloß»³⁷ und der *brahmana*, der mit Hilfe seiner Machtformeln als Beherrscher des *Brahman* - *brhaspati* - und der Götter auftritt; weiterhin die Lehre vom absoluten Ich - *ātma* - der ersten Periode der Upanishaden, das dem *purusha*, dem unerschütterlichen und lichthaften Prinzip des Sāmkhya entspricht; die männliche und bewußte Askese, die, auf das Unbedingte gerichtet, für die buddhistische Lehre von der Wiedererweckung eigentümlich ist; die Lehre der reinen Tat und des reinen Heroismus, die auf einen solaren Ursprung und königliches Erbe zurückgehen soll, wie man sie in der Bhagavad-gītā findet; mehr äußerlich: die vedische Auffassung der Welt; Is «Ordnung» - *rta* - und Gesetz - *dharma* -, das Vaterrecht, der Feuerkult, der Ritus der symbolischen Verbrennung der Leichen, das Kastenwesen, der Kult der Wahrheit und der Ehre und der Mythos des göttlichen Weltenherrschers - *cakravarti*. Hier sind in ihrer höheren Bedeutung alle zwei traditionellen Pole, «Aktion» und «Kontemplation», vielfach ineinanderverschlungen, gegenwärtig.

In den ältesten Zeiten kann man in Indien die südliche Komponente in

³⁵ H. ROTH, in *Zeitschr. der deutsch. morgenländ. Gesellschaft*, Bd. I, S. 81 ff.

³⁶ Vgl. z. B. *Mahābhārata* (*Canti-parva*, 1800 ff.); *Ramāyāna*, I, Kap. 52. In bezug auf die Übereinstimmung der schon bekannten Motive ist die Überlieferung hinsichtlich einer lunaren Dynastie interessant, die durch Soma mit der Priesterkaste und der tellurisch-triebhaften Welt in Beziehung gebracht wird. Diese Dynastie bemächtigt sich des solaren Ritus - *rājasurya* -, wird gewalttätig, versucht die göttliche Frau Tara zu rauben und ruft einen Krieg zwischen Göttern und *asura* hervor (*Vishnu-purāna*, IV, 6).

³⁷ *Rg-Veda*, I, 83, 5.

allem finden, was im Gegensatz zu den reinen und unkörperlichen Elementen des vedischen Kultes eine Art Dämonismus der Einbildungskraft verrät und ein verworrenes und tropisches Hervorbrechen von Pflanzen- und Tiersymbolen auslöst, die dann schließlich zum Großteil die äußerlichen, künstlerisch-religiösen Ausdrucksformen der indischen Kunst beherrschen. Wenn sich auch der tantrische Kult der Çakti mit seiner Vergöttlichung der Frau und seinen orgiastischen Aspekten in den schiwaitischen Auffassungen zu einer Machtdoktrin und zu einer Magie höherer Art³⁸ läutert, so drückt er doch das Wiederaufleben einer antiken, vorindo-arischen Wurzel aus, die im Wesen eben den asiatisch-mediterranen Kulturen ähnlich ist, in denen die Gestalt und der Kult der Mutter im Vordergrund standen.³⁹ Und es ist möglich, daß alles, was in der indischen Askese demütigenden und kasteienden Charakter hat, auf denselben Ursprung zurückgeführt werden kann; eine gleiche geistige Strömung würde das mit dem in Beziehung setzen, was wir auch bei den Mayas und den Kulturen der sumerischen Völker gesehen haben.⁴⁰

Anders betrachtet, beginnt der Zerfall der indo-arischen Weltanschauung in Indien, als die Identität zwischen *ätmä* und *Brahman* in einem pantheistischen Sinn gedeutet wird, der wiederum auf den Geist des Südens verweist. Das *Brahman* ist damit nicht mehr wie in der ersten atharvavedischen Zeit und noch in der Zeit der *Brähmana* der Geist, die ungeformte magische Kraft, fast mit der Eigenschaft des «*mana*», die der Indo-Arier mit seinem Ritus zwingt und lenkt, sondern das All-Eine, woraus alles Leben entspringt und worin es sich wieder auflöst. In dieser pantheistischen Deutung führt die Identität des *ätmä* mit dem *Brahman* zur Verneinung der geistigen Persönlichkeit und verwandelt sich in ein Ferment des Niedergangs und der Verworrenheit: eine ihrer Begleiterscheinungen ist später die Gleichheit aller Geschöpfe. Die Lehre der Wiedergeburt, verstanden im Sinne der besonderen Wichtigkeit eines Schicksals, das zu immer neuer, aber immer vergeblicher Wiederkehr in der bedingten Welt führt, das *samsara*, einer Lehre, die es in der ersten vedischen Zeit nicht gab, tritt in den Vordergrund. Die Askese wird damit zu einer Befreiung, die mehr die Bedeutung einer Weltflucht als die einer wirklich transzendenten Vollendung annimmt.

Der ursprüngliche Buddhismus, das Werk eines Asketen aus kriegerischem Geschlecht, kann in verschiedener Hinsicht als eine Reaktion dagegen, aber auch gegen das rein spekulative Interesse und den rituellen Formalismus angesehen werden, die in vielen *brahmana-Kreisen* die Hauptrolle spielten. Die buddhistische Lehre von der Wiedererweckung, die erklärt, daß der Weg der Identifikation des Ichs mit den Dingen, mit den Elementen, mit der Natur, mit allem und sogar mit der göttlichen Person (*Brahma*)⁴¹ charakteristisch sei, «für den gewöhnlichen Menschen, der nichts

³⁸ Vgl. EVOLA, *Lo Yoga della Potenza*, a.a. O., Einführung und passim.

³⁹ Vgl. J. WOODROFFE, *Shakti and Shākta*, Madras, London, 1929, passim und S. 19.

⁴⁰ M. ELIADE, *Yoga*. Zürich, 1977, der jedoch diese These über das Ziel hinaus verfolgt.

⁴¹ Vgl. den Absatz des *Majjhimanikāya*, I, 1.

erkannt hat, ohne Verständnis für das Heilige ist, dem die heilige Lehre fremd ist, der für die heilige Lehre unzugänglich ist; der weiterhin ohne Verständnis für das Edle ist, dem die Lehre der Edlen fremd ist, der für die Lehre der Edlen unzugänglich ist» - diese buddhistische Lehre stellt in klarster Weise das Prinzip einer aristokratischen Askese auf, die ein wirklich transzendentes Ziel anstrebt. Es handelt sich also um eine Reform zu einem Zeitpunkt, als die traditionale indo-arische Geistigkeit in eine Krise geriet, der auch gleichzeitige Krisen in anderen Kulturen Asiens und Europas entsprachen. Für den Buddhismus charakteristisch ist dabei der Gegensatz seines eigenen pragmatischen und realistischen Geistes zu dem, was bloße Doktrin oder Dialogkunst ist und was dann in Griechenland zur «Philosophie» wird. Der Buddhismus widersetzt sich der traditionellen Lehre vom *ätmä* nur insofern, als sie keiner lebendigen Wirklichkeit mehr entsprach und dadurch in der *brähmana-Kaste* in einer Unzahl von Theorien und Spekulationen aufgeweicht wurde. Indem er weiter verneint, daß jedes sterbliche Wesen von vornherein das *ätmä* in sich trägt; indem er im Grunde genommen auch die Lehre der Wiedergeburt verneint, da der Buddhismus das Fortleben eines immer gleichen Persönlichkeitskernes über die verschiedenen Inkarnationen hinweg nicht zuläßt, denn nicht ein «Ich» ist es, das sich wieder verkörpert, sondern die «Begierde», *tanhä*, sucht immer neue Inkarnationen, und indem er schließlich das *ätmä* nur in der Form des *nirvāna* bejaht, d. h. als einen nur ausnahmsweise durch die Askese erreichbaren Zustand, läßt der Buddhismus eine «heroische» Befreiungsmöglichkeit erstehen (Eroberung der Unsterblichkeit) im Gegensatz zu den Resten einer ursprünglichen göttlichen Selbsterkenntnis, die sich in verschiedenen Lehren der *brähmana-Kaste* erhalten hatte, der aber infolge des schon bestehenden Verdunklungsprozesses bei den meisten Menschen keine Erfahrung mehr entsprach.⁴²

Auch später kommt es zu einem charakteristischen Neuauftreten der zwei sich bekämpfenden Motive, nämlich zum Gegensatz zwischen der *Bhakti*-Lehre des Rāmānuja und der *Vedānta-hehre* des Çānkara. Die Lehre des Çānkara scheint in verschiedener Hinsicht vom Geiste einer strengen, nackten intellektuellen Askese geprägt. Trotzdem bleibt sie im Inneren demetrisch-lunar auf das gestaltlose *Brahman - nirguna-brahman* - ausgerichtet, demgegenüber jede Festlegung nur Illusion und Verneinung ist und damit eine reine Frucht der Unwissenheit. Deshalb kann man sagen, daß mit Çānkara die höchste Möglichkeit, die einer Kultur des Silbernen Zeitalters gegeben ist, zum Ausdruck gelangt. Ihm gegenüber kann man Rāmānuja als Vertreter einer darauffolgenden Epoche ansehen, die vom rein menschlichen Element bestimmt wird, wozu sich noch das neue Motiv gesellt, das wir schon beim Verfall Ägyptens und in den semitischen Zyklen bemerkten, nämlich das Motiv der metaphysischen Distanz zwischen Menschlichem und

⁴² Für eine systematische, auf den Originaltexten beruhende Darlegung der wahren Lehre des ursprünglichen Buddhismus, auch im Zusammenhang mit seiner geschichtlichen Lokalisierung, vgl. J. EVOLA, *La dottrina del risveglio*, a. a. O.

Göttlichem, das dem Menschen die «heroische» Befreiungsmöglichkeit unerreichbar macht und nur die Frömmigkeitshaltung, nunmehr vor allem im Sinne einer bloßen Gefühlsangelegenheit, offenläßt. Während also der persönliche Gott im *Vedānta* nur im Bereich eines «niedereren Wissens» zugelassen wurde und über die Frömmigkeit, verstanden als Beziehung zwischen Vater und Kind, *pitr-putra-bhāva*, der höchste Zustand des *ekatābhāva*, d. h. die höchste Einheit, gestellt wurde, wurde das alles von Rāmānuja mit einem dem ersten Christentum ähnlichen Pathos als Gotteslästerung und Ketzerei angegriffen.⁴³ Bei Rāmānuja zeigt sich damit das Wissen, zu dem die spätere Menschheit gelangt war, das Wissen also um die Unwirklichkeit der antiken Lehre vom *ātmā* sowie das Erkennen der Distanz, die nunmehr zwischen dem tatsächlichen Ich und dem transzendenten Ich, dem *ātmā*, bestand. Die höhere, wenn auch ausnahmsweise Befreiungsmöglichkeit, die der Buddhismus bietet und die bis zu einem gewissen Grad auch im *Vedānta* zugegeben wird, insofern er das Prinzip der metaphysischen Identifikation bejaht, bleibt bei Rāmānuja ausgeschlossen.

So gibt es in der indischen Kultur der geschichtlichen Zeit ein Ineinandergehen von Formen und Sinngehalten, die sich einerseits auf die indoeuropäisch-nördliche Geistigkeit zurückführen lassen (der wir vor allem im Rahmen der Doktrin die indischen Beispiele der «Traditionalität» entnommen haben) und andererseits von Entstellungen dieser Geistigkeit zeugen, die mehr oder weniger aufrührerische Einflüsse aus der Schicht der unterworfenen Eingeborenenvölker verraten und auf ihre chthonischen Kulte, ihre wilde Einbildungskraft, ihre Verworrenheit und die orgiastische und chaotische Heftigkeit ihrer Beschwörungen und Ekstasen deuten. Wenn auch das spätere Indien sich in seiner Hauptströmung gewiß als eine traditionale Kultur erweist, da in ihm das Leben in jeder Weise sakral und rituell ausgerichtet ist, so verkörpert es doch, wie schon erwähnt, durch seinen spürbaren Unterton nur eine der beiden untergeordneten Möglichkeiten, wie sie ursprünglich in einer höheren Synthese zusammengefaßt waren, nämlich die Möglichkeit der *kontemplativen* traditionellen Welt. Die Askese als «Erkenntnis» und nicht als «Tat» kennzeichnet den traditionellen Geist des späteren Indien, obwohl gleichzeitig viele, aber nicht vorherrschende Formen gegenwärtig waren, bei denen der «heroische» Geist, wie er der «inneren Rasse» der Kriegerkaste zu eigen ist, wiederauflebte.

Der *Iran* scheint diesem Geist treuer geblieben zu sein, auch wenn er nicht die gleiche metaphysische Höhe erreichte wie Indien auf dem Wege der Kontemplation. Der kriegerische Charakter des Kultes von Ahura-Mazda ist zu bekannt, als daß man ihn noch besonders hervorheben müßte. Das gleiche gilt für den altiranischen Feuerkult, von dem die mittlerweile bekannte Lehre des *hvarēnō*, der «Glorie», ein Teil ist: ebenso gilt das für das strenge iranische System des Vaterrechts, für die indo-arische Ethik der Wahrheit

⁴³ Vgl. R. OTTO, *Die Gnadensreligion Indiens und das Christentum*, Gotha, 1930. Die gleiche Rückentwicklung finden wir in den verschiedenen zur «Religion» gewordenen Formen des Buddhismus, wie z. B. beim Kult des Buddha Amitabha.

und der Treue, für das Ideal der Welt als *rtam* und *asha*, also als Kosmos, Ritus und Ordnung, das in Verbindung mit jenem uranischen Herrscherprinzip stand, das in der Folge, nachdem die ursprüngliche Verschiedenheit der ersten Erobererstämme überwunden war, zum metaphysischen Reichsideal und zur entsprechenden Auffassung des Herrschers als «König der Könige» führen mußte.

Besonders interessant ist es, daß sich ursprünglich neben den drei Klassen, die den drei höheren *arya*-Kasten Indiens entsprachen (*brähmana*, *kshatriya* und *vaiqya*) im Iran keine eigene Klasse der *qudra* finden läßt: als ob die indo-europäischen Stämme in diesem Land das eingeborene südliche Element, dem man wahrscheinlich die Entstellung des antiken indischen Geistes zuschreiben muß, überhaupt nicht oder nur in unwesentlichem Maße angetroffen hätten. Der Iran hat mit Indien den Kult der Wahrheit, der Treue und der Ehre gemein; und der Typus des medisch-iranischen *atharvan* - der Herr des heiligen Feuers, der in verschiedener Hinsicht mit dem «Menschen des Urgesetzes», *paoriyö thaësha*, gleichzusetzen ist - entspricht völlig dem indischen Typus des *atharvan* und des *brähmana* in seiner ursprünglichen, noch nicht priesterlichen Form. Aber auch innerhalb dieser aristokratischen Spiritualität muß ein Niedergang vor sich gegangen sein, bis es zu einer Krise und mit *Zarathustra* zum Erscheinen eines der Gestalt Buddhas ähnlichen Reformers kam. Auch bei *Zarathustra* ist eine Reaktion in Richtung Wiederherstellung der Prinzipien des ursprünglichen Kults zu erkennen, um die sich im naturhaften Sinne verdunkelten Prinzipien in eine reinere und unkörperliche Form zu bringen, mag diese auch in mancher Hinsicht von einem gewissen «Moralismus» nicht frei gewesen sein. Besondere Bedeutung hat die vom *Yaçna* und vom *Bundahesh* überlieferte Sage, derzufolge *Zarathustra* im *Airyānem-vaejō* «geboren» sei, also im nordischen Urgebiet, das hier als «Same der arischen Rasse» und als Land des Goldenen Zeitalters und der königlichen «Glorie» angesehen wird; dort hätte *Zarathustra* auch zum ersten Male seine Lehre verkündet. Der genaue Zeitraum, in dem *Zarathustra* lebte, ist umstritten. In Wirklichkeit haben nämlich «*Zarathustra*», wie übrigens auch «*Hermes*» (der ägyptische *Hermes*) und andere ähnliche Gestalten, weniger eine Einzelperson bezeichnet als vielmehr einen bestimmten geistigen Einfluß, so daß es sich um einen Namen handelt, der auf verschiedene Menschen bezogen werden kann, die zu verschiedenen Zeitpunkten diesen Einfluß verkörperten. Der historische *Zarathustra*, von dem man gewöhnlich spricht, soll als eine spezifische Erscheinung dieses Einflusses und in gewisser Weise auch als ursprünglicher hyperboreischer *Zarathustra* aufgefaßt werden (daher das Motiv seiner Geburt im Urzentrum) und zu einer Zeit gelebt haben, die ungefähr mit der des erwähnten Krisenpunktes anderer Traditionen zusammenfällt, um gleich wie *Buddha* wieder zur Uralinie zurückzuführen. *Zarathustra*, und das ist von besonderem Interesse, bekämpft den Gott der Finsternis, der in Gestalt eines weiblichen Dämons erscheint, und ruft in diesem Kampfe für sich eben einen Fluß des *Airyānem-vaejō*, nämlich den Fluß *Däita*,⁴⁴ zu Hilfe. In konkreter Weise

⁴⁴ Vgl. *Vendidäd*, XIX, 2.

sind wiederholte harte Kämpfe Zarathustras gegen die vorhergehende Kaste der mazdaistischen Priester überliefert, so daß sie in einigen Texten sogar als Boten der *daeva* erscheinen, d. h. von den, dem Lichtgott feindlichen Wesenheiten kommen, was auf einen eingetretenen Verfall dieser Kaste hinweist. Daß in der Gesamtheit der iranischen Tradition, deren «Dominante» im wesentlichen indo-arisch und königlich war, tatsächlich auf Grund der von den Priestern geforderten Vorherrschaft Spannungen bestanden, beweist der Versuch des Priesters Gaumata, der sich in einem bestimmten Augenblick anschickt, die höchste Macht zu erringen und eine Theokratie zu begründen, aber von Darius I. vertrieben wird. Das ist jedoch der einzige in der iranischen Geschichte verzeichnete Versuch dieser Art.

Das Urthema lebt, als ob es durch die Berührung mit den entstellten traditionellen Formen anderer Völker neue Kraft geschöpft hätte, ganz deutlich mit dem *Mithraskult* wieder auf, und zwar in der Art eines neuen «heroischen» Zyklus mit einer festumschriebenen initiatischen Grundlage. Mithras, der sonnenhafte Held, Sieger über den tellurischen Stier, schon früher Gott des Lichtäthers, Indra und dem indischen Mithra ähnlich, und als Gestalt deutlich abgehoben von jenen Frauen oder Göttinnen, die aphroditisch oder dionysisch die Götter Syriens und der ägyptischen Verfallszeit begleiten, verkörpert in charakteristischer Weise den nordisch-iranischen Geist in seiner kriegerischen Ausgestaltung. Darüber hinaus ist es bedeutungsvoll, daß Mithras von einigen Kreisen nicht nur mit dem hyperboreischen Apoll, dem Gott des Goldenen Zeitalters, sondern auch mit Prometheus gleichgesetzt wurde⁴⁵: das deutet auf eine lichthafte Umwandlung hin, derzufolge der Titan mit einer, die ursprüngliche Geistigkeit personifizierenden Gottheit verschmilzt. Mithras wird aus einem «Stein» geboren und trägt dabei schon das Doppelsymbol des Schwertes und des Lichtes (Fackel); und die Darstellung des Mithras, der den «Baum» beraubt, um sich ein Kleid zu machen, und der dann einen siegreichen Kampf mit der Sonne beginnt, bevor er sich mit ihr verbündet und gleichsam mit ihr verschmilzt, zeigen Motive, die auch im Mythos der Titanen vorkommen.⁴⁶

Auch die kriegerische Struktur der initiatischen Mithras-Hierarchie ist ziemlich bekannt. Der Mithraskult ist durch einen Anti-Tellurismus gekennzeichnet, da er zum Unterschied der Ansichten der Serapis- und Isisanhänger den Aufenthalt der Befreiten nicht in die Tiefen der Erde, sondern in die Sphären des reinen, uranischen Lichtes verlagerte, nachdem der Durchgang durch die einzelnen Planeten den Befreiten vorher jede irdische Verhaftung und Leidenschaftlichkeit genommen hatte.⁴⁷ Darüber hinaus muß der beinahe allgemeine und bedeutungsvolle Ausschluß der Frauen vom Kult und von der Einweihung des Mithras betont werden; das Ethos der Mithrasgemein-

⁴⁵ Vgl. CUMONT, *Fin du Monde*, a. a. O., S. 37.

⁴⁶ Vgl. CUMONT, *Mist. Mithra*, a. a. O., S. 134-135.

⁴⁷ Wenn die Iraner im Bestattungswesen nicht wie andere indoeuropäische Völkern die Leichenverbrennung vollzogen, so ist das, wie W. RIOGEWAY (Early Age of Greece, Cambridge, 1901, S. 544) richtigerweise hervorgehoben hat, auf den Gedanken zurückzuführen, daß der Leichnam die Heiligkeit des Feuers verletze.

schaft, wo sich gemeinsam mit dem hierarchischen Prinzip auch das Prinzip der Brüderlichkeit zeigte, stand deutlich im Gegensatz zum Gleichheitsgefühl der Gemeinschaften aus dem Süden sowie zur dunklen Abhängigkeit vom Blut, die ζ. B. für das Hebräertum so charakteristisch ist. Die Brüderlichkeit der Mithraseingeweihten, die sich als «Soldaten» bezeichneten, war eine klare, stark auf die Einzelperson bezogene, wie sie zwischen Kriegerin besteht, die sich für eine gemeinsame Unternehmung zusammenfinden und nicht die Art Brüderlichkeit, die die Mystik der *Caritas* («Liebe») zur Grundlage hat.⁴⁸ Es ist das gleiche Ethos, das später in Rom und bei den germanischen Völkern wiederum in Erscheinung treten wird.

Wenn der Mithraskult in gewisser Hinsicht tatsächlich eine Aufweichung erlitt, dadurch daß Mithras in der Art eines σότηρ, eines «Retters», und eines «Mittlers», μεσίτης, auf einer beinahe religiösen Ebene angesehen wurde, so stellte er doch in seinem innersten Kern auch historisch im Augenblick der großen Krise der antiken Welt für eine gewisse Zeitspanne das Symbol einer anderen Richtung dar, die das romanisierte Abendland hätte einschlagen können, statt sich in Richtung Christentum zu entwickeln, um das sich die verschiedenen zersetzenden und gegentraditionalen Einflüsse konzentrieren, von denen bald die Rede sein wird. Es war der Mithraskult, auf den sich im wesentlichen die letzte spirituelle Reaktion des antiken Römertums gründete, nämlich die des Kaisers Julian, der besonders in die Mysterien dieses Ritus eingeweiht war.

Zum Abschluß wollen wir noch daran erinnern, daß auch nach der Islamisierung des Raumes der antiken iranischen Kultur mit der vorherigen Tradition verbundene Themen dort neu aufleben konnten. So ist seit den Safawiden (1501-1722) das Imamentum die offizielle Religion Persiens. Den Kernpunkt bildet der Gedanke eines unsichtbaren Führers (*Imam*), der nach einer Zeit der «Abwesenheit», *ghaiba*, wiederkommen wird, um «die Ungerechtigkeit zu besiegen und das Goldene Zeitalter auf die Erde zurückzubringen». Und die persischen Herrscher haben sich als provisorische Amtsträger des in den Jahrhunderten der Abwesenheit verborgenen Imams bis zum Zeitpunkt seines Wiederkommens verstanden. Hier handelt es sich um das antike arisch-iranische Thema von Caoshyang.

⁴⁸ Vgl. CUMONT, *Relig.-Orient, dans le Pagan. etc.* a. a. O., S. XV, 160, 162.

9. Der westlich heroisch-uranische Zyklus

a) Der hellenische Zyklus

Wenden wir uns nach Westen, Hellas zu, dann müssen wir zwei Aspekte untersuchen. Der erste weist Bedeutungsinhalte auf, wie wir sie analog schon bei der Bildung anderer großer Traditionen festgestellt haben und die auf eine noch nicht profane, sondern noch von einem allgemeinen «Sakral»-Prinzip durchdrungene Welt deuten. Der zweite Aspekt bezieht sich hingegen auf Vorgänge, die das Vorspiel zum letzten Zyklus, dem humanistischen, laizistischen und rationalistischen darstellen: und eben wegen dieses Aspektes möchten viele moderne Menschen gern in Griechenland den Anfang ihrer Zivilisation erblicken.

Auch die hellenische Kultur weist eine ältere Schicht auf, die ägäische und pelagische nämlich, wo das allgemeine Motiv der atlantischen Kultur des Silbernen Zeitalters wiederauftaucht, und zwar hauptsächlich in Form des Demeterkultes, wobei noch häufig Motive eines niedrigeren, an chthonisch-dämonische Kulte gebundenen Bereichs mithereinspielen. Dieser Schicht stehen als eigentlich hellenisch die Kulturformen gegenüber, die von den Erobererstämmen der Achäer und Dorier geschaffen wurden und die durch das olympische Ideal des homerischen Zyklus und den Kult des hyperboreischen Apoll gekennzeichnet sind, wobei dessen siegreicher Kampf gegen den Drachen Python, der unter dem Apollotempel in Delphi begraben liegt (und in Delphi galt vor diesem Kult das Orakel der Mutter, der Gää, die wiederum mit dem Dämon der Wasser, dem atlantisch-pelagischen Poseidon, in Verbindung stand), ebenfalls zu den Mythen mit doppelter Bedeutung gehört, nämlich einerseits der metaphysischen Bedeutung und andererseits der historischen, die auf den Kampf eines Volkes mit uranischem Kult gegen eines mit chthonischem Kult hinweist. An dritter Stelle sollen die Wirkungen des Wiederauftauchens der Urschicht in Betracht gezogen werden, auf Grund deren sich die verschiedenen Spielarten des Dionysoskultes, des Aphroditekultes, aber auch die Lehre des Pythagoras und andere mit chthonischem Kult und Ritus in Zusammenhang stehende Richtungen, sogar mit den entsprechenden gesellschaftlichen und sittlichen Formen, behaupten konnten.

Ähnliches gilt auch für den ethnischen Bereich. Von diesem Gesichtspunkt kann man im gesamten drei Schichten unterscheiden. Die erste wird von Volksresten gebildet, die völlig außerhalb des nordisch-westlichen oder atlantischen Zyklus stehen und damit auch nicht indo-europäisch sind. Das zweite Element stammt wahrscheinlich von Verzweigungen der atlantisch-westlichen Rasse, die in Urzeiten in das Mittelmeerbecken eingedrungen waren: man könnte es auch altindo-europäisch nennen, wobei man jedoch in

bezug auf die Kultur die Verfälschung und den Niedergang in Betracht ziehen muß, dem es unterlag. Dieses Element steht im wesentlichen mit der pelagischen Kultur in Zusammenhang. Das dritte Element entspricht den eigentlich hellenischen Völkern nördlich-westlicher Herkunft, die erst relativ spät nach Griechenland gelangten.¹ Diese dreifache Schichtung mit der Dynamik der entsprechenden Einflüsse finden wir auch in der antiken italischen Kultur wieder. In Hellas ist es möglich, daß sie mit den drei Klassen: Spartaner, Periöken und Heloten, aus denen sich das antike Sparta zusammensetzte, in Beziehung standen. Die Dreiteilung anstelle der traditionellen Vierteilung erklärt sich hier aus dem Bestehen einer Aristokratie, die, wie es mehrfach auch bei den Römern geschah, gleichzeitig kriegerischen und sakralen Charakter hatte. Das traf ζ. B. auf das Geschlecht der Herakliden oder Geleonten zu, der «Glorreichen», die als symbolischen Stammvater sogar Zeus oder Geleon angaben.

Auch wenn man vom feindseligen Ton absieht, in dem die griechischen Historiker oft von den Pelasgern sprachen, sowie vom Zusammenhang, den sie nicht selten zwischen diesem Volk und den Kulturen und Gebräuchen ägyptisch-syrischer Art aufstellten, so sind doch der verschiedene Ursprung der achäischen Welt und der vorherigen pelagischen Zivilisation² eine sogar von den modernen Forschern anerkannte Tatsache, sowie auch die rassische und sittenmäßige wie allgemein kulturelle Zusammengehörigkeit der Achäer und Dorer mit den nordisch-indo-europäischen Gruppen der Kelten, der Germanen, der Skandinavier wie auch der den Arier Indiens eine Tatsache ist.³ Die nackte lineare Reinheit, die geometrische und solare Klarheit, die durch Vereinfachung erreichte Wesentlichkeit im dorischen Stil, die etwas Befreites und gleichzeitig Kraftvolles aufweist, sowie eine Ursprünglichkeit, die im Absoluten Form und Kosmos ist, im Gegensatz zum Chaotisch-Organischen und Ornamentalen der Tier- und Pflanzensymbole, die in den Spuren der kretisch-minoischen Kultur vorherrschen; die leuchtenden olympischen Bilder im Gegensatz zu den Überlieferungen von Schlangengöttern und Schlangemenschen, von Dämonen mit Eselsköpfen und der schwarzen Göttin mit Pferdeschädel, und im weiteren Gegensatz zum magischen Kult des unterirdischen Feuers und des Wassergottes usw. - das alles drückt klar aus, welche Kräfte bei diesem prähistorischen Geschehen in Griechenland aufeinanderprallten. Eine Episode daraus war der Sturz des sagenhaften Königreiches von Minos, das auf pelagischer Erde stand, wo Zeus als

¹ Eine analoge Dreiteilung wird von KRETSCHMER und von H. GÜNTHER, *Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes*, München, 1929, S. 11-12 aufgeführt.

² HERODOT (I, 56; VIII, 44) betrachtet die ersten ionischen Bewohner Athens als Pelasger und nennt ihre Sprache «barbarisch», d. h. nichthellenisch.

³ Vgl. W. RIDGEWAY, *The early age of Greece*, Cambridge, 1901, Bd. I, Kap. IV, S. 337-406; Kap. V. S. 407 ff., 541 und passim. Diese Arbeit enthält viele bemerkenswerte Elemente besonders in bezug auf die Trennung der nordischen Komponente von der pelagischen im Gesamten der hellenischen Kultur, auch wenn der Autor mehr den ethnischen und im engeren Sinne kulturellen Gegensatz ins Auge faßt und nicht so sehr den zwischen diesen Komponenten bestehenden geistigen Gegensatz.

chthonischer und sogar sterblicher Dämon galt⁴; wo die schwarze Mutter Erde die höchste und mächtigste Gottheit war; wo vorwiegend die mit dem Weiblichen und vielleicht auch mit dem Niedergang Ägyptens⁵ verbundenen Kulte der Hera, Hestia, Themis, der Chariten und Nereiden herrschten und wo in jedem Falle die oberste Grenze mit dem demetrisch-lunaren Mysterium erreicht war, wobei gleichzeitig gynäkokratische Einschlüge in Riten und Gebräuchen vorkamen.⁶

Ein Hinweis auf den Sieg der neuen Kultur über die alte findet sich auch auf einer anderen Ebene, nämlich in den *Eumeniden* des Aeschylus. In der göttlichen Versammlung, die über Orest zu Gerichte sitzt, der, um seinen Vater zu rächen, seine Mutter Klytämnestra getötet hatte, kommt in deutlicher Weise der Konflikt zwischen Wahrheit und Vaterrecht wie auch Wahrheit und Mutterrecht zum Ausdruck. Apoll und Athene wenden sich gegen die Erinnyen, die nächtlichen weiblichen Gottheiten, die sich an Orest rächen wollen. Wenn unter Berufung auf die symbolische Geburt der Athene und im Gegensatz zur gattenlosen Mütterlichkeit der urzeitlichen Jungfrauen erklärt wird, daß man Vater sein kann ohne Mutter - πατήρ μὲν ἂν γένοίτ' ὄνευ μητρός -, tritt hier eben das höhere Ideal der Männlichkeit ans Licht, d. h. die Vorstellung einer rein geistigen «Schöpfung», losgelöst von der naturhaften Ebene, wo das Gesetz und die Stellung der Mutter den Vorrang haben. Mit dem Freispruch des Orest siegt also ein neues Gesetz, eine neue Sitte, ein neuer Kult, ein neues Recht - das stellt der Chor der Eumeniden, chthonischer weiblicher Gottheiten mit Schlangenköpfen, Töchter der Nacht und Symbole der antiken vorhellenischen Zeit, mit Wehklagen fest. Und es ist bedeutungsvoll, daß Aeschylus als Ort dieses göttlichen Richterspruches eben den Hügel des Ares, des Kriegsgottes, und die alte Festung der Amazonen wählt, die Theseus vernichtet hatte.

Die olympische Auffassung des Göttlichen ist bei den Hellenen eine der

⁴ Vgl. ζ. B. KALUMACHOS, *Zeus*, Vers 9.

⁵ Vgl. ζ. B. HERODOT, II, 50. Vom pelagischen Minos gibt es zwei Traditionen; in der einen gilt er als gerechter König und göttlicher Gesetzgeber (sein Name ist wahrscheinlich nicht ohne etymologischen Zusammenhang mit dem indischen Manu, dem ägyptischen Menes, dem germanischen Mannus und vielleicht sogar mit dem Numa der Latiner); in der anderen Tradition erscheint er als gewalttätige und dämonische Macht und als Herrscher über die Wasser (vgl. PRELLER, *Griechisch. Mythol.*, a. a. O., Bd. II, S. 119-120). Die auf den Gegensatz zwischen den Hellenen und Minos bezugnehmende Überlieferung geht im wesentlichen auf den zweiten Aspekt zurück.

⁶ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 43: «Die Gynäkokratie ist das Erbteil jener Stämme, welche *Strabo* (VII, 321; XII, 572) als Barbaren, als die ersten vorhellenischen Bewohner Griechenlands und Vorderasiens darstellt, und deren stete Wanderungen die alte Geschichte ebenso eröffnen, wie die Züge nordischer Stämme ein Weltalter später die Geschichte unserer Zeit.» Mosso (*Origini della civiltà medit.*, a. a. O., S. 128) weist darauf hin, daß die Priesterinnen des Sarkophags von Hagia Triada die wichtigsten Funktionen des Priestertums ausübten, während die Männer eine Nebenrolle spielen, und er erwähnt, daß die minoisch-pelagische Religion lange ihren matriarchalischen Charakter bewahrte und die bevorzugte Stellung der Frau nicht nur bei den Riten, sondern auch im gesellschaftlichen Leben (*Escursioni nel Mediterraneo*, a. a. O., S. 216, 221) für die minoische Kultur kennzeichnend ist und sie der etruskischen Kultur annähert.

typischsten Ausdrucksweisen für das «Licht des Nordens»: es handelt sich um die Vorstellung einer symbolischen Welt unsterblicher, leuchtender innerster Wesenheiten, die vom niedrigeren Bereich der irdischen Wesen und der Dinge, die werden, getrennt sind, auch wenn einige Götter «erschaffen» wurden; diese Vorstellung des Sakralen ist in ähnlicher Weise an die glänzenden Himmel und die schneebedeckten Höhen gebunden, wie die Symbole des Asgard in der Edda und des Meru in den Veden. Die Anschauung des Chaos als Urprinzip hingegen; der Nacht und des Erebos als seine ersten Geschöpfe, die gleichzeitig Grundlage für alles weitere Geschaffene einschließlich des Lichtes und des Tages sind; der Erde als Allmutter, die vor ihrem himmlischen Gemahl bestand; und schließlich die Zufälligkeit eines chaotischen Werdens, Unterliegens und Sich-Verwandeins, das auch die Götter nicht verschont - solche Anschauungen sind in Wirklichkeit *nicht* hellenisch, sondern Themen, die im Synkretismus des Hesiod den pelasgischen Untergrund verraten.

Gemeinsam mit dem olympischen war für Hellas auch das «heroische» Motiv typisch. Nach hellenischer Auffassung sind die «Helden» ebenfalls von der sterblichen und menschlichen Natur befreit und Halbgötter, die an der olympischen Unsterblichkeit teilhaben. Und den dorischen und achäischen Helden kennzeichnet und formt, wenn es nicht das durch göttliche Herkunft gegebene Blut und damit eine «natürliche» Übernatürlichkeit ist, die *Tat*. Sein Wesenskern ist, gleich den Gestalten späterer Zyklen, ganz und gar episch. Er kennt das Sich-Hingeben des südlichen Lichtes nicht, genauso wenig wie das Ruhen im Mutterschoß. Der Sieg, Nike, ist es, der den dorischen Herakles am olympischen Sitz krönt. Hier herrscht männliche Reinheit, gänzlich frei vom «Titanisch-Aufrührerischen». In der *Tat*, nicht Prometheus ist das Ideal, denn für den Hellenen ist er ein von Zeus Besiegter, wie Zeus ja in einigen Sagen auch als Sieger über die pelasgischen Götter auftritt⁷, sondern das Ideal ist der Held, der das titanische Element aufhebt, der Prometheus *befreit* und sich auf die Seite der Olympier geschlagen hat: es ist der gegen die Frauenherrschaft kämpfende Herakles, der die Amazonen vernichtet, der selbst die Große Mutter verwundet, der die Äpfel der Hesperiden in Besitz nimmt, nachdem er den Drachen besiegt hat, und der sogar Atlas erlöst, weil er nicht als Strafe, sondern als Prüfung die Funktion des «Poles» auf sich nimmt und die symbolische Last der Welt trägt, bis ihm Atlas die Äpfel überbringt, und der schließlich durch das «Feuer» endgültig von der irdischen Existenz in die olympische Unsterblichkeit hinüberwechselt. Gottheiten, die leiden und sterben, um dann wie die von der Erde hervorgebrachte Pflanzenwelt wiederaufzuerstehen, Gottheiten, die die Leidenschaften der sehnenenden und gespaltenen Seele verkörpern, sind dieser ursprünglichen hellenischen Geistigkeit völlig fremd.

Während das chthonische Ritual, das auf die eingeborenen und pelasgi-

⁷ Dabei ist interessant hervorzuheben, daß der olympische Zeus, nachdem er die Titanen besiegt hatte, sie in den Tartaros und Erebos sperrt, wohin nicht nur «Atlas» verbannt ist, sondern wo auch der Sitz von Hekate liegt, die ja eine Form der pelasgischen Göttin ist.

sehen Schichten zurückgeht, von der Angst vor den dämonischen Mächten gekennzeichnet ist - δεισιδαιμονία -; vom allergreifenden Gefühl der «Ansteckung»; vom Übel, das man vertreiben muß; vom Unheil, das es zu exorzieren gilt - ἄλοπομπάι - gepackt ist, kennt das achaisch-olympische Ritual nur klare und eindeutige Beziehungen zu den Göttern, die positiv als Prinzipien wohltätiger Einflüsse aufgefaßt werden, in Vertrautheit und Würde, ohne Zittern, gleichsam wie in einem *do ut des* (ich gebe, damit du gibst) im höheren Sinne.⁸ Nicht einmal das deutlich empfundene Schicksal, das im Dunklen Zeitalter nunmehr «die meisten» traf, nämlich der Hades, konnte diesem männlichen Volk Angst einjagen. Die höhere Hoffnung der wenigen war an die Reinheit des Feuers gebunden, dem rituell die Leichen der Helden und der Mächtigen geopfert wurde, damit sie mit der Verbrennung des Körpers die endgültige Befreiung erlangen konnten. Das stand im Gegensatz zum Beerdigungsritus, der einer symbolischen Übergabe in den Schoß der Mutter Erde gleichkam und der vor allem von den vorhellenischen pelagischen Stämmen geübt wurde.⁹ Die Welt der antiken achaischen Seele kannte nicht das Pathos der Sühne und der «Errettung». Auch die Ekstasen und das mystische Sich-Hingeben kannte sie nicht. Hier muß man also trennen, was vereint zu sein scheint: man muß im Gesamten der hellenischen Kultur auf die entsprechenden antithetischen Wurzeln zurückführen, was dahin gehört.

Das nachhomerische Griechenland weist verschiedene Zeichen eines Wiederauftauchens der unterworfenen Urschichten auf, die sich gegen das eigentlich hellenische Element erheben. Es erscheinen wiederum chthonische Motive, wie sie für die allerälteste Kultur eigentümlich waren, da die Berührung mit den benachbarten Kulturen sie nach und nach wieder zu neuem Leben erstehen ließen. Der Krisenpunkt fällt auch hier zwischen das 7. und 6. vorchristliche Jahrhundert. Damals brach in Griechenland die dionysische Raserei hervor, eine Erscheinung, die nur dadurch um so bedeutungsvoller wird, daß ihr vor allem das weibliche Element den Weg gebahnt hat. Über die allgemeine Bedeutung dieser Erscheinung haben wir

⁸ Vgl. J. E. HARRISON, *Prolegomena to the study of Greek religion*. Cambridge, 1903 (bes. S. 4-10 mit dem Text des ISOKRATES, 120,162 ff. etc.), wo sich viele nützliche Hinweise auf diesen Gegensatz zwischen dem olympisch-achaischen und dem chthonischen Ritual im Gesamten der griechischen Religion finden lassen.

⁹ Vgl. RIDGEWAY, *Early Age of Greece*, a. a. O., Kap. VII, S. 506 ff; 521-525 etc., wo klar der Gegensatz zwischen den Verbrennungsriten nordisch-indo-europäischen Ursprungs und den Beerdigungsriten griechisch-pelagischen Ursprungs zum Ausdruck gebracht wird und wo auch das auf S. 258 schon Gesagte nochmals hervorgehoben wird: dieser Gegensatz spiegelt zwei verschiedene Jenseitsauffassungen wider, uranisch die eine, tellurisch die andere. Die Leichen verbrennen entweder die Völker, die auf immer die psychischen Reste der «Toten» verbannen wollen, da diese als Unheilbringer gelten, oder diejenigen, die für die Seele des «Helden» einen von der Erde völlig abgelösten Aufenthaltsort annehmen, der nur dann erreicht wird, wenn das letzte Bindeglied zu den Lebenden, also der Leichnam, wie in einer letzten Reinigung vernichtet wird. (Vgl. ROHDE, *Psyche*, a. a. O., I, S. 27-33). Der Ritus der Beerdigung hingegen drückt im allgemeinen die Rückkehr der «Erde zur Erde» und damit die Abhängigkeit von den als tellurisch angesehenen Ursprüngen aus. In der Zeit Homers ist dieser zweite Ritus unbekannt, genauso wie auch die Vorstellung einer «Hölle» mit ihren Qualen unbekannt ist.

schon gesprochen. Hier soll nur noch unterstrichen werden, daß diese Bedeutung auch dann erhalten bleibt, wenn man von den wilden thrakischen Formen zum hellenisierten, orphischen Dionysos übergeht, da er trotzdem ein unterirdischer Gott sowie ein der chthonischen Gää und dem chthonischen Zeus verbundenes Wesen bleibt. Im Gegenteil, wenn in der Wildheit und in den Ekstasen des thrakischen Dionysmus noch die echte Erfahrung des Transzendenten aufblitzen konnte, nahm im Orphizismus immer mehr ein Pathos Überhand, das den mehr oder weniger vermenschlichten Erlösungsreligionen schon sehr nahe kam.

Wie sich der Hebräer durch den als «Sünde» aufgefaßten Fall Adams verdammt fühlt, so sühnt auch der Orphiker das Verbrechen der Titanen, die den Gott zerrissen haben, und erhofft, da er nur selten die echte «heroische» Befreiungsmöglichkeit erfaßt, das Heil und die Erlösung vom Körper durch eine Art «Heiland», der demselben Gesetz des Todes und der Wiederauferstehung unterliegt wie die Pflanzen und Jahrgötter.¹⁰ Diese «Infektionskrankheit» - denn was sonst ist dieser Schuldkomplex mit dem dazugehörigen Terror vor jenseitigen Strafen und dem formlosen, im unteren, von Leidenschaften geprägten Teil des Wesens verwurzelten Sehnen nach einer weltflüchtenden Befreiung - war, wie richtig festgestellt wurde¹¹, bei den Griechen in ihrer besten Zeit unbekannt, ist antihellenisch und geht auf äußere Einflüsse zurück.¹² Gleiches muß von den Ästhetisierungsbestrebungen und der Versinnlichung der darauffolgenden griechischen Kultur und Gesellschaft gesagt werden, wie auch vom Überhandnehmen der ionischen und korinthischen Formen gegenüber den dorischen.

Zugleich mit der dionysischen Epidemie kommt es zur Krise der antiken,

¹⁰ HERODOT (II, 81) unterscheidet nicht zu sehr zwischen Orpheus und Bacchus, und wenn uns von den Änderungen berichtet wird, die Orpheus bei den orgiastischen Riten veranlaßt haben soll (vgl. DIODOROS, III, 65), muß man darin eine Milderung im schon pythagoreischen Sinne erblicken (Orpheus als Musiker, Gedanke der Harmonie), die jedoch am grundsätzlichen Charakter nichts ändert. Manche glauben, Orpheus sei von Kreta, also von einem atlantisch-pelagischen Zentrum, hergekommen, andere hingegen, die ihn mit Pythagoras gleichsetzen, lassen ihn direkt von den Atlantiden abstammen.

¹¹ Vgl. ROHDE, *Psyche*, a. a. O., Bd. I, S. 319.

¹² HARRISON (*Prolegomena to the study etc.*, a. a. O., S. 120, 162) sieht in den griechischen Festen mit betont weiblichem Vorrang (Thesmophoria, Arrephoria, Skiropophoria, Stenia usw., wobei noch bemerkenswert ist, daß die ersten, Demeter gewidmeten, nach *Herodot* II, 171, von den Danaiden, einer Art Amazonen, eingeführt und den pelagischen Frauen beigebracht worden seien) Formen magischer Reinigungsriten, wie sie dem antiken chthonischen Kult zu eigen waren. Sie sollen übrigens auch den Keim eines gewissen Aspektes der Mysterien jüngeren Datums bilden, was auch wahrscheinlich ist. Der Begriff der Reinigung und Sühne, der im olympischen Kult praktisch unbekannt war, steht bei der unteren Schicht im Vordergrund. Danach kam es zu einer Art Kompromiß und Sublimierung. Nachdem der aristokratische Gedanke der von Natur aus gegebenen Göttlichkeit verlorengegangen war (wir haben erwähnt, daß die «Helden» vorwiegend durch ihre göttliche Abstammung solche waren), erstand die Vorstellung des sterblichen Menschen, der nach Unsterblichkeit strebt, und damit wurde das antike magisch-exorzistische Motiv der Reinigung und Sühne in der mystischen Form der «Reinigung vom Tode» und schlußendlich einer moralischen Reinigung und Sühne wieder aufgenommen - genau wie in den Verfallsformen der Mysterien, die dem Christentum vorangingen.

aristokratisch-sakralen Herrschaft der griechischen Städte. Eine revolutionäre Gärung verändert von Grund auf die antiken Institutionen sowie die antike Auffassung vom Staat, vom Gesetz, vom Recht, ja sogar vom Eigentum, und da sie die weltliche Macht von der geistigen Autorität trennt, das Wahlprinzip anerkennt und Institutionen einführt, die nach und nach für die unteren sozialen Schichtungen und die unreine Geldaristokratie (Kaste der Händler: Athen, Cumä usw.) und schließlich sogar für das von den Volkstyrannen umgarnte Volk (Argos, Korinth, Sikyon usw.)¹³ geöffnet werden, führt sie zu Demokratie, Königtum, Oligarchie, dann Bourgeoisie und schließlich unrechtmäßigen Herrschergestalten, die ihre Macht aus einem rein persönlichen Ansehen herleiten und sich auf das breite Volk stützen – das sind die Phasen des Niedergangs, der sich in Griechenland vollzog, sich dann im antiken Rom wiederholte, um schließlich im Großen in der Gesamtheit der modernen Welt nochmals stattzufinden.

In der griechischen Demokratie darf man weniger von einem Sieg des griechischen Volkes sprechen, als vielmehr von einem Sieg Kleinasiens oder besser des Südens über die ursprünglichen hellenischen Stämme, die an Kräften und Männern geschwächt waren. Das politische Geschehen ist dabei eng mit analogen Erscheinungen verknüpft, die ganz unmittelbar die geistige Ebene berühren. So schlägt die Demokratisierung auch auf die Auffassung der Unsterblichkeit und auf den «Helden»-Gedanken durch. Wenn die Demetermysterien in Eleusis in ihrer ursprünglichen Reinheit und aristokratischen Geschlossenheit als eine Sublimierung des antiken pelagischen, vorhellenischen Mysteriums angesehen werden können, so erhebt sich und herrscht dieser antike Untergrund neuerlich, als die eleusinischen Mysterien jedermann zu diesem Ritus zuließen, der eigentlich «ein *nicht* gleiches Schicksal nach dem Tode» schaffen sollte. Damit wurde ein Keim eingepflanzt, den das Christentum dann zur vollen Reife führen sollte. So entsteht und verbreitet sich in Griechenland die seltsame Vorstellung einer Unsterblichkeit als etwas gleichsam Natürliches für jede Menschenseele, während sich der Begriff des Helden so weit demokratisiert, daß man schließlich in gewissen Gebieten, so z. B. in Böotien, Menschen als «Helden» betrachtete, die, wie jemand treffend bemerkte¹⁴, nichts vom Helden an sich hatten als die bloße Tatsache, daß sie eben auch tot waren.

Das Pythagoreertum in Griechenland war von verschiedenen Aspekten her eine Rückkehr des pelagischen Geistes. Trotz seiner Sternen- und Sonnensymbolik (und sogar einer Spur von hyperboreischer Symbolik) ist die pythagoreische Lehre im wesentlichen von demetrischen und pantheistischen Grundzügen geprägt.¹⁵ Im Grunde genommen ist es der lunare Geist

¹³ BACHOFEN (*Mutterrecht*, a. a. O., S. 247-249) hat eine ziemlich interessante Tatsache in den Vordergrund gerückt: daß die Volkstyrannen nämlich im Regelfall ihre Macht von einer Frau herleiten und in der weiblichen Erblinie aufeinanderfolgen. Das ist eines der Zeichen für den Zusammenhang zwischen Demokratie und Gynäkokratie, wie er sich auch im Zyklus der fremden Könige Roms zeigt.

¹⁴ ROHDE. *Psyche*, Bd. II, S. 361.

¹⁵ Vgl. BACHOFEN, *Mutterrecht*, §§ 149-150. Für Hinweise auf die gegensätzlichen Elemente

der priesterlichen Wissenschaft der Chaldäer und Mayas, der sich in seiner Vorstellung der Welt als Zahl und Harmonie widerspiegelt; das dunkle, pessimistisch-fatalistische Motiv des Tellurismus erhält sich in der pythagoreischen Auffassung der Geburt auf Erden als Strafe und Buße wie auch in der Reinkarnationslehre. Was diese betrifft, wissen wir schon, wofür sie Symptom ist. Die Seele, die sich immer wieder verkörpert, ist nichts anderes als die Seele, die dem chthonischen Gesetz unterliegt. Das Pythagoreertum und der Orphizismus, die die Wiedergeburt lehren, zeigen damit die hohe Stellung, die ihre Auffassungen dem tellurisch der Wiedergeburt unterworfenen Prinzip und damit auch der Wahrheit, wie sie für die Mutterkultur kennzeichnend ist, zuweisen. Die Sehnsucht des Pythagoras nach den Göttingen des Demetertypus (nach seinem Tode wird seine Wohnstätte ein Heiligtum der Demeter), die hohe Stellung der Frauen bei den pythagoreischen Sekten, wo sie sogar als Einweihungspriesterinnen wirkten, wo bezeichnenderweise die rituelle Leichenverbrennung verboten war und das Blut Angst und Schrecken einflößte, sind von dieser Grundlage ausgehend leicht verständliche Aspekte.¹⁶ In einem solchen Rahmen muß selbst das Heraustreten aus dem «Zyklus der Wiedergeburten» verdächtig werden (im Orphizismus ist hervorzuheben, daß der Aufenthaltsort der Seligen nicht über der Erde, wie im achäischen Symbol der elysischen Gefilde, sondern unter der Erde ist, in Gemeinschaft mit den unterweltlichen Göttern)¹⁷, steht es doch im Gegensatz zum Unsterblichkeitsideal des «Zeusweges», das den Bereich «derjenigen, die sind», betrifft, die Freigelösten, unnahbar in ihrer Vollkommenheit und Reinheit wie die Fixsterne der uranischen Welt, der himmlischen Region, wo die «unkörperliche Männlichkeit des Lichtes» in vielfachen, innersten Sternpunkten herrscht frei von Vermengung, jeder für sich. Allgemein gesprochen verkünden schon die Worte Pindars: μη μάρτύη θεός λενέσθαι - «Versuche nicht ein Gott zu werden» -, daß in der hellenischen Seele die Spannung und die antike heroische Triebkraft zur Transzendenz hin nachlassen.

Die hier erwähnten sind nur einige von vielen Symptomen eines Kampfes zweier Welten, der in Hellas jedoch zu keinem deutlichen Ausgang führt. Der hellenische Zyklus hatte im achäischen Zeus, in Delphi und im hyperbo-

im Pythagoreertum allgemein vgl. J. EVOLA, / *Versi Aurei pitagorei*, Rom, 1960.

¹⁶ Manche behaupten, daß Pythagoras seine Lehre einer Frau, Themistoklea, verdankt (DIOGENES LAERTIUS, *Vit., Pytag.* V); er beauftragt Frauen, die Lehre vorzutragen, da er ihre größere Eignung für den göttlichen Kultus anerkennt, und seine Gemeinschaft weist Formen auf, die an das Matriarchat erinnern (*ebd.*, passim und XXI, VIII). PLINIUS (*Nat. Hist.*, XXXVI, 46) berichtet, daß die Schüler des Pythagoras zum chthonischen Ritus der Erdbestattung zurückgekehrt waren.

¹⁷ Vgl. ROHDE, *Psyche*, Bd. II, S. 127-128. Wenn man sich den Einfluß des Dionysos-Kults vergegenwärtigt, den dieser sogar auf den Kult des Apoll zu Delphi ausübte, was ja bis zur Einführung eines antiolympischen Ritus mit Prophezeiungen durch ekstatische oder im Delirium stehende Frauen ging (vgl. *ebd.* S. 42), so besagen auch die Traditionen, die dazu tendieren, einen Zusammenhang zwischen dem Pythagoreertum und dem Apollo-Kult herzustellen (Pythagoras als «Führer der Pythia», Pythagoras, der wegen seines «goldenen Schenkels» mit Apoll gleichgesetzt wird etc.), eigentlich recht wenig gegen das von uns Vorgebrachte.

reichen Lichtkult sein «traditionales» Zentrum.¹⁸ Und im hellenischen Ideal der Kultur als «Form», in der Auffassung des Kosmos, der das Chaos in Gesetz und Klarheit auflöst, in der Abneigung für das Unbestimmte, für das Grenzenlose, *ἄπειρον*, sowie auch in der Seele der heroisch-sonnenhaften Mythen erhielt sich der indo-europäische Geist des Nordens. Aber dem Prinzip des delphischen Apoll und des olympischen Zeus gelang es nie, eine universale Gesamtheit zu bilden und wirklich den Dämon zu besiegen, den Python verkörperte, dessen rituelle Tötung alle acht Jahre neu vollzogen wurde und der auch die unterirdische Schlange war, die in der ältesten Schicht des Rituals der olympischen Feste von Diasia in Erscheinung tritt. Neben das männliche Ideal der Kultur als spirituelle Form, der heroischen Themenkreise und der spekulativen Umsetzung des uranischen Themas in der olympischen Religion schlangen sich zäh der Kult der Aphrodite und der Sinnlichkeit, des Dionysos und der Überästhetisierung und behaupteten sich die mystisch-sehnsüchtige Ausrichtung der orphischen Wiederkehr, das Motiv der Sühne, die rein kontemplative Naturanschauung demetrisch-pythagoreischer Art und der Virus der Demokratie und des Antitraditionalismus.

Und wenn sich im hellenischen Individualismus einerseits etwas vom indo-europäischen Ethos des Nordens erhielt, erweist er sich hier auch als Beschränkung und kann vielfach den Einflüssen der antiken Unterschicht nicht widerstehen, so daß er dadurch in eine anarchische und destruktive Richtung verfiel. Dasselbe wiederholte sich dann verschiedene Male auf italischem Boden bis hin zur Renaissance. Es ist nicht bedeutungslos, daß vom Norden her, von wo schon der delphische Apoll kam, der Versuch gemacht wurde, mit dem Reich Alexanders des Mazedoniers eine hellenische Einheit zu begründen.¹⁹ Aber der Grieche ist nicht stark genug für die Universalität, die dem Gedanken des Reiches innewohnt. Die πόλις (Stadtstaat) löst sich im mazedonischen Reich auf, statt sich zu integrieren: hier kommen im Grunde genommen die Einheit und die Universalität dem Geist entgegen, der die ersten Demokratien und antitraditionalen Kreise begünstigt hatte, denn sie wirken im Sinne einer Zerstörung und Nivellierung und nicht einer Integration jenes pluralistischen und nationalen Elementes, das die sichere Grundlage für Kultur und Tradition im Bereich der einzelnen hellenischen Städte gebildet hatte. Darin offenbart sich dann die erwähnte

¹⁸ Die Bedeutung des «Poles» in Delphi wurde von den Hellenen dunkel erspürt, da sie Delphi als den *Omphalos* betrachteten, als den «Mittelpunkt» der Erde und der Welt, und im delphischen Amphiktyonaton (kultisch politischer Verband von Nachbarstaaten mit gemeinsamem Heiligtum) fanden sie das, was sie sakral einigte, jenseits aller Eigenwilligkeit der einzelnen Stadtstaaten.

¹⁹ Hervorzuheben ist, daß das Delphi des Apoll, das traditionale Zentrum von Hellas, nicht zögerte, die «nationale Sache» aufzugeben, als es mit Kulturen in Berührung kam, die denselben olympischen Geist verkörperten: im 5. Jahrh. zugunsten der Iranier, in der Mitte des 4. zugunsten der Makedonier. Die Iranier ihrerseits anerkannten im hyperboreischen Apoll gleichsam ihren Gott, und im Hellenismus war die Gleichsetzung von Apoll und Mithras äußerst häufig, wie auch die Iranier Ahura-Mazda mit Zeus, Verethraghna mit Herakles, Anähita mit Artemis usw. gleichsetzten (vgl. CUMONT, *Textes et Monum. etc.* a. a. O., Bd. I, S. 130 ff.); dahinter liegt viel mehr als bloßer «Synkretismus».

Beschränkung des Individualismus und der Eigenwilligkeit der Griechen. Die Ursache für den schnellen Verfall des Reichs von Alexander ist also nicht nur ein geschichtlicher Zufall. Alexander hätte vielleicht auch den Anfang eines neuen, großen, indo-europäischen Zyklus bilden können. Aber nach dem Niedergang seines Reiches wird die ruhige, sonnenhafte Klarheit des antiken, hellenischen Ideals nur noch zu einem Stück Erinnerung. Die Fackel der Tradition wandert in ein anderes Land.

Wir haben wiederholt auf die Gleichzeitigkeit der Krisen hingewiesen, die sich in verschiedenen Traditionen zwischen dem 7. und 5. vorchristlichen Jahrhundert zeigten; als ob neue Kräftegruppierungen aufgetaucht seien, um eine schon schwankende Welt umzustürzen und eine neue Epoche zu eröffnen. Diese Kräfte wurden, außer im Westen, allgemein von Reformen, Wiederherstellungsbemühungen und neuen traditionellen Erscheinungsformen aufgehalten. Im Westen hingegen muß man sagen, daß es ihnen gelungen ist, den traditionellen Damm zu sprengen, sich eine Bahn zu schlagen und damit den endgültigen Untergang vorzubereiten. Wir haben schon vom Verfall gesprochen, den zuletzt Ägypten, mehr noch Israel und allgemein der gesamte östliche Mittelmeerkreis zeigte: ein Verfall, der natürlich auch Griechenland beeinflussen mußte. Hier kündigte sich durch das Entstehen des religiösen Sentimentalismus und die Auflösung der Ideale einer männlich-sakralen Menschheit der *Humanismus* an, dieses für das Eiserner Zeitalter charakteristische Motiv. Aber der Humanismus erschließt sich ganz entschieden auch noch andere Zugangswege, und zwar genau in Hellas: da ist vor allem der Beginn des *philosophischen Denkens* und der TVaiwrforschung. Und dagegen gab es keine wesentliche traditionale Reaktion²⁰; es fand vielmehr ein ganz regelmäßiger Entwicklungsprozeß statt, dem sich eine rein weltliche und antitraditionale Kritik anschloß, was dem Sichausbreiten eines Krebsgeschwürs im Körper dessen gleichkam, was in Griechenland noch gesund und gegen die Verweltlichung war.

Auch wenn das dem modernen Menschen schwer faßbar ist, steht doch fest, daß die Vorherrschaft des «Denkens» in der Geschichte eine Randscheinung und jüngeren Datums ist, wenn auch nicht so jungen Datums wie die Neigung, die Welt nur in rein naturwissenschaftlichen Begriffen zu betrachten. Der Philosoph und der «Naturwissenschaftler» treten erst als Verfallsprodukte in einem schon fortgeschrittenem Stadium des letzten, des Eisernen Zeitalters, auf. Dieses vom Zentrum-Weggehen, das den Menschen in den schon besprochenen Phasen langsam von seinem Ursprung entfernte, mußte schließlich dazu führen, daß aus ihm statt eines «Seins» eine «Existenz» wurde, also wörtlich etwas, «was außerhalb steht», d. h. eine Art Phantasma, ein Stumpf, der sich trotzdem einbildet, von sich aus die Wahrheit, das Heil und das Leben wiederaufbauen zu können. Der Wechsel von

²⁰ Wir haben schon darauf hingewiesen, daß im Gegensatz dazu in Indien der Pragmatismus und Realismus, die der Buddhismus den forá/wiana-Spekulationen entgegenstellte, sehr wohl eine solche Reaktion darstellte, genau im selben Zeitraum, in dem die ersten griechischen Philosophen auftraten.

der Ebene des «Symbols» auf die Ebene der «Mythen» mit ihren Personifizierungen und dem latenten «Ästhetizismus» kündigt in Hellas schon den ersten Niveauabfall an. Später werden die zu mythologischen Gestalten entmachteten Götter zu philosophischen Begriffen, d. h. Abstraktionen, oder zu Objekten eines exoterischen Kultes. Das Sich-Ablösen des einzelnen von der Tradition als «Denker», die Durchsetzung der Vernunft als Instrument freier Kritik und profanen Wissens geschah dann am Rande einer solchen Situation. Gerade in Griechenland können wir ihre ersten typischen Erscheinungen erkennen.

Natürlich erfuhr diese Richtung erst viel später, nach der Renaissance, ihre vollständige Entwicklung, genau wie auch erst viel später, mit dem Christentum, der Humanismus im Zeichen eines religiösen Pathos zum Hauptthema eines gesamten Kulturzyklus wurde. Andererseits sah in Griechenland die Philosophie trotz allem ihren Mittelpunkt fast immer nicht so sehr in sich selbst als in Elementen metaphysischen und mysterienbezogenen Charakters, die den Nachhall traditionaler Lehren bildeten; und sie war immer, sogar im Epikureismus und bei den Kyrenaikern, mit dem Gedanken einer spirituellen Höherbildung, einer Askese und Autarkie verbunden. Die griechischen «Physiker» waren größtenteils weiterhin damit beschäftigt, «Theologie» zu machen, und nur die Unwissenheit gewisser moderner Historiker kann annehmen, daß ζ. B. das Wasser des Thaies oder die Luft des Anaximander mit den physischen Elementen identisch seien. Mehr noch: es kam sogar zu dem Versuch, das neue Prinzip zum Zwecke einer teilweisen Wiederherstellung gegen sich selbst zu kehren.

Das war es, was Sokrates versuchte, als er dachte, die geistige Eigenart der Philosophie dazu zu verwenden, die Zufälligkeit der einzelnen Meinungen und das zerstörerische individualistische Element des Sophismus zu überwinden und zu universalen und überindividuellen Wahrheiten zurückzuführen. Und genau dieser Versuch sollte durch eine Art Umkehr die tödlichste Verirrung mit sich bringen: *Er ließ nämlich das diskursive Denken an die Stelle des Geistes treten*, ein Denken, das ein Bild des Seins ausgiebt, das, obwohl ein Abbild des Seins, doch Nicht-Sein bleibt, ein menschliches und unwirkliches Ding und reine Abstraktion. Während der Gedanke bei demjenigen, der den Grundsatz: «Der Mensch ist das Maß aller Dinge» bewußt verkünden und ihn im deutlich individualistischen, zerstörerischen und verdrehenden Sinne verwenden konnte, offen seine negativen Eigenschaften zeigte, so daß er mehr als das sichtbare Symptom eines Niedergangs denn als Gefahr gelten konnte, so bildet der Gedanke, der im Gegensatz dazu versucht, das Universale und das Sein in seiner ihm (dem Gedanken) eigenen Form, also bloß rational und philosophisch darzulegen und gar in rhetorischer²¹ Weise mit dem Begriff die Zerstückelung und die Zufälligkeit der

²¹ Wir verwenden diesen Begriff im Sinne von C. MICHELSTAEDTER (*La Persuasion e la Retorica*, Florenz², 1922), der in äußerst lebendiger Weise die Bedeutung des begrifflichen Verfalls und der philosophischen Flucht des Sokrates gegenüber der Lehre des «Seins» dargelegt hat, wie sie noch von den Eleaten verteidigt wurde.

wahrnehmbaren Welt zu transzendieren, eine überaus gefährliche Verführung und Illusion, ja das Organ für einen Humanismus und damit für einen viel tiefgehenderen und verderbteren Irrealismus, der schlußendlich den gesamten Westen verführen sollte.

Das, was einige Philosophiehistoriker im griechischen Denken als «Objektivismus» beschreiben, ist das, was es als Stütze, bewußt oder unbewußt, noch vom traditionellen Wissen und von der traditionellen Haltung des Menschen her bezog. Nach dem Zusammenbrechen dieser Stütze wird aus dem Denken nach und nach reiner Selbstzweck, und jeder transzendente und über der Vernunft liegende Bezugspunkt geht verloren, bis wir zum Rationalismus und modernen Kritizismus gelangen.

Eine weitere Seite des «humanistischen» Umsturzes in Griechenland können wir nur streifen. Wir sprachen von der übertriebenen, schon profanen und individualistischen Entwicklung der Künste und der Literatur. Im Vergleich zu den Ursprüngen kann man auch darin einen Niedergang und eine Auflösung erkennen. Den Höhepunkt der antiken Welt findet man dort, wo sich neben einer Rauheit der äußeren Form, ohne übersteigerten Ausdruck, eine zutiefst sakrale Wirklichkeit in der Größe einer klaren, freien Welt offenbarte. So fällt die große Zeit von Hellas in das sogenannte «griechische Mittelalter» mit seinem Epos und seinem Ethos, mit seinen Idealen olympischer Geistigkeit und heroischer Höherentwicklung. Das zivilisierte Griechenland, die «Mutter der Künste», das die heutigen Menschen gemeinsam mit dem philosophischen Griechenland bewundern und dem sie sich so nahefühlen, ist das *untergehende Griechenland*. Das spürten ganz deutlich die Völker, die den gleichen männlichen Geist aus der achäischen Epoche noch rein in sich trugen, nämlich die Römer der Frühzeit; man lese einmal bei Cato²² die verächtlichen Worte über das neue Geschlecht der Literaten und «Philosophen». Und die Hellenisierung Roms bildet unter diesem Blickwinkel «humanistischer» und beinahe illuministischer Entwicklung durch Ästheteten, Poeten, Literaten und Gelehrte in mancher Hinsicht schon den Auftakt zu seinem Verfall. Das betrifft den allgemeinen Sinngehalt und sieht daher von dem ab, was griechische Kunst und Literatur trotz allem hie und da an Sakralem, Symbolischem und von der Persönlichkeit des Autors Unabhängigem bewahrten. Und diese allgemeine Richtung bezeichnet nicht nur den Niedergang der antiken Welt, sondern späterhin den der gesamten modernen Welt.

²² GELLIUS, XVIII, 7, 3.

b) Der römische Zyklus

Roms Entstehung fällt in die schon erwähnte Krisenperiode, die sich mehr oder weniger überall in den antiken Kulturen zeigte. Und wenn man vom Heiligen Römischen Reich absieht, das übrigens zum Teil eine nordisch-germanische Neubelebung des antiken römischen Gedankens war, kann man in Rom die letzte große Reaktion gegen diese Krise erkennen, den für einen ganzen Zyklus siegreichen Versuch, den in den Mittelmeerkulturen schon starken Kräften das Zepter aus der Hand zu reißen und eine einheitliche Völkergruppe zu bilden, um in festerer und großartigerer Weise das zu verwirklichen, was der Macht Alexanders des Großen nur für eine geringe Zeitspanne gelang.

Die innerste Bedeutung Roms geht verloren, wenn man nicht als erstes die Unterschiedlichkeit dessen sieht, was die zentrale Richtung seiner Entwicklung ausmacht, und dessen, was die eigenen Traditionen eines Großteils der italischen Völker sind, in deren Mitte Rom entstand und sich behauptete.²³

Es ist richtig, daß das vorrömische Italien nur von Etruskern, Sabinern, Oskern, Sabellem, Volskern und Samniten und im Süden von Phöniziern, Sikulern, Sikanen, Griechen und syrischen Einwanderern etc. bewohnt war und daß dann, ganz plötzlich, ohne daß man das Wie und das Warum kennt, ein Kampf losbricht gegen fast alle diese Völkerschaften, gegen ihre Kulte, ihre Rechtsauffassungen und ihre Ansprüche auf politische Macht: ein neues Prinzip tritt in Erscheinung, das die Macht hat, alles zu unterwerfen, das Alte ganz tief zu verändern, und eine Verbreitungskraft aufweist, die mit der gleichen Notwendigkeit wirkt wie die großen Naturkräfte. Von der Herkunft dieses Prinzips spricht man nicht; oder wenn man davon spricht, dann geschieht das auf einer empirischen und unwesentlichen Ebene, was weniger ist, als überhaupt nicht davon zu sprechen, so daß diejenigen, die vorziehen, vor dem römischen «Wunder» einfach Halt zu machen wie vor einer Sache, die es mehr zu bewundern als zu erklären gilt, sich noch am klügsten verhalten. Hinter der Größe Roms sehen wir jedoch Kräfte des indoeuropäisch westlichen und heroischen Zyklus; hinter seinem Fall sehen wir die Veränderung dieser Kräfte. Natürlich muß man sich in einer nun nicht mehr reinen, sondern vermischten und von den Ursprüngen fernen Welt an einer im wesentlichen übergeschichtlichen Idee orientieren, wenn diese auch formativ in die Geschichte einzugreifen vermag. In diesem Sinne nur kann man in Rom von der Gegenwärtigkeit des indoeuropäischen Elementes und seinem Kampf gegen die Macht des Südens sprechen. Die Untersuchung

²³ Dieser Gegensatz stellt die zentrale These von J.J. BACHOFENS Werk: *Die Sage von Tanaquil* (Heidelberg, 1870) dar. Im folgenden sind verschiedene Gedankengänge von Bachofen über die Bedeutung und die abendländische Mission Roms verarbeitet und in einen Gesamtrahmen traditionellen Charakters eingegliedert worden.

kann also hier nicht den bloß rassischen und ethnischen Faktor zur Grundlage nehmen. Es ist zwar sicher, daß vor den keltischen Einwanderungen und dem etruskischen Zyklus Kerngruppen unmittelbarer Abstammung von der nördlich-westlichen Völkergemeinschaft in Erscheinung traten, die gegenüber den eingeborenen Völkern und den untergehenden Nachfahren der Altmittelmeerkulturen atlantischen Ursprungs die gleiche Stellung einnehmen wie die Dorer und Achäer, die in Griechenland auftauchten; die Spuren solcher Kerngruppen, im besonderen, was die Symbole betrifft (so bei den Funden im Val Camonica), führen deutlich zum hyperboreischen Zyklus, zur «Rentierkultur» und «Axtkultur» zurück.²⁴ Es ist darüber hinaus wahrscheinlich, daß die antiken Latiner im engeren Sinne alte Reste solcher Kerngruppen waren oder sich aus diesen neu herausbildeten, wobei sie sich auch verschiedentlich mit den anderen italischen Völkerschaften vermischt hatten. Aber abgesehen davon, muß man vor allen Dingen auf die Ebene einer «geistigen Rasse» Bezug nehmen. Es ist der Typus der römischen Kultur und des römischen Menschen, die Zeugnis ablegen können von der Gegenwärtigkeit und Mächtigkeit eben dieser Kultur-Kraft, die im Mittelpunkt der heroisch-uranischen Zyklen nordisch-westlichen Ursprungs stand. Wie zweifelhaft auch die rassische Gemeinsamkeit des uranfänglichen Rom sein mag, so sicher ist die formende Wirkung, die diese Kraft auf die zur Verfügung stehende Materie dadurch ausübte, daß sie diese Materie höherpolte und abgrenzte von allem, was einer anderen Welt angehörte.

Die Elemente, aus denen hervorgeht, daß die italischen Kulturen, in deren Umgebung Rom entstand, und das, was im ersten Römertum davon erhalten blieb, mit südlichen Kulturen in derart verschiedensten tellurischen, aphroditischen und demetrischen Varianten zusammenhängen, sind sehr zahlreich.²⁵

Der Kult der Göttin, den Griechenland vor allem der pelagischen Komponente verdankt, spielte wahrscheinlich auch eine wichtige Rolle bei den Sikulern und Sabinern.²⁶ Die höchste sabinische Göttin ist die chthonische Göttin Fortuna, die in den Gestalten der Horta, Feronia, Versuna, Heruntas, Hora und Hera wiederkehrt. Iuno, Venus, Ceres, Bona Dea und Demeter sind im Grunde genommen auch nur Wiederverkörperungen desselben göttlichen Prinzips.²⁷ Es ist erwiesen, daß der älteste römische Kalender ein Mondkalender war, daß die ersten römischen Mythen sehr reich an

²⁴ Siehe dazu F. ALTHEIM TRAUTMANN, *Die dorische Wanderung in Italien*, (Amsterdam, 1940) und auch A. PIGANIOL, *Essai sur les origines de Rome* (Paris, 1917), wo viele Fakten gesammelt worden sind, die im Rahmen der zwei Komponenten, der nördlichen und der südlichen, wie sie sich im antiken Rom fanden, verwendbar sind. Dazu auch Hinweise auf den entsprechenden Gegensatz zwischen Elementen einer Kultur des uranischen Typus und anderen einer Kultur des chthonischen Typus.

²⁵ Das erwähnte Werk Bachofens zeigt vor allem die Analogie mit den Kulturen des östlichen Mittelmeeres auf. Mosso (*Origini della civ. mediterr.*, a.a.O., S.274) unterstreicht eine allgemeine Verwandtschaft der ägäischen Kultur (vorhellenisch) mit der vorrömischen italischen Kultur.

²⁶ Vgl. PIGANIOL, *Orig. Rome*, a.a.O., S.105.

²⁷ *Ebd.* S.105, 110-111.

weiblichen Gestalten waren: Mater Matuta, Luna, Diana, Egeria usw., und daß in den Traditionen von Mars-Herkules und Flora, von Herkules und Larentia, von Numa und Egeria sowie in verschiedenen anderen das archaische Thema der Abhängigkeit des Männlichen vom Weiblichen immer wieder eingefügt ist. Diese Mythen gehen jedoch auf vorrömische Überlieferungen zurück, ebenso wie die Sage von Tanaquil, die etruskischen Ursprungs ist, wo der Typus der asiatisch-mediterranen königlichen Frau in Erscheinung tritt, die Rom in der Folge versucht, von ihren aphroditischen Zügen zu reinigen und in ein Symbol für alle mütterlichen Eigenschaften umzuwandeln.²⁸ Aber solche Umwandlungen, die sich dem Römertum aufdrängen, wo immer es auf etwas traf, was mit seinem Geist nicht vereinbar war, gingen doch nicht so weit, daß man unter der neueren mythischen Schichtung nicht noch eine ältere Schicht erkennen konnte, die sich mit einer Kultur verknüpft zeigte, die der römischen entgegengesetzt war.²⁹ Bei der königlichen Thronfolge nach der weiblichen Linie und bei der Thronbesteigung dank einer Frau, wie man sie im anfänglichen Rom vor allem in bezug auf die fremden Dynastien und die Könige mit plebejischen Namen feststellen kann, ist eine solche Schicht sichtbar. Und es ist kennzeichnend, daß Servius Tullius, der ja zu denen gehört, die durch eine Frau zur Macht gelangten und der ein Beschützer plebejischer Freiheit war, nach der Sage ein während der orgiastischen Sklavenfeste Gezeugter war, Feste, wie sie in Rom mit Gottheiten des südlichen Typus (chthonischer Saturn, Venus und Flora) verknüpft waren und die die Rückkehr des Menschen zur allumfassenden Gleichheit und Unterschiedslosigkeit der Großen Mutter des Lebens feierten.

Die Etrusker und vielfach auch die Sabiner weisen Teile eines Matriarchates auf. Die Inschriften zeigen - wie in Kreta - oft die Abstammung nach dem Namen der Mutter und nicht dem des Vaters³⁰ an, und in jedem Fall erfreut sich die Frau einer besonderen Ehre, Autorität, Wichtigkeit und Freiheit.³¹ Die italischen Städte, die nach Frauen benannt wurden, sind zahlreich. Der Ritus der Erbbestattung im Gegensatz zur Verbrennung, die sich beide im Römertum vorfinden, ist eines der vielen Anzeichen für zwei übereinandergelagerte Schichten wahrscheinlich uranischer und demetrischer Jenseitsvorstellungen: Schichten, die zwar miteinander vermischt sind, aber nichtsdestoweniger unterscheidbar bleiben.³² Was sich in Rom als

²⁸ Interessant ist das Zeugnis von LIVIUS (I, 34), der eben im Zusammenhang mit Tanaquil berichtet, daß die etruskischen Frauen als Priesterinnen am Kult teilhatten: ein typisches Zeichen der pelagischen Kultur.

²⁹ BACHOFEN, *Sage von Tanaquil*, a.a.O., S. 225 ff.; F. ALTHEIM, *Römische Geschichte*, Frankfurt a.M., 1953.

³⁰ Vgl. E. LATTHS, *Inloro alla preminenza delle donne nett'antichità*, Rom, 1902, S.529; BACHOFEN, *Sage*, S. 282 ff.; 73 ff.

³¹ Vgl. B. NOGARA, *Gli Etruschi e la loro civiltà*, Mailand, 1933, S. 90-92. F. ALTHEIM, *Römische Geschichte*, a.a.O., Bd. I, S. 19 ff.; Bd. II, S. 167 ff.

³² Vgl. PIGANIOL, *Origines*, a.a.O., S.88-90, 133 ff. Es ist nicht bedeutungslos, daß die römische gens, die bis zuletzt dem Ritus der Erbbestattung treu blieb, die gens Cornelia war, deren kennzeichnender Kult der Kult der ostischen Venus war.

mütterliche Heiligkeit und Herrschaft erhielt - *matronarum sanctitas, mater princeps familiae* (die Heiligkeit der Mutter, die Mutter als erste der Familie) - ist nicht so sehr römisch, sondern verrät die vorrömische, gynäkokratische Komponente, die jedoch im Rahmen der neuen Kultur dem reinen Vaterrecht untergeordnet und an ihren rechtmäßigen Ort verwiesen wird. Aber das ist kein Hindernis dafür, daß in anderen Fällen genau das Gegenteil vor sich geht: Der römische Saturn-Kronos z.B. bewahrt zwar einerseits gewisse ursprüngliche Züge, gilt aber andererseits als tellurischer Dämon und Gatte von Ops, der Erde; das gleiche läßt sich von Mars und den eindeutig widerspruchsvollen Abarten des Herkules-Kultes sagen. Vesta ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine ins Weibliche gewandelte Form der Feuergotttheit, die bei den Indo-Europäern immer einen vorwiegenden männlichen und uranischen Charakter hatte. Auch das geht auf südlichen Einfluß zurück: Diese Verwandlung führt sogar bis zur Verknüpfung Vestas mit der Bona Dea, die als Göttin der Erde angebetet und heimlich in der Nacht verehrt wurde, wobei kein Mann diesem Kult beiwohnen oder auch nur den Namen der Göttin aussprechen durfte.³³ Die Überlieferung schreibt einem nicht-römischen König, nämlich dem Sabiner Titus Tatius, die Einführung der wichtigsten chthonischen Kulte in Rom zu, wie die von Ops und Flora, von Re und Iuno Curis, Luna, vom chthonischen Kronos, von der chthonischen Diana, von Vulkan und sogar von den Laren³⁴: In gleicher Weise geht die Einführung der Großen Mutter und anderer Gottheiten des chthonischen Zyklus wie Dis Pater, Flora, Saturn und die Dreierheit von Ceres, Liber und Libera auf die Sibyllinischen Bücher zurück, die asiatisch-südlichen Ursprungs sind und den plebejischen Anteil der römischen Religion unterstützen.

Die starke vorindoeuropäische, ägäisch-pelagische und zum Teil «atlantische» Komponente, die auch vom ethnischen und philologischen Gesichtspunkt aus erkennbar ist, bleibt bei den Völkern, die Rom in Italien vorfand,

³³ Die älteste Wurzel des Kultes der Bona Dea, die anfänglich in keuscher, demeterhafter Form verehrt wurde, kommt während des Niederganges von Rom wieder zum Durchbruch, wo dieser Kult mit einer absoluten Zügellosigkeit auftrat. Hinsichtlich Vesta muß erwähnt werden, daß, wie auch die Mutterwürde in Rom respektiert, aber doch der Autorität der *patres* untergeordnet war, so auch der Kult dieser Göttin zuerst unter der Aufsicht des *pontifex maximus* und dann des Kaisers stand. Im übrigen war der offizielle Kult des Feuers zur Zeit des Romulus den Priestern anvertraut. Im Zusammenhang mit Vesta ging er erst auf Geheiß des sabinischen und lunaren Numa auf die Vestalinnen über. KAISER JULIANUS «APOSTATA» (Hei., 155a) gab ihm seinen solaren Charakter wieder zurück.

³⁴ Vgl. VARRO, V, 74. Hier sind die Laren von ihrem chthonischen Aspekt her zu verstehen. Es wäre interessant - wenn das hier vorgesehen wäre -, im römischen Bestattungskult die Vermischung des tellurischen Elementes als etruskisch pelagischer Überrest mit dem «herosischen», patrizischen zu untersuchen, in gleicher Weise die Phasen eines Reinigungsprozesses aufzuzeigen, durch den die Laren ihren ursprünglichen, vorromanischen, tellurischen (die Laren als «Kinder» von Acca Larentia, die mit Bona Dea gleichzusetzen ist) und plebejischen (kennzeichnend für den Larenkult war die wichtige Stellung, die die Sklaven dabei inne hatten, wobei sie manchmal sogar noch die Ausführenden waren) Charakter verloren und immer mehr das Wesen von «göttlichen Geistern», «Heroen» und von Seelen annahmen, die den Tod überwunden hatten (vgl. VARRO IX, 38, 61; VI, 2, 24; AUGUSTINUS, Civ. Dei, IX, 11).

eine Tatsache; und die Beziehungen, die diese Völker mit dem urrömischen Kern unterhielten, waren ungefähr die gleichen wie diejenigen zwischen den Pelasgern und den achäischen und dorischen Stämmen in Griechenland. Einer Überlieferung zufolge wurden die Pelasger zersprengt und häufig Sklaven bei anderen Völkern. In Lukanien und Brutium machten sie dann einen Großteil der den Sabellern und Samniten unterworfenen Brutier aus. Es ist kennzeichnend, daß sich diese Brutier in einer der wichtigsten Episoden des Zusammenstoßes zwischen Süd und Nord mit den Karthagern im Kampf gegen Rom verbündeten, wofür sie dann zu Sklavenarbeit verurteilt wurden. Und wie wir in Indien gesehen haben, daß die Aristokratie der *arya* als herrschendes Volk der dienenden Kaste als eingeborenem Volk gegenüberstand, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit im römischen Gegensatz der Patrizier zu den Plebejern etwas Ähnliches erblicken. Die Plebejer stellen, wie jemand treffend gesagt hat³⁵, mehr oder weniger die «Pelasger Roms» dar. Viele Punkte weisen darauf hin, daß sich die römische Plebs hauptsächlich nach dem mütterlichen, weiblich-materiellen Prinzip ausrichtete, wohingegen das Patriziertum aus dem Vaterrecht seine höhere Würde bezog. Die Plebs nahm im Staat die weiblich-materielle Seite ein: es gelang ihr schließlich, am *ius quiritum* (volles Bürgerrecht) teilzuhaben, aber nicht an den politischen und juristischen Amtsobliegenheiten, die an die höhere Weihe des Patriziats geknüpft waren, an das *patrem eiere posse* (Vater benennen können), was sich auf die göttlichen Ahnen, die *divi parentes*, bezog, die nur das Patriziat und nicht die Plebs hatte, von der man sagte, daß sie aus denjenigen bestand, die nur «Kinder der Erde» waren.³⁶

Auch wenn wir keinen unmittelbaren ethnischen Zusammenhang zwischen den Pelasgern und den Etruskern³⁷ aufstellen wollen, so zeigt das Volk der Etrusker, von dem viele behaupten möchten, daß Rom ihm sehr viel verdanke, doch die Charakterzüge einer tellurischen oder höchstens lunar-priesterlichen Gesellschaft, die kaum mit der zentralen Richtung und dem Geist des Römertums vereinbar ist. Es stimmt, daß die Etrusker (wie übrigens auch die Assyrer und Chaldäer) über die tellurische Welt der

³⁵ PIGANIOL, *Origines de Rome*, a.a.O., S. 111.

³⁶ BACHOFEN, *Mutterrecht*, § 67.

³⁷ Die im kaiserlichen Rom am weitesten verbreitete klassische Überlieferung schreibt den Etruskern einen asiatischen Ursprung zu. Sie läßt sich in den bekannten Worten SENECAΣ zusammenfassen: *Tuscos Asia sibi indicat* (Asien weist die Etrusker sich selbst zu). Manche behaupten, daß die Etrusker dem Stamm der Tursha angehören, das sind Seevölker, die auf irgendwelchen Inseln oder Regionen des östlichen Mittelmeeres Sitz und Macht besaßen und die am Ende der XVIII. Dynastie in Ägypten einfielen. Die jüngste und plausibelste Meinung sieht in den Etruskern den Rest einer Bevölkerung, die schon vor jenen italischen, eventuell aus dem Norden gekommenen Kerngruppen bestand und sich über Spanien, längs der Küste des Thyrrhenischen Meeres, über Kleinasien bis zu einem Teil des Kaukasus zerstreute (von den Basken bis zu den Lydiern und Hethitern). Vgl. NOQARA, *Gli Etruschi etc.*, S. 34-38. Damit würden sie zum atlantisch-pelasgischen Zyklus gehören. ALTHEIM, *Römische Geschichte*, (a.a.O.) und Mosso (*Excurs. nel Mediterraneo*, a.a.O., S. 216-217) stellen eben die Verwandtschaft zwischen der etruskischen und der minoischen Kultur fest, und zwar nicht nur wegen des Vorranges der Frau beim Kult, sondern auch wegen der offenkundigen Ähnlichkeit in der Architektur, in der Kunst und in den Gebräuchen.

Fruchtbarkeit und der Mütter der Natur hinaus auch eine uranische Welt männlicher Gottheiten mit Tinia als ihrem Herrn kannten. Diese Gottheiten - *dii consentes* - sind jedoch von den olympischen sehr verschieden. Sie besitzen keine wahre Souveränität und sind wie Schatten, über die eine unennbare, geheimnisvolle Kraft herrscht, die auf allem lastet und alles unter dieselben Gesetze zwingt, nämlich jene der *dii superiores et involuti* (die höheren und verborgenen Götter). So verrät der etruskische Himmel durch dieses fatalistische und damit naturhafte Motiv, gleich der pelagischen Vorstellung vom geschaffenen und dem Styx unterworfenen Zeus, den Geist des Südens, und für diesen ist, wie wir wissen, die Unterordnung aller Wesen und sogar der göttlichen unter ein Prinzip kennzeichnend, das wie der Schoß der Erde das Licht flüchtet und dessen Gesetz souveränes Recht für alle darstellt, die daraus zu zufälligem Leben entstehen. Damit kehrt auch der Schatten jener Isis wieder, die warnend spricht: «Niemand kann auflösen, was ich zum Gesetz erhebe»³⁸, und auch die Schatten jener hellenischen, weiblichen Gottheiten kehren wieder, die als Geschöpfe der Nacht und des Erebos das Schicksal und die Alleinherrschaft des Naturgesetzes verkörpern. Der Dämonen- und Hexenaspekt, der als nicht unwesentlicher Teil im etruskischen Kult zu erkennen ist und dessen Formen sogar sonnenhafte Motive und Symbole beeinflusste³⁹, spricht deutlich genug vom Anteil, den in dieser Kultur das vorindo-europäische Element - auch in seinen niedrigsten Erscheinungsformen - innehatte.

Tatsächlich hatte der Etrusker, wie er zur Zeit Roms auftrat, wenig vom heroisch-solaren Typus. Er wußte auf die Welt nur einen traurigen und düsteren Blick zu werfen; außer der Furcht vor dem Jenseits lastete auf ihm die Ahnung eines Schicksals und einer Sühne, die ihn sogar das Ende seiner eigenen Nation voraussehen ließ.⁴⁰ Die schon erwähnte Vereinigung der erotischen Thematik mit der Todesthematik findet sich bei ihm in einer kennzeichnenden Art und Weise: der Mensch genießt im wollüstigen Taumel das Leben, das verrinnt, und schwankt zwischen Ekstasen, in denen die niedrigen Mächte durchbrechen, die er überall spürt.⁴¹ Die Priesterführer der etruskischen Clans, die Lukumonen, betrachteten sich selbst als Söhne der Erde; und Tages⁴², einem chthonischen Dämon, wird von der Tradition

³⁸ Vgl. DIODOROS I, 27. Vgl. M. PALLOTTINO, *Etruscologia*, Mailand, 1942, S. 175-181, 183-186. Außer «einem Sich-Hingeben, das beinahe einem Abdanken der menschlichen, geistigen Tätigkeit gegenüber der Gottheit gleichkommt», unterstreicht dieser Autor auch den düsteren und pessimistischen Charakter der etruskischen Jenseitsvorstellung, der auch für die ruhmreichen Gestalten keine Aussicht auf Unsterblichkeit und göttliches Weiterleben kennt.

³⁹ Vgl. A. GRÜNWEDEL, *Tusca*, Leipzig, 1922, dessen Thesen in diesem Sinn jedoch ziemlich über das Ziel hinausschießen.

⁴⁰ Vgl. CENSORINUS, XVII, 6. Was das jenseitige Pathos anbelangt, zeigt uns G. DE SANCTIS (*Storia dei Romani*, Bd. I, S. 147) als Charakteristikum der etruskischen Seele «die tiefe Angst vor der jenseitigen Welt, die sich in Darstellungen äußert, die den makabren Phantasien von furchterregenden Dämonen im Mittelalter ähneln, wie z.B. beim scheußlichen Monstrum Tuchulcha.»

⁴¹ Vgl. M. MICHELET, *Histoire de la Republique romaine*, Paris, 1843, Bd. I, S. 72, 77.

⁴² Vgl. CICERO, *Divin.* III, 23; OVID, *Metam.*, XV, 553.

der Ursprung der «etruskischen Disziplin», des Haruspiziums (der Eingeweideschau), zugeschrieben, jener Wissenschaft, deren Bücher diejenigen «in Angst und Schrecken versetzten», die sich darin vertieften, und die sich auch in ihrem höchsten Aspekt in den Typus der fatalistisch-lunaren Wissenschaft der chaldäischen Priester einordnen läßt, wie sie später auf die Hethiter übergegangen ist und mit der das Haruspizium übrigens offenkundige Ähnlichkeiten auch vom technischen Gesichtspunkt einiger Vorgänge aufweist.⁴³

Daß Rom einen Teil dieser Elemente aufnehmen konnte, daß es neben der Wissenschaft der Auguren (Seher der Zukunft), die alleiniges Vorrecht der Patrizier war, auch Platz für die etruskischen Haruspizes hatte und nicht abgeneigt war, sie zu befragen, und abgesehen davon, daß gleiche Dinge verschieden ausgelegt werden können, wenn sie in den Rahmen einer anderen Kultur eingegliedert sind, zeugt von einem Kompromiß und einer Gegensätzlichkeit, die im Römertum latent bestanden, aber nicht selten auch offenkundig an den Tag traten. In Wirklichkeit war nämlich die Revolte gegen die Tarquinier eine Revolte des aristokratischen Rom gegen die etruskische Komponente, und die Vertreibung dieser Dynastie wurde in Rom jedes Jahr mit einem Fest gefeiert, das an jenes erinnert, mit dem die Iranier die Magophonia feierten, d.h. das Massaker der medischen Priester, die sich nach dem Tode des Kambyzes widerrechtlich des Königtums bemächtigt hatten.⁴⁴

Der Römer mißtraute dem Haruspex immer, auch wenn er ihn fürchtete, als ob es sich um einen geheimen Feind Roms handelte. Unter vielen ist in diesem Zusammenhang die eine Episode der Haruspizes kennzeichnend, wo sie aus Haß auf Rom das Standbild des Horatius Codes vergraben wollten; dieses wurde jedoch am höchsten Ort aufgestellt, und gegen die Aussage der Haruspizes folgen für Rom glückbringende Ereignisse, worauf die Haruspizes wegen Verrats angeklagt und nach ihrem Geständnis hingerichtet werden.

Aus dem Untergrund der italischen Völker und aus so sehr an den Geist der alten südlichen Kulturen gebundenen Anfängen erhebt sich also Rom und beweist einen neuen Einfluß, der kaum auf diese Kulturen zurückgeführt werden kann. Aber dieser Einfluß kann sich nur nach einer Reihe harter, innerer und äußerer Kämpfe, vieler Reaktionen, Anpassungen und Wandlungen durchsetzen. In Rom verkörpert sich der Gedanke der herrschenden Männlichkeit. Er offenbart sich in der Lehre vom Staat, von der *auctoritas* (Autorität) und vom *Imperium* (Reich): der Staat steht im Zeichen der olympischen Gottheiten (vor allem des erhabenen, souveränen, kapitolinischen Jupiter, der ohne Vorfahren und ohne Nachkommen und frei von naturhaften Mythen ist) und ist in den Anfängen noch verbunden mit jenem initiatischen «Mysterium» des Königtums - *adyum et initia regis* - (das höchste Heiligtum und die Mysterien des Königs), das für den gewöhnlichen

⁴³ Im schon erwähnten Werk (S.124) hebt PIGANIOL hervor, daß im Rahmen der Methoden römischer Wahrsagekunst ein Gegensatz bestehen mußte: Dem uranischen und patrizischen Ritual der Auguren stand das chthonische der etruskischen Haruspizes gegenüber.

⁴⁴ Vgl. MICHELET, *ibd.* S. 114.

Menschen als unerreichbar galt⁴⁵; das Imperium im vor allem spezifisch nicht hegemonistischen und territorialen Sinne, sondern in der Bedeutung von Macht, mystischer und furchtbarer Befehlsgewalt, die nicht nur die politischen Führer besaßen (in denen sie ihren unangreifbaren Charakter behielt, unabhängig von allen oft unrechtmäßigen und unreinen Vorgangsweisen, die den Zugang zu ihr verschafften)⁴⁶, sondern auch das Patriziatum und das Familienoberhaupt. Die gleiche Geistigkeit spiegelt sich im römischen Symbol des Feuers wider, wie auch im strengen Vaterrecht und allgemein in der Gestaltung eines Rechts, das Vico richtigerweise «heroisches Recht» nennen konnte, wobei diese Geistigkeit in einem mehr äußerlichen Bereich auch die römische Ethik der Ehre und der Treue formte, die damals so tief empfunden wurde, daß sie Livius sagen ließ, sie mache das Charakteristikum des römischen Volkes aus, und wo keine *fides* mehr bestünde und man der Zufälligkeit des «Glücks» folge, der Römer ende und der Barbar beginne.⁴⁷ Für den ursprünglichen Römer ist es auch kennzeichnend, daß er das Übernatürliche eher als *numen*, d.h. als bloße Kraft, und nicht so sehr als *deus* (Gott) auffaßte, worin man das Gegenstück einer spezifischen geistigen Haltung erblicken kann; im Zusammenhang damit ist auch die Abwesenheit von Pathos, Schwärmerei und Mystizismus in den Beziehungen zum Göttlichen kennzeichnend, ebenso wie das genaue Gesetz des notwendigen und erfolgerzwingenden Ritus und der klare Blick: Themen, die im Bezogensein auf eine männliche und «magische» Haltung mit den ersten vedischen, chinesischen und iranischen Perioden sowie mit dem olympischen Ritual der Archäer übereinstimmen⁴⁸. Die typisch römische Religion war immer eine Religion, die dem seelischen Sich-Hingeben und den Ausbrüchen der Inbrunst mißtraute; die, wenn nötig auch mit Gewalt, alles eindämmte, was von jener ernsten Würde wegführen könnte, die einem *civis romanus* (römischer Bürger) in seinen Beziehungen mit einem Gott geziemte.⁴⁹ Wie sehr auch das etruskische Element versuchte, auf die Plebs Einfluß zu nehmen, indem es das Pathos furchterregender Bilder vom Jenseits aufbot, blieb Rom doch in seinem besten Teil der heroischen Auffassung treu, wie sie auch

⁴⁵ VARRO, VII, 8.

⁴⁶ Vgl. H. WAGENVoORT, *Roman Dynamism*, Oxford, 1947.

⁴⁷ LIVIUS, XXII, 22, 6. Die *fides* ist in ihren verschiedenen Formen, *Fides Romana*, *Fides Publica* etc., eine der ältesten Gottheiten Roms.

⁴⁸ Hier wird die Magie in ihrem höheren Sinne verstanden - vgl. S. 73 ff. -, und wir sprechen von der offiziellen, römischen Religion, die man als reinen «Formalismus», arm an religiösem Gefühl, hinstellen will, während sie doch das antike Gesetz der reinen Aktion zum Ausdruck bringt. Die römische Verfolgung der Magie und Astrologie betraf nur niedrigere, oft abergläubische und scharlatanische Formen. In Wirklichkeit bildet die magische Haltung, verstanden als Befehls- und Tatgewalt über die unsichtbaren Kräfte, durch den reinen Determinismus des Ritus den Wesenskern der römischen Religion und der römischen Auffassung des Sakralen (Vgl. MACCHIORO, *Roma Capta*, S. 29 ff., 246 ff.). Auch in der Folge, als sich der Römer zwar der Volksmagie und dem Aberglauben entgegenstellte, empfand er weiterhin einen hohen Respekt für den patrizischen Kult und die Gestalt des Theurgen, der aus Würde und aus asketischer Reinheit geformt war.

⁴⁹ Vgl. CUMONT, *Relig. orient.*, a.a.O., S. 30.

Hellas ursprünglich kannte: es hatte seine gottgewordenen Helden oder *Semones*, kannte aber andererseits auch die Unerschütterlichkeit der gewöhnlich Sterblichen, die das Jenseits in keine Aufregung - weder in Hoffnung noch in Angst - versetzte, wie es auch nichts gab, was ihr durch Licht, *fides*, Heldenhaftigkeit, Ordnung und Herrschaft strenges Leben hätte verändern können. Daher rührt auch die charakteristische Vorliebe für den Epikureismus des Lukrez, wo die Erklärung des Übernatürlichen durch Naturerscheinungen denselben Zweck verfolgt, nämlich die Angst vor dem Tod und den Göttern zu vernichten, das Leben zu befreien und ihm Ruhe und Sicherheit zu geben. Aber selbst in diesen Lehren bleibt die Auffassung von den Göttern nach dem olympischen Ideal aufrecht: sie waren unerschütterliche und freigelöste innerste Wesen, die sich als Vorbild für die Vervollkommnung des Weisen darboten.

Wenn gegenüber anderen Völkern, wie den Griechen und sogar den Etruskern, die Römer anfangs beinahe wie Barbaren erschienen, so verbirgt ein solcher Mangel an «Kultur», wie auch im Falle einiger germanischer Stämme zur Zeit der Völkerwanderung, eine ursprünglichere Kraft, die einen Lebensstil mit sich bringt, demgegenüber jede Stadtkultur zumindest problematische Züge aufweist, wenn nicht gar von Verfall und Auflösung zeugt. So kam es, daß das erste Zeugnis, das Griechenland von Rom hatte, von einem Gesandten stammte, der bekannte, er habe gefürchtet, im römischen Senat in eine Gruppe von Barbaren zu geraten, sich aber statt dessen in eine Ratsversammlung von Königen versetzt glaubte.⁵⁰ Von Anfang an erschienen in Rom auf unerkennbare Weise geheime Zeichen seiner «Traditionalität». Man erinnere sich z.B. an das «Zeichen des Zentrums», den schwarzen Stein des Romulus am Beginn der «Via Sacra» (Heilige Straße), an die schicksalshafte und sonnenhafte «Zwölf», wobei die Zwölfzahl der Geier Romulus das Recht zusichert, der neuen Stadt seinen Namen zu geben, weiterhin die Zwölf zahl der Liktores und der Ruten des Rutenbündels, wozu noch die Axt als besonderes Symbol der hyperboreischen Eroberer kommt; weiterhin wurde diese Zahl von Numa für die *ancilia* (heilige Schilder) und die *diepignora imperii* (Unterpfänder des Reiches) festgelegt, und sie bestimmte auch die Altäre des archaischen Januskultes usw. Man erinnere sich des Adlers, der dem Gott des strahlenden Himmels, Jupiter, heilig und gleichzeitig Abzeichen der Legionen ist und eines der indoeuropäischen Symbole der unsterblich machenden «Glorie» darstellt, weswegen man dachte, daß die Seelen der Kaiser sich in Adlergestalt vom Körper befreien, um in die sonnenhafte Unsterblichkeit einzugehen.⁵¹ Man kann an das Pferdeopfer

⁵⁰ PLUTARCH, *Pyrrhus*, XIX, 5. Auch in der Geschichte der gallischen Invasion wird das Aussehen der Alten als «mehr als menschlich» und «den Göttern sehr ähnlich» beschrieben - praeter ornatum habitum que humano augustiorem maiestate etiam ... simillimos diis (außer der geschmückten Kleidung, vornehmer als die Menschen und auch in der Würde den Göttern sehr ähnlich) (LIVIUS, V, 41).

⁵¹ In den klassischen Traditionen galt derjenige, auf dem sich ein Adler niederließ, als von Zeus für hohe Aufgaben oder das Königtum vorbestimmt, und das Erscheinen des Adlers wurde als Siegeszeichen gedeutet: Der Adler war ein so universales Symbol, daß man sogar bei den

erinnern, das mit dem *aqvamedha* der indischen Arier gleichzusetzen ist und damit noch an viele andere Elemente einer universalen, sakralen Tradition. Trotzdem sind es die Epik, die römische Geschichte selbst, die, viel mehr als Theorien oder kulturelle Anschauungen, den wahrsten «Mythos» Roms zum Ausdruck bringen und am unmittelbarsten - einer Reihe großer Symbole gleich, die von der Macht in die Substanz der Geschichte selbst eingemeißelt sind - vom geistigen Kampf sprechen, der das Schicksal und die Größe Roms schmiedete. Jede Entwicklungsphase Roms stellt sich in Wirklichkeit als ein Sieg des heroischen, indoeuropäischen Geistes dar, und in den stärksten geschichtlichen und materiellen Spannungen leuchtete dieser Geist am hellsten auf, und zwar auch dort, wo hauptsächlich durch äußere Einflüsse und den plebejischen Gärstoff das Leben Roms schon verfälscht zu sein scheint.

Schon zu Beginn weist der Mythos Elemente auf, die einen tiefen Sinngehalt in sich schließen und gleichzeitig die zwei sich in Rom im Kampfe gegenüberstehenden Kräfte aufzeigen. Hier ist die Überlieferung von Saturn-Kronos interessant, dem königlichen Gott des ersten, goldenen Zeitalters, der Saturnia geschaffen haben soll, die bald als Stadt und bald als Festung gilt und dort gestanden haben soll, wo später Rom erstand, und wonach dieser Gott auch als eine latente Kraft - *latens deus* - aufgefaßt wurde, die in Latium gegenwärtig sei.⁵² In bezug auf die Sage von der Entstehung Roms kündigt sich schon in Numitor und Amulius das Thema des gegnerischen Paares an, wobei Amulius das gewalttätige Prinzip zu verkörpern scheint, da er gegen Numitor, der vorwiegend das königlich-sakrale Prinzip ausdrückt, einen Umsturz versucht. Die Dualität zeigt sich dann wieder im Paar Romulus und Remus. Hier haben wir vor allem ein typisches Motiv der heroischen Zyklen vor uns, da dieses Paar von einer Frau geboren wurde, einer jungfräulichen Hüterin des heiligen Feuers, mit der sich eben ein Kriegsgott, nämlich Mars, vereinigt haben soll. In zweiter Linie findet sich hier das historisch-metaphysische Motiv der «aus den Wassern Erretteten». Drittens verweist der Feigenbaum Ruminal, unter den sich die Zwillinge flüchten, auf das universale Symbol des Baums des Lebens und der

Azteken sieht, wie ein Adler den Ort für die Hauptstadt des neuen Reiches angibt. Der *ba* als der Teil des Menschen, der zur ewigen himmlischen Existenz in Glorie bestimmt ist, wird in den ägyptischen Hieroglyphen oft als Sperber, der ägyptischen Entsprechung des Adlers, dargestellt. In der Gestalt eines Sperbers flößt im Ritual die verklärte Seele den Göttern Angst ein, und wir können die Formel anführen: «Ich bin dem göttlichen Sperber gleich erstanden, und Horus läßt mich, ihm ähnlich, an seinem Geiste teilhaben, damit ich davon Besitz ergreife, was in der anderen Welt Osiris gehört.» (*Book of the Dead*, a.a.O., LXXVIII, 1-4,46). Im *Rg-Veda* (IV, 18, 13; IV, 27, 2) bringt der Adler zu Indra den geheimnisvollen Trunk, der ihn zum Herrn der Götter erhebt, währenddessen er niedrigere, weibliche Kräfte hinter sich läßt. Nach der Doktrin kann man darauf auch den verborgenen Sinn der kaiserlichen Apotheose in Rom - *consecratio* - zurückführen, wobei der Flug des Adlers vom Scheiterhaufen dem Gottwerden der Seele des Toten entspricht.

⁵² PLINIUS sagt: «Saturnia ubi huc Roma est» (Saturnia ist hier, wo Rom ist). VEROIL (*Aen.*, VIII, 357-358): «Hanc Janus pater, hanc Saturnus condidit arcem: Janiculum vero, illi fuerat Saturnia nomen» (die eine Festung gründete Janus pater, die andere Saturnus; Janiculum wurde die eine, Saturnia die andere genannt). DIODORUS (II, 1). Vgl. G.SERGI, *Da Albalonga a Roma*, Turin, 1934, S. 135-136.

übernatürlichen Nahrung, die er gibt, da in der altlateinischen Sprache der sich auf Jupiter beziehende Begriff *ruminus* seine Eigenschaft als «Ernährer» bezeichnet. Aber die Zwillinge werden auch von der Wölfin genährt. Wir haben schon auf die Doppelbedeutung der Wolfssymbolik aufmerksam gemacht: nicht nur in der klassischen, sondern auch in der keltischen und nordischen Welt finden sich die Ideen von Wolf und Licht häufig vereint, so daß der Wolf sogar zum hyperboreischen Apoll in Beziehung stand. Andererseits drückt der Wolf auch eine wilde Kraft aus, etwas Elementares und Zügelloses; und in diesem Sinne ist es zu verstehen, daß in der nordischen Mythologie «das Zeitalter des Wolfes» dasjenige ist, in dem die Elementarkräfte in Aufruhr sind.

Dieses latente duale Prinzip, das die Zwillinge nährt, entspricht im Grunde genommen der Dualität zwischen Romulus und Remus, die der zwischen Osiris und Seth wie auch der zwischen Kain und Abel usw. ähnlich ist.⁵³ In der Tat sieht Romulus die Grenzen der Stadt im Sinne eines heiligen Ritus und eines symbolischen Prinzips für Ordnung, Beschränkung und Gesetz. Remus hingegen setzt sich spöttisch über diese Grenze hinweg und wird deshalb getötet. Das ist die erste Episode, gleichsam das Vorspiel eines dramatischen Kampfes, eines inneren und äußeren, geistigen und gesellschaftlichen Kampfes, zum Teil bekannt und zum Teil in stumme Symbole gehüllt: nämlich Roms Versuch, in der mediterranen Welt eine universale Tradition des heroischen Typus hervorzubringen.

Schon die mythische Geschichte der Zeit der Könige zeigt den Gegensatz zwischen einem heroisch-kriegerischen und aristokratischen Prinzip und dem mit der Plebs, den «Pelasgern Roms», verbundenen Element wie auch mit der lunar-priesterlichen und ethnisch, etruskisch-sabinischen Komponente - ein Gegensatz, der sogar geographisch im Palatin und Aventin seinen Ausdruck fand.

Vom Palatin sieht Romulus das Symbol der zwölf Geier, das ihm das Recht gegen Remus verleiht, dessen Berg der Aventin ist. Nach dem Tod des Remus scheint die Dualität in der Form eines Kompromisses im Paar Romulus und Tatus neu zu erstehen, wobei Tatus der König der Sabiner ist, also eines Volkes mit einem vorwiegend tellurisch-lunaren Kult. Und bei Romulus' Tod bricht der Kampf zwischen Albanern (einem kriegerischen Stamm nordischen Typs) und den Sabinern aus. Dazu soll nach der antiken italischen Tradition Herkules, nachdem er Cacus, den Sohn des pelasgischen Gottes chthonischen Feuers, getötet und in seiner Höhle, die auf dem *Aventin* gelegen war, dem olympischen Gott⁵⁴ einen Altar errichtet hatte,

⁵³ Seth, der dunkle Bruder, der Osiris tötet, wird auch Typhon genannt und PLUTARCH (*De Is. et Osir.*, XLIX) erklärt: «Typhon wird Seth genannt, was Gewalt, Herrschaft, häufige plötzliche Rückkehr bedeutet». Mit Seth werden die Feinde des sonnenhaften Prinzips Rā in Beziehung gesetzt, die *mesu-betesh* heißen, also «Söhne des ohnmächtigen Aufstands».

⁵⁴ Für PIGANJOL, (*a.a.O.*, S. 15) könnte das Duell zwischen Herkules und Cacus eine sagenmäßige Umschreibung des Kampfes eines indogermanischen oder den Indogermanen verwandten Volkes sein, das schließlich über einen eingeborenen Stamm des pelasgischen Typus siegte.

auf dem Palatin dem guten König Euandros begegnet sein (der bezeichnenderweise auf demselben Palatin der Viktoria einen Tempel erbaut); jener Herkules, der als «triumphaler Herkules», als Feind der Bona Dea, gemeinsam mit Jupiter, Mars und dann Apoll als «rettendem Apoll» für die uranisch-männliche Geistigkeit Roms allgemein im höchsten Maße bedeutungsvoll ist und in Riten gefeiert wird, von denen die Frauen ausgeschlossen waren.⁵⁵ Darüber hinaus ist der Aventin, der Berg des geschlagenen Cacus, des getöteten Remus, auch der Berg der Göttin, und auf ihm erhebt sich der wichtigste Tempel zu Ehren der Diana-Luna, der großen Göttin der Nacht, begründet von Servius Tullius, dem König mit dem plebejischen Namen und Freund der Plebs; auf ihn zieht sich die gegen das Patriziat revoltierende Plebs zurück; auf ihm werden zu Ehren des Servius die Feste der Sklaven gefeiert; auf ihm setzen sich ebenso andere weibliche Kulte fest, wie z.B. jene der Bona Dea, der Carmenta und im Jahre 392 der Kult der Juno Regina, die aus dem besiegten Veji stammte und bei den Römern ursprünglich wenig beliebt war, aber auch tellurisch-männliche Kulte, wie der des Faunus, finden dort ihren Sitz.

Die Folge der legendären Könige Roms ist eine Folge von Episoden des Kampfes zwischen den beiden Prinzipien. Nach Romulus, der sich in Form des Quirinus zu einem «Helden» wandelt, zum «unbesiegten Gott», als dessen Wiederverkörperung sich Cäsar quasi betrachtet⁵⁶, kommt in Numa die lunare Gestalt des etruskisch-pelasgischen Königspriesters zum Vorschein, der vom weiblichen Prinzip (der Egeria) geleitet wird. Mit ihm kündigt sich auch die Spaltung zwischen der königlichen und der priesterlichen Macht an.⁵⁷ In Tullus Hostilius wiederum kann man das Anzeichen einer Reaktion des eigentlich römischen, männlichen Prinzips erkennen, das zum etruskisch-priesterlichen im Gegensatz steht. Er erweist sich tatsächlich vor allem als der Typus des Imperators und Kriegführers; und wenn Tullus vernichtet wird, weil er den Altar bestieg und den Blitz vom Himmel heruntergeholt hat, wie es sonst nur die Priester machen, kann das in der Symbolsprache vielleicht den Versuch anzeigen, die Kriegeraristokratie durch das sakrale Element wieder zu vervollkommen. Mit der etruskischen Dynastie der Tarquinier hingegen beginnen das Thema der Frau und eine Herrschaft, die häufig die Schichten der Plebejer gegenüber dem Adel bevorzugte, sich auf das engste mit Rom zu verflechten.⁵⁸

⁵⁵ Vgl. MACROBIUS, *Sat.*, I, 12, 27.

⁵⁶ Dio CASS., XLIII, 45.

⁵⁷ Nach Numa stellt sich dem König (der ursprünglich höhergestellt war als die Flamini, die auch phonetisch den *brahmana* entsprechen) der *rex sacrorum* (wörtlich: König der Heiligtümer) entgegen, der, wie richtigerweise festgehalten wurde, (vgl. PIGANIOL, *a.a.O.*, S. 257) in jener Zeit eher ein Vertreter des plebejischen Ritus war und nicht, wie man für gewöhnlich annahm, ein Priester des patrizischen Ritus: er war ein Mittler zwischen dem Volk und Luna, der großen Göttin der Plebejer, und er besitzt nicht das den Patriziern vorbehaltene Recht der *spectio* (Recht auf Beobachtung der Augurien), und im Ritual kommt er gynäkokratisch *nach* den Vestalinnen.

⁵⁸ Was die Beziehung zwischen Frauengestalten und den Königen der fremden Dynastie betrifft, können wir auf das Werk Bachofens verweisen. Wir möchten hinzufügen, daß der Name

Einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte bildet so die Erhebung des patrizischen Rom (509 v. Chr.), das nach der Ermordung des Servius den zweiten Tarquinius verjagt, der fremden Dynastie ein Ende bereitet und die Fesseln der vorhergehenden Kultur sprengt, was beinahe gleichzeitig mit der Vertreibung der Volkstyranen und der dorischen Wiederherstellung in Athen (510 v. Chr.) vor sich geht. Es hat wenig Sinn, die inneren Kämpfe, das wechselvolle Geschehen des patrizischen Widerstandes und der plebejischen Usurpation in Rom nach diesem Zeitpunkt weiterzuverfolgen. Tatsache ist, daß sich der Mittelpunkt langsam vom Inneren zum Äußeren verschiebt. Wichtiger als der Kompromiß, den gewisse Einrichtungen und Gesetze bis zur Kaiserzeit darstellten, ist der «Mythos», der, wie wir sagten, vom historischen Entwicklungsprozeß der politischen Größe Roms selbst gebildet wird. Wie sehr sich auch das fremde südländische Element im Wirkkreis Rom festsetzte oder dort unterschlüpfte, es gelang ihm nicht, diejenigen politischen Kräfte zu beschützen, in denen dieses Element am deutlichsten vertreten war, und es konnte nicht verhindern, daß diese Kräfte unerbittlich zerstört oder wenigstens von einer anderen, entgegengesetzten höheren Kultur unterworfen wurden.

Man denke hier an die einzig dastehende und bedeutungsvolle Gewalttätigkeit, mit der Rom die Zentren der vorhergehenden, im wesentlichen etruskischen Kultur zerschlug, was häufig bis zur völligen Auslöschung jeder Spur ihrer Macht, ihrer Traditionen und sogar ihrer Sprache ging. Wie Alba, so verschwinden Veji, die Stadt der Juno Regina⁵⁹, Tarquinia und ein Lucumonia nach dem anderen aus der Geschichte. In alledem findet sich ein fast zwingendes Element, das mehr «trieb», als es dieses Volk bedacht oder gewollt hätte, mag es auch immer das Wissen wachgehalten haben, seine Größe und sein Glück göttlichen Kräften zu verdanken. Ebenso fiel Capua, der Mittelpunkt südlicher Verweichlichung und Üppigkeit, die Verkörperung der «Kultur» des nur auf Schönheit ausgerichteten, aphroditisierten, nicht mehr dorischen Griechenlands, jener Kultur, die dennoch einen Teil des römischen Patriziertums verführen und verweichlichen sollte. Aber vor allem in den punischen Kriegen, der stummen Form politischer Realitäten

Servius (Servius Tullius) ursprünglich einen Sklavensohn bezeichnete, wie auch der Name Brutus (so hieß auch der erste Volkstribun - Junius Brutus -, der sich nach dem ersten Jahr nicht mehr in den Jahrbüchern der Konsuln findet) für die rebellischen Sklaven pelasgischer Herkunft verwendet wurde (vgl. MICHELET, *Hist. Republ.*, a. a. O., S. 106-107). Bezeichnend ist der von der Tradition (um das plebejische Element hervorzuheben) erhaltene tellurische Stoff, wonach das Orakel verkündete, daß der regieren werde, der die eigene Mutter küßt, worauf sich Brutus zu Boden beugte und die Erde küßte, die also als Mutter der Menschen aufgefaßt wurde; und als Söhne der Erde betrachteten sich, wie schon erwähnt, sowohl die Plebejer als auch die etruskischen Lukumonen. Und ist es nicht ein merkwürdiger Zufall, daß der Mörder Cäsars ebenfalls Brutus hieß und den Namen der aufständischen pelasgischen Sklaven trug, genauso wie der erste, der sich widerrechtlich die Herrschaft über Rom aneignete?

⁵⁹ PIGANIOL (*a. a. O.*, S. 119, 259) schreibt mit Recht, daß der Kampf Roms gegen Veji beinahe dem Kampf Apollos gegen die Göttin gleichkam; und ein ähnlicher Sinnegehalt könnte auch bei LIVIUS (V, 23, 5-8) durchscheinen, der berichtet, wie der Sieger über Veji, Camillus, als Sieger die Eigenschaft des Sonnengottes verkörperte.

und Mächte, treffen die beiden Traditionen aufeinander. Mit der Zerschlagung von Karthago, der Stadt der Göttin (Astarte-Tanit) und der königlichen Frau (Dido), die schon versucht hatte, den sagenumwobenen Stammvater des römischen Adels zu verführen, verschob Rom, will man mit Bachofen⁶⁰ sprechen, den Mittelpunkt des geschichtlichen Abendlandes vom tellurischen Mysterium zum uranischen Mysterium, von der lunaren Welt der Mütter zur solaren der Väter. Und der ursprüngliche und unsichtbare Same der «Rasse Roms» bewirkt eine innerliche Formung des Lebens mit einem Ethos und einem Recht, die diesen Sinngehalt, trotz der unaufhörlichen feinen Tätigkeit des gegnerischen Elements festigen. Das römische Gesetz des Rechtes der erobernden Waffen steht gemeinsam mit der mystischen Auffassung des Sieges tatsächlich im völligen Gegensatz zum etruskischen Fatalismus und zu jeder Art von beschaulicher Hingabe. Der männliche Gedanke des Staates behauptet sich gegenüber jeglicher priesterlich-demetrischen Form und hat doch in seinem Aufbau die Weihe des sakralen und rituellen Elements. Dieser Gedanke stärkt die innere Haltung und bildet das gesamte Leben, das so jedem naturhaften Element klar überlegen ist. Die Askese der «Tat» entwickelt sich in den schon besprochenen traditionellen Formen. Sie erfüllt sogar die genossenschaftlichen Vereinigungen mit dem Sinn für Disziplin und kämpferische Haltung. *Gen*s (Sippe) und Familie sind nach dem strengsten Vaterschaftsrecht ausgerichtet: im Mittelpunkt stehen die *patres* (Väter) als Priester des heiligen Feuers, als die Richter und militärischen Führer ihres Volkes, ihrer Dienerschaft und ihres Gefolges: Männer, die durch die aristokratische Formung des Senats stark eigenständig ausgeprägt waren. Und die *civitas* (Staat) selbst als Materie gewordenes Gesetz ist nur Rhythmus, Ordnung, Zahl. Die mystischen Ziffern drei, zwölf, zehn und ihr Vielfaches liegen ihren politischen Einteilungen zugrunde.⁶¹

Auch wenn es Rom nicht gelungen ist, sich dem Einfluß der Sibyllischen Bücher zu entziehen, die angeblich der zweite Tarquinius einführt und die das asiatische Element herausstellten, vermischt mit einem unechten Hellenismus, wobei sie, durch die verdeckte Einbringung neuer und zweifelhafter Gottheiten in den alten und geschlossenen patrizischen Kult den plebejischen Ritus begünstigten, so war Rom doch zur Reaktion fähig, wo

⁶⁰ Daran, daß Rom den Sibyllischen Büchern folgend, die phrygische Große Göttin aufnahm, um den Sieg über Hannibal herbeizuführen (schon eine andere asiatische Göttin, die erylische Aphrodite, die unter anderem auch als Göttin der Prostitution galt, war von diesen Büchern nach der Niederlage am Trasimenersee aufgezwungen worden), glaubt BACHOFEN (*Sage von Tanaquil*, S. XXXVI) zu erkennen, daß «Rom, die Aphroditestadt, erschrickt ob der langen Vernachlässigung der Mutter und seiner ausschließlichen Hingabe an das staatliche Prinzip des väterlichen Imperiums». Darin kann auch etwas Wahres liegen. Andererseits könnte man aber daran erinnern, daß für die Römer ein Krieg nicht wirklich gewonnen werden konnte, wenn man nicht die Götter des Feindes anrief und sie auf seine Seite zog, so daß sie den Gegner im Stich ließen: die phrygische Große Göttin ist nur ein Abbild der punischen Tanit. Der Kult dieser Göttin begann erst später effektive Wirkung im Römertum zu zeitigen und beeinflusste vor allem die plebejischen Schichten.

⁶¹ Vgl. MICHELET, *a.a.O.*, Bd.I, S. 148.

immer sich das feindliche Element mit klarem Antlitz offenbarte und tatsächlich seine tiefste Wirklichkeit bedrohte. So sieht man, wie Rom die bacchisch-aphroditischen Einfälle bekämpft und die Bacchanalien ächtet; wie es den aus Asien kommenden Mysterien mißtrauisch gegenübersteht, da sie einen ungesunden Mystizismus um sich scharten; wie es die exotischen Kulte, in denen beständig chthonische und mütterliche Motive auftauchten, nur so weit tolerierte, als sie keinen schädlichen Einfluß auf das männlich organisierte Leben ausübten. Die Vernichtung der apokryphen Bücher des Numa Pompilius, die Verbannung der «Philosophen» und insbesondere der Pythagoreer haben tiefere Gründe als nur rein zeitbedingte und politische. Wie die etruskischen Überreste kann man auch die Lehre der Pythagoreer, die schon in Griechenland als pelagische Wiederbelebung entstand, wenn auch andersartige Elemente vorhanden sind, doch als Nachfolge einer gereinigten «demetrischen» Kultur ansehen. Es ist bezeichnend, daß klassische Autoren eine enge Beziehung zwischen Pythagoras und den Etruskern annehmen⁶² und daß die geächteten Kommentare der Bücher von Numa Pompilius danach strebten, diese Beziehung festzulegen und damit unter der Maske einer angeblichen Traditionsverbundenheit dem gegnerischen, antirömischen, pelagisch-etruskischen Element die Tore zu öffnen.

Weitere geschichtliche Ereignisse, die vom Standpunkt einer Metaphysik der Kulturen gleichzeitig Symbolgehalte ausdrücken, sind der Fall des Isis-Reiches der Kleopatra und der Fall Jerusalems. Es handelt sich um neue Wendepunkte der inneren Geschichte des Abendlandes, die sich in der Dynamik idealer Gegensätze vollzieht, wobei diese sich in den Bürgerkämpfen widerspiegeln: denn auch bei einem Pompeius, einem Brutus, Cassius und Antonius läßt sich erkennen, wie der Süden hartnäckig, wenn auch zurückgeschlagen, versucht, diese neue Realität zu bremsen und umzustürzen.⁶³ Kleopatra ist ein augenscheinliches Symbol der aphroditischen Kultur, deren Fessel Antonius unterliegt.⁶⁴ Aber Cäsar verkörpert den indoeuropäisch-abendländischen Typus des Herrschers. Er kündigt mit den schicksalhaften Worten: «In meinem Geschlecht ist die Majestät der Könige, die durch ihre Macht über den Menschen stehen, und die Heiligkeit der Götter, in deren Händen die Macht der Könige liegt»⁶⁵ schon das Wiederaufleben des höheren Gedankens des Imperiums in Rom an. Tatsächlich ist schon mit Augustus, der in den Augen Roms das *numen* und die *aeternitas* (Ewigkeit) eines Sohnes des Sonnen-Apolls verkörperte, eindeutig die Einheit der beiden Mächte wiederhergestellt, wozu noch eine Reform kommt, die die Prinzipien der antiken römischen Religion gegen das Einfallen der fremdländischen Kulte und Aberglauben wiederaufnehmen soll. Hier erfüllt sich ein Staatstypus, der, durch den olympisch-solaren Gedanken ausgewiesen, auf

⁶² Vgl. z.B. PLUTARCH, *Symph.*, VIII, 7, 1-2.

⁶³ Vgl. BACHOFEN, *Sage von Tanaquil*, a.a.O., S. XXXIX.

⁶⁴ Interessant ist der Hinweis (DION CHRYSOST., L., 5), daß Kleopatra den Namen der Isis und Antonius den des Dionysos annahm. Damit ließen sie die zwei sich ergänzenden Gestalten einer «aphroditischen» Kultur neu aufleben.

⁶⁵ SUETONIUS, *Caes.*, 6.

natürliche Art und Weise nach Universalität streben mußte. Tatsächlich macht die Idee Roms Schluß mit jedem kleinlichen Teildenken, und zwar sowohl ethnischer als auch religiöser Art. Als der imperiale Kultus einmal festgelegt war, wurde es zu seinem Charakteristikum, die verschiedenen Götter, die den Traditionen der einzelnen in der römischen Ökumene zusammengefaßten Völker entsprachen, in einer Art «religiösem Feudalismus» zu respektieren und aufzunehmen; aber über jede einzelne und nationale Religion hinaus mußte eine höhere *fides* (Treue) bezeugt werden, die an das Übernatürliche, vom Kaiser oder vom «Genius» des Kaisers verkörperte Prinzip gebunden war und die ebenso durch die Viktoria als jener mystischen Wesenheit symbolisiert wurde, an deren Statue sich der Senat wandte, um Treue zu schwören. Zur Zeit des Augustus hatte die Askese der Tat, gestützt von einem schicksalhaften Element, einen genügend großen Organismus geschaffen, der der römischen Universalität greifbaren Ausdruck verlieh und einer komplexen Gesamtheit von Völkerschaften und Rassen seine Weihe gab. Rom erschien «als Schöpfer der Menschen und der Götter»: als die Stadt, «in deren Tempeln man nicht weit vom Himmel ist» und die aus den verschiedenen Völkern eine einheitliche Nation gemacht hatte - «fecisti patriam diversis gentibus unam»⁶⁶. Die *pax augusta et profunda* (der erhabene und tiefe Friede) schien allmählich als *pax romana* (römischer Friede) die Grenzen der bekannten Welt zu erreichen. Es war, als ob die Tradition in den Formen eines «heroischen Zyklus» wieder neu entstehen sollte. Es schien, als ob das Eisernen Zeitalter zu Ende gegangen sei und sich die Rückkehr des Urzeitalters, des Zeitalters des hyperboreischen Apolls, ankündige.⁶⁷

Schon kam das Ziel der Zeit, von dem die Sibylle einst raunte,
wiedergeboren beginnt ein neuer Kreis der Äone.

Schon kehrt die Jungfrau zurück, Saturns Regierung kehrt wieder,
schon wird ein neuer Sproß entsandt aus himmlischen Höhen.

Dieses Knaben Geburt beschirme, reine Lucina!

Er macht ein Ende der Eisernen Zeit; eine goldene Menschheit
wird die Erde dann füllen: schon jetzt regiert dein Apollo ...

Göttliches Leben empfängt er jedoch: die Götter erschaut er
samt den Helden der Vorzeit, und sie auch werden ihn sehen.

Er wird beherrschen die Welt, die des Vaters Tugend befriedet.

Und dieses Empfinden war so voll Leben, daß es auch in der Folgezeit mächtig bleiben und Rom zu einem übergeschichtlichen Symbol erheben sollte, ja gar die Christen sagen ließ, daß, solange Rom unversehrt bleibe, die schrecklichen Zuckungen des alten Zeitalters nicht zu fürchten seien, aber am Tage, da Rom falle, die Menschheit ihrem Ende nahe sein werde.⁶⁸

⁶⁶ Worte von RUTILIUS NAMAZIANUS, *De red. suo*, I, 49; I, 50; I, 62-65.

⁶⁷ VERGIL, ERLOGEN (Hirtengedichte, Reclam Nr. 637), IV, 5-10, 15-17. Unter diesen prophetischen Worten Vergils findet sich auch der Hinweis auf den Tod der Schlange (*ebd.*, 24) sowie auf eine Gruppe von Helden, die die symbolische Unternehmung von Argos wiederholt, und auch auf einen neuen Achilleus, der den ebenfalls symbolischen Krieg der Achäer gegen Troia wieder durchführt (34-36).

⁶⁸ Worte von LANCTANTIUS, *Inst.*, VII, 25,6. Vgl. TERTULLIAN, *Ad Scapul.*, II.

10. Ende der abendländischen Tradition

Das Ur-Christentum

Jetzt sind wir an dem Punkt, an dem der Abstieg einsetzt.

Im vorausgehenden haben wir das betont, was in Rom die Bedeutung einer zentralen Kraft innehatte, in einer vielschichtigen Entwicklung, wo fremde Einflüsse nur in bruchstückhafter Weise gegenüber dem agieren konnten, was hinter den Kulissen des Menschlichen Rom sein spezifisches Gepräge verlieh.

Dieses Rom nun, das sich von seinen ursprünglichen atlantischen und etruskisch-pelasgischen Wurzeln befreit hatte, das nacheinander die großen Zentren der neueren südlichen Kultur vernichtet hatte, das die großen Philosophen verachtet und die Pythagoreer des Landes verwiesen hatte, das schließlich die Bacchanalien verbannt hatte, dadurch daß es gegen die erste Vorhut der alexandrinischen Gottheiten vorgegangen war (Verfolgungen der Jahre 59, 58, 53, 50 und 40 v. Chr.), dieses sakrale, patrizische und männliche Rom des *ius* (Rechts), des *fas* (göttlichen Rechts) und des *mos* (Sitte), unterliegt immer mehr der Invasion weiterer asiatischer Kulte, die rasch in das Leben des Reiches eindringen und sein Gefüge verändern. Und wieder kehren die Symbole der Mutter mit den verschiedensten mystisch-pantheistischen Gottheiten des Südens in den unechtsten Formen zurück, weit entfernt von der demetrischen Klarheit der Anfänge, und verbünden sich mit der Verderbtheit der Sitten sowie der innersten *virtus romana* (römische Tugend) und mehr noch mit dem Verfall der Institutionen. Es ist ein Auflösungsprozeß, der schließlich den imperialen Gedanken selbst trifft. Sein sakraler Inhalt bleibt erhalten, aber nur als bloßes Symbol, getragen von einem trüben und chaotischen Strom wie eine offizielle Anerkennung, der die Würde derjenigen, die durch sie ausgezeichnet sind, nur selten entspricht. Historisch und politisch arbeiteten jetzt selbst die Vertreter des Reiches in einem Sinn, der zur Verteidigung des Reiches im Widerspruch stand, einer Verteidigung, die die neuerliche Bestätigung einer festen und organischen Ordnung gefordert hätte. Statt zu reagieren und die bestehengebliebenen Elemente der «römischen Rasse» auszuwählen und im Mittelpunkt des Staates zu sammeln, um in angemessener Weise dem Ansturm der im Reich zusammenfließenden Kräfte Einhalt zu gebieten, gaben sich die Cäsaren einem Werke absolutistischer Zentralisierung und Nivellierung hin. Nach der Machtenthebung des Senats wurde schließlich der Unterschied zwischen römischen Bürgern, latinischen Bürgern und der Masse aller anderen Untertanen abgeschafft und alle zu römischen Bürgern erklärt. Und man dachte, daß ein auf einer Militärdiktatur beruhender Despotismus zusammen mit einer seelenlosen bürokratischen Verwaltungsstruktur die römische Öku-

mene zusammenhalten könnte, die in Wirklichkeit nur noch eine bunt zusammengewürfelte, kosmopolitische Masse war. Gestalten, die Züge von Größe und antiker römischer Würde aufwiesen, die noch einige Aspekte der sternenhaften Natur und der «steinernen» Qualität verkörperten, die noch eine Vorstellung davon hatten, was Weisheit war und teilweise sogar die initiatische Weihe empfangen - bis zu Kaiser Julianus hin -, konnten mit ihrem sporadischen Erscheinen dem allgemeinen Verfallsprozeß nichts Wesentliches entgegensetzen.

Die Kaiserzeit zeigt uns in ihrem Entwicklungsgang diese widersprüchliche Doppelläufigkeit: einerseits formt sich eine immer deutlichere Theologie, Metaphysik und Liturgie der Herrschaft. Die Hinweise auf ein neues Goldenes Zeitalter bleiben bestehen. Jeder Cäsar wird mit dem *expectate veni* akklamiert, sein Erscheinen hat den Charakter eines mystischen Geschenkes - *adventus augusti* - (das Kommen des Augustus), das durch Wunder sogar im Bereich der Natur ausgezeichnet war, genauso wie unglückselige Zeichen seinen Niedergang begleiteten. Er ist der *redditor lucis aeternae* (der das ewige Licht zurückgibt) (Constantius Chlorus) und neuerlich *pontifex maximus* wie auch derjenige, der vom olympischen Gott durch das Symbol einer Kugel die universale Herrschaft empfangen hat. Ihm gehört die strahlende Sonnenkrone und das Zepter des Himmelskönigs. Seine Gesetze gelten als heilig oder göttlich. Auch im Senat hat das für ihn vollzogene Ritual liturgischen Charakter. Sein Bildnis wird in den Tempeln der verschiedenen Provinzen angebetet, es steht auch im Mittelpunkt der verschiedenen Legionsbanner, ist höchster Bezugspunkt der *fides* und des Soldatenkultes und Symbol für die Reichseinheit.¹

Aber das ist nur noch eine geistige Ader von oben, eine Lichtachse inmitten einer dämonisierten Welt, in der jede Art von Leidenschaft, Mord, Grausamkeit, Verrat in einem immer unmenschlicheren Ausmaß entfesselt wird. Ein immer noch tragischer, blutiger und zerrissener werdender Hintergrund zeigt sich, desto weiter das jüngere Kaiserreich fortschreitet, trotz des zeitweiligen Auftretens harter Führungsgestalten, die sich trotz allem in einer nunmehr schwankenden und zerbrechenden Welt durchzusetzen vermochten. Es mußte also so weit kommen, daß das Kaiseramt im Grunde genommen nur noch für sich selbst überlebte. Noch hielt sich Rom in Treue und fast verzweifelt in einer von fürchterlichen Krämpfen zerrissenen Welt daran. Aber eigentlich war der Thron leer.

Zu alledem mußte noch die Verdrängung durch das Christentum kommen.

Wenn man auch die Vielschichtigkeit und Ungleichartigkeit der im Urchristentum vorhandenen Elemente nicht verkennen darf, kann man andererseits wiederum auch den Gegensatz zwischen den in ihm vorherrschenden Kräften, seinem Pathos und dem ursprünglichen römischen Geist nicht übersehen. Hier, in diesem Teil unseres Werkes, geht es nicht darum, die in der einen oder anderen historischen Kultur vorhandenen traditionellen

¹ Vgl. E. STAUFER, *Christus und die Cäsaren*, Hamburg, 1948.

Elemente herauszuheben. Wir müssen vielmehr herausfinden, in welcher Funktion, in welchem Geiste die geschichtlichen Strömungen im gesamten gewirkt haben. So kann das Bestehen einiger traditionaler Elemente im Christentum (und dann in größerem Ausmaße im Katholizismus) nicht verhindern, daß der diesen beiden Strömungen innewohnende, aufrührerische Charakter zugegeben werden muß.

Beim Christentum wissen wir schon, welche zweifelhaft geistige Richtung sich mit der besonderen Richtung des Hebräertums verband, aus der sich das Christentum anfänglich entwickelte, und wie es mit den herabgekommenen asiatischen Kulturen stand, die die Ausbreitung des neuen Glaubens, weit von seinem Ursprungsland entfernt, begünstigten.

Zum ersten Punkt ist zu sagen, daß nicht das traditionale Hebräertum der unmittelbaren Vorgänger des Christentums ist, sondern das Prophetentum und ähnliche Richtungen, in denen die Begriffe Schuld und Sühne vorrangig sind, in denen sich eine *verzweifelte* Form von Geistigkeit breitmacht, in denen an die Stelle des kriegerischen Messias als Sendbote des «Gottes der Heere» der Messias als «Menschensohn» trat, dazu ausersehen, das Sühnopfer zu sein, der Verfolgte, die Hoffnung der Betrübten und der Verstoßenen und Gegenstand eines unklaren und ekstatischen Sehens. Es ist bekannt, daß eben in einer solchen Umgebung, die von einem messianischen Pathos gesättigt war, das sich durch das Predigen der Propheten und die verschiedenen Weltuntergangsvorstellungen über das ganze Volk ausbreitete, die mystische Gestalt des Jesus Christus ursprünglich Form und Kraft annahm. Dadurch, daß sich das Urchristentum auf Jesus Christus als den Erlöser konzentrierte, ihn vom «Gesetz», d.h. von der hebräischen Orthodoxie, lossagte, übernahm es in Wirklichkeit mehrere, typische Motive der allgemeinen semitischen Seele in reinem Zustand, wie wir sie auch schon näher erläutert haben: Motive eines zerrissenen Menschentypus, bestens geeignet, einen antitraditionalen Virus zu bilden, besonders in einer Tradition wie der römischen. Durch die Lehre des Paulus wurden dann diese Elemente bis zu einem gewissen Grade universal und damit geeignet, auch ohne unmittelbaren Bezug zu ihren Anfängen in Aktion zu treten.

Zum Orphizismus ist zu sagen, daß er in verschiedenen Gebieten der antiken Welt die Aufnahme des Christentums erleichterte, und zwar nicht als antike initiatische Mysterienlehre, sondern als deren Profanierung, die mit dem Vorrücken der dekadenten Mittelmeerkulturen einherging. Hier hatte auch der Gedanke einer «Rettung» in einem nunmehr bloß religiösen Sinne Gestalt gewonnen und sich das Ideal einer Religion herausgebildet, die allen offenstand, ohne Ansehen von Volk, Tradition und Kaste, und die damit praktisch denen entgegenkam, die kein Volk, keine Tradition und keine Kaste hatten. In dieser Masse verbreitete sich, neben der in die gleiche Richtung gehenden Tätigkeit der aus dem Orient kommenden, für alle das Heil versprechenden Kulte, immer mehr ein unklares, sehndes Bestreben, bis in der Gestalt des Gründers des Christentums sozusagen das in Erscheinung trat, was den katalytischen Niederschlag verursachte, die Kristallisierung dessen, was die Atmosphäre sättigte. Dann ging es nicht mehr um einen

verschwommenen Zustand oder Einfluß, sondern um eine präzise Kraft, die im Gegensatz zu einer anderen stand.

Von der Doktrin her gesehen, erweist sich das Christentum als eine verzweifelte Form des Dionysostums. Es hat sich im wesentlichen angesichts eines zerrissenen Menschentypus gebildet und setzte am irrationalen Wesensteil an. An die Stelle der Wege der «heroischen», weisheitsgebundenen und initiatischen Höherentwicklung stellte es als Grundwerkzeug den *Glauben*, als die Heftigkeit einer getriebenen und verwirrten Seele, die regellos zum Übernatürlichen gedrängt wurde. Mit seinen Versprechungen, daß der Beginn des himmlischen Königreiches unmittelbar bevorstand, mit seinen Bildern, die den Scheideweg ewigen Heils und ewiger Verdammnis aufzeigten, neigte das Urchristentum dazu, die Krisis eines solchen Menschentypus zu verschärfen und die Heftigkeit des Glaubens zu verstärken, bis sich mit dem Symbol des Heiles und der Erlösung im gekreuzigten Christus ein undeutlicher Weg zur Befreiung zeigte. Wenn sich auch im Christussymbol Spuren eines Mysterienschemas mit neuerlichen Bezugspunkten zum Orphizismus und ähnlichen Richtungen finden, ist jedoch für die neue Religion charakteristisch, daß dieses Schema nicht mehr auf einer initiatischen, sondern im wesentlichen auf einer gefühlsmäßigen oder höchstens wirr mystischen Ebene verwendet wird, so daß man von einem gewissen Standpunkt aus sehr wohl sagen kann, daß mit dem Christentum Gott zum Menschen wurde. Es war keine reine Religion des Gesetzes mehr, wie das orthodoxe Hebräertum, noch war es ein echtes initiatisches Mysterium, sondern etwas Dazwischenliegendes, ein Ersatz des letzteren in der Ausgestaltung, wie sie für den vorerwähnten, zerrissenen Menschentypus paßte, der sich aus seiner Niedergeworfenheit wieder erhob, in der allesumfassenden Empfindung der «Gnade» erlöst, von neuen Hoffnungen durchflößen, gerechtfertigt und von der Welt, vom Fleisch und vom Tode befreit fühlte.² Das alles stellte für den römischen und klassischen, ja, allgemein indoeuropäischen Geist etwas grundsätzlich Fremdartiges dar. Geschichtlich bedeutete es jene Vorherrschaft des Pathos über das Ethos, jene mehrdeutige, sehnsüchtige Erlösungslehre, die die hohe Haltung des sakralen römischen Patriziats und das strenge Wesen der Rechtsgelehrten, der Führer und der heidnischen Weisen immer bekämpft hatte. Dieser Gott war nicht mehr das Symbol eines innersten Wesens, frei von Leidenschaft und Wechsel, das zu

² So kann das Urchristentum im Gegensatz zum orthodoxen Hebräertum höchstens einen mystischen Charakter wie das Prophetenwesen beanspruchen, niemals jedoch einen initiatischen, wie F. SCHUON es möchte (*De l'unité transcendante des religions*, Paris, 1937, deutsche Ausgabe bei Ansata, Interlaken, 1981), der sich auf einzelne seltene Elemente beruft, wie sie hauptsächlich in der Ostkirche auftreten. Man darf auch nie vergessen, daß, während das Christentum die antike hebräische Tradition übernahm, das orthodoxe Hebräertum im Talmud das Christentum nicht anerkannte und unabhängig vom Christentum als eigene Richtung weiterbestand, wobei es auch in der Kabbala eine im eigentlichen Sinne initiatische Tradition aufwies, die das Christentum nie besessen hat. Und wo immer im Abendland zu späteren Zeiten eine wahre Esoterik entstand, geschah das im wesentlichen außerhalb des Christentums unter Mithilfe nichtchristlicher Strömungen, wie eben der hebräischen Kabbala, des Hermetismus oder von Strömungen fernen nordischen Ursprungs.

allem bloß Menschlichen Abstand schafft, noch war er der Gott der Patrizier, den man aufrechtstehend anrief, den die Legionen vorantrugen und der sich im Sieger verkörperte; an erster Stelle stand vielmehr eine Gestalt, die in ihrem «Leiden» das pelagisch-dionysische Motiv der geopferten Götter, also der Götter wieder aufleben ließ, die im Schatten der Großen Mutter³ sterben und wiederauferstehen und dieses Motiv in ausschließlichen Gesetzen vertreten («niemand geht zum Vater außer durch mich», «ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben»). Auch der Mythos der jungfräulichen Geburt läßt gleiche Einflüsse erkennen und erinnert an die Göttinnen, die wie die Gää Hesiods ohne Gatten gebiert. Im Zusammenhang damit ist die überragende Rolle bedeutsam, die in der weiteren Entwicklung des Christentums der Kult der «Mutter Gottes», der «göttlichen Jungfrau», einnehmen sollte. Im Katholizismus ist Maria die «Mutter Gottes», die Königin der Engel, aller Heiligen, der Welt und auch der Hölle; sie gilt auch durch Adoption als Mutter aller Menschen, als die «Königin der Welt» und «Spenderin aller Gnaden»; diese Bezeichnungen wiederholen die Attribute der alleinherrschenden göttlichen Mütter des vorindoeuropäischen Südens⁴ und stehen in keinerlei Verhältnis zur tatsächlichen Rolle Marias in den synoptischen (beim Vergleich weitgehend übereinstimmenden) Evangelien. Da das Christentum tatsächlich im wesentlichen eine Religion Christi und nicht so sehr seines Vaters ist, erinnern in ihm die Darstellungen des Jesuskindes und des Körpers des gekreuzigten Christus in den Armen der vergöttlichten Mutter eindeutig an die Kulte des orientalischen Mittelmeeres⁵ und heben neuerlich den Gegensatz zum Ideal der rein olympischen Gottheiten hervor, die frei von Leiden und von tellurisch-mütterlichen Elementen losgelöst sind. Ja, das Symbol, das die Kirche sich selbst zulegte, war das der Mutter (die Mutter Kirche). Und als Frömmigkeit im herausragenden Sinne wurde die Frömmigkeit der anflehenden und anbetenden Seele angesehen, die sich ihrer Unwürdigkeit, Sündenhaftigkeit und Machtlosigkeit gegenüber dem Gekreuzigten bewußt ist.⁶ Der Haß des Urchristentums auf jede Form männlicher Geistig-

³ Vgl. L. ROUGIER, *Celse*, Paris, 1925.

⁴ Es ist gleichfalls bemerkenswert, daß, nach der Ansicht vieler katholischer Theologen, jedes Anzeichen der Vorbestimmung und des Auserwähltseins anzuzweifeln ist; sicher ist nur dasjenige, das sich aus der Hingabe an die Jungfrau ergibt, denn der «wahre Diener Marias» wird das ewige Leben erhalten. Vgl. diesbezgl. z.B. J. BERTHIER, *Sommario di teologia dogmatica e morale*, Turin², 1933, §§ 1791-1792.

⁵ HIERONYMUS, der Kirchenvater, (*Epist. ad Paulin.*, 49) konnte interessanterweise darauf aufmerksam machen, daß Bethlehem «seinerzeit vom Wald des Tammuz-Adonis umschattet war und in derselben Grotte, in der das Jesuskind wimmert, einstmals der Liebling der Venus beklagt wurde». Vgl. A. DREWS, *Marienmythen* (Jena, 1928), wo der generelle Zusammenhang der Gestalt Marias mit den vorherigen Göttinnen des südlichen Zyklus dargelegt wird. Hinsichtlich des weiblichen Elementes im Christentum bemerkt auch J. DE MAISTRE (*Soirees, a.a.O.* Anhang, II, 323-324): «Wir sehen, daß das Heil (*salus*) durch eine schon seit Anbeginn prophezeite Frau eingeleitet wird. In der gesamten Geschichte der christlichen Verkündigung nehmen Frauen eine bedeutende Stellung ein. Und bei allen berühmten Eroberungen des Christentums, sowohl von Einzelmenschen als auch von Nationen, sehen wir immer (wie schon bei der Verbreitung der Religion des Dionysos) eine Frau entscheidend mitspielen.»

⁶ Im vorchristlichen Rom führten die Sibyllinischen Bücher, die den Kult der Großen Göttin

keit, sein als Wahn und Sünde des Stolzes Brandmarken all dessen, was ein aktives Überwinden der menschlichen Stellung mit sich bringen könnte, drücken in klarer Weise das Unverständnis für das «heroische» Symbol aus. Das Kraftpotential, das der neue Glaube unter denjenigen hervorzurufen vermochte, die das lebendige Mysterium des Christus, des Heilands, empfanden und daraus die Kraft für eine rasende Sehnsucht nach Märtyrertum bezogen, verhindert nicht, daß die Herankunft des Christus einen Abstieg bedeutet; mit ihm verwirklichte sich im gesamten eine spezielle Form jener Entmännlichung, typisch für den lunar-priesterlichen Zyklus.

Auch in der christlichen Moral ist der Anteil, den südliche und nicht-indoeuropäische Einflüsse ausübten, ziemlich deutlich sichtbar. Daß es ein Gott und nicht eine Göttin ist, vor dem geistig keinerlei Unterschied zwischen den einzelnen Menschen anerkannt wird, und dem gegenüber man die Liebe zum höchsten Prinzip erhebt, tut wenig zur Sache. Diese Gleichheit gehört im wesentlichen zu der allgemeinen Auffassung, von der jenes «Naturrecht», das auch in das niedergehende römische Recht eindringen konnte, ebenfalls eine Variante ist. Sie steht im absoluten Gegensatz zum heroischen Persönlichkeitsideal und zur Wertschätzung dessen, was ein Mensch für sich in einer hierarchischen Ordnung erobert, wenn er sich unterscheidet und sich selbst eine Form zuweist. So wurde schließlich die christliche Gleichheit mit den Grundsätzen der Brüderlichkeit, Liebe und Gemeinschaft in der Praxis zur mystisch-religiösen Grundlage für ein soziales Ideal, das zum reinen römischen Gedanken im Widerspruch stand. Anstelle der *Universalität*, die nur in Zusammenhang mit einer hierarchischen Spitze Wirklichkeit besitzt, wobei diese den Unterschied nicht abschafft, sondern ihn voraussetzt und festlegt, entstand tatsächlich das Ideal der *Kollektivität*, die sich im Symbol des mystischen Christuskörpers neuerlich durchsetzte. Damit enthielt sie aber im Keim einen weiteren rückschreitenden und niedergehenden Einfluß, den auch der Katholizismus trotz seiner Romanisierung nie gänzlich überwinden konnte und wollte.

Wegen des Gedankens des Übernatürlichen und wegen des von ihm vertretenen Dualismus will man das Christentum als Lehre aufwerten. Hier haben wir jedoch einen typischen Fall für die unterschiedliche Wirkung, die ein- und dasselbe Prinzip ausüben kann je nach der Funktion, in der es Anwendung findet. Der christliche Dualismus stammt im Kern aus dem Dualismus des semitischen Geistes und arbeitet in genau entgegengesetzter Weise zu dem Dualismus, auf Grund dessen, wie wir gesehen haben, die Lehre von den zwei Naturen die Grundlage zu jeder Verwirklichung der traditionellen Menschheit bildete. Im Urchristentum mag die strenge Gegenüberstellung des übernatürlichen und des natürlichen Bereiches eine pragmatische Rechtfertigung besitzen, da sie auf die spezielle geschichtliche und existentielle Situation eines bestimmten Menschentypus ausgerichtet war. Aber ein solcher Dualismus bleibt sehr wohl verschieden vom traditionellen,

eingeführt hatten, auch die *supplicatio* ein, d.h. den Ritus der Erniedrigung vor der göttlichen Statue, wobei deren Knie umfaßt und die Hände und Füße geküßt wurden.

da er nicht einem höheren Prinzip, einer höheren Wahrheit untergeordnet ist und einen absoluten und seinsbestimmten Charakter aufweist statt eines bloß relativen und funktionalen. Die zwei Bereiche, der natürliche und der übernatürliche, wie auch die Entfernung zwischen beiden, werden als selbständig verdinglicht, so daß jeder reale und aktive Kontakt unmöglich wird. Daher gewinnt in bezug auf den Menschen (und auch hier durch die gleichzeitige Wirkung eines hebräischen Gedankens) der Begriff des «Geschöpfes» an Gestalt, das von Gott als «Schöpfer» und persönliches Wesen durch eine essentielle Entfernung getrennt ist, wozu noch die Verschärfung dieser Entfernung durch die Übernahme und Verstärkung der ebenfalls hebräischen Vorstellung der «Erbsünde» kommt. Im besonderen folgt aus diesem Dualismus, daß jedes Auftreten übersinnlicher Einflüsse in der passiven Form der «Gnade», des «Auserwählterdens» und der «Rettung» begriffen und dem Menschen, wie schon erwähnt, überhaupt keine «heroische» Befreiungsmöglichkeit zugebilligt wird, wozu oft noch eine wahre feindliche Erbitterung gegen eine solche Möglichkeit kommt. Das Resultat: Demut, Gottesfurcht, Geißelung, Gebet. Die Aussage der Evangelien, daß das Himmelstor mit Gewalt gestürmt werden kann und die Übernahme des David-Wortes «Ihr seid Götter» (Ps 82,6 und Joh. 10,34), gehören zu den Elementen, die praktisch ohne Einfluß auf das im Urchristentum vorherrschende Pathos blieben. Aber auch im Christentum generell kann man erkennen, daß es der Weg, die Wahrheit und die Haltung waren, die verallgemeinert, ausschließlich gemacht und gepriesen wurden, die auf einen niedrigeren Menschentypus und auf jene tieferen Gesellschaftsschichten zugeschnitten waren, für die auch die exoterischen Formen der Tradition erdacht wurden: und das ist eines der typischen Kennzeichen für das Klima des «Dunklen Zeitalters», des *kali-yuga*.

So viel zur Beziehung des Menschen zum Göttlichen. Die zweite Folge des christlichen Dualismus war die Entweihung und Entseelung der Natur. Die christliche «Lehre von der Übernatürlichkeit» bewirkte, daß die Naturmythen der Antike endgültig nicht mehr verstanden wurden. Die Natur hörte auf, etwas Lebendiges zu sein; die magisch-symbolische Auffassung der Natur, die die Grundlage der priesterlichen Wissenschaften bildete, wurde als «heidnisch» abgestempelt und verworfen. Diese Wissenschaften unterlagen, nachdem das Christentum gesiegt hatte, einem raschen Verfallsprozeß bis auf einen entmachteten Rest, der aus der darauffolgenden katholischen Ritenüberlieferung bestand. Die Natur wird zu etwas Fremdem, wenn nicht gar Teuflischem. Und das diente wiederum als Grundlage für die Bildung einer mönchischen, abtötenden, weit- und lebensfeindlichen Askese als der typischen christlichen Askese, die natürlich ganz entschieden dem klassischen und römischen Empfinden widersprach.

Die dritte Folge betrifft den politischen Bereich. Die Grundsätze: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt» und «Gebt Cäsar, was des Cäsars ist, und Gott, was Gottes ist» griffen in direkter Weise den traditionellen Herrschaftsbegriff und jene Einheit der zwei Kräfte an, die im kaiserlichen Rom formal neu erstanden war. Nach Christus - behauptet Gelasius I. - kann kein

Mensch mehr König *und* Priester sein; die Einheit von *sacerdotium* und *regnum* (Priestertum und Königtum) ist, sofern sie von einem Monarchen vertreten wird, teuflischer Trug und eine Fälschung des wahren priesterlichen Königtums, das nur Christus zusteht⁷. Genau an diesem Punkt entflammte der Gegensatz zwischen christlichem und römischem Gedankengut zu einem offenen Konflikt. Zur Zeit der Entwicklung des Christentums war der römische Götterhimmel so vielgestaltig, daß auch der Kult des christlichen Heilands schlußendlich dort unter anderen als eigener, schismatisch aus dem Hebräertum hervorgegangener Kult hätte Platz finden können. Wie gesagt, war es eine Eigenschaft der kaiserlichen Universalität, eine höhere, einigende und ordnende Funktion auszuüben, unabhängig von allen besonderen Kulturen, die sie gar nicht einzuschränken brauchte. Man verlangte jedoch einen Akt, der eine übergeordnete *fides* bezeugte und die sich eben auf das Prinzip von oben bezog, wie es vom Vertreter des Reiches, vom Augustus, verkörpert wurde. Und genau den Vollzug dieses Aktes - des Ritus der Opfergabe vor dem kaiserlichen Symbol - lehnten die Christen ab und erklärten ihn als mit ihrem Glauben unvereinbar; und nur deshalb gab es diese Flut von Märtyrern, die dem römischen Magistrat als reiner Wahnsinn erscheinen mußte.

Damit erklärte sich hingegen die neue Glaubensrichtung als selbständig. Gegenüber der einen Universalität vertrat man eine andere, entgegengesetzte Universalität, die auf dem dualistischen Bruch beruhte. Die traditionale, hierarchische Auffassung, nach der jede Macht von oben kam und damit der Loyalität eine übernatürliche Bestätigung und einen religiösen Wert verlieh, wurde an der Basis angegriffen. Auf dieser Welt der Sünde gibt es nur Platz für eine *civitas diaboli* (einen Staat des Teufels); die *civitas Dei*, der göttliche Staat, befindet sich auf einer anderen, getrennten Ebene und entsteht in der Einheit der Menschen, die ein unklares Sehnen vom Jenseits drängt, als Christen nur Christus zum Führer haben und das letzte Gericht erwarten. Und dort, wo dieser Gedanke nicht zu einem unmittelbaren Virus des Umsturzes oder der Resignation wurde, dort, wo man noch dem Cäsar gab, «was des Cäsars war», blieb die *fides* entweiht und verweltlicht: sie hatte nur noch den Wert eines ihr als bloß weltlicher Macht zustehenden Gehorsams. Der Ausspruch des Paulus, daß «jede Macht von Gott komme», mußte ohne wirklichen Sinngehalt bleiben.

Wenn also das Christentum auch das geistige und übernatürliche Prinzip bejahete, so sollte dieses Prinzip doch historisch im Sinne einer Auflösung, wenn nicht gar einer Zerstörung arbeiten. Es stellte nicht etwas dar, was geeignet war, das verstofflichte und abgebröckelte Römertum neu zu beleben, sondern etwas Fremdes, eine ganz andere Strömung, die dem entgegenkam, was in Rom nicht mehr römisch war, wie auch Kräften, die das Licht des Nordens einen ganzen Zyklus hindurch zu bremsen vermocht hatte. Es bewirkte, daß die letzten Kontakte unterbrochen und das Ende einer großen Tradition beschleunigt wurde. Nicht zu Unrecht stellte Rutilius Namazianus Christen

⁷ *De anathematis vineulo*, 18.

und Hebräer gleich, da beide Feinde der Autorität Roms waren, hätten doch die ersteren, außerhalb des von den Legionen unterworfenen Judäa, unter den Völkern der (ewigen) Stadt eine tödliche Ansteckung - *excisae pestis contagia* - verbreitet und die anderen ein Gift, das sowohl den Geist als auch den Körper veränderte - *tunc mutabantur corpora, nunc animi*⁸.

Wer sich mit den rätselhaften Zeugnissen der Symbole beschäftigt, muß von der Bedeutung überrascht sein, die der *Esel* im Jesus-Mythos besitzt. Der Esel ist nicht nur bei der Geburt von Jesus dabei, sondern es ist auch ein Esel, auf dem die Jungfrau und das göttliche Kind flüchten, und vor allem ist es ein Esel, auf dem Christus bei seinem triumphalen Einzug in Jerusalem reitet. Nun ist der Esel ein traditionales Symbol für eine «niedere» Kraft der Auflösung. Er ist in Ägypten das Tier des Seth, das eben diese Kraft verkörpert, einen antisolaren Charakter hat und mit den «Söhnen der ohnmächtigen Revolte» zusammenhängt; er ist in Indien das Reittier von Mudevi, die den unterweltlichen Aspekt der weiblichen Gottheit versinnbildlicht; wie wir gesehen haben, ist er in der hellenischen Mythologie das symbolische Tier, das in der Lethe-Ebene auf ewig die Arbeit des Oknos zernagt und mit Hekate, einer weiblichen, chthonisch-unterweltlichen Gottheit, in Beziehung steht.⁹

Dieses Symbol könnte so als geheimes Zeichen für jene Kraft gelten, die sich mit dem Urchristentum verband und der dieses zum Teil seinen Sieg verdankte: es ist die Kraft, die dort hervorkommt und eine tragende Rolle spielt, wo das, was in einem traditionellen Aufbau dem Prinzip des «Kosmos» entspricht, schwankt, abbröckelt und scheinbar in seiner ursprünglichen Kraft überlebt. Das Aufkommen des Christentums wäre in Wirklichkeit nicht möglich gewesen, wenn die Lebensquellen des römischen heroischen Zyklus nicht schon erschöpft gewesen wären, wenn die «römische Rasse» nicht schon in ihrem Geist und in ihren Männern darniedergelegen hätte (ein Beweis dafür ist der Fehlschlag des Wiederbelebungsversuches von Kaiser Julianus), wenn sich die Traditionen der alten Welt nicht verdunkelt hätten und durch das Völkerchaos und die kosmopolitische Auflösung das Symbol des Imperiums nicht verseucht worden wäre und sich, wie erwähnt, auf ein bloß scheinbares Überleben inmitten einer Welt von Ruinen beschränkt hätte.

⁸ *De red. suo*, I, 395-398; I, 525-526.

⁹ Vgl. R. GUENON, *Seth, a.a.O.*, S. 593. Im *Rg-Veda* hat der Esel oft den Namen *räsaba*, wobei ras« die Vorstellung von Aufruhr, Lärm und Trunkenheit beinhaltet. Apoll verwandelt im Mythos die Ohren des Königs Midas in Eselsohren, da dieser die Musik des Pan der seinigen, d.h. den pantheistisch-dionysischen Kult dem hyperboreischen, vorgezogen hatte. Die Tötung von Eseln war bei den Hyperboreern übrigens das Opfer, das dem Apoll am wohlgefälligsten war (vgl. PINDAR, *Pyth.*, X, 33-56). Typhon-Seth (dem Python, der Feind Apollos, entspricht) flüchtet, nachdem er von Horus besiegt worden war, auf einem Esel in die Wüste (vgl. PLUTARCH, *Über Isis und Osiris*, XXIX-XXXII). Apep, die Schlange, eine Personifizierung des dunklen Prinzips, tritt oft mit einem Esel oder von einem Esel getragen in Erscheinung (vgl. BUDGE, *Book of the Dead, a.a.O.*, S. 248). Auch Dionysos soll von einem Esel nach Theben gebracht worden sein, weshalb dieses Tier auch auf ihn bezogen wurde. Interessant ist noch - was unterirdisch erhalten geblieben sein muß -, daß bei einigen mittelalterlichen Festen, wo die Jungfrau mit einem Kinde auf dem von Josef geführten Esel auftrat, die höchsten Ehren dem Esel zuteil wurden.

11. Die Wiederaufnahme des Reichsgedankens

Das gibellinische Mittelalter

Die Kraft der Tradition, die Rom sein Gepräge gab, zeigte sich im Hinblick auf das Christentum dadurch, daß der neue Glaube wohl die antike Kultur untergraben konnte, aber als reines Christentum das Abendland nicht wirklich zu erobern vermochte; daß es dort, wo es zu einer gewissen Höhe gelangte, das nur dadurch zustande brachte, daß es in einem gewissen Maße sich selbst verriet: es gelangte eher auf Grund von Elementen dazu, die der gegnerischen Tradition entnommen waren — römischen und vorchristlich-klassischen Elementen -, als auf Grund des christlichen Anteils in seiner Urform.

So «bekehrte» das Christentum den abendländischen Menschen nur äußerlich; er befolgte seinen «Glauben» nur in ganz abstraktem Sinne, wohingegen sein tatsächliches Leben weiterhin mehr oder weniger materialisierten Formen der entgegengesetzten Tradition der Tat gehorchte und später im Mittelalter einem Ethos, das wiederum im wesentlichen vom nordisch-indo-europäischen Geist geprägt war. Theoretisch akzeptierte das Abendland das Christentum - und daß Europa auf diesem Wege soviel Motive übernehmen konnte, die zur hebräischen-levantinischen Lebensauffassung gehören, wird nie aufhören, den Historiker mit Staunen zu erfüllen -, aber praktisch blieb es heidnisch. Das Ergebnis war also eine schlechte Kreuzung. In seiner abgeschwächten und romanisierten katholischen Form stellte der christliche Glaube ein Hindernis dar, das dem abendländischen Menschen die Möglichkeit nahm, seine echte, nicht unterdrückbare Seinsweise mit einer ihm entsprechenden Auffassung des Sakralen wie auch der Beziehungen zum Sakralen in Vollkommenheit zu ergänzen. Eben diese Seinsweise hinderte das Christentum daran, das Abendland eindeutig in einer Tradition festzulegen, die in Übereinstimmung mit den Idealen der Urkirche, dem Pathos der Evangelien und dem Symbol des mystischen Leibes von Jesus Christus dem entgegengesetzten, d.h. dem priesterlich-religiösen Typus, angehörte. In der Folge werden wir die Wirkungen dieses doppelten Gegensatzes im Verlauf der abendländischen Geschichte näher beleuchten. Er stellt nämlich einen wichtigen Faktor für die Vorgänge dar, die zur modernen Welt im eigentlichen Sinne führen.

Trotzdem schien in einem bestimmten Zyklus der christliche Gedanke in seinen Vorstellungen, in denen im allgemeinen das Übernatürliche betont wurde, vom römischen Gedanken so weit beeinflußt worden zu sein, daß er sogar den Reichsgedanken zu einer besonderen Würde emporhob, obwohl dessen Tradition im von der «ewigen Stadt» gebildeten Mittelpunkt bereits verfallen war. Das war der Fall im byzantinischen Zyklus, dem Zyklus des

oströmischen Reiches. Aber hier wiederholt sich geschichtlich größtenteils das, was schon im späteren Kaiserreich passiert war. Theoretisch weist der byzantinische Reichsgedanke einen hohen Grad an Traditionstreue auf. Es wird dort der Begriff des βασιλεύς αυτοκράτωρ, des sakralen Herrschers, vertreten, dessen Autorität von oben kommt, dessen Gesetz als Abbild des göttlichen Gesetzes einen universalen Rechtsanspruch besitzt, dem natürlich auch der Klerus unterworfen ist und dem die Führung der weltlichen wie auch der geistlichen Angelegenheiten obliegt. In gleicher Weise wird auch der Begriff der ρωμαῖοι, der «Römer», bejaht als Vereinigung derjenigen Menschen, die dank der Weihe, die sich von selbst aus der Teilhaftigkeit an der römisch-christlichen Ökumene ergibt, zu einer höheren Würde erhoben sind als alle anderen Völker. Das Reich ist wiederum ein *sacrum*, und seine *pax* (Friede) hat überirdische Bedeutung. Aber mehr noch als in der römischen Dekadenz blieb das alles ein Symbol, das von chaotischen und trüben Kräften getragen war, da die ethnische Substanz mehr noch als im vorhergehenden Kaiserzyklus Roms vom Dämonentum, von der Anarchie und vom Prinzip der unaufhörlichen Erregung geprägt war, wie sie die zerrissene und niedergehende hellenisch-orientalische Welt nun einmal aufweist. Auch hier geben sich der Despotismus und ein zentralistischer, bürokratischer Verwaltungsapparat der Illusion hin, das Erreichen zu können, was nur von der geistigen Autorität würdiger Amtsträger ausgehen kann, die von Menschen umgeben sind, die auf Grund einer inneren Formung und nicht nur dem Namen nach die Eigenschaft von «Römern» haben. Hier mußten ebenfalls die Kräfte der Auflösung die Überhand gewinnen, auch wenn in der politischen Wirklichkeit Byzanz sich beinahe ein Jahrtausend länger halten konnte. Vom byzantinischen, römisch-christlichen Gedanken blieb nur ein schwacher Widerhall, der zum Teil in stark veränderter Form von den slawischen Völkern übernommen wurde und zum Teil im Wiederaufschwung des gibellinischen Mittelalters aufging.

Um die Entwicklung der für das Abendland entscheidenden Kräfte weiter verfolgen zu können, ist es nützlich, kurz den Katholizismus zu beleuchten. Der Katholizismus formte sich auf Grund der Berichtigung verschiedener übertriebener Aspekte des Urchristentums, des Aufbaues eines rituellen, dogmatischen und symbolischen Gebäudes, das über das einfache, mystisch Erlösung heischende Element hinausreichte, sowie auf Grund der Übernahme und Einpassung sowohl lehrmäßiger als auch organisatorischer Bestandteile aus dem Römertum und der klassischen Kultur im allgemeinen. So weist also der Katholizismus hin und wieder «traditionale» Züge auf, die uns jedoch nicht beirren dürfen: Was im Katholizismus wirklich traditionellen Charakter hat, ist sehr wenig christlich, und was in ihm christlich ist, sehr wenig traditional. Historisch verrät der Katholizismus trotz aller Bemühungen, die heterogenen und widersprüchlichen Bestandteile miteinander zu versöhnen¹, trotz aller Anstrengungen der Übernahme und

¹ Die Ursache eines großen Teils der Schwierigkeiten und Streitfragen in der katholischen Philosophie und Theologie, besonders in der Scholastik und im Thomismus, liegt im wesentli-

Anpassung immer noch den Geist der lunar-priesterlichen Kulturen, so daß er in anderer Form die gegnerische Tätigkeit der Einflüsse aus dem Süden durchführt und ihnen mit der Kirche und ihren Hierarchien sogar noch eine wirkliche und eigentliche Organisation als Träger gibt.

Das zeigt sich klar, wenn man die Entwicklung des Autoritätsprinzips näher betrachtet, wie es eben von der Kirche vertreten wird. In den ersten Jahrhunderten des christianisierten Reiches und in der byzantinischen Zeit erscheint die Kirche noch als der kaiserlichen Autorität untergeordnet. In den Konzilien ließen die Bischöfe dem Kaiser nicht nur in disziplinären Fragen, sondern auch in dogmatischen Fragen das letzte Wort. Aber allmählich ging man zum Gedanken der Gleichheit der beiden Kräfte Kirche und Reich über; sowohl die eine als auch die andere Institution scheinen jetzt eine übernatürliche Autorität und Bestimmung zu haben und göttlichen Ursprungs zu sein. Geht man weiter, bleibt auch im karolingischen Ideal noch der Grundsatz bestehen, wonach dem König die Führung des Volkes, aber auch des Klerus zusteht: Auf Grund eines göttlichen Auftrags muß er achtgeben, daß die Kirche ihr Amt und ihre Mission erfüllt, weshalb er nicht nur mit denselben Symbolen geweiht wird, wie sie für die Priesterweihe verwendet werden, sondern er hat auch die Autorität und das Recht, den unwürdigen Klerus abzusetzen und zu verbannen. Der Monarch erscheint also tatsächlich nach dem Worte von Catwulf als der Priester-König im Sinne Melchisedeks, während der Bischof nur Stellvertreter Christi ist.² Wenn also auch einerseits diese höhere und antike Tradition aufrechtbleibt, gibt man doch am Schluß andererseits zu, daß die königliche Herrschaft mit der Herrschaft des Körpers, aber die priesterliche Herrschaft mit der der Seele zu vergleichen sind. So gab man implizit auch den Gedanken der Gleichheit der beiden Kräfte auf und bereitete den Weg für eine effektive Umkehr der Verhältnisse.

Wenn die Seele in jedem vernunftbegabten Wesen tatsächlich das Prinzip ist, das über alles entscheidet, was der Körper auszuführen hat, wie kann man dann annehmen, daß diejenigen, die eingestanden, Autorität nur in Sachen des sozialen Körpers zu haben, sich nicht der Kirche unterordnen

chen in der Unmöglichkeit, den Geist der aus dem Platonismus und Aristotelismus übernommenen Elemente gegenüber dem reinen, im eigentlichen Sinne christlichen und hebräischen Geist einzuschränken. Vgl. L. ROUGIER, *La scolastique et le thomisme*, Paris, 1930.

² A. DEMPF, *Sacrum Imperium*, ital. Übersetzung, Messina-Mailand, 1933, S. 87. F. DE COULANGES, *Les transformations de la royauté pendant l'époque carolingienne*, Paris, 1892, S. 527, hebt richtigerweise hervor, daß, wenn ein Pippin, ein Karl der Große und ein Ludwig der Fromme schworen, die Kirche zu «verteidigen», «man sich nicht über den Sinn dieses Ausdrucks täuschen darf; er hatte damals eine ganz andere Bedeutung als heute. Die Verteidigung oder *mainbour* der Kirche zu übernehmen, hieß in der Sprache und in den Vorstellungen der Zeit, ihr Schutz zu gewähren, aber auch gleichzeitig Autorität über sie auszuüben. Was sich Verteidigung oder *mainbour* nannte, war ein echter Vertrag, der die Abhängigkeit des Beschützten bedeutete ... Dieser war allen Verpflichtungen unterworfen, die die Sprache der Zeit in dem einzigen Wort <Treue> zusammenfaßte, so daß er dem Fürsten auch den Treueschwur leisten mußte.» Und wenn Karl der Große für sich die Verteidigung der Kirche beansprucht, beansprucht er auch die Autorität und die Aufgabe, «sie innerlich im wahren Glauben zu stärken» (*ebd.*, S. 309).

müßten, der sie das ausschließliche Recht über die Seelen und deren Führung zuerkannten? So mußte die Kirche schlußendlich die Lehre von der göttlichen Natur und Herkunft des Königtums bekämpfen und gleichsam als Häresie und als Vergehen des menschlichen Stolzes ansehen und im Fürsten einen Laien erblicken, der gegenüber Gott und der Kirche gleich wie alle anderen Menschen war, ein einfacher Amtsträger, der nach dem Naturrecht von den Menschen dazu ausersehen war, über die Menschen zu herrschen, und der von den Kirchenhierarchien alles Nötige empfangen mußte, damit seine Regierung nicht geradezu die Regierung einer *civitas diaboli* (eines Teufelsstaates) sei.³ Mit Papst Bonifatius VIII., der nicht zögert, den Thron Konstantins mit Schwert, Krone und Zepter zu besteigen und zu erklären: «Ich bin Cäsar, ich bin Imperator», haben wir also nur die logische Schlußfolge eines Umsturzes im theokratisch-südlichen Sinne, so daß man schließlich dem Priester beide evangelischen Schwerter, das geistige und das weltliche, zuerkennt. Im Reich sieht man einfach ein *beneficium* (Lehen), das vom Papst jemandem überlassen wird, der dafür der Kirche das gleiche Vasallentum und den gleichen Gehorsam schuldet, den ein Lehensnehmer dem schuldet, der ihm das Lehen gegeben hat. Aber da die Geistigkeit, die das Haupt der römischen Kirche verkörpern konnte, im Innersten die der «Diener Gottes» ist, zeigen solche guelfischen - Guelfe wird hier nach dem geschichtlichen Vorbild der Papstanhänger genannt, Gibelline hingegen der traditionale Vertreter des Reichsgedankens (*imperium*) (Anm. d. Übs.) - Umstürze alles andere als eine Wiederherstellung der ursprünglichen, solaren Einheit der beiden Machtkörper an, sondern nur, daß Rom für seine antike Tradition verloren war und dazu übergang, in der europäischen Welt das entgegengesetzte Prinzip, die Herrschaft der Wahrheit des Südens, zu vertreten. In der Verwirrung, die sich bis zu den Symbolen zu erstrecken begann, maßte sich die Kirche zwar einerseits gegenüber dem Reich das Symbol der Sonne gegenüber dem Mond an, verwendete aber andererseits für sich das Muttersymbol und sah den Kaiser als ihren Sohn an. Deshalb kehren wir mit dem guelfischen Oberhoheitsideal zur antiken frauenherrschaftlichen Betrachtung zurück: zu Autorität, Überlegenheit und Recht an der geistigen Herrschaft des mütterlichen Prinzips über das männliche Prinzip, das an die rein weltliche und sterbliche Wirklichkeit gebunden ist.

So kam es zu einer Wiederaufnahme. Der römische Gedanke wurde von Völkern unmittelbarer nordischer Abstammung übernommen, die die Völkerwanderung in den Bereich der römischen Kultur getrieben hatte. Nun ist es das germanische Element, das den Reichsgedanken gegen die Kirche verteidigt; dieses ist es, das die formende Kraft der antiken *romanitas* (Römertum) zu neuem Leben erwecken sollte. Auf diese Weise entstehen das Heilige Römische Reich und die Lehenskultur. Sie sind die beiden letzten großen traditionellen Erscheinungsformen im Abendland.

³ Vgl. H. BOURGOIS, *L'Etat et le régime politique de la société carolingienne à la fin du IX siècle*, Paris, 1885, S. 301-308; A. SOLMI, *Stato e Chiesa secondo gli scritti politici da Carlomagno sino al Concordato di Worms*, Modena, 1901, S. 24-33, 101-104.

Die Germanen zeigten sich zu den Zeiten eines Tacitus als Stämme, die mit den achäischen, altiranischen, altrömischen und allgemein nordisch-indoeuropäischen Völkern ziemlich nahe verwandt waren, und hatten in mehr als einer Hinsicht, angefangen von der rassischen Frage, einen Zustand «vorgesichtlicher» Reinheit bewahrt. So konnten sie, wie später die Goten, Langobarden, Burgunder und Franken, gegenüber einer «Kultur», die sich einerseits in juristisch-administrativen Strukturen entseelt hatte und andererseits in «aphroditischen» Formen hedonistisch-städtischen Raffinements, in Intellektualismus, Ästhetizismus und kosmopolitischer Auflösung zerfallen war und nur noch bloße Dekadenz bewies, sehr wohl als «Barbaren» erscheinen. Aber in den rauen und ungemilderten Formen ihrer Sitten drückte sich ein Leben aus, das von den Grundsätzen der Ehre, der Treue und des Stolzes geformt war. Genau dieser «barbarische» Anteil stellte die Lebenskraft dar, deren Fehlen einen der hauptsächlichsten Gründe für den römischen und byzantinischen Verfall bildete.

Daß die Germanen «junge Völker» gewesen seien, ist einer der Irrtümer einer Betrachtungsweise, der der Blick auf die hohe Antike verwehrt geblieben ist. Diese Völker waren nur jung, wie man jung bleibt, wenn man noch den Kontakt mit den Ursprüngen aufrechterhält. Sie waren in Wirklichkeit die Nachkommen derjenigen, die die arktische Urheimat als Letzte verlassen hatten und so von den Vermischungen und Veränderungen verschont geblieben waren, denen verwandte Völker unterlagen, die schon viel früher weggezogen waren, wie z.B. die altindoeuropäischen Stämme, die sich im vorgeschichtlichen Mittelmeerraum niedergelassen hatten.

Und so brachten die nordisch-germanischen Völker neben ihrem Ethos in ihren Mythen die Spuren einer Tradition mit, die sich unmittelbar aus der Urtradition herleitete. Daß sie zum Zeitpunkt, an dem sie als bestimmende Kräfte auf der Bühne der großen europäischen Geschichte in Erscheinung traten, die Erinnerung an ihren Ursprung beinahe verloren hatten und ihnen diese Tradition nur noch in Form von bruchstückhaften Resten, die vielfach sogar verändert und verwildert waren, gegenwärtig war, heißt nicht, daß sie nicht in ihrem tiefsten Wesen noch immer die Möglichkeit und die eingeborene Weltanschauung trugen, aus denen sich die «heroischen» Zyklen bilden.

Der Mythos der Edda kennt nämlich sowohl das Schicksal des Abstiegs als auch den heldenhaften Willen, der sich diesem widersetzt. In den ältesten Teilen dieses Mythos blieb die Erinnerung an eine Vereisung erhalten, die die *zwölf* «Ströme» aufhielt, die vom leuchtenden und brennenden Urzentrum, von Muspelheim, ausgehen, das am «Ende der Welt» liegt; ein Zentrum, das dem *airyanem-vaejō*, dem hyperboreischen Land der Iraner, entspricht, ebenso wie der strahlenden nördlichen Insel der Inder und anderen Versinnbildlichungen des Ortes des «Goldenen Zeitalters».⁴ Man

⁴ Auf Grund ihrer Bruchstückhaftigkeit und ihrer vielen verschiedenen Schichten ist es für jemanden, der nicht schon eine dementsprechende Ausrichtung hat, nicht leicht, sich in der Tradition der Edda zu orientieren. So finden wir oftmals ein örtlich verlegtes Muspelheim, das also nicht mehr im Norden gelegen ist und dem nördlichen Sitz nicht so sehr durch seinen Ort als vielmehr durch seine Wesenszüge entspricht. In den Norden wurde dann Nifelheim mit

spricht auch noch von der «grünen Insel»⁵, die über dem Abgrund schwimmt und vom Ozean umgeben ist. Hier soll sich nun der Beginn des Verfalls und der dunklen und tragischen Zeiten angekündigt haben, da der warme Strom von Muspelheim (die Wasser bedeuten bei diesen traditionellen Mythen die Kraft, die Menschen und Völkern das Leben schenkt) auf den eisigen Strom Huergehirn getroffen sei; und wie im Avesta der eisige und dunkle Winter, der zum Verlassen von *airyanem-vaejo* führte, als Werk des feindlichen Gottes gegen die Lichtschöpfung galt, so kann auch dieser Mythos der Edda vielleicht eine Anspielung auf die Veränderung sein, die den Beginn des neuen Zyklus ermöglichte; um so mehr, als der Mythos später von einem Geschlecht von Riesen und tellurischen Elementarwesen spricht, die im Eise von der warmen Strömung erweckt worden waren und gegen die das Geschlecht der Äsen kämpfen muß.

Der traditionellen Lehre über den Abstieg durch die vier Weltzeitalter entspricht in der Edda die bekannte Geschichte vom *ragnarök* oder *ragnarökr*, dem «Schicksal» oder der «Verdunkelung» der Götter. Sie trifft die kämpfende Welt, die nunmehr von der Dualität beherrscht wird. Esoterisch bezieht sich diese «Verdunkelung» auf die Götter nur im übertragenen Sinne; es handelt sich vielmehr um das Verdunkeln der Götter im Bewußtsein der Menschen, und es ist der Mensch, der langsam die Götter, d.h. die Kontaktmöglichkeit mit ihnen, verliert. Dieses Schicksal kann jedoch abgewendet werden, solange der Schatz jenes ursprünglichen und symbolischen Elementes reingehalten wird, aus dem schon in Asgard, in der Urheimat, der «Hof der Helden», der Saal der *zwölf* Throne Odins, gebaut war, nämlich das Gold. Aber dieses Gold konnte nur so lange ein Heilsprinzip sein, als es weder von Elementarwesen noch von menschlicher Hand berührt wurde. Es fiel jedoch schließlich in die Hände Alberichs, des Königs der unterirdischen Wesen, die in ihrer späteren Fassung des Mythos zu den Nibelungen werden. Darin wird ziemlich deutlich der Widerhall dessen sichtbar, was in anderen Traditionen der Beginn des Bronzenen Weltzeitalters ist, d.h. des Zyklus der titanisch-prometheischen Machtergreifung, der vielleicht nicht ganz ohne Zusammenhang mit einem Verfall vorhergehender Kulte in Richtung einer Magie im niedrigeren Sinne steht.⁶

Ihnen gegenüber findet sich die Welt der Äsen, der nordisch-germanischen Gottheiten, die das uranische Prinzip in seinem kriegerischen Aspekt

seinen Eisriesen versetzt. Als umgekehrt Muspelheim tatsächlich mit den Mächten des Südens in Verbindung gebracht wurde, verwandelte es sich sofort in das Gegenteil und nahm einen negativen Wert an: es wird zum Sitz von Surtr, d.h. «dem Schwarzen», der die Götter stürzen und einen Zyklus beenden wird. Und die Söhne Muspels sind dann den Olympiern feindliche Wesenheiten, die die Brücke Bifröst zum Einsturz bringen, die Himmel und Erde verbindet (Vgl. *Gylfaginning*, 4, 5, 13, 51; *Völuspá*, 50, 51; GOLThER, *Germ. Myth.*, a.a.O., S. 540).

⁵ Hier kann daran erinnert werden, daß sich in den Namen Irland und Grönland (= Grünes Land) dieser Gedanke des «Grünen» erhalten hat, und es scheint, daß Grönland bis zu den Zeiten des Prokopius tatsächlich eine reiche Vegetation aufwies.

⁶ Wahrscheinlich im Zusammenhang damit werden die Nibelungen und die Riesen als Schmiede von magischen Gegenständen und Waffen dargestellt, wobei diese dann auf die Äsen und die Helden übergehen, so z.B. die Donneraxt Thors, der goldene Ring und der magische

verkörpern. Da ist Donar-Thor, der Vernichter von Thym und Hymir, der «Stärkste der Starken», der Herr der «Unwiderstehliche», der Herr der «Zuflucht vor dem Schrecken», dessen furchtbare Waffe, der Doppelhammer Mjölnir, eine Variante der symbolischen und hyperboreischen Doppelaxt ist. Er ist auch ein Symbol der Blitzeskraft der uranischen Götter des indoeuropäischen Zyklus. Da ist Wodan-Odin, der Spender der Siege und Träger der Weisheit, der Herr allesvermögender Formeln, die keiner Frau, nicht einmal einer Königstochter, mitgeteilt werden; er ist der Adler, der Führer der unsterblich gemachten Helden, die von den Walküren auf den Kampfstätten auserwählt werden und die er zu seinen Söhnen macht⁷; er ist derjenige, der den Edlen von jenem Geist «gibt», der lebt und nicht untergeht, auch wenn sich der Körper in der Erde auflöst⁸: auf ihn führten die Königsgeschlechter auch ihre Ahnenreihe zurück. Da ist Tyr-Tiuuz, auch er ein Gott der Schlachten und gleichzeitig der Gott des Tages, des strahlenden Sonnenhimmels, der Gott, der mit der Rune Y im Zusammenhang steht, die auf das uralte nordisch-atlantische Zeichen des «kosmischen Menschen mit erhobenen Armen» zurückverweist.⁹

Ein wichtiges Motiv der «heroischen» Zyklen erscheint in der Sage vom Geschlecht der Wölsungen, das aus der Verbindung eines Gottes mit einer Frau stammt. Aus diesem Geschlecht kommt auch Sigmund, der sich des in den göttlichen Baum gestoßenen Schwertes bemächtigen wird; dann der Held Sigurd-Siegfried, der das auf die Nibelungen übergegangene Gold in Besitz nimmt, den Drachen Fafnir tötet, der nur eine Variante der Schlange Nidhögg ist, die mit ihrem Zernagen der Wurzeln des göttlichen Baumes Yggdrasil (bei dessen Zusammenbrechen auch das Geschlecht der Götter untergehen soll) die dunkle Kraft des Verfalls personifiziert. Wenn auch Sigurd am Ende durch Verrat umgebracht und das Gold den Wassern zurückgegeben wird, bleibt er trotzdem der Held, der die Tarnkappe hat, d.h. die symbolische Kraft, die vom Körperlichen in das Unsichtbare versetzt, und der auch dazu ausersehen ist, die göttliche Frau zu besitzen, die entweder in der Gestalt einer besiegten Amazonenkönigin (Brunhild als Königin der nördlichen Insel) oder in Gestalt der Walküre erscheint, der kriegerischen Jungfrau, die vom Himmel auf die Erde niedergestiegen ist.

Die ältesten nordischen Stämme betrachten das im höchsten Norden gelegene Gardarike als ihre Urheimat. Aber mit diesem Sitz blieb, wenn er

Helm von Sigurd. Eine eher vielschichtige Sage erzählt von der Fessel, die die Riesen für die Äsen bildeten, da diese beim Wiederaufbau der Festung von Asgard zu Hilfe gekommen waren. Asgard war übrigens gleichzeitig die Festung, die den «Elementarnaturen» den Weg versperrt (*Gylfaginning*, 42).

⁷ Nach der urnordisch-germanischen Auffassung genießen neben den von den Walküren auserwählten Helden nur die Adligen wegen ihrer nicht menschlichen Ahnen die göttliche Unsterblichkeit; und es scheint, daß nur für die Helden und die Adligen der Ritus der Verbrennung Anwendung fand. In jedem Fall konnte in der nordischen Tradition nur dieser von Odin vorgeschriebene Ritus die Tore von Walhalla öffnen, während man von den Erdbegrabenen (südlicher Ritus) annahm, daß sie Sklaven der Erde bleiben würden.

⁸ *Gylfaginning*, 3.

⁹ Vgl. GOLTHER, *a.a.O.*, S. 211-213.

auch nur einen skandinavischen Landstrich bezeichnete, ein Nachhall der «polaren» Funktion von Midgard, dem Ur-«Zentrum», verbunden: eine Umdeutung von Erinnerungen und eine Übertragung vom Physischen ins Metaphysische, wodurch Gardarike außerdem und wechselseitig Asgard gleichgesetzt wurde. In Asgard sollen die nicht menschlichen Ahnen der nordischen Adelsfamilien gelebt haben, und dort sollen die sakralen skandinavischen Könige wie Gilfir, die dorthin gegangen waren, um ihre Macht zu verkünden, die traditionale Lehre der Edda empfangen haben. Aber Asgard ist auch das heilige Land - *keilakt lant* -, der Sitz der nordischen Olympier und der Äsen, wo dem Riesengeschlecht der Zugang verwehrt ist.

Im traditionellen Erbe der nordisch-germanischen Völker fanden sich also solche Motive. Als Weltanschauung verband sich dieses Sehertum hinsichtlich des Schicksals des Niedergangs, des *ragna-rökr*, dann mit Idealen und Versinnbildlichungen von Göttern, wie sie für die «heroischen» Zyklen typisch sind. Wie gesagt, war das in den späteren Zeiten jedoch ein bloß unbewußtes Erbe, und der übernatürliche Anteil war gegenüber den nebensächlichen und unechten Elementen der Mythe und Sage getrübt. Ebenfalls verdunkelt war das *Universale*, das im Gedanken von Asgard-Midgard, dem «Mittelpunkt der Welt», enthaltene Element.

Die Berührung der germanischen Völker mit der römisch-christlichen Welt hatte eine doppelte Wirkung.

Einerseits führte sie zwar in der ersten Zeit zur Vernichtung des materiellen Gefüges des Reiches, andererseits aber kam es, vom inneren Standpunkt aus gesehen, zu einem lebenspendenden Beitrag, dank dem sich die Voraussetzungen für eine neue und männliche Kultur festigen konnten, die dann dazu bestimmt war, das römische Symbol wieder mit frischer Kraft zu versehen. Auf diesem Wege wurde später auch eine wesentliche Geradrichtung des Christentums und des Katholizismus bewirkt, vor allem was die allgemeinen Lebensanschauungen betrifft.

Andererseits brachte der Gedanke der römischen Universalität und das christliche Prinzip in seinem allgemeinen Aspekt der Bejahung eines übernatürlichen Bereiches ein Wiedererwachen der höchsten Begabung der nordisch-germanischen Stämme mit sich. Weiterhin ergänzten sie auf einer höheren Ebene das, was sich in den Traditionen der einzelnen Völker oft materialisiert hatte und zu Eigenwilligkeit geworden war, und ließen es in neuer Gestalt wieder aufleben.¹⁰ Die «Bekehrung» führte weniger zum Verfall ihrer Kräfte, sondern reinigte sie oft und führte sie zu einer Wiederaufnahme des römischen Reichsgedankens.

Schon die Krönungszeremonie des Frankenkönigs kannte die Formel: *Renovatio Romani Imperii* (Erneuerung des Römischen Reiches). Nicht nur

¹⁰ Dieser Doppeleinfluß findet seinen typischen Ausdruck im Heliand. Hier zeigt sich einerseits ein Christus mit kriegerischen und kaum evangelistischen Zügen; andererseits haben wir hier die Überwindung jenes dunklen Schicksalsbegriffes - *Ward* -, der in der späteren germanischen Zeit so überbetont worden war, daß man ihm sogar Macht über die göttlichen Kräfte zuschrieb. Im Heliand steht Christus hinter der Entstehung der *Wurd*, und diese Kraft wird von ihm beherrscht, weshalb sie zur «wunderbaren Kraft Gottes» wird.

das: Da sie Rom als symbolischen Ursprung ihres Reiches und ihres Rechtes ansahen, mußten sich die germanischen Fürsten schließlich auch gegen die angestrebte Vorherrschaft der Kirche zusammenscharen. Damit bildeten sie den Mittelpunkt einer neuen großen Strömung, die auf eine traditionale Wiederherstellung ausgerichtet war.

In politischer Hinsicht verlieh der den germanischen Völkern angeborene Ethos der Reichspraxis einen lebendigen, festen und differenzierten Charakter. Das Leben der antiken nordisch-germanischen Gemeinschaften fußte auf den drei Grundsätzen der Persönlichkeit, der Freiheit und der Treue. Ein bloß untergeordnetes, dumpfes Gemeinschaftsempfinden war ihnen völlig fremd, ebenso die angebliche Unfähigkeit des einzelnen, sich Geltung verschaffen zu können, außer im Rahmen einer bestimmten abstrakten Institution. Hier ist das Freisein für den Einzelmenschen der Gradmesser seines Adels. Aber diese Freiheit ist nicht anarchistisch und rein auf das Ich bezogen, sondern es ist zur Hingabe über die eigene Person hinaus fähig und weiß um den erhebenden Wert des Treuegrundsatzes gegenüber demjenigen, der der Anerkennung würdig ist und dem man sich freiwillig unterordnet. So bildeten sich Gruppen von Getreuen um Führer, auf die ohne weiteres der antike Spruch paßte: «Der höchste Adel eines römischen Kaisers besteht darin, nicht Herrscher über Sklaven, sondern Herr über freie Menschen zu sein, und die Freiheit auch in den Menschen zu lieben, die ihm dienen»; und der Staat hatte, beinahe wie in der antiken Vorstellung der römischen Aristokratie, als Mittelpunkt den Rat der Oberhäupter, wobei jeder frei und Herr in seinem Land sowie Führer der Gruppe seiner Getreuen war. Neben diesem Rat fand die Einheit des Staates und in gewisser Weise auch seine überpolitische Seite ihre Verkörperung im König, da dieser zum Unterschied von den einfachen militärischen Führern einem der Geschlechter göttlichen Ursprungs angehörte: Ämals, die «Himmlischen», die «Reinen», war bei den Goten eine Bezeichnung für die Könige. Ursprünglich zeigte sich die auch materielle Einheit der Nation nur im Falle einer Unternehmung, also der Verwirklichung eines gemeinsamen Zieles, besonders wenn es um Eroberung oder um Verteidigung ging. Neben dem *rex* (König) wurde ebenso ein Führer, *dux* oder *heretigo*, gewählt, und es bildete sich von selbst eine strenge Hierarchie, wobei der freie Herr ein Mann des Führers wurde, dessen Autorität sogar die Möglichkeit einschloß, ihm das Leben zu nehmen, wenn er die auferlegten Pflichten nicht erfüllte. «Der Fürst kämpft für den Sieg, das Gefolge für seinen Fürsten»; ihn zu beschützen und «die eigenen Heldentaten der Ehre des Führers anzurechnen» - was als innerstes Wesen der Treueverpflichtung galt -, das waren schon nach dem Zeugnis des Tacitus¹¹ die Grundsätze. War die Unternehmung beendet, wurde die ursprüngliche Unabhängigkeit und Vielfalt wiederhergestellt.

Die skandinavischen Grafen nannten ihren Führer den «Feind des Goldes», weil er als Führer kein Gold für sich behalten durfte, und «Gastgeber der Helden» wegen des Stolzes, den er empfinden mußte, wenn er in seinem

¹¹TACITUS, *Germ.*, XIV.

Hause seine treuen Krieger, seine Gefährten und Gleichen, beinahe wie Verwandte aufnehmen konnte. Auch bei den Franken war vor Karl dem Großen die Teilnahme an einer Unternehmung freiwillig: Der König lud dazu ein, oder die Fürsten schlugen selbst eine Aktion vor, aber in keinem Falle bestand eine «Pflicht» oder ein unpersönlicher «Dienst», und überall gab es freie, stark persönliche Beziehungen zwischen Befehlshaber und Befehlsnehmer sowie Einverständnis und Treue¹². So blieb der Gedanke der freien Persönlichkeit die erste Grundlage jeder Einheit und jeder Rangordnung. Das war der «nordische» Same, aus dem das Lehenswesen als Basis der neuen Reichsidee entstehen sollte.

Die Entwicklung, die dahin führt, beginnt mit dem Ineinanderaufgehen des Königs- und des Führergedankens. Der König beginnt nun, die Einheit der Gruppe auch in Friedenszeiten zu verkörpern. Das geschah durch die Verstärkung und Ausdehnung des Kriegsgrundsatzes der Treue auch auf das Leben im Frieden. Um den König sammelt sich ein Gefolge von *fideles* (Getreuen) (die nordischen *huskarlar*, die langobardischen *gasindii*, die gotischen *gardingi* und *palatini*, die fränkischen *antrustiones* oder *convivae regis*): freie Männer, die aber im Dienst für ihren Herrn und in der Verteidigung seiner Ehre und seines Rechtes ein Privileg und die Verwirklichung einer Seinsweise erblickten, die höher war als diejenige, die sie schließlich in sich selbst das letzte Ziel finden ließ¹³. Die Lehensverfassung entstand durch die immer weitere Ausdehnung dieses anfänglich nur bei den Frankenkönigen in Erscheinung getretenen Prinzips auf die verschiedensten Elemente der Gemeinschaft.

In der Zeit der Eroberungen kam ein zweiter Aspekt der erwähnten Entwicklung zum Tragen: Die Vergabe der eroberten Länder unter dem Titel des Lehens mit der Gegenleistung der Treue. In einem Gebiet, das nicht mit dem einer bestimmten Nation zusammenfiel, breitete sich der fränkische Adel aus und bildete eine Art zusammengehörendes und vereinigendes Element. Von einem formalen Gesichtspunkt aus scheint diese Entwicklung eine Veränderung der vorherigen Verfassung nach sich zu ziehen, denn die Adelherrschaft scheint eingeschränkt und bedingt, sie ist eine königliche Begünstigung, die eine Treue- und Dienstpflicht miteinschließt. Aber konkret war das Lehenswesen eher ein Prinzip und nicht kristallisierte Wirklichkeit; es war der allgemeine Gedanke eines organischen Ordnungsgesetzes, das der Dynamik der freien Kräfte einen weiten Spielraum ließ. Diese sammelten sich ohne gegenseitige Einschränkungen und Veränderungen nebeneinander oder auch gegeneinander: Untergebener und Herr, Herr und Herr. Das führte auch dazu, daß sich alles - Freiheit, Ehre, Ruhm, Schicksal, Eigentum - auf persönliche Werte und Faktoren stützte und nichts oder fast nichts auf etwas Kollektivem, auf einer öffentlichen

¹² Vgl. DE GOBINEAU, *a.a.O.*, S.163-170; M. GUIZOT, *Essais sur l'Histoire de France*, a.a.O., S.86, 201; O. GIERKE, *Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaften*, a.a.O., Bd. I, S. 13, 29, 105, 111 etc.

¹³ Vgl. GIERKE, *a.a.O.*, S. 89-105.

Gewalt oder einem abstrakten Gesetz beruhte. Mit Recht wurde gesagt, daß im ursprünglichen Lehnswesen der grundsätzliche und unterscheidende Charakter des Königtums ebenfalls nicht der einer «öffentlichen» Gewalt war, sondern sich aus Kräften zusammensetzte, die neben anderen Kräften bestanden, wobei jede Kraft gegenüber sich selbst und für ihre eigene Autorität und Würde verantwortlich war. Damit ähnelte ein solcher Zustand oft eher einem Kriegszustand als einem «Gesellschafts»-Ideal; aber gerade deshalb finden wir in ihm, wie in wenigen anderen, eine genaue Gliederung der Energien. Der Mensch ist vielleicht nie härter behandelt worden als im Lehnswesen, aber nicht nur für die Lehensherren, die immer und ununterbrochen über ihre Rechte und ihr Ansehen wachen mußten, sondern auch für die Lehensnehmer war dieses System eine Schule der Unabhängigkeit und Männlichkeit und nicht der Unterwürfigkeit, wurden doch in ihm die Beziehungen der Treue und der Ehre mehr als in jedem anderen abendländischen Zeitraum betont.¹⁴

Im allgemeinen konnte in dieser neuen Gesellschaft, im Gegensatz zur Verworrenheit des späteren römischen Kaiserreiches und des chaotischen Zeitraumes der Völkerwanderung, jeder den seiner Natur entsprechenden Platz finden, was eigentlich immer geschieht, wenn ein geistiges Kristallisationszentrum im sozialen Aufbau vorhanden ist. Zum letzten Mal bildete und festigte sich im Abendland quasi spontan die traditionale gesellschaftliche Verteilung in Diener, Bürger, Kriegeradel und Vertreter der geistigen Autorität (der Klerus in guelfischer Sicht, die asketisch-ritterlichen Orden in gibellinischer Sicht).

Daß die lehensmäßige Anschauung der Persönlichkeit und der Tat trotzdem nicht die tiefsten Möglichkeiten des mittelalterlichen Menschen ausschöpfte, wird dadurch bewiesen, daß seine *fides* sich auch noch im Universalen zu einer sublimierten und gereinigten Form entwickeln konnte: diese hatte das Reich als Bezugspunkt. Das Reich wurde als eine schon überpolitische Wirklichkeit empfunden, als eine Institution übernatürlicher Herkunft, die mit dem göttlichen Reich eine einzige Machteinheit darstellte. Während in ihm der Geist weiterwirkte, der die einzelnen lehensmäßigen und königlichen Gemeinschaften gestaltete, stand an seinem höchsten Punkt der Kaiser, nicht als einfacher Mensch, sondern in der damaligen typischen Ausdrucksweise als *deus-homo totus deificatus et sanctificatus, adorandum quia praesul princeps et summus est*¹⁵ (als Gott-Mensch, ganz vergöttlicht und geheiligt, den man anbeten muß, da er erster und höchster Fürst ist). Der Kaiser verkörperte damit die Funktion eines «Zentrums» im höchsten Sinne und verlangte folglich zur Verwirklichung einer höheren, traditionellen Einheit Europas von den Völkern und Fürsten eine Anerkennung geistiger Natur, wie sie auch die Kirche für sich forderte. Aber da zwei Sonnen nicht in ein- und demselben Planetensystem nebeneinander bestehen können - gerade

¹⁴ Vgl. GUIZOT, *a.a.O.*, S.261-262, 306-307, 308-311.

¹⁵ Vgl. DEMPFF, *Sacrum Imperium, a.a.O.*, S. 143; F. KERN, *Der rex et sacerdos im Bilde* (Forschungen und Versuche zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, Jena, 1913).

das Bild der zwei Sonnen wurde vielfach auf die Zweiheit Kirche und Reich angewendet -, mußte der Gegensatz zwischen beiden universalen Mächten als höchste Bezugspunkte der großen *ordinatio ad unum* (Hinordnung auf das Eine) sehr rasch zur Entladung kommen.

Von beiden Seiten gab es sicherlich mehr oder minder bewußte Kompromisse und Zugeständnisse gegenüber dem anderen Prinzip. Trotzdem muß demjenigen die Bedeutung dieses Gegensatzes entgehen, der sich mit dem äußeren Schein und dem zufriedengibt, was metaphysisch nur eine einfache, zufällige Ursache ist, und der hier einzig einen politischen Wettstreit vermutet, einen Zusammenprall von Interessen und Machtbestrebungen statt eines gleichzeitig materiellen und geistigen Kampfes: wer also darin den Konflikt zweier Streiter sieht, die um ein- und dieselbe Sache kämpfen und die beide das Vorrecht auf ein- und dieselbe Art universaler Herrschaft wollen. In Wirklichkeit verbirgt sich hinter dem Kampf der Gegensatz zweier unvereinbarer Betrachtungsweisen, was noch einmal auf den Widerstreit zwischen Nord und Süd, zwischen solarer und lunarer Geistigkeit, verweist. Dem universalen, kirchlichen Ideal «religiöser» Art stellt sich das Reichsideal mit dem heimlichen Bestreben entgegen, die Einheit der zwei Mächte, der königlichen und der priesterlichen, der sakralen und der männlichen, wiederherzustellen. Wie sehr sich auch der Reichsgedanke in seiner äußeren Ausdrucksweise darauf beschränkte, für sich nur den Bereich des «*corpus*» (Körpers) und des «*ordo*» (der Ordnung) der mittelalterlichen Ökumene zu beanspruchen; wenn auch die Kaiser oft nur formell die *lex viva* (das lebendige Gesetz) verkörperten und sich einer Askese der Macht anpaßten¹⁶, so kehrt in Wirklichkeit doch der Gedanke des «sakralen Königtums» auf einer universalen Ebene wieder. Und wo die Geschichte nur noch mittelbar auf diese höhere Bestrebung hinweist, spricht der Mythos deutlich davon: der Mythos, der sich auch hier nicht der Geschichte entgegenstellt, sondern sie vervollkommnet und ihre tiefere Dimension aufzeigt. Wir haben schon gesehen, daß im mittelalterlichen Kaisermythos zahlreiche Elemente aufscheinen, die mehr oder weniger unmittelbar zum Gedanken des höchsten «Zentrums» zurückführen. Durch verschiedene Symbole spielen sie auf eine geheimnisvolle Verbindung zwischen diesem Zentrum und der universalen Autorität sowie der Rechtmäßigkeit des gibellinischen Kaisers an. Es werden ihm rätselhafte Gegenstände für das initiatische Königtum übergeben, und manchmal findet sich das Motiv des «nie gestorbenen» Helden, der in einen

¹⁶ Mit Recht ist hervorgehoben worden (vgl. BLOCH, *Rois Thaumaturges*, a.a.O., S. 186), daß sich kein auch noch so mächtiger und stolzer Monarch im Mittelalter dazu fähig fühlte, wie die antiken sakralen Könige, die auf den Klerus übergegangene Funktion des Ritus und des Opfers zu erfüllen. Wie weit die Hohenstaufen auch in der Geltendmachung des übernatürlichen Reichscharakters gingen, so vermochten sie doch nicht für den Vertreter des Reiches die ursprüngliche Funktion des *rex sacrorum* (wörtlich: König der Heiligtümer) wiederherzustellen, währenddessen das kirchliche Oberhaupt sich wohl den Titel eines *pontifex maximus* angeeignet hatte, der eigentlich den römischen Kaisern vorbehalten war. Sogar in der gibellinischen Lehre des HUGUE DE FLEURY wird der, wenn auch sakrale Vorrang des Reiches auf den «*ordo*» beschränkt, d.h. auf die äußere Gestaltung der Christenheit, und betrifft nicht die *dignitas* (Würde), die allein der Kirche zusteht.

«Berg», an einen unterirdischen Sitz entrückt worden sei. In ihm spürt man die Kraft, die am Ende eines Zyklus wieder erwachen, den «vertrockneten Baum» wieder erblühen lassen und die letzte Schlacht gegen die vorstürmenden Völker von Gog und Magog schlagen wird. Besonders in bezug auf die Hohenstaufen wurde der Gedanke eines «göttlichen und römischen Geschlechts» vorgebracht, das nicht nur das *Regnum* (Reich) beherrscht, sondern auch fähig ist, die Geheimnisse Gottes zu erkennen, die andere nur durch Bilder errahnen können.¹⁷ Das alles findet dann sein Gegenstück in der geheimen, von uns schon besprochenen (I, Kap. 14) Spiritualität, wie sie für einen anderen Höhepunkt der Lehens- und Gibellinenwelt, nämlich das Rittertum, charakteristisch war.

Dadurch, daß sie das Rittertum aus eigener Substanz gestalten konnte, bewies jene Welt aufs neue die Wirkkraft eines höheren Prinzips. Das Rittertum war die natürliche Ergänzung der Reichsidee und stand zu ihr im selben Verhältnis wie der Klerus zur Kirche. Es war gleichsam eine «geistige Rasse», bei deren Bildung allerdings auch das Blut nicht unwesentlichen Anteil hatte: das nordisch-indoeuropäische Element reinigte sich dabei, bis es zu einem Typus und einem Ideal von universalem Wert wurde, der Geltung entsprechend, die anfangs der *civis romanus* (römische Bürger) in der Welt hatte.

Aber auch im Rittertum wird das Ausmaß deutlich, in dem die Grundsätze des evangelistischen Christentums überwunden worden waren und in dem auch die Kirche selbst gezwungen war, eine Gesamtheit von Prinzipien, Werten und Sitten zu sanktionieren oder wenigstens zu tolerieren, die kaum mit ihrem ursprünglichen Geist vereinbar waren. Um nicht schon Gesagtes zu wiederholen, sollen hier nur die fundamentalen Punkte angeführt werden.

Da das Rittertum eher den Helden als den Heiligen, eher den Sieger als den Märtyrer zum Vorbild hat; da es die Summe aller Werte vielmehr in der Treue und in der Ehre als in der Liebe und in der Demut sieht; da es in der Feigheit und in der Schande ein größeres Übel erblickt als in der Sünde; da es recht wenig vom Gebot weiß, dem Bösen nicht zu widerstehen und das Böse

¹⁷ Vgl. KANTOROWICZ, *Friedrich II, a.a.O.*, S. 523, wo im Hinblick auf die Hohenstaufen vom «Reichsgeblüt» gesprochen wird: «Eine besondere Begnadung sei in dieses Blut gelegt ..., denn die ihm entsprossenen, denen sei es gegeben, des Gottesreiches Mysterien zu wissen ..., den anderen aber nur, sie in Gleichnissen zu schauen ... Es ist das Gotteshaus der römischen Cäsaren, das in den Staufern von neuem erscheint, das himmlische Haus der *divi Augusti*, dessen Gestirne immerdar leuchten, das von Aeneas, dem Vater des römischen Volks, hinführt hinweg über Cäsar zu Friedrich und seinen Sprossen in unmittelbarer Deszendenz. Göttlich werden daher die Angehörigen dieses Kaiserstammes genannt. Und nicht nur die verstorbenen Vorgänger auf dem Kaiserthron hießen *Divi*, sondern schon die Lebenden, ja später überhaupt alle Mitglieder des staufischen Kaisergeschlechts ... So war allmählich nicht mehr das Kaiseramt allein als solches göttlich, wie schon zur Zeit Barbarossas, selbst nicht die Person nur Friedrichs II., sondern das staufische Blut war an sich cäsarisch und göttlich. Noch ein halbes Jahrhundert staufischer Herrschaft, noch der ersehnte und von den Sibyllen verheißene dritte Friedrich ... und das Abendland hätte wieder leibhaft den Gott Augustus durch die Römertore ziehen sehen und seinem Standbild auf den Altären Weihrauch gestreut und geopfert. Zum letzten Mal war dem Abendland in den Staufern ein <Göttergeschlecht> erschienen.»

mit dem Guten zu vergelten, und sich viel besser darauf versteht, den Ungerechten und Bösewicht zu bestrafen; da es aus seinen Reihen ausgeschlossen hätte, wer sich wörtlich an das christliche Gebot: «Du sollst nicht töten» hätte halten wollen; da es nicht sein Grundsatz war, den Feind zu lieben, sondern ihn zu bekämpfen, und erst dann großmütig zu sein, wenn er besiegt war¹⁸ - in alledem vertrat das Rittertum, praktisch ohne Veränderung, eine indoeuropäische Ethik im Schöße einer Welt, die nur dem Namen nach christlich war.

Zum zweiten ist das «Waffenurteil», wodurch jede Frage durch die Kraft entschieden wird, die hier als eine von Gott den Menschen verliehene Tugend gilt, um der Gerechtigkeit, der Wahrheit und dem Recht auf Erden zum Siege zu verhelfen, ein grundsätzlicher Leitgedanke, der sich vom Bereich der Ehre und des Lehensrechtes bis zur Theologie erstreckt: denn die Waffenprobe und der «Gottesbeweis» wurden auch in Glaubensdingen vorgeschlagen. Aber auch dieser Gedanke hat wenig Christliches an sich und geht vielmehr auf die mystische «Sieges-»Lehre zurück, die den Dualismus, wie er für die religiösen Vorstellungen spezifisch ist, nicht kennt, sondern Geist und Kraft vereint und im Sieg eine Art göttlicher Segnung sieht. Die theistischen Abschwächungen, die im Mittelalter zum Glauben an ein direktes Eingreifen des als Person verstandenen Gottes führten, können nicht am inneren Geist dieser Gebräuche rütteln.

Wenn die ritterliche Welt auch der Kirche gegenüber «Treue» bekannte, lassen uns viele Einzelheiten glauben, daß es sich dabei um eine ähnliche Hingabe handelt, wie sie auch den verschiedenen anderen Idealen und vor allem den «Frauen» zuteil wurde, denen sich der Ritter überindividuell weihte; denn für ihn, für seinen Weg, war nur die allgemeine Fähigkeit zur heroischen Unterordnung von Glück und Leben entscheidend und nicht das Problem des Glaubens im spezifisch theologischen Sinne. Daß Rittertum und Kreuzzüge neben ihrer äußeren Seite auch eine innere, esoterische aufwiesen, haben wir schon gezeit.

Wir sagten schon, daß das Rittertum seine eigenen «Mysterien» besaß, daß es einen Tempel anerkannte, der nicht ohne weiteres mit der römischen Kirche gleichzusetzen war; es hatte auch ein ganzes Umfeld an Literatur und Sagenzyklen, in denen antike, vorchristliche Überlieferungen wieder auflebten. Charakteristisch für alle ist der Gralszyklus, da in ihm das Thema der initiatischen Vervollkommnung hineinspielte, das überdies noch mit der Aufgabe verbunden war, ein untergegangenes Reich wiederherzustellen.¹⁹

¹⁸ Vgl. COUDENHOVE-KALERGI, *Held oder Heiliger*, Wien, 1927, S. 68-69.

¹⁹ Vgl. EVOLA: *Das Mysterium des Grals*, a. a. O. Wenn das «Gralskönigtum» als das zentrale Symbol der geheimen gibellinischen Tradition gelten kann, dann geht aus der von Wolfram von Eschenbach vorgebrachten Ahnenfolge klar der Zusammenhang dieser Tradition mit dem Gedanken des «Königs der Welt» und mit dem antiquellischen Aspekt der Kreuzzüge hervor. Diese Ahnenfolge verbindet die Gralskönige mit dem «Priester Johannes» (der ja eine der mittelalterlichen Versinbildlichungen des «Königs der Welt» ist), aber auch mit dem Schwanenritter, der seinerseits, wie wir gleich sehen werden, mit den Führern der Kreuzzüge, wie Gottfried von Bouillon, in symbolischer Beziehung stand.

Das Rittertum erfand auch eine geheime Sprache, hinter der sich oft eine sehr weitgehende Feindschaft gegen die römische Kurie verbarg. Auch bei den großen geschichtlichen Ritterorden, wo es eindeutige Bestrebungen gab, den Krieger und den Asketen wieder zu einer einzigen Gestalt werden zu lassen, waren unterirdische Strömungen tätig, die dort, wo sie an die Oberfläche kamen, berechtigten Verdacht auf die betroffenen Orden lenkten und vielfach auch zur Verfolgung durch die Vertreter der herrschenden Religion führten. Im Rittertum war tatsächlich ein Impuls zur «traditionalen» Wiederherstellung im höchsten Sinne am Werk, was stillschweigend oder ausdrücklich auch eine Überwindung des christlich-religiösen bedeutete (man erinnere sich an den symbolischen Ritus des Zurückweisens des Kreuzes bei den Templern). Und das alles verwies auf das Reich als geistigen Mittelpunkt. So entstanden sogar Sagen, die neuerlich das Motiv des dürrer Baumes beinhalteten und in denen das Wiedererblühen dieses Baumes mit einem gegen den Klerus kriegführenden Kaiser im Zusammenhang stand. Das ging manchmal, so z.B. im *Compendium Theologiae*²⁰, so weit, daß diesem Kaiser die Züge des Antichrist zugeschrieben wurden: dunkler, entstellter Ausdruck der Angst vor einer Geistigkeit, die mit der christlichen unvereinbar war.

In der Zeit, in der Friedrich II. der Sieg sicher schien, verkündeten die volkstümlichen Prophezeiungen schon: «Die hohe Zeder des Libanon wird gefällt. Es wird nur noch einen einzigen Gott geben, nämlich den Herrscher. Wehe dem Klerus! Wenn er stürzt, steht eine neue Ordnung bereit.»²¹

Im Bereich der Tat erfüllte sich in den Kreuzzügen zum ersten und zum letzten Mal im nachrömischen Europa, auf Grund einer unglaublichen Schwungkraft und wie in einer geheimnisvollen Wiederholung der großen vorgeschichtlichen Wanderungen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten, das Ideal der Einheit der Nationen, die im Frieden durch das Reich vertreten waren. Aber wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Analyse der tieferen Kräfte, die die Kreuzzüge bestimmten und lenkten, nicht mit den Vorstellungen einer zweidimensionalen Geschichtsschreibung zusammenpassen. Im Zug nach Jerusalem zeigte sich häufig ein geheimer Zug gegen das päpstliche Rom, den Rom, ohne es zu wissen, selbst stärkte. Das Rittertum war seine Miliz, das gibelinische Heldenideal seine lebhafteste Triebkraft, und er endete schließlich mit einem Kaiser, der von Papst Gregor IX. als derjenige gebrandmarkt wurde, der «den christlichen Glauben durch die alten Riten der heidnischen Völker zu ersetzen droht und sich durch seine Anwesenheit im Tempel widerrechtlich das Priestertum aneignet»²². Ein Gottfried von Bouillon - dieser im höchsten Grade bedeutungsvolle Vertreter des Kreuzrittertums, der *lux monachorum* (Licht der Mönche) genannt wurde, (was uns zur inneren Einheit des asketischen und des

²⁰ Vgl. A. GRAF, *Roma nella memoria e nelle imaginaz. del Medioevo.*, a.a.O., Bd. II, S.500-503.

²¹ Vgl. E. GEBHART, *L'Italia mistica*, Bari, 1934, S. 117.

²² *Ebd.*, S. 115.

kriegerischen Elements zurückführt, wie sie für diesen Ritteradel typisch war) - ein solcher Mann kann sicherlich als echter gibellinischer Fürst bezeichnet werden; denn er besteigt den Thron Jerusalems erst, nachdem er Schwert und Feuer nach Rom getragen hatte, nachdem er eigenhändig den Gegenkaiser Rudolf von Rhinfeld getötet und den Papst aus der Heiligen Stadt vertrieben hatte²³. Darüber hinaus zeigt die Sage noch eine bedeutungsvolle Verwandtschaft zwischen diesem König der Kreuzzüge und dem mythischen Schwanenritter - dem französischen Helias, dem deutschen Lohengrin²⁴ -, der seinerseits wiederum römische Kaisersymbole (durch seine symbolische Abstammung von Cäsar), Sonnensymbole (durch den etymologischen Zusammenhang, den man zwischen Helias, Helios, Elias als gegeben annahm) und hyperboreische Symbole verkörperte (der Schwan, der Lohengrin von der «himmlischen Heimat» fortführt, ist auch das sinnbildliche Tier des Apollo bei den Hyperboreern und ein immer wiederkehrendes Thema bei den paleographischen Funden des nordisch-indoeuropäischen Kultes). Das Zusammenwirken dieser geschichtlichen und mythischen Elemente läßt also Gottfried von Bouillon in bezug auf die Kreuzzüge zusätzlich zu einem Symbol für jene geheime Kraft werden, die im politischen Kampf der teutonischen Kaiser und im Sieg von Otto I. nur ihre äußerliche und zufällige Erscheinungsform darbot.

In der Ritterethik und in der rauen Gestalt des Lehenswesens, das so weit vom Gesellschaftsideal der Urkirche entfernt ist, im wiedererstandenen Prinzip einer asketisch-sakral neu integrierten Kriegerkaste, im heimlichen Reichsideal und in den Kreuzzügen trifft der christliche Einfluß also auf genau vorgegebene Grenzen. Die Kirche akzeptiert sie zum Teil: sie läßt sich beherrschen, sie «romanisiert» sich, um selbst zu herrschen und auf dem Wellenberg zu bleiben. Aber zum Teil leistet sie Widerstand, will den Gipfel untergraben und das Reich stürzen. Die Zerrissenheit bleibt bestehen. Die beschworenen Kräfte entgleiten da und dort den Händen ihrer Beschwörer. Dann lösen sich die beiden Gegner aus der Umklammerung des Kampfes, und beide gehen dem gleichen Verfall entgegen. Die Spannung zur geistigen Vereinigung hin läßt nach. Die Kirche verzichtet immer mehr auf den königlichen Anspruch und das Königtum immer mehr auf den geistigen. Nach der gibellinischen Kultur, diesem wunderbaren, schon im Keim erstarrten Frühling Europas, nimmt der Verfallsprozeß neuerlich seinen Lauf.

²³ Vgl. AROUX, *Myst. de la Cheval*, a.a.O., S. 93.

²⁴ Vgl. *La Chanson du Chevalier au Cygne et Godefroi de Bouillon*, ed. Hippeau, Paris, 1874-77. Im Mythos vom Schwanenritter, dessen Heimat der Himmel ist und der sich der Liebe der Fürstin Elsa entzieht, findet sich der antimutterrechtliche Stoff der heroischen Zyklen wieder, wie wir ihn schon in den Mythen des Herakles, Aeneas, Gilgamesch, Rostam usw. untersucht haben.

12. Untergang der mittelalterlichen Ökumene

Die Nationen

Ursachen von oben und Ursachen von unten bestimmten zuerst den Niedergang des Heiligen Römischen Reiches und dann des echten Herrscherprinzips allgemein. Zu den wichtigsten Ursachen gehört die allmähliche Verweltlichung und Materialisierung der Politik. Im Reich sehen wir schon bei Friedrich II., wie sein Kampf gegen die Kirche vielfach erste Anzeichen in diesem Sinne aufwies, obwohl er sicherlich vor allem der Verteidigung des übernatürlichen Charakters des Kaisers diente. Einerseits haben wir schon den beginnenden Humanismus, Liberalismus und Rationalismus des sizilianischen Hofes, die Bildung einer Schicht von weltlichen Richtern und Verwaltungsbeamten, eine immer größere Bedeutung der *legistae* (weltliche Rechtsgelehrte), *decretistae* (kirchliche Rechtsgelehrte) und derjenigen, die eine gerechtfertigte religiöse Strenge, die die ersten Produkte der «Kultur» und des «freien Denkens» bereits Ketzengerichten und Scheiterhaufen im Sinne eines Savonarola auslieferte, verächtlich als *theologi philosophantes* (philosophierende Theologen) bezeichnete; andererseits haben wir zentralistische und schon gegen das Lehenswesen gerichtete Bestrebungen einiger neuer kaiserlicher Institutionen. In dem Moment aber, in dem ein Reich aufhört, *heilig* zu sein, ist es schon kein *Reich* mehr. Sein Grundcharakter und seine Autorität verlieren an Niveau, und ist einmal die materialistische und rein «politische» Ebene erreicht, sind sie nicht mehr zu halten, denn diese Ebene schließt ihrer ganzen Natur nach jede Universalität und jede höhere Einheit aus. Schon 1338 erklärt Ludwig IV. von Bayern, daß die kaiserliche Weihe nicht mehr nötig und der gewählte Fürst schon kraft seiner Wahl rechtmäßiger Herrscher sei, eine «Befreiung», die Karl IV. von Böhmen mit der «Goldenen Bulle» zu Ende führt. Aber da die Weihe durch nichts metaphysisch Gleichwertiges ersetzt wurde, zerstörten so die Kaiser eigenhändig ihre transzendente *dignitas* (Würde). Man kann ohne weiteres sagen, daß sie von da an den «Auftrag des Himmels» verloren und das Heilige Römische Reich nur noch ein Gebilde war, das bloß nach außen hin überlebte¹. Friedrich III. von Österreich war der letzte in Rom gekrönte Kaiser (1452), nachdem der Ritus schon zu einer leeren, entseelten Zeremonie geworden war.

Was den zweiten Aspekt betrifft, ist mit Recht hervorgehoben worden, daß die lehensrechtliche Verfassungsform für die Mehrzahl der großen traditionellen Epochen kennzeichnend ist und der ordnungsgemäßen Gestal-

¹ Vgl. J. REYOR, *Le Saint-Empire et l'Imperator rosicrucien* (Voile d'Isis, Nr. 179, S. 197).

tung ihres Aufbaues am besten entspricht.² In ihr wird der Grundsatz der Vielfalt und der relativen politischen Autonomie der Einzelteile genauso betont wie der eigentliche und echte Ort jenes universalen Prinzips, jenes *unum quod non est pars* (das Eine, das nicht Teil ist), das diese Einzelteile wirklich ordnen und vereinigen kann und sich nicht gegen sie richtet, sondern durch die transzendente, überpolitische und ausgleichende Funktion, die es verkörpert, über ihnen allen steht (Dante). Dann haben wir ein Königtum, das sich mit dem Lehensadel einigt, eine Reichsherrschaft, die die Autonomie der einzelnen Fürstentümer oder Königreiche nicht beeinträchtigt und die verschiedenen Länder zusammenfaßt, ohne ihnen die Eigennatur zu nehmen. Wenn hingegen einerseits die *dignitas* (Würde) verfällt, die zur Überwindung des Zersplitterten, Zeitlichen und Zufälligen verhelfen kann, und andererseits die Kraft der *fides* schwächer wird, dieser mehr als nur materiellen Anerkennung seitens der untergeordneten Elemente, dann entstehen zentralistische Bestrebungen und der politische Absolutismus, der versucht, das Ganze mittels einer gewaltsamen, politischen und staatlichen, statt einer im Kern überpolitischen und geistigen Einheit zusammenzuhalten; oder es gewinnen die Sucht nach bloßem Eigeninteresse und die Auflösung an Oberhand. Auf beiden Wegen kommt es zur Zerstörung der mittelalterlichen Kultur. Die Könige beginnen, in ihren Ländern das gleiche Prinzip absoluter Autorität zu fordern, das eigentlich nur dem Reiche zusteht³, wobei sie schließlich einen neuen und aufrührerischen Gedanken zum Leben erwecken und voranstellen: den Gedanken des Nationalstaates. In einem analogen Vorgang entsteht eine Vielzahl von Kleinstaaten, freien Städten und Republiken, die alle nach Selbstverfassung streben und zum Widerstand und zur Revolte nicht nur gegen die Reichsherrschaft, sondern auch gegen den Adel schreiten. Und der Gipfel sinkt zusammen, die europäische Ökumene (allumfassende Gemeinschaft) löst sich auf. Das Prinzip einer einheitlichen Gesetzgebung, die trotzdem noch genügend Spielraum für die Gestaltung eines *ius singulare* (Einzelrechts) ließ, diese Gesetzgebung, die einer einzigen Sprache und einem einzigen Geist verbunden war, geht verloren. Auch das Rittertum verfällt und mit ihm das Ideal eines aus rein ethischen und geistigen Prinzipien gestalteten Menschentypus: die Ritter verteidigen und unterstützen fortan die Rechte und weltlichen Ziele ihrer Fürsten und schließlich die der Nationalstaaten. Anstelle der großen Heerscharen, die das überpolitische Ideal des «Heiligen Krieges» und des «gerechten Krieges» vor Augen gehabt hatten, tritt eine Bündnispolitik für Frieden oder Krieg, die immer mehr auf der Verschlagenheit der Diplomaten beruht. Das christliche Europa sieht dem Fall des oströmischen Reiches und Konstantinopels durch die Osmanen tatenlos zu. Nicht nur das: ein französischer König, Franz I., sollte dann dem Mythos der «Christenheit», die ja die Grundlage

² R. GUENON, *Autorité spirituelle et pouvoir temporel*, a.a.O., S. 111.

³ In Europa waren es die französischen Legisten, die als erste den Grundsatz aufstellten, daß der König des Nationalstaates unmittelbar von Gott seine Macht hätte und «in seinem Land Imperator» sei.

der europäischen Einheit war, den ersten Stoß versetzen, als er in seinem Kampf gegen den Vertreter des Heiligen Römischen Reiches nicht zögerte, nicht nur die revoltierenden protestantischen Fürsten zu unterstützen, sondern sich sogar mit dem Sultan zu verbünden. Und die Liga von Cognac (1526) sah das Haupt der Kirche von Rom den gleichen Weg einschlagen; man war Zeuge der totalen Absurdität, daß ein Papst, Clemens VII., mit dem Haus Frankreich verbündet, gegen den Kaiser in den Kampf trat und sich dazu den (mohammedanischen!) Sultan zum Bundesgenossen nahm, gerade als der Vormarsch Solimans II. in Ungarn ganz Europa mit dem Untergang bedrohte, und als der bewaffnete Protestantismus sich bereit machte, im Zentrum Europas einen Umsturz zu vollziehen. Und dann sieht man ebenfalls einen Priester im Dienste desselben Hauses Frankreich, nämlich Richelieu, in der letzten Phase des Dreißigjährigen Krieges neuerlich die protestantische Liga gegen den Kaiser unterstützen, bis nach dem Frieden von Augsburg (1555) der Westfälische Friede (1648) den letzten Rest eines religiösen Elements besiegte, die gegenseitige Toleranz zwischen protestantischen und katholischen Nationen verfügte und den revoltierenden Fürsten eine fast vollständige Unabhängigkeit vom Reich gewährte. Von diesem Zeitpunkt an ist das höchste Interesse und die Ursache für die Kämpfe nicht einmal mehr die ideelle Verteidigung eines dynastischen oder lehensmäßigen Rechtes, sondern die einfache Streitfrage um Teile des europäischen Territoriums. Das Reich als Imperium wird eindeutig von den Imperialismen ersetzt, d.h. von den Machenschaften der Nationalstaaten, die nur dazu dienen, andere Staaten militärisch oder ökonomisch zu unterwerfen - ein Umsturz, der in der europäischen Politik zuerst und in deutlich gegen das Reich gerichteter Funktion vor allem das Haus Frankreich an der Spitze sah.

In dieser ganzen Entwicklung und neben der Krise des Reichsgedankens verweltlicht sich auch der allgemeine Gedanke der Souveränität, der alleinigen Herrschaftsgewalt, immer mehr: der König ist nur noch ein Krieger, das politische Haupt seines Staates. Er verkörpert noch für eine gewisse Zeit die männliche Funktion und ein absolutes Autoritätsprinzip, aber ohne daß ein Bezugspunkt zu einer transzendenten Wirklichkeit weiterbestünde, will man nicht die übriggebliebene, leere Formel vom «göttlichen Recht» dazu zählen, wie sie für die katholischen Nationen in der Zeit der Gegenreformation nach dem Konzil von Trient galt. Damit erklärte sich die Kirche bereit, den Absolutismus zutiefst entweihter Herrscher zu sanktionieren und zu segnen, wenn sie nur der Kirche, die nunmehr den Weg der mittelbaren Einflußnahme verfolgte, als weltlicher Arm hilfreich zur Seite standen.

Deshalb geht im Zeitraum, der dem Untergang des kaiserlichen Europa folgt, in den einzelnen Staaten immer mehr die Voraussetzung dafür verloren, auf Grund einer höheren Bestimmung weiterhin gegen die Kirche zu kämpfen: eine mehr oder weniger äußerliche Anerkennung der Autorität Roms wird in reinen Glaubensfragen zugestanden, wenn man für die Staatsraison als Gegenleistung etwas Nützliches herausholen kann. Oder es kommt zu erklärten Versuchen, ohne Zaudern und unmittelbar das Geistliche dem

Weltlichen unterzuordnen, wie es im anglikanischen und gallikanischen Aufstand und später in der protestantischen Welt mit den vom Staat kontrollierten Nationalkirchen geschieht. Und mit dem Fortschreiten der modernen Zeit sehen wir die verschiedenen Staaten sich geradezu als ebensoviele Schismen aufspielen und nicht nur als politische und weltliche Gemeinschaften gegeneinander antreten, sondern auch als quasi-mystische Gestaltungen, die sich weigern, jegliche übergeordnete Autorität anzuerkennen.

Ein Faktum jedenfalls zeigt sich deutlich: wenn auch das Reich verfällt und sich selbst überlebt hat, so ist doch sein Widersacher, die Kirche, die nun freies Feld hat, *nicht fähig, das Erbe anzutreten*. Sie leistet damit den entscheidenden Beweis für ihre Unfähigkeit, das Abendland nach ihrem eigenen Ideal, d.h. nach dem guelfischen Ideal, zu organisieren. Was auf das Reich folgt, ist nicht die Kirche an der Spitze einer gestärkten «Christenheit», sondern eben die Vielzahl der Nationalstaaten, die immer weniger irgendein höheres Autoritätsprinzip ertragen können.

Auf der anderen Seite werden die Fürsten durch ihre Entweihung und Gehorsamsverweigerung gegenüber dem Reich und dadurch, daß sie die Organismen, deren Häupter sie sind, ebenfalls des sakralen Gedankens berauben, die ein höheres Prinzip gegeben hat, schicksalhaft in den Bannkreis niederer Kräfte gezwungen, die mehr und mehr die Oberhand gewinnen. Allgemein gesehen muß es Bestimmung sein, daß jede Kaste, die sich gegen die ihr übergeordnete erhebt und sich selbst auf den Thron setzt, den Charakter verliert, der sie im hierarchischen Gesamtaufbau auszeichnete, und daß sie dafür den Charakter der ihr unmittelbar untergeordneten Kaste widerspiegelt.⁴ Der Absolutismus, die materialistische Umlegung des traditionellen Einheitsgedankens, pflastert den Weg für die Demagogie und die gegen die Monarchie gerichteten, nationalen Revolutionen. Und dort, wo die Könige in ihrem Kampf gegen den Lehensadel und in ihrer Arbeit für einen politischen Zentralismus geneigt waren, den Forderungen des Bürgertums und des einfachen Volkes nachzugeben, ging alles nur um so schneller. Mit Recht ist die Aufmerksamkeit auf die Gestalt Philipps des Schönen gelenkt worden, der schon die verschiedenen Momente dieses Abstiegsprozesses anzeigt und in sich vereint. Philipp der Schöne hat nämlich, im Einvernehmen mit dem Papst, in den Templern den wohl wichtigsten Ausdruck jener Bestrebung zerstört, die das kriegerische und das priesterliche Element neuerlich zu einer Einheit zusammenfassen wollte und die geheime Seele des Rittertums war; er hat weiterhin damit begonnen, den Staat von der Kirche loszulösen, womit dann seine Nachfolger beinahe ohne Unterbrechung fortführen. Ebenso setzten diese - vor allem Ludwig XI. und Ludwig XIV. - den Kampf gegen den Lehensadel fort, wobei sie auch die Unterstützung des Bürgertums nicht verschmähten und ihnen - zu diesem Zwecke - sogar der Umsturzegeist der niedersten Gesellschaftsschichten nicht ungelegen kam; Philipp förderte auch schon eine antitraditionale Kultur, da seine «*legisti*» (weltliche Rechtsgelehrte) noch vor den Humanisten der Renaissance

⁴ R. GUENON, *Autorité etc.*, S. 111.

ce die wahren Vorläufer der modernen Entsakralisierung waren.⁵ Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß ein Priester, nämlich der Kardinal Richelieu, das Prinzip des Zentralismus gegen den Adel entwickelte und so anstelle der Lehensstrukturen die nivellierende Zweigliedrigkeit von Regierung und Nation vorbereitete. Ludwig XIV. dann hat ohne Zweifel mit seiner Tätigkeit der Bildung der öffentlichen Gewalten, der systematischen Entwicklung der nationalen Einheit sowie der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Stärkung dieser Einheit sozusagen den Körper für die Inkarnation eines neuen Prinzips, nämlich des Volkes, d.h. der Nation als bloßes Kollektiv, geschaffen. So mußte sich später das antiaristokratische Werk der Könige von Frankreich, deren andauernde Feindschaft gegen das Heilige Reich schon hervorgehoben worden war, in Mirabeau logischerweise gegen diese Könige selbst richten und sie schließlich vom unreinen Thron stoßen. Man kann sagen, daß Frankreich, weil es eben als erstes Land eine solche Umwälzung in Gang setzte und daher dem Staatsgedanken einen immer deutlicher zentralistischen und nationalistischen Anstrich gab, auch als erstes Land den Zusammenbruch der Monarchie und die Geburt der Republik erlebte, was mit einer deutlichen und erklärten Machtübergabe an den dritten Stand, den Bürgerstand, verbunden war. Damit wurde Frankreich in der Gesamtheit der europäischen Nationen der Hauptansteckungsherd für die revolutionäre Gärung und die weltliche und rein rationalistische Denkweise, die so schädlich für alle Überreste des Traditionsbewußtseins ist.⁶

Deutlich und interessant ist auch ein weiterer, ergänzender Aspekt der historischen Nemesis (Göttin der ausgleichenden, vergeltenden Gerechtigkeit). Auf die Befreiung der absolut gewordenen Staaten vom Reich mußte logischerweise die Befreiung der souveränen, freien und autonomen einzelnen Bürger vom Staat folgen. Die eine widerrechtliche Machtergreifung rief die andere hervor und bildete ihr Vorspiel bis in den Staaten, die in kleinste Einheiten zersplittert und als souveräne Nationalstaaten anarchistisch geworden waren, die widerrechtlich angeeignete Staatssouveränität der Volkssouveränität weichen mußte, in deren Rahmen jede Autorität und jedes Gesetz nur insofern rechtmäßig sind, als sie einen Ausdruck des Willens der Staatsbürger darstellen, der allein souveränen Einzelwesen. Das ist nun der demokratisierte und «liberale» Staat, der auf die letzte Entwicklungsstufe wartet, nämlich auf die rein kollektivistische.

Neben den Ursachen von oben für den Niedergang der mittelalterlichen Kultur darf man die Ursachen von unten nicht vergessen, die, wenn auch verschieden, doch mit den ersten Hand in Hand gehen. Jede traditionale Organisation ist dynamisch, weiß von den Kräften des Chaos, von den niedrigen Neigungen und Interessen sowie den unteren gesellschaftlichen

⁵ R. GUENON, *ebd.*, S. 112 ff.

⁶ Vgl. *ebd.* Als Gegenbeispiel verdanken die germanischen Völker der Tatsache, daß sie trotz der Reformation länger als alle anderen Lehensstrukturen beibehielten, daß sie die letzten waren - bis zum Weltkrieg 1914-1918 -, die eine höhere Idee verkörperten als diejenige des Nationalstolzes und der Weltdemokratie.

und ethnischen Schichten, die ein Prinzip der «Form» beherrscht und bremst: sie versteht die Dynamik zweier antagonistischer Pole, von denen der höhere, an das übernatürliche Element der oberen Schichten gebundene den anderen nach oben zu führen versucht, und der niedrigere, mit der Masse, dem *demos*, verbundene Pol den ersteren nach unten zu ziehen trachtet. So entsprechen jeder Schwächung der Vertreter des höheren Prinzips, jeder Abweichung oder Ausartung des Gipfels, spiegelbildlich ein Hervortreten und eine Befreiung in Richtung eines Aufstandes der unteren Schichten. Durch die schon angeführten Vorgänge mußte das Recht, von den Untergebenen die *fides* im doppelten geistigen und lehensmäßigen, Sinn des Wortes zu fordern, immer mehr verfallen, und es wurde der Weg zu ihrer Materialisierung im politischen Sinn und später sogar zu besagtem Aufstand möglich gemacht. Während nämlich die geistig begründete Treue unbedingt gilt, ist die an die weltliche Ebene gebundene bedingt wie auch von den Umständen abhängig und kann je nach erfahrener Vorteil widerrufen werden. Und der Dualismus, die beständige Gegnerschaft der Kirche zum Reich, trug zusätzlich dazu bei, jede *fides* auf dieses tiefere und unsichere Niveau zu bringen. Denn schon im Hochmittelalter war es die Kirche gewesen, die den Bruch der *fides* «segnete», als sie sich auf die Seite der italienischen Kommunen schlug und deren Aufstand moralisch und materiell unterstützte. Abgesehen von den äußerlichen Beweggründen war dies ein Aufstand des einzelnen gegen das Universale und hing mit einem wirtschaftlichen Organisationstypus zusammen, der sich nicht einmal mehr an die Kriegerkaste, sondern geradezu an die dritte Kaste der Bürger und Händler anlehnte, die sich der Würde des politischen Regiments und des Waffenrechtes widerrechtlich bemächtigt, ihre Städte befestigt, ihre Banner aufgepflanzt und ihre Heere gegen die kaiserlichen Kohorten und das Verteidigungsbündnis des Lehensadels organisiert hatte. Hier beginnt die Bewegung von unten, das Steigen der Flut der niedrigen Kräfte.

Während also durch die Kommunen das wirklich entheiligte und antitraditionale Ideal einer Organisation vorweggenommen wird, das nur auf dem wirtschaftlichen und kommerziellen Faktor sowie auf dem Handel mit Gold fußt, beweist dieser Aufstand vor allen Dingen, daß in einigen Bereichen das Empfinden für die geistige und ethische Bedeutung der Loyalität bereits zu diesem Zeitpunkt im Schwinden begriffen war. Im Kaiser wird nur noch ein politischer Führer gesehen, dessen politischen Forderungen man auch Widerstand leisten *kann*. Es wird jene üble Freiheit gefordert, die jedes Prinzip wahrer Autorität zerstören und aberkennen muß, so daß die niedrigen Kräfte sich selbst überlassen bleiben und jede politische Form auf eine nur menschliche, wirtschaftlich-soziale Ebene gebracht wird, worauf sie in die Allmacht der «Händler» und dann der organisierten «Arbeiter» mündet. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Hauptansteckungsherd dieses Krebsgeschwüres Italiens, die ehemalige Wiege des Römertums, ist. Hier im Kampf der von der Kirche unterstützten Kommunen gegen die kaiserlichen Heere und das *corpus saecularium principum* (die «alten» Fürsten) haben wir den letzten Widerhall der Schlacht zwischen Nord und Süd, zwischen Tradition

und Gegentradiation. Friedrich I., den die plebejische Verfälschung der «patriotischen» italienischen Geschichte möglichst in Verruf bringen will, kämpfte in Wirklichkeit im Namen eines höheren Prinzips und einer Pflicht, die ihm durch sein Amt gegen die weltliche und eigennützige Usurpation auferlegt war, beruhte diese Usurpation doch unter anderem auf nicht provozierten Brüchen von Bündnissen und Schwüren. Dante sieht in ihm den «guten Barbarossa», den rechtmäßigen Vertreter des Reiches, der die Quelle jeder wahren Autorität ist, und betrachtet den Aufstand der lombardischen Städte als unrechtmäßig und aufrührerisch, was sicherlich mit seiner edlen Verachtung für das «neue Volk und die schnellen Reichtümer»⁷, dieser Bausteine der neuen und unreinen kommunalen Macht, zusammenhängt. Ebenso erkannte er im «freien Regiment der einzelnen Völker» und im neuen nationalistischen Gedanken eine aufrührerische Häresie.⁸ Die Ottonen und dann die Schwaben kämpften tatsächlich nicht so sehr, um eine materielle Anerkennung und Gebietsansprüche durchzudrücken, sondern für eine ideelle Forderung und zur Verteidigung eines überpolitischen Rechts; sie kämpften nicht als teutonische Fürsten, sondern als «römische» Kaiser - *romanorum reges* -, und als übernationale Imperatoren forderten sie deshalb Gehorsam und kämpften gegen die Masse der bewaffneten Händler und Bürger für Ehre und Geist.⁹ Diese wurden daher nicht so sehr als Rebellen gegen den Kaiser, sondern vielmehr gegen Gott angesehen - *obviare Deo* (sich Gott widersetzen). Auf Grund göttlichen Auftrags also - *jubente Deo* - zieht der Fürst als Vertreter Karls des Großen mit «rächendem Schwert» gegen sie, um die alte Ordnung wiederherzustellen: *redditor res publica statui vetusto* (Der Staat wird in die alte Ordnung zurückgeführt).¹⁰

Schließlich muß man, besonders hinsichtlich Italiens, in den sogenannten *Signorie* (den Tyrannenherrschaften in den italienischen Städten), den Gegenstücken und Nachfolgern der Kommunen, eine weitere Seite der neuen geschichtlichen Umwelt sehen, wofür z.B. «*Der Fürst*» von Machiavelli ein klarer Indikator ist. Als Oberhaupt wird nur noch die Machtpersonlichkeit angesehen, die nicht kraft einer Weihe, ihres Adels oder deshalb herrscht, weil sie ein höheres Prinzip und eine Tradition vertritt, sondern die im eigenen Namen herrscht, Schläue und Gewalt braucht und mit den Mitteln der «Politik» arbeitet, die sich nunmehr als «Kunst» versteht, als eine Art skrupelloser Technik, in der Ehre und Wahrheit nichts bedeuten und in der man sich vielleicht auch der Religion bedient, aber nur als ein Werkzeug

⁷ *Die Holte*, XVI, 73.

⁸ Vgl. E.-FLORI, *Dell'idea imperiale di Dante*, Bologna, o. J., S. 38, 86, 87.

⁹ DANTE zögerte nicht, die aufkommende nationalistische Abirrung anzuklagen, im besonderen das Haus Frankreich zu bekämpfen und das Recht des Kaisers zu unterstützen. In bezug auf Heinrich VII. sah er ein, daß z.B. Italien, um seine Kultur in der Welt zu verbreiten, im Reich aufgehen mußte, da nur das Reich Universalität bedeutete, und daß jede aufrührerische, dem neuen Prinzip der «Städte» und Länder verpflichtete Kraft nur ein Hindernis für das «Reich der Gerechtigkeit» sein konnte. Vgl. FLORI, *a.a.O.*, S. 101, 71.

¹⁰ Das sind Wendungen DANTES. ES ist auch interessant, daß man Barbarossa in seinem Kampf gegen die Kommunen mit der Symbolik des Helden Herakles in Zusammenhang brachte, der mit den olympischen Mächten gegen das Chaos gekämpft hatte.

unter vielen. Mit Recht hatte Dante gesagt: *Italorum principum ... qui non heroico more sed plebeo, sequuntur superbiam*ⁿ (die italienischen Fürsten, die nicht in heroischer, sondern in plebejischer Art die Größe anstreben). Nicht heroische, sondern plebejische Substanz kennzeichnet diese Regierungsform; die antike *virtus* (Tugend) sinkt ebenfalls auf dieses Niveau und so auch die Eigenschaft, über Gut und Böse zu stehen, wie sie derjenige aufwies, der auf der Grundlage eines nichtmenschlichen Gesetzes die Herrschaft innehatte. Einerseits entstehen damit Tyrannen in der Art der Antike, andererseits kommt jener entfesselte Individualismus zum Ausdruck, der, wie wir sehen werden, diese Zeitenwende in mannigfaltigen Formen kennzeichnet. Hier wird schließlich in drastischer Weise auch die Art der «absoluten Politik» und des Machtwillens vorhergenommen, wie sie dann in viel größerem Umfang in der jüngsten Geschichte auftritt.

Damit schließt sich also der Zyklus der mittelalterlichen Wiederherstellung antiker Tradition. In einem gewissen Sinne taucht hier wiederum der mutterrechtlich-südliche Gedanke auf, in dessen Rahmen, abgesehen von den eben erwähnten Extremformen, das männliche Prinzip, auch wenn es durch den Monarchen verkörpert wird, nur eine materielle (politische, weltliche) Bedeutung hat, wohingegen die Kirche die Bewahrerin der Geistigkeit in der «lunaren» Form der Hingebungsreligion und - höchstens in den Mönchsorden - der kontemplativen Religion bleibt. Nachdem diese Teilung Bestätigung gefunden hatte, übernahmen das Recht des Blutes und der Erde und die Wirkungen eines reinen Machtwillens eindeutig die Führung. Die unvermeidliche Folge ist die Aufsplitterung der Städte, Vaterländer und Nationalismen, später dann der beginnende Aufstand des *demos*, des Kollektivelementes, das sich als Untergrund des traditionellen Gebäudes daranmacht, die nivellierten Strukturen und die vereinigten öffentlichen Gewalten, die in der vorhergehenden, gegen das Lehenswesen gerichteten Phase geschaffen worden waren, in Besitz zu nehmen.

Der Kampf, der das Mittelalter am deutlichsten gekennzeichnet hatte, der Kampf des «heroisch»-männlichen Prinzips gegen die Kirche, mißlingt. Der abendländische Mensch strebt jetzt nach Autonomie und Befreiung von der religiösen Fessel, aber nur in verirrten Formen, die allerdings so weit gehen können, daß man sie als eine dämonische Umkehrung des Gibellinismus bezeichnen könnte. Das hatte sich übrigens schon in der Art angekündigt, in der die germanischen Fürsten die Ideen des Luthertums verwendeten. Allgemein gesprochen befreit sich nach dem Mittelalter das Abendland von der Kirche und der katholischen Weltanschauung nur insofern, als es sich im Sinne des Naturalismus und des Rationalismus verweltlicht und als Sieg feiert, was eigentlich eine Verarmung auf einen Standpunkt und einen Willen darstellt, die außer dem Menschen nichts mehr anerkennen und

ⁿ *De vulgari eloquentia*, I, 12. Mit Recht hat F. SCHUON in bezug auf die Renaissance von einem «Cäsarismus des Bourgeois und der Bankleute» gesprochen (*Perspeclives spirituelles et faits humains*, Paris, 1953; S. 48), wozu man noch die zweifelhaften Gestalten der «condottieri», der Soldatenführer, hinzuzählen muß, die zu Herrschern werden.

darüber hinaus jede Bedingtheit und Beschränkung durch das Menschliche in Kauf nehmen.

Die polemisierende Hochpreisung der Renaissancekultur gegenüber dem Mittelalter gehört zu den Standardsätzen in der modernen Geschichtsschreibung. Wenn man darin nicht die Folge einer der vielen Suggestionen erblicken müßte, die nach reiflicher Überlegung von den Führern des Weltumsturzes in der modernen Kultur ausgestreut worden sind, müßte man vom Ausdruck eines typischen Unverständnisses sprechen. Wenn nämlich nach dem Ende der antiken Welt *es jemals eine Welt gab, die den Namen Renaissance* (Wiedergeburt) *verdient, so ist es sicherlich das Mittelalter*. In seiner Objektivität, seiner Mannhaftigkeit, seinem hierarchischen Aufbau, in seiner großartigen antihumanistischen Elementargewalt, die so häufig vom Sakralen durchdrungen war, gestaltete sich das Mittelalter wie eine Rückkehr zu den Ursprüngen. Uns erscheint das Mittelalter in klassischen und keineswegs romantischen Zügen. Den Charakter der darauffolgenden Kultur muß man hingegen mit ganz anderen Augen sehen. Der Zeitgeist, der während des Mittelalters im wesentlichen metaphysisch ausgerichtet war, verliert an Spannung und kehrt sich um. Das Potential, das sich vorher in vertikaler Richtung, nach oben, wie im Symbol der gotischen Dome, angesammelt hatte, entläßt sich nun in horizontaler Richtung nach außen und bringt durch Übersättigung untergeordneter Bereiche Erscheinungen hervor, die den oberflächlichen Beobachter beeindrucken müssen: in der Kultur ein stürmisches Hervorbrechen mannigfacher Formen von Kreativität, die aber beinahe ohne traditionales oder sonstwie symbolisches Element auskommen und daher weltlich und untheiligt sind; im äußerlichen Leben eine fast explosionsartige Ausbreitung der europäischen Völker in der gesamten Welt durch die Zeit der Entdeckungen, der Forschungsfahrten und kolonialen Eroberungen, die ja mehr oder weniger auch die Zeit der Renaissance und des Humanismus ist. Das sind die Wirkungen der Befreiung von Kräften, wie sie sich bei der Zersetzung eines Organismus ergeben.

Die Renaissance soll in vielem angeblich eine Wiederbelebung der antiken Kultur darstellen, die neu entdeckt und gegen die düstere Welt des mittelalterlichen Christentums vorgebracht wird. Das ist ein schweres Mißverständnis. Die Renaissance übernahm von der antiken Welt nur die dekadenten Formen und nicht die ursprünglichen, die von sakralen und überpersönlichen Elementen durchdrungen waren. Oder sie vernachlässigte diese Elemente überhaupt und führte das antike Erbe in eine ganz andere Richtung. In der Renaissance wurde das «Heidentum» in Wirklichkeit hauptsächlich dazu verwendet, die Vorrangstellung des Menschen auszubauen und eine Lobpreisung des Individuums anzufachen, das jetzt dazu übergeht, sich an den Werker einer Kunst, einer Gelehrsamkeit und einer Philosophie zu berauschen, denen jedes transzendente und übernatürliche Element abgeht.

In diesem Zusammenhang soll noch das Phänomen der *Neutralisierung* bei ähnlichen Umwälzungen hervorgehoben werden.¹² Die Kultur hört auch als Ideal auf, eine einigende Achse zu besitzen. Das Zentrum befiehlt den

einzelnen Teilen nicht mehr, wobei das nicht nur im politischen, sondern auch im kulturellen Bereich gilt. Es gibt keine einheitliche, organisierende und belebende Kulturkraft mehr. Im geistigen Raum, den das Reich früher im Symbol der Ökumene umfaßte, entstehen durch Auflösung tote, «neutrale» Zonen, die dann den verschiedenen Zweigen der neuen Kultur entsprechen. Kunst, Philosophie, Wissenschaft, Recht entwickeln sich jetzt einzeln, innerhalb eines eigenen abgeschlossenen Bereiches, in systematischer und offener Gleichgültigkeit gegenüber allem, was über ihnen stehen, sie aus ihrer Isolierung befreien und ihnen wahre Prinzipien geben könnte: das ist die «Freiheit» der neuen Kultur. Das siebzehnte Jahrhundert ist im Zusammenhang mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und dem damaligen grundsätzlichen Verlust der Autorität der Zeitraume, in dem diese Umwälzung schon eindeutige Formen zeigte und vorwegnahm, was für die moderne Zeit typisch ist.

Das mittelalterliche Streben, die Fackel, die Rom vom heroisch-olympischen Hellas empfangen hatte, wieder zu übernehmen, endete also. Die Tradition des initiatischen Königtums hörte hier auf, mit der geschichtlichen Wirklichkeit oder mit den Vertretern irgendeiner weltlichen Macht in Europa Kontakt zu haben. Sie hält sich nur unterirdisch, in geheimen Strömungen, wie bei den Hermetikern und Rosenkreuzern, die sich aber auch um so mehr in die Tiefe zurückzogen, je deutlicher die moderne Welt an Gestalt gewann, wenn nicht schon vorher die Vereinigungen, denen sie das Leben gegeben hatten, dem gleichen Prozeß des Niedergangs und der Wertumkehrung unterlegen waren.¹³ Mythologisch hinterließ die mittelalterliche Kultur ihr Testament in zwei Sagen. Nach der ersten soll jedes Jahr in der Nacht des Jahrestags der Unterdrückung des Templerordens ein bewaffneter Schatten mit dem roten Kreuz auf dem weißen Mantel in der Grabkammer der Templer erscheinen und fragen, wer das heilige Grab befreien wolle. «Niemand, niemand», ist die Antwort, «denn der Tempel ist zerstört.» Nach der anderen soll Friedrich I. hoch auf dem Kyffhäuser, im Inneren des symbolischen Berges mit seinen Rittern in einen magischen Schlaf versunken, weiterleben. Und er wartet und wartet, bis die Zeit gekommen ist, um mit seinen Getreuen in das Tal hinabzusteigen und die letzte Schlacht zu schlagen, von deren siegreichem Ausgang das Wiederaufblühen des dürren Baumes und der Anbruch eines neuen Zeitalters abhängen.^u

¹² (siehe Seite 361, unten) Diesbezüglich vgl. C. STEDING, *Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur*, Hamburg², 1938.

¹³ Vgl. EVOLA, *Mysterium des Grals, a.a.O.*, Kap. 29, vor allem in bezug auf die Entstehung und Bedeutung des modernen Freimaurertums und der Aufklärung als Beispiele für diese Wertumkehr.

¹⁴ Vgl. B. KUGLER, *Storia delle Crociate*, ital. Übersetzung, Mailand, 1887, S. 538. F. KAMPERS, *Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage*, Berlin, 1896. Aus dem Zusammenhang der verschiedenen Formen dieser zweiten Sage scheint hervorzugehen, daß ein Sieg möglich, aber nicht sicher ist. In einigen Formen der Sage, die wahrscheinlich vom eddischen Thema des *ragna rök* beeinflusst sind, kann der letzte Kaiser den Kräften des letzten Zeitalters gegenüber nicht bestehen und stirbt, nachdem er Zepter, Krone und Schild am dürren Baum aufgehängt hat.

13. Irrealismus und Individualismus

Um den weiteren Phasen des abendländischen Niederganges zu folgen, müssen wir uns auf die ersten Krisen der traditionellen Kulturen zurückbesinnen und die fundamentale Wahrheit der traditionellen Welt als Bezugspunkt nehmen: nämlich die Wahrheit der zwei «Bereiche» und die Gegenüberstellung von Welt und Überwelt. Für den traditionellen Menschen waren diese beiden Bereiche eine Realität; objektive und wirksame Kontakte zwischen der einen und der anderen Welt aufzubauen, war überhaupt die Voraussetzung jeder höheren Kultur und Lebensform.

Die Unterbrechung dieser Kontakte; das Sich-Konzentrieren aller Möglichkeiten auf nur eine der beiden Welten, nämlich auf die menschliche und zeitunterworfenen; die Ersetzung der überweltlichen Erfahrung durch kurzlebige Phantastereien, gebildet aus den trüben Ausdünstungen der sterblichen Natur - das ist hingegen der Sinn dessen, was im allgemeinen «moderne» Kultur heißt. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, an dem die einzelnen Kräfte des Verfalls, die sich zwar schon zu früheren Zeiten gezeigt hatten, aber damals durch Gegenreaktionen oder die Kraft entgegengesetzter Prinzipien gebremst worden waren, zu ihrer vollen, schrecklichen Auswirkung kommen.

In seiner allgemeinsten Bedeutung kann der *Humanismus* als das Brandmal und Losungswort jener gesamten neuen Kultur bezeichnet werden, die sich vom «finsternen Mittelalter» befreit hat. Diese Kultur kennt außer dem Menschen wirklich nichts mehr: mit dem Menschen beginnt, mit dem Menschen endet alles, auf ihn stützen sich die einzigen Himmel und die einzigen Höllen, die einzigen Lobpreisungen und die einzigen Verfluchungen, die man noch kennt. *Diese Welt* - die *andere* gegenüber der wahren Welt - mit ihren fiebernden und dürstenden Geschöpfen, ihren künstlerischen Eitelkeiten und ihren «Genies», mit ihrer Unmenge an Maschinen und Fabriken und schließlich auch ihren Völk Führern wird Grenze und Ziel.

Die erste Erscheinungsform des Humanismus ist der *Individualismus*. Individualismus als Bildung eines trügerischen Zentrums außerhalb des wahren Zentrums, als unrechtmäßiger Anspruch eines «Ichs», das nur das sterbliche Ich des Körpers ist, und Individualismus als *künstliches Gebilde* auf Grund von rein naturgebundenen Fähigkeiten, die jetzt mit den weltlichen Künsten und Wissenschaften die verschiedensten Scheinwelten erbauen und aufrechterhalten, die außerhalb jenes falschen und nichtigen Zentrums keinen Bestand haben: Wahrheiten und Gesetze, die von Zufälligkeit und Vergänglichkeit gezeichnet sind, wie alles zur Welt des Werdens gehörende.

Daraus ergibt sich ein *Irrealismus*, ein grundsätzlich nicht-organischer Aufbau in allem Modernen. Weder innen noch außen: nirgendwo gibt es mehr Leben, alles ist *künstliches Gebilde*. Das «Wollen» und das «Ich» treten in allen Bereichen an die Stelle des «Seins» und stützen in unheilvoller, rationalistischer und mechanistischer Weise einen toten Körper. Und wie es

in einem verfaulenden Körper von Würmern wimmelt, so wimmelt es jetzt von tausend Eroberungen, Siegen und Hoffnungen des neuen Menschen. Damit ist freie Bahn gegeben für jede Übertreibung, jeden neuerungswütigen und zerstörerischen Wahnsinn, für eine ganze Welt voll grundsätzlicher *Rhetorik*, wo nach Ersetzung des Geistes durch ein *Bild* des Geistes die vom Menschen in Inzucht gezeugten Gebilde der Religion, Philosophie, Kunst, Wissenschaft und Politik keine Grenzen mehr kennen.

Auf der religiösen Ebene steht der Irrealismus in engem Zusammenhang mit dem Verlust der initiatischen Tradition. Wir haben schon früher erwähnt, daß in den neueren Zeiten nur die Initiation die objektive Teilhaftigkeit des Menschen an der Überwelt sichern konnte. Aber nach dem Ende der antiken Welt und mit dem Anbruch des Christentums waren die notwendigen Bedingungen nicht mehr gegeben, auf daß die initiatische Wirklichkeit noch den höchsten Bezugspunkt einer traditionellen Kultur hätte bilden können. In einer gewissen Weise war gerade der «Spiritualismus» einer der Faktoren, die diesbezüglich die negativsten Auswirkungen zeigten: Das Aufkommen und die Verbreitung des sonderbaren Gedankens der «Unsterblichkeit der Seele», die für jedermann als selbstverständlich galt, mußte den Sinn und die Notwendigkeit der Einweihung als eines realen, von der menschlichen Bedingtheit befreienden und die sterbliche Natur zerstörenden, aktiven Vorgangs unverständlich werden lassen. Als Ersatz besaß man das christliche Mysterium und den Gedanken der Erlösung im Christus. Damit verlor ein Plan, der zum Teil von der Mysterienlehre stammte (Tod und Wiederauferstehung), jeglichen Einweihungscharakter, verfiel und wurde auf der bloß religiösen Ebene des Glaubens angewendet. Allgemeiner ausgedrückt, handelte es sich einfach um die «Moral», das Leben im Hinblick auf die Strafen zu führen, die nach dem neuen Glauben die «unsterbliche Seele» im Jenseits treffen konnten. Wie wir gesehen haben, war der mittelalterliche Reichsgedanke nicht selten vom initiatischen Faktor beeinflußt. Die Kirche als Vertreterin der herrschenden Religion hingegen schuf zwar wohl eine Sakramentenlehre, griff das «pontifikale» Symbol wiederum auf, sprach von einer geistigen Wiedergeburt, aber der Gedanke einer echten und eigentlichen Einweihung blieb ihr, als ihrem Geist feindlich, immer fremd. Damit stellte sie eine Ausnahme und gegenüber jeder vollständigen, traditionellen Form, einschließlich Islam, eine Art abgebrochenen Stumpf dar. Der christliche Dualismus mit seinen spezifischen Eigenschaften war in dieser Beziehung ein kräftiger Anstoß für den Subjektivismus und folglich auch den Irrealismus im Bereich der sakralen Frage. Diese Frage, die vordem eine Frage der Wirklichkeit, der transzendenten Erfahrung war, wurde damit zu einer Glaubensfrage, einem Gefühlsgeschehen und zum Gegenstand theologischer Spekulationen. Die wenigen Gipfelpunkte einer gereinigten christlichen Mystik konnten nicht verhindern, daß Gott und die Götter, die Engel und Dämonen, die intelligiblen Wesenheiten und Himmel zu Mythen wurden, die das christliche Abendland auch nicht mehr als Symbole von möglichen, über der Vernunft liegenden Erfahrungen, überindividuellen Daseinsbedingungen und innersten Bereichen des vollkommenen

Seins erkannte. Schon die Antike war Zeuge des Verfalls der Symbolik zur Mythologie, die dann immer undurchsichtiger und stummer wurde und in die der Zufall der künstlerischen Phantasie eingriff. Als sich schließlich die Erfahrung des Sakralen zu Glauben, Gefühl und Moral reduzierte und die *intuitio intellectualis* (die seinerfassende Erkenntnisfähigkeit) zu einem einfachen Begriff der scholastischen Philosophie wurde, mußte sich der geistige Irrrealismus beinahe vollständig den Bereich des Übernatürlichen einverleiben.

Diese Richtung erfuhr dann eine weitere Entfaltung im Protestantismus, dessen Gleichzeitigkeit mit Humanismus und Renaissance bedeutsam ist.

Abgesehen von ihrer letzten Sinngebung in der Geschichte der Kulturen, ihrer schon erwähnten widerstreitenden Funktion im Mittelalter und ihres gerade eben hervorgehobenen Mangels einer initiatischen und esoterischen Dimension, muß man der katholischen Kirche einen gewissen traditionellen Charakter zuerkennen, was sie sicherlich über das erhob, was das bloße Christentum gewesen war. Sie hatte immerhin ein System von Dogmen, Symbolen, Mythen, Riten und heiligen Institutionen aufgebaut, in dem sich da und dort, wenn auch nur als Wiederhall, Teile eines höheren Wissens bewahrt hatten. Da sie eisern am Grundsatz der Autorität und des Dogmas festhielt sowie den Charakter der Außernatürlichkeit und Überrationalität der «Offenbarung» im Erkenntnisbereich und den Grundsatz der Transzendenz der Gnade im Handlungsbereich streng vertrat, verteidigte die Kirche in fast verzweifelter Weise den außermenschlichen Charakter ihres Wissensgutes gegen jede individualistische Anmaßung. Diese Riesenanstrengung des Katholizismus (die unter anderem viele grausame und gewalttätige Episoden der Kirchengeschichte erklärt) mußte allerdings an eine natürliche Grenze stoßen. Der Damm konnte gegenüber gewissen Formen, die ihre Rechtfertigung nur aus dem einfachen religiösen Bereich bezogen, nicht halten. Der zum Außermenschlichen gehörende Charakter des Absoluten konnte aber nicht bewahrt werden, nicht nur weil das höhere Wissen fehlte, sondern immer mehr auch, weil die Verweltlichung der Kirche, die Korruption und die Unwürdigkeit eines großen Teils ihrer Vertreter sowie der Einfluß sichtbar wurden, den politische und zeitbedingte Interessen allmählich gewannen. So wurden die Umstände für eine Reaktion immer günstiger, und diese sollte dann dem traditionellen Element, das zum Christentum hinzugekommen war, einen schweren Schlag versetzen, den von der Wirklichkeit ablösenden Subjektivismus verstärken und den Individualismus sogar im religiösen Bereich durchsetzen. Das war das Werk der Reformation.

Es ist kein Zufall, daß die Worte Luthers gegen «das vom Teufel gestiftete Papsttum zu Rom», gegen Rom als «*regnum Babylonis*» (Reich Babylons) und als verbohrt heidnische und dem christlichen Geist feindliche Wirklichkeit, den Schmähungen der ersten Christen und der hebräischen apokalyptischen Schriften gegen die kaiserliche Stadt des Adlers und der Axt (das antike Rom) sehr ähnlich sind. Indem Luther alles verwirft, was im Katholizismus gegenüber den bloßen Evangelien Tradition ist, beweist er ein grundsätzliches Unverständnis in bezug auf jenen höheren Aspekt, der in

mehr als einer Hinsicht weder auf den hebräisch-südlichen Hintergrund noch auf die Lehre der bloßen Hingabe zurückgeführt werden kann und der in der Kirche durch verborgene Einflüsse von oben langsam Gestalt gewann.¹ Die gibellinischen Kaiser waren gegen das päpstliche Rom im Namen Roms aufgestanden, d.h., indem sie den höheren Gedanken des *Sacrum Imperium* (Heiliges Reich) gegen die bloß religiöse Natur der Kirche und deren Vorherrschaftsbestrebungen vorbrachten. Luther hingegen erhebt sich gegen das päpstliche Rom nur aus Unduldsamkeit gegenüber der anderen, positiven Seite Roms, gegenüber dem traditionellen und hierarchisch-rituellen Anteil, der, wie gesagt, in der Kompromißlösung des Katholizismus noch übrigblieb.

Und auch politisch begünstigte Luther in verschiedener Hinsicht eine verstümmelnde Befreiung. Die deutschen Fürsten gingen durch die Unterstützung der Reformation, statt das Erbe Friedrichs II. wieder aufzunehmen, auf die gegen das Reich kämpfende Seite über. In Luther, dem Verfasser der «Warnung an seine lieben Deutschen», fanden sie genau den Mann, der sich als «Prophet des deutschen Volkes» empfahl und mit seinen Lehren den Aufstand gegen das kaiserliche Autoritätsprinzip rechtfertigte. Dazu bot er diesen Fürsten Gelegenheit, ihre Gehorsamkeitsverletzung und ihren Verzicht, wonach sie nichts weiter als nur die Freiheit als deutsche Herrscher ohne jede übernationale hierarchische Bindung anstrebten, in die Form eines antirömischen Kreuzzugs im Namen des Evangeliums zu kleiden. Aber auch in anderer Hinsicht begünstigte Luther den Verfallsprozeß: seine Lehre ging daran, die Religion in allen ihren konkreten Erscheinungen dem Staate unterzuordnen. Aber da die Staaten nur von weltlichen Fürsten regiert wurden und sich bei Luther schon ein demokratisches Motiv ankündigte, das dann bei Calvin deutlich wurde (die Herrscher regieren nicht als solche, sondern als Vertreter der Gemeinschaft); da andererseits die Reformation durch die entschiedenste Verneinung des «olympischen» und «heroischen» Ideals gekennzeichnet ist, da also jede Möglichkeit des Menschen, durch Askese oder Weihe über sich selbst hinaus zu gelangen und damit würdig zu sein, das wahre Führerrecht von oben auszuüben, gezeugnet wird - deshalb eben stellten die Ansichten Luthers von der «weltlichen Obrigkeit» praktisch die Umkehrung der traditionellen Lehre vom Vorrang des Königs dar und ließen der weltlichen Macht freien Raum, unrechtmäßig die geistige Autorität zu übernehmen. Beim Entwurf der Darstellung des Leviathan, des «absoluten Staates», kann später Hobbes im gleichen Sinn ausrufen: *Civitas et ecclesiam eadem rem esse* (Staat und Kirche sind ein- und dieselbe Sache).

Vom Standpunkt der Metaphysik der Geschichte besteht der positive und objektive Gehalt des Protestantismus darin, klargemacht zu haben, daß im

¹ Natürlich war das Unverständnis auch bei den Vertretern des Katholizismus nicht geringer, weshalb Paracelsus vollkommen richtig sagte: «Was ist doch, das man soviel Wesen von Lutheri und Zwingli Schriften macht, so es doch eitel Bacchantenwerk ist; wenn ich anfangen wollte zu schreiben, wollte ich sie und den Papst erst recht in die Schule führen.»

modernen Menschen ein wirklich spirituelles Prinzip nicht mehr unmittelbar vorhanden war, weswegen er sich dieses Prinzip als etwas Transzendentes vorstellen mußte. Darauf basierend, hatte auch schon der Katholizismus den Mythos von der Erbsünde erklärt. Der Protestantismus verstärkt diesen Mythos nun und behauptet die grundsätzliche Unfähigkeit des Menschen, von sich aus zur Erlösung zu gelangen; will man verallgemeinern, kann man sagen, daß er die gesamte Menschheit als eine verfluchte Menge ansieht, die dazu verurteilt ist, automatisch das Böse zu tun. Und der von diesem Mythos verdunkelten Wahrheit fügt er noch Schattierungen eines echt syrischen Masochismus hinzu, der in ziemlich widerwärtigen Bildern seinen Ausdruck findet. Gegenüber dem antiken Ideal der geistigen Männlichkeit zögert Luther tatsächlich nicht, etwas als eine «königliche Hochzeit» zu bezeichnen, worin die Seele als «Dirne» und als «elendstes und sündhaftestes Geschöpf» aufgefaßt wird und die Rolle der Frau spielt (in *De libertate christiana*). Und den Menschen vergleicht er mit einem erbärmlichen Lasttier, auf dem je nach Gefallen Gott oder der Teufel reitet, ohne daß der Mensch etwas tun könne (in *De servo arbitrio*).

Aber während aus der Erkenntnis der vorhin erwähnten existentiellen Situation die Forderung nach einer notwendigen Stütze hätte folgen müssen, wie sie ein Ritual- und Hierarchiesystem oder eine sehr strenge erkenntnisbringende Askese aufweisen, verneinte Luther beides. In der Tat geht die gesamte lutherische Lehre sichtbar von der Persönlichkeit und düsteren Innerlichkeit ihres Gründers aus, eines gescheiterten Mönches, eines Menschen, der unfähig war, seine ihm eigene, von Leidenschaft, Sinnlichkeit und Zorn geprägte Natur zu zähmen. Genau diese Persönlichkeit spiegelt sich in der einzig dastehenden Lehre wider, nach der die Zehn Gebote von der Gottheit dem Menschen nicht gegeben worden seien, damit sie im Leben verwirklicht würden, sondern damit der Mensch, der weiß, daß er zu schwach ist, sie zu befolgen, der seine Nichtigkeit, die Unbesiegbarkeit seiner Lust und seine Neigung zur Sünde kennt, sich dem persönlich aufgefaßten Gott hingibt und nur verzweifelt, ohne Gegenleistung anzubieten, die freie Gnade erhofft. Diese «Rechtfertigung durch den reinen Glauben», diese Verurteilung der «Werke» führt Luther dazu, sich sogar gegen das Mönchtum und das asketische Leben zu wenden, das er «eitles und verlorenes Leben» nennt. Damit nahm er dem abendländischen Menschen jene letzten verbliebenen, vom Katholizismus bewahrten Möglichkeiten zur Selbstvervollkommnung, die ihm das rein kontemplative Leben noch bot und das in Gestalten wie dem Hl. Bernhard von Clairvaux, Ruysbroeck, dem Hl. Bonaventura und Meister Eckhart gipfelte.² Weiterhin leugnete die Reformation das Prinzip der Autorität und Hierarchie im sakralen Bereich. Der

² Das ist der grundsätzliche Unterschied zwischen Buddhismus und Protestantismus, der den ersten eben positiv und den letzteren negativ beurteilen läßt. Beide Strömungen gehen von pessimistischen Voraussetzungen aus - die *concupiscentia invincibilis* (die unbesiegbare Begierde) Luthers und der dieser in einem gewissen Sinne entsprechende «Lebensdurst» des Buddhismus -, und beide revoltieren gegen die Autorität einer niedergegangenen Priesterkaste. Aber der Buddhismus zeigte einen Ausweg auf, da er ein eisernes System der Askese und der

Gedanke, daß ein Wesen, als *pontifex*, im Rahmen der sakralen Doktrin unfehlbar sein kann und daher in legitimer Weise auf eine Autorität pocht, die keine Diskussionen zuläßt, gilt als abwegig und absurd: Christus hätte keiner Kirche und nicht einmal der protestantischen das Privileg der Unfehlbarkeit verliehen³; damit ist es jedermann überlassen, außerhalb jeder Kontrolle und jeder Tradition, durch eine freie, persönliche Erforschung und Entscheidung sowohl im Bereich der Doktrin als auch bei der Deutung der heiligen Bücher selbst ein Urteil zu fällen. Nicht nur auf dem Gebiet der Erkenntnisfähigkeit wird der Unterschied zwischen Laien und Priester grundsätzlich abgeschafft; auch die priesterliche Würde wird - außer als leeres Attribut - gelehnet, sofern man darunter die Eigenschaft desjenigen versteht, der zum Unterschied von den anderen Menschen eine übernatürliche Weihe empfangen hat und durch einen *character indelebilis* (unauslöschliche Eigenschaft) geprägt ist, der es ihm gestattet, die Riten wirksam zu vollziehen (das sind Spuren der antiken Vorstellung vom «Herrn der Riten»)⁴. Damit wird nicht nur der objektive und außermenschliche Sinngehalt der Dogmen und Symbole, sondern auch das Gefüge der Riten und Sakramente gelehnet und mißverstanden.

Man kann einwenden, daß all das im Katholizismus auch nicht mehr existierte oder gar nie existiert hatte, außer rein der Form nach oder, wie wir uns ausdrückten, wie in einem Widerschein. Aber in einem solchen Fall hätte es nur einen Weg zu einer echten Reform gegeben: *ernst machen* und an die Stelle der unwürdigen Vertreter des Prinzips und der Tradition würdige setzen. Der Protestantismus hingegen führte zu Zerstörung und Verneinung, die nicht in einem echten, aufbauenden Prinzip Ausgleich fanden, sondern in einer Illusion, nämlich dem reinen Glauben. Eine Erlösung gibt es nur in der bloßen, subjektiven Überzeugung, zur Schar derer zu gehören, die der Glaube an Christus gerettet hat und die durch die Gnade «auserwählt» sind. Auf diese Art und Weise zog man immer weiter auf dem Wege eines geistigen Irrealismus. Aber der natürliche, materialistische Gegenstoß konnte da nicht ausbleiben.

Selbstüberwindung schuf, während der Protestantismus sogar die schon beschränkten Formen der Askese des Katholizismus verneinte.

³ DE MAISTRE (*DU Pape*, Lyon, 1819, Schluß, V) unterstreicht in diesem Zusammenhang mit Recht, daß man in dem Augenblick, in dem man ein Dogma aufstellt, schon erklärt, kein Recht dazu zu haben: denn eben als ein verkleidetes Dogma vertritt der Protestantismus den Gedanken, daß Gott weder dem Menschen noch der Kirche die Unfehlbarkeit verliehen hätte. Im Islam gilt die Unfehlbarkeit - *isma* - als natürlich, und zwar nicht nur für einen Menschen, sondern für alle rechtmäßigen Interpreten des *ta'wil*, d.h. der esoterischen Lehre.

⁴ Wir möchten übrigens noch bemerken, daß der Klerus im Katholizismus auf Grund der Unklarheit, was zur Askese und was zum Priestertum gehört, eigentlich nie eine wahre Kaste ausgebildet hat. Nachdem der Grundsatz des Heiratsverbots aufgestellt war, blieb auch die Möglichkeit verschlossen, die Anhäufung bestimmter geistiger Einflüsse an die tiefen Kräfte eines von Vermischung freien Blutes zu binden. Der Klerus spürte also im Gegensatz zur Adelsklasse die ursprüngliche Promiskuität und war eine Klasse, deren Mitglieder aus allen gesellschaftlichen Schichten stammten und daher keine «organische», d.h. biologisch-erbmäßige Grundlage für diese Einflüsse aufwies.

Mit der Verneinung des objektiven Begriffs der Geistigkeit als einer der weltlichen Existenz übergeordneten Lebenswirklichkeit erlaubte die protestantische Lehre dem Menschen, sich in allen Formen der Existenz als ein gleichzeitig geistiges und irdisches, zwar sündhaftes, aber auch gerechtfertigtes Wesen zu fühlen. Das mußte schlußendlich mit einer vollen Verweltlichung jeder höheren Anlage enden, nicht zu einem tieferen Sakralverständnis, sondern zu Moralismus und Puritanismus führen. In der geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus, vor allem als Calvinismus und angelsächsischer Puritanismus, löste sich die religiöse Vorstellung immer mehr von allem transzendenten Interesse und wird dafür empfänglich, jegliche weltliche Aufgabe zu heiligen, bis sie schließlich einer Art Mystik des sozialen Dienstes, der Arbeit, des «Fortschritts» und sogar des finanziellen Erfolgs Platz macht. Diese Formen des angelsächsischen Protestantismus - das kann man schon hier sagen - enden in einer Gemeinschaft der Gläubigen, ohne einen Führer als Vertreter eines transzendenten Autoritätsprinzips, und so wird auch das Ideal des Staates auf die bloße «Gesellschaft» der «freien» christlichen Bürger beschränkt. In einer derartigen Gesellschaft wird dann sogar der Erfolg zu einem Zeichen göttlicher Auserwähltheit, was in einer Zeit, in der das hauptsächlichste Kriterium das wirtschaftliche ist, nur Reichtum und Wohlstand heißen kann. Damit kommt einer der Aspekte der schon erwähnten Wertumkehrung durch den Verfall klar zum Ausdruck: die calvinistische Theorie des Erfolgs erweist sich nämlich im Grunde genommen als die materialistische Verkehrung der antiken, mystischen Siegesdoktrin. Für einen gewissen Zeitraum gibt sie somit dem Aufstieg der Kaufmannsklasse, also dem dritten Stand, in seinem Zyklus der großen modernen Demokratien und des Kapitalismus eine ethisch-religiöse Rechtfertigung.

Der in der protestantischen Theorie der freien Gewissensforschung ineliegende Individualismus stand auch zu einer anderen Seite des modernen Humanismus in Beziehung, nämlich zum *Rationalismus*. Der Mensch, der die dogmatische Überlieferung und den Grundsatz der geistigen Autorität aus dem Wege geräumt hat, da er vorgibt, in sich selbst eine rechte Urteilsfähigkeit zu besitzen, wird allmählich dazu gelangen, das anzubeten, was in ihm als menschliches Wesen die Grundlage jedes Urteils ist, nämlich die Vernunft, und er wird sie zum Maßstab jeder Sicherheit, Wahrheit und Norm machen. Und genau das geschah in Europa nach der Reformation. Natürlich gab es schon in Griechenland einen Rationalismus (wobei Sokrates an die Stelle der «echten» Wirklichkeit den *Begriff der Wirklichkeit* setzte) und dann auch im Mittelalter (mit der philosophierenden Theologie). Aber seit der Renaissance ändert sich der Rationalismus und nimmt in einer seiner wichtigsten Strömungen eine neue Gestalt an. Statt spekulativ zu bleiben, wird er aggressiv, bis es zur Aufklärung, zum Enzyklopädismus, zur antireligiösen und revolutionären Kritik kommt. In diesem Zusammenhang soll auch auf die Folgen weiterer Verfallsprozesse und Wertumkehrungen aufmerksam gemacht werden, die einen geradezu unheilvollen Charakter aufweisen, da sie einige noch bestehende initiatische Gruppierungen betreffen, wie die Illuminaten und die moderne Freimaurerei. Die Überlegenheit über

das Dogma und die bloßen Religionsformen des Abendlandes, die für den Eingeweihten durch die Erlangung der geistigen Illumination (wörtl.: Erleuchtung) gewährleistet ist, wird jetzt von denen gefordert, die das «souveräne Recht der Vernunft» verteidigen. Ja, es sind gerade die Mitglieder der erwähnten Gruppierungen, die viele Umkehrungen so weit vorantreiben, daß sich schließlich diese Gruppen, denen sie angehören, zu aktiven Werkzeugen der Verbreitung der antitraditionalen und rationalistischen Gedanken verwandeln. Als eines der handgreiflichsten Beispiele dazu kann die Rolle dienen, die von der Freimaurerei in der amerikanischen Revolution wie auch in der geheimen ideologischen Vorbereitung der französischen und der Mehrzahl der darauffolgenden Revolutionen (Spanien, Italien, Türkei etc.) gespielt wurde. So hat sich nicht nur durch allgemeine Einflüsse, sondern auch durch eindeutige Zentren organisierter Aktion, die sie unterstützen, das gebildet, was man als geheime Front des weltweiten Umsturzes und der Gegentradition bezeichnen kann.

Im Bereich des spekulativen Denkens entwickelte der Rationalismus die irrealistische Richtung bis zu den Formen des absoluten Idealismus und des Panlogismus. Man preist die Einheit von Geist und Denken, von Vorstellung und Wirklichkeit, und logische Vergegenständlichungen wie das «transzendente Ich» ersetzen sowohl das reale Ich als auch jedes Empfindende der wahren übernatürlichen Prinzipien im Menschen. Das sogenannte «zur eigenen Bewußtheit gelangte kritische Denken» erklärt: «Alles, was real ist, ist rational. Und alles, was rational ist, ist real», womit wir die Grenzformen des Irrealismus erreicht haben.⁵ Aber eine viel wichtigere Rolle als in solch philosophischen Abstraktionen hat der Rationalismus beim praktischen Aufbau der modernen Welt gespielt, indem er sich im Rahmen der Wissenschaften mit dem Empirismus und dem Experimentalismus verbündet hat. Wiederum ist die Entstehung des modernen, naturalistisch-wissenschaftlichen Denkens zeitgleich mit der Renaissance und der Reformation, handelt es sich doch im Grunde genommen in alledem um zusammengehörende Ausdrucksweisen einer einzigen Umwälzung. Der Individualismus bringt notwendigerweise auch den Naturalismus mit sich.

Mit dem individualistischen Aufstand geht jedes Bewußtsein der Überwelt verloren. Allein die materielle Weltanschauung und die Natur als Äußerlichkeit und Erscheinung bleiben damit als allumfassend und gewiß bestehen. Ein Blick richtet sich auf die Dinge und betrachtet sie, wie sie nie vorher betrachtet wurden. Vorläufer dieser Umwälzung hatte es schon gegeben: aber sie waren im Grunde genommen seltene Erscheinungen, die

⁵ Der kritische Idealismus oder, wie er im Universitätsjargon heißt, der «gnoseologische», behauptete, das Wissen um jedes andere philosophische System zu sein, womit er tatsächlich recht hatte. Das ist der Irrealismus der Philosophie schlechthin, der sich seiner in einem System bewußt wird, wo das Reale mit dem «Rationalen», die Welt mit der «Vorstellung» von der Welt und selbst das «Ich» mit dem «Gedanken» des Ich identisch wird. Zur «Stellung» dieser philosophischen Formen vergleiche J. EVOLA, *Fenomenologia deü'Individuo assoluto, a.a.O.*, passim.

nie die Wirkung formender Kulturkräfte hatten.⁶ Doch jetzt wird Realität gleichbedeutend mit Materialität. Das neue Wissenschaftsideal zielt ausschließlich auf das Stoffliche und erschöpft sich daher in einem *künstlichen Gebilde*: es ist nicht mehr die Synthese einer geistvollen Intuition, sondern das Bestreben rein menschlicher Fähigkeiten, von außen her «induktiv» zu einer Einheit zu kommen, indem man an der mannigfaltigen Verschiedenheit der Eindrücke und wahrnehmbaren Erscheinungen da und dort herumtastet, statt sie unmittelbar als Einheit zu schauen. Damit will man zu mathematischen Relationen, zu Gesetzen der Konstanz und Gleichförmigkeit, zu Hypothesen und abstrakten Prinzipien gelangen, deren Wert man nur an ihrem Vermögen mißt, eine mehr oder weniger genaue Vorausschau zu gewährleisten. Dabei wird aber keine tatsächliche Erkenntnis gewonnen, und es wird kein tieferer Sinngehalt enthüllt, der zu innerer Freiheit oder geistiger Erhebung führen könnte. Und diese tote Erkenntnis von toten Dingen mündete in der unheilvollen Fähigkeit, künstliche, automatische, dunkel-dämonische Wesenheiten zu schaffen: auf den Rationalismus und die wissenschaftliche Weltanschauung muß schicksalhaft die Heraufkunft der Technik und der Maschine, Mittelpunkt und Gott der neuen Menschenwelt, folgen.

Der Wissenschaft ist auch durch die Entfesselung der Volksmassen auf den Märkten Europas die systematische Entweihung der beiden Bereiche der Aktion und der Kontemplation zuzuschreiben. Sie hat selbst den Begriff des Wissens herabgewürdigt und demokratisiert, indem sie ein uniformistisches Kriterium des Wahren und Gewissen auf der Grundlage der seelenlosen Welt der Zahlen und auf dem Aberglauben der «positivistischen» Methode aufgebaut hat, die allem gleichgültig gegenübersteht, was in den Erfahrungsdaten qualitativen Charakter oder Symbolwert aufweist. Sie ist es, die jedes Verständnis für die traditionellen Wissenszweige unmöglich gemacht hat und mit dem Trugbild der allen Menschen «klar vorliegenden» Beweise die Überlegenheit der weltlichen Kultur herbeigeführt und den Aberglauben des gebildeten Menschen und des Wissenschaftlers geschaffen hat. Indem sie der Finsternis des «Aberglaubens» und der «Religion» entflohen und das Bild der naturgebundenen Notwendigkeit einbrachte, hat die Wissenschaft stufenweise und objektiv jede Möglichkeit einer subtilen Beziehung zu den geheimen Kräften der Dinge zerstört. Sie hat den Menschen von der Stimme der Erde, der Meere und der Himmel losgerissen, den Mythos der «neuen Ära des Fortschritts» geschaffen, allen alle Wege eröffnet und schließlich die große Revolte der Knechte angefacht. Es ist die Wissenschaft, die heute nach den Vorstellungen einer ahrimanischen Eroberung die Werkzeuge zur Kontrolle und Nutzung aller Naturkräfte bereitstellt und die vielleicht gefährlichste Versuchung hat entstehen lassen, der der Mensch jemals ausgesetzt war,

⁶ Im Mittelalter kam es sogar zum Wiederaufnehmen einiger traditionaler Wissenschaften. Auch die Naturanschauung, wie sie die Scholastik hauptsächlich auf der Grundlage des Aristotelismus bildete, hielt am Standpunkt der Qualität und der formenden *virtutes* (Tugenden) fest, wenn sie auch in einem Begriffsmechanismus erstarrt war.

damit er seine Abdankung für Ruhm und seine Scheinmacht für wahre Macht hält.

Dieser Prozeß der Ablösung, des Verlustes der Überwelt, des Verlustes der Tradition, des alles besitzenden Laizismus, des triumphierenden Rationalismus und Naturalismus ist im Bereich der Beziehungen zwischen Mensch und Wirklichkeit und im Bereich der Gesellschaft, des Staates und der Sitte der gleiche. Wir haben das schon gesagt, als wir die Fragen des Absterbens der Kulturen behandelten: die innige Übereinstimmung des demütigen und unwissenden Menschen mit den traditionellen Grundsätzen und Einrichtungen fand insofern ihre Rechtfertigung, als sie einen Zugang zu einer fruchtbaren, hierarchischen Beziehung mit Wesen bildete, die wußten, die «waren» und jene außermenschliche Geistigkeit, von der jedes traditionale Gesetz Verkörperung und Angleichung ist, bezeugten und am Leben erhielten. Aber wenn ein solcher Bezugsmittelpunkt nicht mehr gegeben ist oder nur noch in Form eines leeren Symbols besteht, dann wird jede Unterordnung sinnlos und jeder Gehorsam steril. Eine Versteinerung und nicht eine rituelle Teilhaftigkeit ist das Ergebnis. So mußte in der modernen, humanisierten, der transzendenten Dimension beraubten Welt jedes Gesetz der hierarchischen Ordnung und Festigkeit auch im rein äußerlichen Bereich zwangsläufig verfallen, bis eine echte und totale Zersplitterung des Menschen nicht nur in Fragen der Religion, sondern auch auf politischem Gebiet - wobei kein Wert, keine Institution und keine Autorität traditionaler Art in irgendeiner Weise Anerkennung fanden - Platz griff. Auf die Entweihung der *fides* und den Aufstand gegen die geistige Autorität folgen der Aufstand gegen die weltliche Macht und die Forderung der «Menschenrechte», die Forderung nach Freiheit und Gleichheit aller, die endgültige Abschaffung des Kastengedankens (der «funktionalen Klasse») und aller Privilegien sowie schließendlich die anarchistische Auflösung.

Aber das Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung verlangt, daß auf jede neue, unrechtmäßige individualistische Machtergreifung automatisch eine kollektivistische Beschränkung folgt. Der Klassenlose, der befreite Knecht und verherrlichte Paria - der moderne «freie Mensch» - hat die Masse der anderen Kastenlosen gegen sich und damit schließlich die blinde Macht des Kollektivs. Auf diesem Weg geht der Zusammenbruch weiter, vom Persönlichen schreitet man zum Anonymen zurück, zur Herde, zur rein chaotischen, nicht-organischen Masse. Und wie die wissenschaftliche Lehre versucht hat, mit einem Vorgehen von außen nach innen die Vielfalt der einzelnen Erscheinungen wieder zusammenzufügen, nachdem diese ihrer inneren und wahren Einheit, die es nur in der metaphysischen Erkenntnis gibt, beraubt wurde, so haben die modernen Menschen versucht, die innere Einheit, die in den antiken Gesellschaften durch die lebendigen Traditionen und das Heilige Reich gesichert war, durch eine äußerliche, schmerzlose und mechanistische Einheit zu ersetzen, in die alle Individuen gepreßt werden, ohne daß zwischen ihnen noch eine organische Beziehung bestünde und ohne daß sie irgendein Prinzip oder eine höhere Gewalt erblicken könnten, damit der Gehorsam gleichzeitig auch eine Einwilligung und die Unterordnung auch

eine Anerkennung und Höherpolung darstellen. Da sie im wesentlichen auf den Bedingungen der materiellen Existenz und auf den verschiedenen Faktoren des bloß gesellschaftlichen, von der lichtlosen, unpersönlichen und gleichschaltenden Macht der «öffentlichen Gewalt» beherrschten Lebens beruhen, entstehen auf diese Weise kollektive Formen, die den individualistischen Anspruch ins Absurde umkehren. Wenn sie sich auch in der Maske von Demokratien, Nationalstaaten, Republiken oder Diktaturen anbieten, werden diese Formen doch langsam von unabhängigen, unter den Menschen stehenden Kräften fortgeschwemmt.

Das entscheidendste Geschehen für die Entfesselung der europäischen Volksmassen, d.h. die französische Revolution, weist schon die typischen Züge einer solchen Umwälzung auf. Hier kann man feststellen, wie die Kräfte den Händen derer entgleiten, die sie anscheinend beschworen hatten. Man konnte sehen, wie diese Revolution, als sie einmal entfesselt war, von allein abrollte und daß viel eher sie die Menschen lenkte, als daß sie von den Menschen gelenkt wurde. Eines nach dem anderen frißt sie ihre Kinder. Die Führer scheinen hier weniger echte Persönlichkeiten als Verkörperungen des revolutionären Geistes zu sein, die wie etwas Totes und Automatisches von der Bewegung mitgerissen werden. Sie tauchen immer wieder über den Wogen auf, solange sie mit der Strömung schwimmen und den Endzielen der Revolution dienen; aber sobald sie versuchen, sie zu bändigen oder zu bremsen, begräbt sie der Strudel. Die seuchenhafte Übermacht der Ansteckung, die Allgewalt der «Massenhysterien», wo die resultierende Kraft die Summe aller Einzelteile übertrifft und mit sich fortreißt, die rasende Schnelligkeit, mit der die Ereignisse aufeinanderfolgen und alle Hindernisse überwunden werden, die schicksalhafte Weisheit so vieler Geschehnisse - das sind spezifische Aspekte der französischen Revolution, hinter der jedoch ein außermenschliches Element sichtbar wird, etwas Unterpersönliches, das über ein eigenes Leben und einen eigenen Geist verfügt und für das die Menschen bloße Werkzeuge sind.⁷

Genau dieses Phänomen kann man in verschiedenen Abstufungen und Formen, vor allem nach dem Bruch der letzten Dämme, in den hervorstechenden Aspekten der modernen Gesellschaft im allgemeinen ebenfalls erkennen. Politisch wird die Anonymität der Strukturen, die dem Volk und der «Nation» den Ursprung aller Macht zuweisen, nur unterbrochen, um von Erscheinungen abgelöst zu werden, die in jeder Weise den antiken Volkstypen gleichen: irgendwelche Persönlichkeiten steigen für den Augenblick auf, weil sie die Kunst beherrschen, eben die irrationalen Kräfte des *demos* zu wecken und mit sich zu reißen, ohne daß sie über ein wirklich höheres Prinzip verfügen, weswegen sie auch nur eine Scheinherrschaft über das ausüben, was sie heraufbeschworen. Die immer raschere Beschleunigung von allem, was fällt, bringt es mit sich, daß die Phase des Individualismus und des Rationalismus überholt wird und darauf irrationale und elementare Kräfte mit einer entsprechenden Mystik folgen. Damit stehen wir vor einer

⁷ Bemerkung von J. DE MAISTRE, *Considerations sur la France*, Lyon, 1860, S. 5-8.

weiteren Entfaltung des schon erwähnten Verfallsprozesses. Auf dem Gebiete der Kultur wird er von einer Umwälzung begleitet, die auch als «Verrat der clerics» (Anm. d. Übers.: vor allem Kleriker, aber im mittelalterlichen Sprachgebrauch grundsätzlich auch alle anderen, im höheren Sinn geistig tätigen Menschen) bezeichnet wurde.⁸

Die Geistlichkeit, die sich früher uneigennütigen Tätigkeiten und höheren Werten hingab und damit ein Gegengift gegen den Materialismus der Massen bildete; die weiterhin deren leidenschaftsgebundenem und irrationalen Leben ihre Treue zu höheren Grundsätzen entgegenstellte und so eine Art transzendenten Hintergrund schuf, der die niedrigen Elemente zumindest daran hinderte, ihren Ehrgeiz und ihre allgemeine Seinsweise zu einer Religion zu erheben - diese Geistlichkeit ist in der letzten Zeit dazu übergegangen, genau diesen plebejischen Realismus und dieses entweihte niedrigere Leben hochzupreisen, indem sie ihnen den Glorienschein einer Mystik, einer Moral und einer Religion verlieh. Sie hat sich nicht nur selbst den «realistischen» Leidenschaften, der Zersplitterung und dem politischen Haß hingegeben, sie überließ sich nicht nur dem Rausch der weltlichen Realisierungsmöglichkeiten und Eroberungen, und zwar genau in dem Moment, als gegenüber der wachsenden Macht des tief erstehenden Elementes ihre Gegenfunktion am notwendigsten gewesen wäre, sondern, was unendlich viel schlimmer ist, sie hat darüber hinaus das alles als die einzigen Möglichkeiten des Menschen gepriesen, die man in Schönheit und Würde hochhalten muß, als die einzigen Möglichkeiten, aus denen der Mensch die Fülle des sittlichen und geistigen Lebens schöpfen kann. Sie hat also diesen Leidenschaften machtvolle doktrinäre, philosophische und sogar religiöse Schutzpanzer geliefert (und dadurch deren Kraft ins Unermeßliche gesteigert), wobei sie gleichzeitig jedes transzendente Interesse oder Prinzip, das über den Zersplitterungen der Völker und Nationen stand und frei von menschlichen und politisch-gesellschaftlichen Bedingtheiten war, vollkommen der Lächerlichkeit und Verachtung preisgab.⁹ Hier tritt wiederum das Phänomen einer krankhaften Umkehr der Polaritäten in Erscheinung. Die Persönlichkeit wird in ihren höheren Fähigkeiten zum Werkzeug *anderer* Kräfte, die sie verdrängen und, ohne daß sie etwas davon ahnt, für geistige Zerstörungstätigkeiten verwenden.¹⁰

⁸ J. BENDA, *La Trahison des Clercs*, Paris, 1928.

⁹ Vgl. A. TILGHER, *J. Benda e il problema del tradimento dei chierici*, Rom, 1930. Gegenüber der Erscheinung, die wir behandeln, ist der «Verrat der clerics» wie ihn Benda auffaßt, nur ein Spezialfall. Allein der Typus des «clerc» als einfacher Literat, Philosoph oder Moralist (und Benda beschränkt sich auf diese Ebene) stellt ja schon einen «verräterischen Kleriker» dar.

¹⁰ In der fernöstlichen Tradition (MENG-TSE, III, 12) finden wir Hinweise auf diesen Vorgang, bei dem der Individualismus einer Besessenheit die Wege öffnet und dadurch die höheren Fähigkeiten des Menschen den unterpersönlichen und irrationalen Kräften ausliefert. Dort steht geschrieben (wobei zu bemerken ist, daß hier der «Lebensgeist» das unterpersönliche Element «Leben» zum Ausdruck bringen soll): «Wenn sich die Intelligenz ihrem individuellen Tun überläßt, dann wird sie zur Sklavin des Lebensgeistes; wenn sich der Lebensgeist seinem individuellen Tun überläßt, dann verdunkelt er die Intelligenz.» Und wir finden hier auch das Thema des «Verrats der clerics» im Ausspruch (*ebd.* IV, 9), daß, während bei den höheren

Im übrigen handelte es sich schon um «Verrat», als die intellektuellen Fähigkeiten in massiver Weise für Naturforschungen angewendet wurden, da sich die daraus entstandene profane Wissenschaft als die einzig wahre Wissenschaft zu behaupten verstand, sich im Angriff gegen Tradition und Religion mit dem Rationalismus zu einem Bündnis verband und sich vor allem dem Dienst der materiellen Bedürfnisse des Lebens, der Wissenschaft, der Industrie, der Produktion, der Überproduktion und der Lust nach Herrschaft und Reichtum verschrieb.

In der gleichen Stoßrichtung werden Gesetz und Moral entweiht; sie sind nicht mehr «von oben und nach oben», verlieren jede geistige Rechtfertigung und Zielstrebung und bekommen eine rein gesellschaftliche und menschliche Sinnbestimmung. Bedeutungsvoll ist, daß einige neuere Ideologien die gleiche antike Autorität beanspruchen, nur ist die Richtung umgekehrt: «Von unten und nach unten». Wir beziehen uns auf die «Moral», die dem Einzelmenschen nur einen Wert zuerkennt, insofern er einem geistlosen Kollektivwesen angehört, sein Schicksal und sein Glück mit diesem identifiziert und als «Dekadenz» und «Entfremdung» jede Form der Tätigkeit brandmarkt, die nicht «engagiert» ist und nicht im Dienste der organisierten, zur Eroberung der Erde voranmarschierenden Volksmassen steht. Wir werden darauf zurückkommen, wenn wir von den spezifischen Formen sprechen, mit denen der gegenwärtige Zyklus enden wird. Hier soll also das klare Aufzeigen der sich daraus ergebenden, endgültigen Abkehr von den individualistischen Bestrebungen genügen, in denen der Auflösungsprozeß zwar seinen Anfang genommen hatte, die aber nur noch in den Überresten und Anwendungslinien eines bleichen und impotenten «Humanismus» bourgeoiser Literaten bestehen geblieben sind. Und im Hinblick auf den Grundsatz, daß sich der Mensch erst in zweiter Linie als Mensch, in erster aber als Gruppierung, Gruppe, Partei und schließlich als Kollektiv fühlen und im wesentlichen in Beziehung zu diesen Geltung haben soll, kann man ohne weiteres sagen, daß es sich um die gleiche Beziehung handelt, die der Wilde gegenüber dem Totem seines Stammes empfindet, ja vielleicht haben wir es hier sogar mit noch einem schlimmeren Fetischismus zu tun.

Was die allgemeine Lebensanschauung betrifft, so ist der Übergang von einer «Kultur des Seins» zu einer «Kultur des Werdens» als Sieg angesehen worden.¹¹ Die Bewertung der rein zeitlichen Seite der Wirklichkeit in der Form der Geschichte, der Historismus also, ist eine der Folgen. Nachdem sich diese nicht klar umrissene, vernunftlose und immer schnellere Bewegung, die mit Recht «Flucht nach vorne» genannt wurde, einmal von den Ursprüngen losgelöst hatte, ist sie im Zeichen des Evolutionismus und des Fortschrittsdenkens zum beherrschenden Motiv der modernen Zivilisation geworden. Die Keime zu dieser abergläubischen Mythologie unserer Zeit

Menschen der Antike jede Schuld wie eine Sonnenfinsternis offenkundig war, «die höheren Menschen unserer Tage nicht nur den schlechten Weg fortsetzen, sondern ihn sogar noch rechtfertigen wollen».

¹¹ Vgl. J. EVOLA, *L'Arco e la Clava, a.a.O., Kap. I.*

können wir tatsächlich aber schon in der hebräisch-christlichen Lehre von den letzten Dingen und im dazugehörigen Messianismus wie auch in den ersten katholischen Verteidigungsschriften finden, da sie der Eigenschaft der «Neuheit» der christlichen Offenbarung eine besondere Wertschätzung beimaßen, bis wir dann im Angriff des Hl. Ambrosius gegen die römische Tradition bereits einen ersten Entwurf der Fortschrittstheorie vor uns haben. Die «Entdeckung des Menschen» in der Renaissance bildete daraufhin einen geeigneten Boden für die Entwicklung dieser Keime bis zur Zeit der Aufklärung und des Szientismus, als das Schauspiel der Entwicklung der Naturwissenschaften, der Technik, der Erfindungen und alles anderen das Rauschmittel bildete, das den Blick abwandte und verhinderte, daß der darunterliegende und wesenhafte Sinngehalt der ganzen Bewegung erfaßt wurde, nämlich die Aufgabe des Seins, die Auflösung jeder Zentralität (Mittelpunkthaftigkeit) des Menschen und seine Verschmelzung mit dem Strom des Werdens, der mehr und mehr über ihn hinauswuchs. Und wenn die Wahnbilder eines gar zu plumpen Fortschrittsdenkens tatsächlich einmal Gefahr laufen, entlarvt zu werden, dann liefern schon die neueren Religionen des Lebens und der Lebenskraft (z.B. der *elan vital* von Bergson), der Aktivismus und der «faustische» Mythos weitere Rauschmittel, damit die Bewegung nicht aufhöre, sondern angespornt werde, einen Sinn in sich selbst gewinne, einen Sinn für den Menschen, aber auch für das Leben im allgemeinen.

Die Wertumkehrung tritt wiederum klar zutage. Das Zentrum hat sich zu jener, dem niederen Reich entstammenden Elementarkraft hin verschoben, die in der traditionellen Welt immer als eine feindliche Macht galt. Sie zu unterwerfen und in eine «Form» unter der Herrschaft und der erleuchteten Befreiung der Seele zu binden, war die Aufgabe des Menschen, der nach dem höheren Leben strebte, wie es der heroische und der olympische Mythos feierlich vorgaben. Die menschlichen Entwicklungsbestrebungen, die traditional auf diese Loslösung von der Identifikation und auf diese Befreiung ausgerichtet waren oder ihnen wenigstens die höchste Würde zuerkantten, so daß sogar das System der hierarchischen Teilhaftigkeiten danach festgelegt wurde, stellten ihre Wertigkeiten auf einmal total um und stehen in der modernen Welt im Dienst der Kräfte des Werdens, sagen ja zu ihnen, unterstützen sie, treiben sie an, beschleunigen und verschärfen sogar ihren Rhythmus und anerkennen sie nicht nur als etwas, was einfach ist, sondern als etwas, was sein *muß* und so sein soll.

Damit haben wir im modernen Aktivismus statt eines Weges zum Überindividuellen, wie er bei den schon mehrfach erwähnten antiken Entwicklungsbestrebungen der heroischen Askese gegeben war, einen Weg zum Unterindividuellen. Zerstörende Einbrüche des Irrationalen und Kollektiven in die schon schwankenden Strukturen der menschlichen Persönlichkeit werden so begünstigt und hervorgerufen. In bestimmten Bereichen fehlt es auch nicht an einem gewissen «frenetischen» Wesensmerkmal, ähnlich wie im alten Dionysoskult, nur auf einer weit tieferen und dunkleren Ebene, da es keinen Bezugspunkt zum Sakralen mehr gibt, sondern nur noch die bloß menschlichen Regelkreise da sind, um die beschworenen Kräfte aufzunehmen und zu

verarbeiten. Die geistige Überwindung der Zeit, die man durch Sich-Erheben zum Ewigkeitsempfinden erlangt, sieht sich heute ihrer Fälschung gegenüber: der mechanischen und scheinbaren Überwindung der Zeit durch die Geschwindigkeit, die Augenblicklichkeit und Gleichzeitigkeit, deren Mittel die technischen Notbehelfe und die Variationen des neuen «intensiven Lebens» sind. Wer aber in sich selbst verwirklicht, was nicht zeitgebunden ist, kann auf *einmal* erfassen, was sich im Werden erst in einem zeitlichen Nacheinander darbietet: sowie auch der oben auf dem Turm Stehende mit einem einzigen Blick überschauen und als Gesamtheit erkennen kann, was er unten nur einzeln und nacheinander hätte betrachten können. Wer sich jedoch in einer entgegengesetzten Richtung in das Werden stürzt, in der Illusion, es zu beherrschen, kann nur die Erregung, den Schwindel, die krampfhaft Beschleunigung der Geschwindigkeit, den seuchenartigen Exzeß der Empfindungen und der Unruhe kennenlernen. Diese überstürzte Hast dessen, der sich «identifiziert» hat, die Hast, die den Rhythmus verkürzt, die Dauer verwirrt, die den Abstand und die freie Entfernung vernichtet, endet nicht in der Überzeitlichkeit, sondern in der Gleichzeitigkeit und damit in einer echten und eigentlichen Auflösung der inneren Einheit. Das *Sein*, das *Stehen* gelten daher dem modernen Menschen beinahe wie der Tod: der moderne Mensch lebt nicht, wenn er nicht tätig ist, sich nicht aufregt, sich nicht in der einen oder anderen Weise betäubt. Sein Geist, wenn man noch von Geist sprechen kann, nährt sich allein von *Sensation*, von Dynamik und wird so zum Werkzeug für die Verkörperung der dunkelsten Kräfte.

Somit scheinen die verschiedenen modernen «Mythen» Vorläufer einer letzten und entscheidenden Phase zu sein. Nachdem die körperlosen und sternenhaften Klarheiten der Überwelt wie Berggipfel in der Ferne entschwinden sind, kündigt sich wahrscheinlich jenseits der rationalistischen Konstruktionen und mechanistischen Zerstörungen, jenseits der unreinen Feuer der kollektiven Lebenssubstanz, der Nebel und Scheinbilder der modernen «Kultur» eine neue Epoche an, in der auch der «luziferische» und götterfeindliche individualistische Erfolg endgültig vernichtet werden wird und unkontrollierbare Mächte diese Welt von Maschinen und berauschten, erloschenen Wesen, die noch im Fallen sogar riesenhafte Tempel für sie erbaut und ihnen die Wege der Erde erschlossen haben, in ihrem Sog hinwegschwemmen werden.

Andererseits ist es auch interessant, zu sehen, wie die moderne Welt in veränderter Form eine Rückkehr der Themenkreise der alten, südlichen Frauenkultur mit sich bringt. Sind Sozialismus und Kommunismus nicht vielleicht materialisierte und mechanisierte Neuaufgaben des alten tellurisch-südlichen Prinzips der Gleichheit und Ungeordnetheit vor der Mutter Erde? Auch das in der modernen Welt vorherrschende Ideal der Männlichkeit ist, wie in der aphroditischen Frauengesellschaft, rein physisch und phallisch. Das Gefühl der Volksmassen für das Vaterland, das mit der französischen Revolution entstand und von den nationalistischen Ideologien zur Mystik der Sippe und des heiligen und allmächtigen Vaterlandes ausgeweitet wurde, ist

dabei das Wiederaufleben einer Form von weiblichem Totemismus. Die Könige und die in der Demokratie jeder echten Autonomie beraubten Regierungsspitzen legen zusätzlich Zeugnis ab vom Verschwinden des absoluten Prinzips der väterlichen Souveränität und der Rückkehr des Führers, der in der Mutter, d.h. in der Substanz des Volkes, die Quelle seiner Macht hat. Hetärentum und Amazonentum sind in modernen Formen ebenfalls vorhanden: im Zerfall der Familie, in der modernen Sinnlichkeit, der unaufhörlichen, trüben Suche nach dem Weib und der Lust; dann in der Vermännlichung der Frau, ihrer Emanzipation und ihrer Vorrangstellung gegenüber dem Mann als Sklaven seiner Sinnlichkeit oder nützlichem Erwerbstier. Und Dionysos hat sich hinter der Maske der eben besprochenen Lebensauffassung, der Heftigkeit des Aktivismus und des Kultes des Werdens versteckt. So lebt mit den entsprechenden Veränderungen die gleiche Kultur der Zersetzung wiederum auf, wie sie schon in der antiken Welt des Mittelmeeres in Erscheinung getreten war, allerdings auf der niedrigst möglichen Ebene, fehlt doch jeglicher sakrale Sinngehalt, gibt es nichts dem Kastenwesen Ähnliches und ist sogar die stille Höherpolung des Demeterkultes verlorengegangen. Mehr als in den Überresten der im Abendland zur Vorherrschaft gekommenen, anerkannten Religion sehen wir Zeitsymptome in den dunklen Beschwörungen, wie sie die verschiedenen medial-spiritistischen und theosophischen Strömungen der Höherbewertung des Unbewußten sowie des Mystizismus mit pantheistischem, materialistischem oder ähnlichem Hintergrund kennzeichnen, die immer stärker gerade dort wuchern, wo - wie in den angelsächsischen Ländern - die Materialisierung des Mannes und des gewöhnlichen Lebens den Höhepunkt erreicht und der Protestantismus das religiöse Ideal entleibt und verweltlicht hat.¹² Die Parallele ist damit fast vollkommen und der Kreis beginnt sich zu schließen.

¹² Zum Sinngehalt der «Geisteswissenschaft» in der heutigen Zeit vgl. J. EVOLA, *Maschera e Volto dello Spiritualismo contemporaneo*, Bari², 1949 und vor allem *Cavalcare la Tigre, a.a.O.*, letztes Kapitel.

14. Die Rückbildung der Kasten

Wollen wir zu einer Gesamtübersicht gelangen, so besitzen wir im vorangegangenen Stoff alle Wesensmerkmale, um für den Niedergang, dessen einzelne, am meisten charakteristische Phasen nacheinander aufgezeigt worden sind, ein objektives, allgemeines Gesetz zu formulieren: Das Gesetz der *Rückbildung der Kasten*.¹

Der «Sinn der Geschichte» liegt also seit den vorantiken Zeiten in einem dauernden Niedergang der Autorität und des Kulturtypus, der von einer zur anderen Kaste fortschreitet - sakrale Führer, Kriegsadel, Bürgertum (Wirtschaft, «Händler») und Knechte -, wobei die Kasten in den traditionellen Kulturen ebenso der qualitativen Unterscheidung der Hauptmöglichkeiten des Menschen entsprachen. Gegenüber dieser alles umfassenden Bewegung werden die verschiedenen Konflikte zwischen den Völkern, das Leben der Nationen und die anderen geschichtlichen Ereignisse zweitrangig und nebensächlich.

Als erstes haben wir auf den Untergang der Ära der obersten Kaste hingewiesen. Die Vertreter des göttlichen Königtums, die Führer, die in sich beide Machtbereiche im Zeichen dessen vereinen, was wir geistige Männlichkeit und olympische Vorherrschaft genannt haben, gehören im Abendland einer weit zurückliegenden, beinahe mythischen Vergangenheit an. Wir haben gesehen, auf welche Weise durch eine immer stärker werdende Verfälschung des «Lichtes des Nordens» der Verfallsprozeß vor sich gegangen ist. Im gibellinischen Ideal des Heiligen Römischen Reiches haben wir dann den letzten Ausläufer der höchsten Tradition erkannt.

Nachdem der Gipfelpunkt vorüber war, fiel die Autorität der unmittelbar darunterliegenden Ebene zu, also der Kaste der Krieger. Zuerst stehen nun Monarchen, die nur noch militärische Führer, Herren der weltlichen Gerichtsbarkeit und schließlich absolute Herrscher im politischen Sinn sind: Königtum des Blutes und nicht mehr Königtum des Geistes. Manchmal bleibt die Vorstellung des «göttlichen Rechtes» noch erhalten, aber nur als leere Formel, ohne wahren Inhalt. Herrscher dieses Typs finden wir vielfach schon im Altertum an der Spitze von Institutionen, die nur der Form nach die Züge der antiken sakralen Verfassung bewahrten. Jedenfalls wird im Abendland mit der Auflösung der mittelalterlichen Ökumene der Übergang zu einer neuen Ära allgemein und endgültig. Die *fides* als Zusammenhalt des

¹ Der Gedanke der Rückbildung der Kasten, den wir schon in unserem Pamphlet *Imperialismo Pagano* (Rom, 1927) erwähnt hatten, ist von V. VEZZANI und dann R. GUENON (*Autorité spirituelle et pouvoir temporel*, Paris, 1929) näher ausgeführt worden; schließlich wurde er noch auf selbständigem Wege von H. BERLS (*Die Heraufkunft des fünften Standes*, Karlsruhe, 1931) behandelt. Er steht natürlich auch in Analogie zur traditionellen Lehre von den vier Weltzeitaltern, da wir in den vier Kasten, sozusagen im Zusammenhang mit den einzelnen Gesellschaftsschichten, die Werte vorfinden, die nach dieser Lehre im vierstufigen Verfallsprozeß nacheinander vorherrschten.

Staates hat zu diesem Zeitpunkt nicht mehr religiösen, sondern nur noch kriegerischen Charakter, eben die Bedeutung von Loyalität, Treue, Ehre. Im wesentlichen handelt es sich hier um die Ära und den Zyklus der großen europäischen Monarchien.

Der zweite Zusammenbruch: Auch die Aristokratien verfallen, die Monarchien beginnen zu schwanken; durch die Revolutionen und Verfassungen werden sie, wenn schon nicht von anderen Regierungsformen abgelöst, so doch zu leeren Überbleibseln, die dem «Willen der Nation» unterworfen sind. Die Formel lautet: *Le roi règne, mais il ne gouverne pas* (Der König regiert, aber er herrscht nicht). Bei den parlamentarischen Demokratien bilden sich kapitalistische Oligarchien und drücken damit den Übergang der Macht von der zweiten Kaste auf das moderne Gegenstück der dritten Kaste aus: eben vom Krieger auf den Händler. Die «Könige» der Kohle, des Stahls, des Erdöls usw. übernehmen schließlich die Rolle der vorangegangenen Könige des Blutes und des Geistes. Auch das Altertum hat sporadisch dieses Phänomen erlebt: in Rom und in Griechenland hat die «Aristokratie des Census» wiederholt das hierarchische Gefüge gesprengt, adelige Ämter übernommen, heilige Gesetze und traditionale Einrichtungen untergraben, ist in die Miliz und sogar ins Priestertum und in das Konsulat eingedrungen. Dann haben wir den Aufstand der Kommunen und Städte sowie den Aufstieg der verschiedenen mittelalterlichen Formen der Handelsmacht gesehen. Die feierliche Verkündigung der Rechte des «dritten Standes» in Frankreich stellt die entscheidende Etappe dar, auf die dann die verschiedenen «bürgerlichen Revolutionen» folgen, d.h. solche des dritten Standes, wobei die liberalen und demokratischen Ideologien die Streitwaffe bilden. In Entsprechung dazu ist für diesen Zeitraum die Theorie des «*contrat social*», des Gesellschaftsvertrages, kennzeichnend: Als Band des Zusammenhaltes der Gesellschaft finden wir jetzt nicht einmal mehr die kriegerische *fides* mit den auf Treue und Ehre beruhenden Beziehungen. Das gesellschaftliche Band bekommt einen auf Nützlichkeit und Wirtschaft fußenden Charakter; es ist ein Vertrag auf der Grundlage des Vorteils und der materiellen Interessen, wie ihn nur ein Händler ersinnen kann. Das Geld wird zum Bindeglied, und wer sich seiner bemächtigt und es vervielfachen kann (Kapitalismus, Finanzwelt, Industriekonzerne), kann hinter der demokratischen Fassade potentiell auch die politische Macht und die Medien zur öffentlichen Meinungsbildung kontrollieren. Die Aristokratie überläßt ihren Platz der Plutokratie, der Krieger dem Bankmann und dem Industriellen. Die Wirtschaft siegt auf der ganzen Linie. Der Handel mit Geld und Zins, der zuerst auf die Gettos beschränkt war, überflutet die neue Kultur. In der Tat kann der gesetzlich verankerte Handel mit dem Geld als Zinsdarlehen, der früher vor allem Sache der Hebräer war, da ihnen beinahe jedes andere Mittel zur Selbstbehauptung genommen war, als Grundlage der Anerkennung und der krankhaften Entwicklung all dessen angesehen werden, was in der modernen Welt Bank, Finanz, reine Wirtschaft ist und wie ein wahres Krebsgeschwür wuchert. Das ist das wesentliche Moment der «Ära der Händler».

Schließlich zeigen die Krise der bürgerlichen Gesellschaft, der Klassenkampf, die proletarische Revolte gegen den Kapitalismus, das Manifest der «dritten Internationale» und das entsprechende Sich-organisieren von Gruppen und Volksmassen im Rahmen einer «sozialistischen Arbeitskultur» den dritten Zusammenbruch an. Damit schickt sich die Macht an, auf das Niveau der letzten traditionellen Kaste überzugehen, auf die Kaste des Arbeitssklaven und Massenmenschen mit entsprechender Beschränkung jedes Horizontes und Wertes auf die Ebene der Materie, der Maschine und der Zahl. Die russische Revolution war das Vorspiel. Das neue Ideal ist «proletarisch» und spricht von einer allesumfassenden, kommunistischen Kultur.²

Wie jemand, der die Spannung des Geistes (erste Kaste) nicht mehr erträgt, ja später nicht einmal mehr diejenige des Willens als freie, den Körper bewegende Kraft (Kriegerkaste) und sich dann den unterpersönlichen Kräften des körperlichen Organismus hingibt, sich aber auf einmal wie magnetisch unter dem Einfluß eines *anderen* Lebens, das sein eigenes ersetzt, wieder erhebt - genauso kommt es am Ende zur vorhin erwähnten Erscheinung des Wiedererwachens und des Durchbruches von untermenschlichen Elementarkräften im Gefüge der modernen Welt. Die Gedanken und die Leidenschaften des *demos* gehören schließlich nicht mehr zum Menschen: sie handeln, als hätten sie ein selbständiges und schreckliches Leben, und sie jagen die Nationen und Gemeinwesen in geschichtlich vorher nicht bekannte Konflikte und Krisen, indem sie die Interessen oder «Ideale», die die einzelnen zu verfolgen glauben, gegeneinander ausspielen: am Ende kommt dann der totale Zusammenbruch, die weltweite Internationale unter dem brutalen Zeichen von Hammer und Sichel.

Das sind die Aussichten der heutigen Welt. Wie der Mensch nur wahrhaft frei und er selbst sein kann, wenn er einer freien Tätigkeit nachgeht, so dankt er ab, wenn er sich nur auf praktische und nutzbringende Ziele, auf wirtschaftliche Erfolge und alles andere konzentriert, was grundsätzlich allein zum Bereich der unteren Kasten gehört. Er löst sich auf, verliert sein Zentrum, öffnet sich niedrigen Kräften, und ohne daß er es merken muß, wird er bald zu deren Werkzeug. Die heutige Gesellschaft stellt sich als ein Organismus dar, der vom menschlichen Typus zum untermenschlichen hinüber gewechselt ist und bei dem jede Tätigkeit und jede Reaktion von den Notwendigkeiten und Neigungen des bloß physischen Lebens beherrscht wird. Seine wichtigsten Grundsätze sind genau die gleichen wie beim materiegebundenen Teil der traditionellen Hierarchie: *Das Geld und die Arbeit*. Die Dinge liegen also so, daß diese zwei Elemente heute fast ausnahmslos jede Existenzmöglichkeit in ihrem Einflußbereich haben und Ideologien und Mythen schmieden, aus denen ganz klar hervorgeht, wie schwer die moderne Verkehrung aller Werte wiegt.

² D. MERESCHKOWSKU, *Les Mysteres de l'Orient*, a. a. O., S. 24: «Die Bezeichnung Proletarier kommt vom Lateinischen *proles*, Nachkommenschaft, Geschlecht. Die Proletarier sind «Produzenten», Erzeuger mit dem Körper, aber Eunuchen im Geist. Sie sind keine Männer und Frauen mehr, sondern angsteinflößende <Genossen>, unpersönliche und geschlechtslose Ameisen im menschlichen Ameisenhaufen.»

Die vierstufige Rückbildung der Kasten wirkt sich nicht nur auf das politisch-gesellschaftliche Leben aus, sondern berührt alle Bereiche der Kultur. In der Architektur zeigt sich das im Wechsel des Hauptthemas vom Tempel (erste Kaste) zur Festung und zum Schloß (Kriegerkaste), dann zur Festungsmauern umschlossenen Stadt (Ära der Händler) und zum Schluß zur Fabrik und zu den seelenlosen Einheitsgebäuden und Mietskasernen des Massenmenschen. Die Familie, die ursprünglich eine sakrale Grundlage besaß (vgl. S.70 ff.), wird zu einem autoritären Gebilde (die *patria potestas*, die väterliche Gewalt, im nur juristischen Sinn), dann zu einem bürgerlichen und konventionellen, bis auch dieses der Auflösung anheimfällt. Analoge Phasen kennt auch die Auffassung vom Krieg: von der Lehre des «heiligen Krieges» und *mors triumphalis* (triumphalen Todes) (erste Kaste) wechselt man zum Krieg für das Recht und die Ehre des eigenen Fürsten (Kriegerkaste) über; in einer dritten Phase sind es nationale Bestrebungen, die mit den Plänen und Interessen einer alles überragenden Wirtschaft und Industrie verbunden sind, die die Konflikte auslösen (Kaste der Kaufleute); schließlich entsteht die kommunistische Theorie, dergemäß der Krieg zwischen den Nationen nur ein bourgeoises Überbleibsel bedeute und der einzige gerechte Krieg die Weltrevolution des Proletariats gegen die kapitalistische und sogenannte «imperialistische» Welt sei (Kaste der Knechte). Im ästhetischen Bereich folgt auf eine symbolisch-sakrale Kunst, die noch mit den Möglichkeiten der Prophezeiung und der Magie zusammenhängt (erste Kaste), die Vorherrschaft der heldischen und epischen Kunst (Kaste der Krieger), dann eine romantisch-konventionelle sowie sentimentale, erotisch-psychologistische Kunst, die im wesentlichen das Bürgertum erfreuen soll, bis schließlich «gesellschaftliche» und «engagierte» Kunstauffassungen und Bestrebungen in Richtung einer «Kunst für die Massen» breiten Raum gewinnen. Die traditionale Welt kannte die überindividuelle Einheit der Orden, wie es sie zuletzt im Abendland bei den asketischen Mönchsorden gab. Darauf folgen die Ritterorden (Kriegerkaste); danach tritt die verschworene Einheit der maurerischen Logen in Erscheinung, die die Revolution des dritten Standes und die Einführung der Demokratie vorbereiten; und schließlich kommt es zu den revolutionären und aktivistischen Zellen der kommunistischen Internationale (letzte Kaste), zur Zerstörung auch dieser Ordnung.

Auf der ethischen Ebene ist der Verfallsprozeß besonders deutlich. Während in der ersten Epoche das Ideal der «männlichen Geistigkeit», die Initiation und die Ethik der Überwindung der Fessel des Menschentums im Vordergrund stand; während in der Ära der Krieger noch das Ideal des Heldentums, des Sieges, der Herrschaft und das aristokratische Ethos der Ehre, der Treue und der Ritterlichkeit typisch waren, besteht das Ideal in der Ära der Kaufleute in der reinen Wirtschaftlichkeit, im Gewinn, im Wohlstand sowie in der Wissenschaft als Werkzeug des technisch-industriellen Fortschritts und Voraussetzung von Produktion und neuen Gewinnen in der «Konsumgesellschaft», bis mit dem Heraufkommen der Knechte das Prinzip des Sklaven, d.h. die *Arbeit*, zur Religion erhoben wird. Und der Haß des

Sklaven verkündet sadistisch: «Wer nicht arbeitet, soll nicht essen», und seine sich selbst glorifizierende Dummheit macht aus den Dünsten des Menschenschweißes heiligen Weihrauch: «Arbeit adelt den Menschen», «Die Religion der Arbeit», «Die Arbeit als soziale und ethische Pflicht», «Der Humanismus der Arbeit». Wir haben gesehen, daß die antike Welt die Arbeit nur deshalb verachtete, weil sie die *Tat* kannte. Der Gegensatz zwischen *Tat* und Arbeit als Gegensatz zwischen dem reinen, freien, geistigen Pol und dem unreinen, schweren, materiellen Pol der menschlichen Existenzmöglichkeiten bildete die Grundlage dieser Verachtung. Der Verlust des Empfindens für diesen Gegensatz, die tierhafte Rückführung des ersten Begriffs auf den zweiten, charakterisiert hingegen die Endzeit. Und wenn sich im Altertum jede Arbeit dank ihrer Reinheit und ihrer nach oben gerichteten Sinnggebung als «Opfergabe» durch eine innere Vergeistigung im Symbol der *Tat* zu läutern vermochte, so neigt im Zeitalter der Knechte jeder Rest von *Tat* durch eine Wendung im umgekehrten Sinn dazu, sich zur Form der *Arbeit* herabzumindern. Der Niedergang der aristokratisch-sakralen Ethik zur modernen plebejisch-materiellen Moral wird durch diesen Wechsel vom Niveau der *Tat* auf das der *Arbeit* deutlich gekennzeichnet. Die höherstehenden Menschen auch einer nicht weit entfernten Vergangenheit *vollbrachten oder leiteten Taten*. Der moderne Mensch hingegen *arbeitet*.³ Der Unterschied liegt heute nur noch in den verschiedenen Arten der Arbeit: da gibt es die «geistigen» Arbeiter und diejenigen, die ihre Hände gebrauchen und der Maschine dienen. Aber die *Tat* stirbt ebenso wie die absolute Persönlichkeit in der modernen Welt aus. Das Altertum sah unter den bezahlten Berufen die am verächtlichsten an, die dem Vergnügen dienten - *minimaeque artes eas probandae, quae ministrae sunt voluptatum*⁴ -, aber gerade das ist im Grunde genommen die Art der Arbeit, die heute am höchsten geschätzt wird: die «Arbeit» des Wissenschaftlers, des Technikers, des Politikers, des rationalisierten Systems der produktiven Organisation treffen sich alle in der Verwirklichung eines Ideals, wie es sich das Tier im Menschen nur wünschen kann: des Ideals eines bequemeren, vergnüglicheren und sichereren Lebens, eines höchsten Wohlbefindens und höchsten physischen Komforts. Die Masse der Künstler und «Kunstschaffenden» im bürgerlichen Bereich kann kaum als etwas anderes angesehen werden als jene vergangene Klasse, die im Dienste des Vergnügens und der Zerstreung einer bestimmten Schicht stand oder die als «Diener des Luxus» für das römische Patriziat oder die mittelalterlichen Lehensherrn arbeitete.

Wenn andererseits die Erscheinungen dieses Niedergangs auf der gesellschaftlichen Ebene und im alltäglichen Leben den deutlichsten Ausdruck

³ Vgl. O. SPENGLER, *Der Untergang des Abendlandes*, Wien-Leipzig², 1919, Bd. I. S. 513, 619. Der Begriff der *Tat* wird hier im Sinne von geistiger und nicht auf Eigennutz gerichteter Tätigkeit verwendet, so daß er auch die Kontemplation in sich faßt, die in der klassischen Vorstellung tatsächlich oft als die reinere Form der *Tat* galt, da sie ihr Objekt in sich selbst besitzt und keines «anderen» bedarf, um Erfüllung zu werden.

⁴ CICERO, *De offic*, I, 42. (deutsch: Vom pflichtgemäßen Handeln)

finden, so finden wir sie ebenfalls auf der ideellen und dem reinen Denken zugewendeten Ebene. Gerade in der Zeit des Humanismus zeichnet sich das antitraditionale und plebejische Thema schon in den Ansichten von Giordano Bruno ab, der in Umkehrung der Werte in masochistischer Weise und wirklich böotischer Dummheit gegen das Goldene Zeitalter - von dem er nichts weiß - loszieht und dafür das Zeitalter der menschlichen Plage und Arbeit hochpreist; er nennt dabei den rohen Stachel des Bedürfnisses «göttlich», weil er «immer wunderbarere Künste und Erfindungen» schafft, immer weiter vom Goldenen Zeitalter wegführt, das er als tierisch und faulenzend ansieht, und die Menschen der Gottheit näherbringt.⁵ Damit werden jene Ideologien vorweggenommen, die bezeichnenderweise mit der Epoche der Französischen Revolution zusammenhängen und als Schlüssel- punkt des sozialen Mythos eben die Arbeit sehen, im Sinne der Arbeit und des Maschinenkultes sogar das messianische Thema wieder zu neuem Leben erwecken und den Fortschritt feiern. Darüberhinaus beginnt der moderne Mensch, bewußt oder unbewußt, die in der Werkstatt gemachten Erfahrungen, deren Seele die produktive Arbeit ist, auf das Universum auszudehnen und auf eine ideale Ebene zu projizieren.

Bergson, der lobpreisende Verkünder des *élan vital* («Lebensgeist»), hat auch die Analogie aufgezeigt, die zwischen der technisch-produktiven Tätigkeit ganz nach praktischen Grundsätzen und den Seinsweisen der Intelligenz besteht, wie sie eben ein moderner Mensch auffaßt. Andererseits wird das antike, «leblose» Erkenntnisideal der Kontemplation der vollkommenen Lächerlichkeit preisgegeben und «sind alle Anstrengungen der modernen Erkenntnisphilosophie in ihren lebendigsten Strömungen darauf ausgerichtet, die Erkenntnis auf die produktive Arbeit zurückzuführen. Erkennen heißt tun. Man erkennt nur das wirklich, was man tut.»⁶ Verum et factum convertuntur (Wirklichkeit und Tat fallen zusammen). Und da in der irrealistischen Sicht solcher Strömungen Sein mit Erkennen, Geist mit Idee gleichbedeutend ist und der produktive und immanente Erkenntnisprozeß mit dem Prozeß der Wirklichkeit gleichgesetzt wird, so spiegelt sich bis in die höchsten Bereiche die Seinsweise der letzten Kaste - die idealisierte produktive Mühsal - wider und stellt sich dieser als «Wahrheit» dar. Wir haben also sogar auf der Ebene der philosophischen Theorien diesen unruhigen Tätigkeitsdrang, der mit der vom Aufstieg der letzten Kasten und der «Kultur der Arbeit» geschaffenen Welt einiggeht.

Und so spiegelt sich im allgemeinen wirklich nur dieses Geschehen in den erwähnten modernen «Fortschritts»- und «Evolutions»-Ideologien wider, die dazu übergegangen sind, jede höhere Geschichtsbetrachtung in wissenschaftlicher Verantwortungslosigkeit zu verdrehen, zur endgültigen Vernichtung der traditionellen Wahrheiten aufzustacheln und die arglistigsten Alibis für die Rechtfertigung und die Glorifizierung des Menschen der Letztzeit zu schaffen. Wir haben es schon gesagt: *Der Mythos der Evolution ist nichts*

⁵ G. BRUNO, *Spaccio della Bestia trionfante*, III. Dialog

⁶ Vgl. A. TILOHER, *Homo Faber*, a.a.O., S. 120-121, 87.

anderes als das Glaubensbekenntnis des Emporkömmlings. Wenn jetzt im Abendland nicht mehr das Kommen von oben, sondern das Kommen von unten als Wahrheit gilt, nicht mehr der Adel der Ursprünge, sondern die Vorstellungen als edel gelten, daß die Kultur aus der Barbarei, die Religion aus dem Aberglauben, der Mensch aus dem Tier (Darwin), der Gedanke aus der Materie und alle geistigen Formen aus der «Sublimation» oder Umstellung der Urmaterie des Instinktes, der libido sowie der Komplexe des «kollektiven Unbewußten» (Freud, Jung) entstehen usw., dann handelt es sich nicht so sehr um das Ergebnis einer irregeleiteten Forschung als vielmehr um ein Alibi, um etwas wie eine Kultur, geschaffen von Menschen, die von unten kommen und eine Revolution der Knechte und Parias gegen die antike aristokratische Gesellschaft notwendigerweise als Wahrheit glauben und *wollen mußten*. Und es gibt kein Gebiet, in das der evolutionistische Mythos nicht in der einen oder anderen Form zerstörend eingedrungen wäre, um alle Werte umzukehren, um gegen jede Vorahnung der Wahrheit einen Schutzwall aufzubauen, um das Weltsystem einer entweihten und pflichtverletzenden Menschheit in allen seinen Teilen auszubauen und fest wie in einen magischen Kreis ohne Ausweg einzuschweißen. Vermischt mit dem Historismus, gelangt der sogenannte nachhegelianische «Idealismus» dazu, das Sein des «absoluten Geistes» in seinem «Werden» und seiner «Selbstschöpfung» zu erkennen. Es ist nicht mehr das Sein, das ist, das herrscht, das sich selbst besitzt, sondern wir haben hier den self-made man als metaphysisches Modell.

Es ist nicht ganz einfach, zwischen dem Niedergang längs der Wege des Geldes (Zeitalter der Händler) und dem Niedergang längs der Wege der Arbeit (Zeitalter der Knechte) zu unterscheiden, weil sich beide gegenseitig beeinflussen. Denn genau wie man heute die Arbeit als für alle geltende Pflicht nicht mehr abstoßend, absurd und widernatürlich findet, so empfindet man es auch nicht als abstoßend, sondern als vollkommen natürlich, daß man *bezahlt* wird. Aber das Geld, vor dem keine Hand mehr wie verbrannt zurückzuckt, stellt die unsichtbare Fessel eines Sklaventums dar, das härter und schändlicher ist als jenes, das im Altertum wenigstens durch die erhabene Gestalt und Gesinnung von Herren und Eroberern gerechtfertigt und aufrechterhalten wurde. Ebenso wie heute jede Form der Tat dazu neigt, eine Art von Arbeit zu werden, so knüpft sich auch immer ein Lohn daran. Und während in den modernsten Gesellschaftsformen die zu Arbeit erniedrigte Tat nach ihrem Ertrag bemessen und der Mensch nach seinem praktischen Erfolg und seinem Geldverdienst eingeschätzt wird und während, wie gesagt wurde, Calvin den Kuppler gespielt hat, damit sich Gewinn und Reichtum gleichsam mit dem Mystizismus eines bewiesenen göttlichen Auserwähltseins umgeben konnten, lastet andererseits auf dem modernen Sklaven das Gespenst des Hungers und der Arbeitslosigkeit als eine schrecklichere Drohung als die Peitsche im Altertum.

Es ist jedoch annähernd möglich, eine Phase, in der das Hauptmotiv aus dem Gewinnstreben einzelner Menschen besteht, die Reichtum und damit Macht anhäufen - was dem Aufstieg der dritten Kaste im eigentlichen Sinn

entspricht -, von einer weiteren, sich entfaltenden Phase zu unterscheiden, die durch eine alleinherrschende, beinahe unabhängige oder kollektivistische Wirtschaft bestimmt wird (Aufstieg der letzten Kaste).

In diesem Zusammenhang mag es interessant sein, darauf hinzuweisen, daß der Verfall des «Tat»-Prinzips zur den tieferstehenden Kasten zugehörigen Form der Arbeit und Produktion oft von einem ähnlichen Verfall des «Askese»-Prinzips begleitet wird. Es entsteht beinahe eine Askese des Geldes, ja selbst der Arbeit, denn für die typischen Vertreter dieser Phase wird das Arbeiten und Reichtumansammeln zu einer Sache, die um ihrer selbst willen geliebt und begehrt wird, wie das bei einer echten Berufung der Fall ist. So sieht man, besonders in Amerika, große Kapitalisten, die ihre Reichtümer weniger genießen als der letzte ihrer Angestellten oder Arbeiter; sie scheinen nicht so sehr den Reichtum zu besitzen, ihm gegenüber frei zu sein und sich seiner zu bedienen, um Pracht, Qualität und Feingefühl für die verschiedensten, kostbaren und ihnen vorbehaltenen Dinge zu entfalten (wie das beim Adel der Fall war), sondern man könnte glauben, sie seien nur dessen Verwalter. Im Reichtum sehen diese Menschen nur die Vorbedingung für eine noch größere Aktivität, als wären sie unpersönliche und asketische Werkzeuge, deren Tätigkeit darauf ausgerichtet ist, die gesichtslose Macht des Geldes und der Produktion zu sammeln, zu vervielfachen und in immer größeren Netzen auszuwerfen, die manchmal dann Millionen von Menschen und sogar Schicksale von Nationen miteinfangen.⁷ *Fiat productio, pereat homo* (Die Produktion muß blühen, mag auch der Mensch dabei untergehen), sagt Sombart richtigerweise und zeichnet den Vorgang auf, durch den die geistigen Zerstörungen sowie die Leere, die sich der zum «Wirtschaftstreibenden» und großen kapitalistischen Unternehmer gewordene Mensch um sich selbst geschaffen hat, den Zwang bedingen, aus der Aktivität selbst - Verdienst, Geschäfte, Ertrag - einen Lebenszweck zu machen und sie um ihrer selbst willen zu lieben und zu wollen, da den Menschen anderenfalls ein Schwindel vor dem Abgrund und der Schrecken eines ganz und gar sinnleeren Lebens packen müßte.⁸

Die Beziehung der modernen Gesellschaft zur Maschine ist ebenfalls bedeutsam; denn sie zeigt, wie die Beschwörung von Kräften über das hinausgehen kann, was der Beschwörer ursprünglich geplant hatte, und alles mit sich fortreißen kann. Nachdem jedes Interesse für das, was das Leben im Hinblick auf ein «mehr als Leben» zu bieten vermag, verlorengegangen oder verlacht worden war, mußte als einziger Bezugspunkt das Bedürfnis des Menschen im rein materiellen und tierischen Sinn bleiben, und an die Stelle des traditionellen Prinzips der Beschränkung der Bedürfnisse innerhalb des

⁷ Vgl. M. WEBER, *Gesammelte Aufsätze zur Religion und Soziologie*, Tübingen, 1924, Bd. III, wo die protestantischen Wurzeln einer solchen «asketischen» Umgestaltung des Kapitalismus aufgezeigt werden: zu Beginn gab es dabei eine Trennung des Verdienens als «Berufung» vom Genuß des Reichtums, der als sündhaftes Wesensmerkmal der Vergottung und des Stolzes der Kreatur angesehen wurde. Natürlich hat die Strömung dann den ursprünglichen religiösen Faktor ausgeschaltet und zu rein weltlichen und skrupellosen Formen geführt.

⁸ W. SOMBART; *Der Bourgeois*, franz. Übersetzung, Paris, 1926, S. 204-222, 400-409.

Rahmens einer normalen Wirtschaft, d.h. einer ausgewogenen Verbrauchswirtschaft, mußte das Prinzip der Guttheißung und Vervielfältigung der Bedürfnisse treten, was natürlich im engen Zusammenhang mit der sogenannten industriellen Revolution und mit dem Aufstieg der Maschine stand. Der technische Fortschritt hat automatisch von der Produktion zur Überproduktion geführt; und da gleichzeitig der «Tätigkeits»-Rausch erwacht war und sich die Wirbelbewegung des Kapitals einspielte, das sich durch die Produktion vervielfachte, um dann in weitere produktive Investitionen hineingeworfen zu werden, wo es sich nochmals vervielfachte, um dann wieder in Investitionen hineingeworfen zu werden usw., ist man an einem Punkt angelangt, an dem die Beziehungen zwischen Bedürfnissen und Maschine (oder Arbeit) vollkommen umgedreht sind: nicht mehr die Bedürfnisse verlangen nach mechanischer Arbeit, sondern die mechanische Arbeit (die Produktion) verlangt nach Bedürfnissen. Um alle Produkte zu verkaufen, ist es unter der Herrschaft der Überproduktion notwendig, daß die Bedürfnisse der einzelnen Menschen aufrechterhalten, ja sogar noch vervielfacht und nicht beschränkt werden, damit auf diese Weise immer mehr konsumiert wird und der Mechanismus in Gang bleiben kann. Ist das nicht mehr der Fall, kommt es zu einer verhängnisvollen Stockung, die zwangsläufig zu einer der beiden folgenden Konsequenzen führen muß: entweder zum Krieg, verstanden als Mittel zur gewaltsamen Marktausweitung einer stärkeren Wirtschaft und produktiven Macht, die «keinen Raum mehr hat», oder zur Arbeitslosigkeit (industrielle Abrüstung angesichts eines Nachlassens des «Absatzes» und des Verbrauchs) mit ihren verschiedenen Folgen, wie Krisen und sozialen Spannungen, die eben dazu dienen, den Aufstand des vierten Standes zu begünstigen. Wie ein Brand, den man auf mehreren Seiten gelegt hat, bis alles in Flammen aufgeht, wütet die Wirtschaft im inneren Wesenskern des Menschen mit der von ihm geschaffenen Kultur. Und die entsprechende Kultur hat, ausgehend von den abendländischen Brutstätten, die Ansteckung in alle noch gesunden Länder getragen und mitten in alle Gesellschaftsschichten und alle Völker die Unruhe, die Unzufriedenheit, den Unwillen und die Unfähigkeit gebracht, sich im Rahmen der Einfachheit, der Unabhängigkeit und des Maßhaltens selbst zu gehören, wozu noch die Notwendigkeit kam, immer weiter und immer schneller vorwärts zu rennen. Sie hat den Menschen immer weitergetrieben, in ihm das Bedürfnis nach immer mehr Dingen geweckt und ihn dadurch immer unzulänglicher und ohnmächtiger gemacht. Jede neue Erfindung, jede neue technische Spielerei bildet statt eines Sieges eine neue Niederlage, einen neuen Peitschenhieb für ein noch schnelleres und noch wilderes Rasen; dazu gesellt sich ein ganzes System von Einschränkungen, die sich immer schwerwiegender und unheilbarer gestalten, aber am Ende trotzdem nicht als solche empfunden werden. Und so treffen die verschiedenen Wege zusammen: die mechanistische Kultur, die über alles herrschende Wirtschaft und die Kultur der Produktion und des Verbrauchs bahnen die Straße für die Lobpreisung des Werdens, des Fortschritts und des grenzenlosen Lebensdranges, oder kurz gesagt: für die Erscheinung des «Dämonischen» in der modernen Welt.⁹

Zum Thema der niedergegangenen Askese soll der geistige Inhalt einer Erscheinung Erwähnung finden, die eigentlich mit der Ebene der «Arbeit» (d.h. der vierten Kaste) in Zusammenhang steht. Die moderne Welt kennt nämlich eine Art von Sublimation der Arbeit, durch die auch diese «uneigen-nützig» wird, sich vom wirtschaftlichen Faktor sowie vom bloßen Gedanken eines praktischen oder produktiven Zieles loslöst und damit zu einer Art Askese wird. Wir sprechen vom *Sport*. Der Sport ist eine Art Arbeit, in der nicht mehr der Gegenstand und der Produktionszweck zählen, sondern die um ihrer selbst willen als reine Tätigkeit gewollt ist. Mit Recht wurde gesagt, daß der Sport die Religion des Arbeiters ist.¹⁰ Er ist eine typische Nachahmung der Tat im traditionellen Sinn. Nur weil er eine Arbeit für nichts ist, hört er trotzdem nicht auf, gleich leicht zu sein wie die Arbeit und zur gleichen Art von lichtlosen und physischen Tätigkeiten zu gehören, wie sie ohne höheres Ziel so oft von der plebejischen Verseuchung ausgeübt werden. Und wenn er auch in seinen Höhepunkten manchmal für Augenblicke tiefe Kräfte hervorruft, steckt trotzdem nur der Genuß einer Sensation, eines Taumels dahinter oder im besten Falle der Rausch, Energien zu lenken und zu siegen, ohne daß ein höherer und geistig erhebender Bezugspunkt vorhanden wäre und ohne daß man den Sinngehalt eines von der Individualität befreienden «Opfers» oder Geschenks erkennen könnte. Im Gegenteil, die physische Individualität wird im Sport angehimmelt und bekräftigt, die Kette also aufs neue verstärkt, und jeder Überrest subtileren Empfindens wird dadurch erstickt. Das menschliche Wesen neigt dazu, statt ein organisches Wesen zu sein, sich auf ein Bündel von Reflexen, also quasi auf einen Mechanismus zu reduzieren. Und wenn es gerade die niederen Gesellschaftsschichten sind, die für den Sport die wahnwitzigste Begeisterung aufbringen, und zwar in großen kollektiven Formen, kann das nicht zufällig sein. Im Sport könnte man ein Vorzeichen jenes Gesellschaftstypus sehen, von dem uns Dostojewskij in den «*Besessenen*» durch den Mund Chigalews spricht, in dem - nach der nötigen Zeit für eine methodische und begründete Erziehung, die darauf abzielt, in jedem Menschen das aus dem Ich und dem freien Willen bestehende Übel auszurotten - die Menschen gar nicht mehr merken, daß sie Sklaven sind und zur Unschuld und Glückseligkeit eines neuen Gartens Eden zurückfinden, der sich vom biblischen nur dadurch unterscheidet, daß jetzt als alles umfassendes Gesetz die Arbeit herrscht. Die Arbeit als Sport und der Sport als Arbeit in einer Welt, die keine Himmel mehr kennt und den Sinn für die wahre Persönlichkeit verloren hat, wäre tatsächlich der beste Weg zur Verwirklichung eines solchen messianischen Ideals. Daher ist es nicht ohne Bedeutung, daß in vielen neuen Gesellschaftsformen selbständig oder auf Antrieb des Staates breite Sportorganisationen entstanden sind; gleichsam als Zusatz zu den verschiedenen Arbeiterklassen und als Übergang von der einen Gemeinschaft zur anderen.

⁹ Die Charakteristik, wie sie vor vielen Jahrhunderten die *Bhagavadgītā* (XVI, 11) für die «dämonischen Mensehen» gab, paßt gerade auf den modernen Menschen ziemlich genau: «Sie widmen sich Aufgaben ohne Zweck, die mit dem Tod enden, und stecken sich als höchstes Ziel die Befriedigung der Begierden, überzeugt, daß es darüber hinaus nichts mehr gäbe.»

¹⁰ Vgl. TILGHER, *Homo Faber*, a.a.O., S. 162.

15. Nationalismus und Kollektivismus

Wenn in den traditionellen Kulturen das Prinzip der *Universalität* den Gipfelpunkt bildet, so steht die moderne Zivilisation im wesentlichen unter dem Einfluß des *Kollektiven*.

Das Kollektive verhält sich zum Universalen wie die «Materie» zur «Form». Das Sich-Abheben von der unterschiedslos grauen Substanz des Kollektiven und das daraus folgende Sich-Bilden von Persönlichkeiten durch die Hinwendung zu höheren Prinzipien und Interessen ist der erste Schritt zu dem, was man im besonderen und traditionellen Sinn immer «Kultur» genannt hat. Wenn der Mensch dazu gelangt ist, seiner eigenen Natur ein Gesetz und eine Form zu geben, so daß er sich selbst zugehört und nicht nur vom bloß physischen Teil seines Wesens abhängt, ist schon die Vorbedingung für eine höhere Ordnung vorhanden, in der die Persönlichkeit nicht ausgeschaltet, sondern vervollkommen wird: das ist eben die Ordnung der traditionellen «Teilhaftigkeiten», in der jeder Mensch, jede Funktion und jede Kaste durch die Anerkennung des einen Übergeordneten und die organische Rückverbindung mit diesem den ihnen entsprechenden Sinngehalt bekommen. Und zuoberst steht das Universale als Krönung eines Gebäudes, dessen starke Grundfesten sowohl von verschieden differenzierten und geformten Persönlichkeiten, die alle den ihnen eigenen Funktionen treu sind, als auch von Organismen oder Teileinheiten mit entsprechenden Rechten und Gesetzen gebildet werden, wobei sich diese jedoch nicht widersprechen, sondern durch ein gemeinsames, geistiges Wesensmerkmal und eine gemeinsame, aktive Bereitschaft zu einer überindividuellen Hingabe in ihrer Gesamtheit aufeinander abgestimmt sind.

Aus alledem sieht man, daß in der modernen Gesellschaft die entgegengesetzte Richtung vorherrscht, nämlich die des Rückschreitens zum Kollektiven und nicht die eines Fortschreitens zum Universalen, wobei der Mensch anscheinend immer mehr nur dann Geltung haben kann, wenn er im Dienste von etwas steht, wo er seine eigene Persönlichkeit verliert. Das wird immer fühlbarer, je mehr wir uns der Welt des vierten Standes nähern. Den *modernen Nationalismus* kann man als Übergangsphase dazu ansehen. Einige zusätzliche Erläuterungen werden das erklären.

Man muß zwischen Nationalität und Nationalismus unterscheiden. Das Mittelalter kannte Nationalitäten, aber keine Nationalismen. Die Nationalität ist eine natürliche Sache, da sie eine bestimmte Gruppe gemeinsamer Grundeigenschaften umschreibt, die auch bei unterschiedlicher Entwicklung und hierarchischer Teilhaftigkeit bestehen bleiben und sie auch in keiner Weise behindern. Daher sieht man, daß sich im Mittelalter innerhalb der Nationalitäten Kasten, Gemeinschaften und Ordnungen entwickelten: und während man den Typus des Kriegers, des Adligen, des Kaufmannes oder des Handwerkers zwar mit den Eigenschaften der einen oder anderen Nation vorfand, bildeten diese Gruppierungen gleichzeitig auch weitere, inter-

nationale Vereinigungen. Daher bestand die Möglichkeit, daß sich die Angehörigen derselben Kaste verschiedener Nationen besser miteinander verstanden als in manchen Fällen die Angehörigen einer Kaste mit denen einer anderen Kaste derselben Nation.

Der moderne Nationalismus stellt dazu die entgegengesetzte Richtung dar. Er beruht auf einer nicht natürlichen, sondern künstlichen und zentralistischen Einheit, deren Notwendigkeit man um so stärker empfand, je mehr der natürliche und gesunde Sinn für die Nationalität verlorengegangen war und je näher die Menschen nach der Zerstörung jeder wahren Tradition und jeder qualitativen Herausgestaltung dem Zustande einer reinen Menge, einer bloßen Masse, gekommen waren. Auf diese Masse nun wirkt der Nationalismus ein, indem er Mythen und Suggestionen verwendet, die sie elektrisieren, in ihr elementare Instinkte wecken und sie mit Visionen und Hirngespinnsten von Auserwähltsein, Besonderheit und Macht umschmeicheln. Welche Mythen er auch immer vorbringt, der Träger des modernen Nationalismus ist nicht ein *ethnos* (Menschengruppe mit einheitlicher Kultur), sondern ein *demos* (formlose Menschenmasse), und sein Urtypus bleibt immer der plebejische der französischen Revolution.

Daher hat der Nationalismus ein doppeltes Gesicht. Einerseits verstärkt und erhebt er zu einem absoluten Wert ein auf Einzelinteressen gerichtetes Prinzip, so daß auf diese Weise die Möglichkeiten der Verständigung und der wahren Zusammenarbeit zwischen den Nationen - abgesehen von den Nivellierungsmaßnahmen der letzten Kulturstufe - auf ein Minimum reduziert werden. Damit scheint sich auch die Tendenz fortzusetzen, derzufolge dem Aufstieg der Nationalstaaten eine Auflösung des europäischen Gesamtstaates (der Ökumene) entsprach. Es ist ja bekannt, daß der europäische Nationalismus des neunzehnten Jahrhunderts eindeutig mit Revolution gleichzusetzen war, da er auf eine Auflösung der noch bestehenden übernationalen Organismen und auf eine Schmälerung des politischen Prinzips der rechtmäßigen Souveränität im traditionellen Sinne hinarbeitete. Betrachtet man die Beziehungen des Einzelmenschen als Persönlichkeit zum Ganzen, kommt im Nationalismus noch ein gegensätzlicher Aspekt zum Vorschein, nämlich der vermassende und kollektivistische. Schon im Rahmen des modernen Nationalismus kündigt sich also die vorhin erwähnte Umkehr an: die Nation, das Vaterland wird zur allerersten Charakteristik, als ob es sich um ein Wesen für sich handele, das vom Einzelmenschen, der Teil davon ist, eine unbedingte Unterwerfung fordert, und zwar nicht nur als naturhaftes und «politisches» Wesen, sondern auch als moralisches. Selbst die Kultur sollte aufhören, Stütze für eine innere Formung und Höherbildung zu sein, und im wesentlichen für diesen nationalen Charakter wirken. So geraten schon in den am weitesten fortgeschrittenen Formen des Nationalismus die Ideale des Liberalismus und der «neutralen Kultur» (siehe S.362) in Verfall: diese werden mit Mißtrauen betrachtet, aber von einem entgegengesetzten Gesichtspunkt ausgehend als den auf die vorhergehenden organischen Kulturen bezugnehmenden, für die der Liberalismus und die neutrale, weltliche und nicht politische Kultur ebenfalls als Verfall und Auflösung gelten mußten.

Selbst wenn der Nationalismus von Tradition spricht, hat das nichts mit dem zu tun, was in den antiken Kulturen diesem Wort entsprach. Es handelt sich vielmehr um einen Mythos oder eine nur scheinbare Kontinuität, die auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner beruht, der sich aus der bloßen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe ergibt. Mit dieser «Tradition» versucht der Nationalismus einen Massenzustand sowohl zeitlicher als auch räumlicher Natur zu einer Einheit zusammenzufügen, indem er hinter den einzelnen die mythische, vergöttlichte und kollektivistische Gesamtheit all derer stellt, die ihm vorangingen. Wer also eine so verstandene Tradition eine «Demokratie der Toten» (Chesterton) nannte, hatte damit sicherlich recht. Die Dimension der Transzendenz, die über die Geschichte hinausreicht, fehlt hier völlig.

Auf Grund dieser Aspekte kann man überdies sagen, daß der moderne Nationalismus, während er die Abkehr von der Ausrichtung nach dem Höheren wie auch von der Einigung durch das Übernatürliche und potentiell Universale endgültig besiegelt, sich andererseits nur durch einen einfachen Gradunterschied von der Vermassung unterscheidet, wie sie für die Ideale des vierten Standes mit seinen «Internationalen» bestimmend ist, die grundsätzlich jeden Vaterlands- und nationalstaatlichen Begriff ableugnen. In der Tat, dort, wo das Volk zum Herrscher geworden ist und der König oder das Oberhaupt nicht mehr von oben, «von Gottes Ganden», sondern «durch den Willen der Nation» eingesetzt wird, wobei auch das erstere Attribut als leere Formel erhalten bleiben kann, ist der Abgrund, der eine politische Gemeinschaft traditionaler Prägung vom Kommunismus trennt, grundsätzlich überwunden; der Bruch hat stattgefunden, alle Werte sind verändert oder besser umgekehrt worden, und man braucht nur noch daraufwarten, bis allmählich dieser Endzustand eintritt. So ist es mehr als einfache Taktik, wenn die Führer des Weltumsturzes in seiner letzten Form, wie sie sich im sowjetischen Kommunismus zeigt, aus Prinzip den Nationalismus aufstacheln, nähren und unterstützen, und zwar auch dort, wo der Nationalismus antikommunistisch ist und sich gegen sie selbst zu richten scheint. Aber in Wahrheit verfügen sie über Weitblick, wie auch diejenigen Weitblick bewiesen, die den Nationalismus im Rahmen der ersten, d. h. liberalen Revolution verwendeten, indem sie «Nation» sagten, aber in Wirklichkeit «Gegen-Tradition», Leugnung des Prinzips der wahren Souveränität meinten. Sie sehen das kollektivistische Element im Nationalismus, das über die zufällig bestehenden Gegensätzlichkeiten hinaus am Schluß die Organismen, auf die es einwirkt, in jedem Fall in Richtung Kollektivismus zwingen wird.

Ein bloßer Gradunterschied besteht gleichfalls zwischen Nationalismus und den im Grunde demokratischen und gemeinschaftlichen Tendenzen, die sich der Aufsplitterung und dem Geist der Trennung, wie sie der Nationalismus aufweist, widersetzen. Obwohl er sich in wenig entschiedener Form zeigt, ist bei diesen Tendenzen doch der gleiche rückläufige Zug sichtbar, der auch im modernen Nationalismus die Grundlage bildet; hier wie dort wirkt nur der Trieb zu einer noch umfassenderen Zusammenballung, die die ganze Welt gleichschaltet. Wie Benda sagt, besteht die abschließende Zukunftsaus-

sieht darin, daß die Menschheit - und nicht nur ein gewisser Teil von ihr - sich selbst zum Gegenstand ihres Kultes wählen wird. Man strebt nach einer allumfassenden Bruderschaft, die, weit davon entfernt, den Nationalitätengeist mit seinen Lüsten und Stolzesregungen abzuschaffen, im Gegenteil den Grundstock für seine höchste Form bilden wird, nämlich für die Nation, die Mensch heißt, wobei Gott, wenn er nicht als ihr Feind¹ erscheint, wenigstens eine «wirkungslose Fiktion» sein wird. Zusammengefaßt in einem riesigen Unternehmen und nur noch organisierte Produktion, Technologie, Arbeitsteilung und «Wohlstand» kennend, jede freie oder in irgendeiner Weise nach dem Transzendenten ausgerichtete Tätigkeit verachtend, wird die Menschheit dann dazu gelangen, was in derartigen Strömungen in beinahe messianischer Form als das höchste Ziel einer echten zivilisatorischen Anstrengung bezeichnet wird.²

Wir wollen noch einen Augenblick im modernen Nationalismus verweilen und als wichtig hervorheben, daß, obwohl er einerseits eine Konstruktion, ein künstliches Wesen ist, dieses Wesen andererseits durch die Macht der Mythen und Ideen, die man in verwirrender Weise vorbringt, um eine bestimmte Menschengruppe zusammenzuhalten und zu elektrisieren, gegenüber Einflüssen offen ist, die, ohne daß man es merkt, den Nationalismus für den allgemeinen Umsturzplan dienstbar machen. Gerade seine modernen Spielarten mit ihrer Unpersönlichkeit, ihrem blinden Egoismus, ihrem rohen Machtwillen, ihren Widersprüchen und den von ihnen hirnlos in Gang gesetzten Spannungen und Kriegen sind die Werkzeuge, um das Vernichtungswerk zu vollenden, um den Übergang vom Zeitalter des dritten Standes zu dem des vierten Standes zu vollenden, so daß er sich am Ende sein eigenes Grab geschaufelt haben wird.

Europa hatte die Möglichkeit, den lawinenartigen Vorgang wenn schon nicht aufzuhalten, so doch in einem genügend großen Raum einzukreisen, nachdem endlich der Mann gestürzt war, der, obwohl er das Kaisersymbol wiederaufnahm und sogar die römische Weihe anstrebte, doch «der Sohn der großen Revolution» blieb, deren Virus er - mit der seinen siegreichen Kriegen folgenden Zertrümmerung - in die übrigen Staaten des traditionellen und aristokratischen Europa trug, nämlich Napoleon Bonaparte. Mit der *heiligen Allianz* wäre es möglich gewesen, einen Damm gegen das Schicksal der Letztzeit zu schaffen. Metternich kann damit wohl der letzte große Europäer genannt werden.³ Niemand war fähig, so wie er mit der gleichen weitblickenden Klarheit, mit der gleichen Gesamtschau das Spiel der aufrührerischen Kräfte zu erkennen und den einzigen Weg zu finden, um es geradewegs wieder zum Stillstand zu bringen.

Metternich erkannte alle wesentlichen Punkte: er begriff, daß Revolutionen nicht spontan sind und nicht vom Volk ausgehen, sondern von künstli-

¹ Schon PROUDHON hatte erklärt, (*Système des contradictions économiques*, Kap. VIII), daß die wahre Rettung nicht darin besteht, «die Menschheit mit Gott gleichzusetzen ..., sondern zu beweisen, daß Gott, wenn er überhaupt existiert, ihr Feind ist».

² J. BENDA, *Trahison des Clercs*, a.a.O., Schluß.

chen Kräften provoziert werden, die im gesunden Körper der Völker und Staaten wie Bakterien bei der Entstehung von Krankheiten wirken; daß der Nationalismus, wie er sich zu seinen Zeiten zeigte, nur eine Maske für die Revolution war; daß schließlich die Revolution im wesentlichen ein internationales Faktum ist, wobei die einzelnen revolutionären Geschehnisse nur die lokalen und teilweisen Erscheinungen eines einheitlichen Stromes des Umsturzes von weltweiten Ausmaßen darstellen. Metternich erkannte überdies mit vollkommener Klarheit den Zusammenhang der verschiedenen Abstufungen der Revolution: Liberalismus und Konstitutionalismus bauen zwangsläufig den Weg für die Demokratie, diese bereitet den Sozialismus vor, dieser dann den Radikalismus, und am Schluß steht der Kommunismus, so daß die ganze liberale Revolution des dritten Standes nur dazu diene, der Revolution des vierten Standes den Weg zu ebnen. Diese wird dann unerbittlich die Vertreter des Liberalismus mitsamt ihrem Gefolge absetzen, sobald sie ihre Aufgabe als Vorkämpfer zum Öffnen der Breschen erfüllt haben.⁴ Deshalb bezeichnete Metternich einen Kompromiß mit der Subversion als einen Wahnsinn. Ihr durch Nachgeben die Hand zu reichen, bedeutet, sie späterhin dazu einzuladen, zuerst den Arm und dann den ganzen Körper zu fordern. Nachdem er das revolutionäre Phänomen in seiner Einheit und seinem Wesen erfaßt hatte, zeigte Metternich die einzig mögliche Gegenmaßnahme auf: die ebenfalls übernationale Front aller traditionellen Staaten, der defensive, aber auch offensive Bund aller Herrscher göttlichen Rechts. Das war die Heilige Allianz. Leider fehlten die Voraussetzungen, daß ein so großartiger Gedanke zur vollen Entfaltung kommen konnte, und zwar fehlten sowohl die materiellen wie auch die geistigen Voraussetzungen. Neben Metternich gab es nicht genügend Männer und Führer, die dieser Aufgabe gewachsen waren. Die Einheit einer defensiven Front auf politisch-sozialer Ebene war ein klarer und selbstverständlicher Plan; aber sehr viel weniger klar war das Leitbild, das als positiver Bezugspunkt und als Weihe für diese Allianz hätte dienen können, so daß sie tatsächlich als *heilig* hätte gelten können. Schon im Bereich der Religion fehlte die Einheit, denn der Bund umfaßte nicht nur katholische Herrscher, sondern auch protestantische

³ Vgl. E.MALINSKY und L. DE PONCINS, *La guerre occulte*, Paris, 1936.

⁴ Vgl. H.VON SRBIK, *Metternich*, München 1925. F.ENGELS schrieb anlässlich der ersten Erfolge der liberalen Revolution im Jahre 1848 (*Neue Brüsseler Zeitung* vom 23. Januar) diese wohl äußerst bedeutsamen Worte: «Die Herren glauben wirklich, sie arbeiteten für sich selbst. Sie sind beschränkt genug zu glauben, daß mit ihrem Siege die Welt ihre definitive Gestaltung bekomme. Und doch ist nichts augenscheinlicher, als daß sie nur uns, den Demokraten und Kommunisten, den Weg bahnen, daß sie höchstens einige Jahre unruhigen Genusses erobern werden, um alsdann sofort wieder gestürzt zu werden. Überall steht hinter ihnen das Proletariat ... Kämpft nur mutig fort, ihr gnädigen Herren vom Kapital. Wir haben euch vorerhand nötig, wir haben sogar hie und da eure Herrschaft nötig. Ihr müßt uns die Reste des Mittelalters und die absolute Monarchie aus dem Wege schaffen, ihr müßt den Patriarchalismus vernichten, ihr müßt zentralisieren, ihr müßt alle mehr oder weniger besitzlosen Klassen in wirkliche Proletariat, in Rekruten für uns verwandeln, ihr müßt uns durch eure Fabriken und Handelsverbindungen die Grundlage der materiellen Mittel liefern, deren das Proletariat zu seiner Befreiung bedarf. Zum Lohn dafür sollt ihr eine kurze Zeit herrschen ... Aber vergeßt nicht: Der Henker steht vor der Tür.» (bei SRBIK *a.a.O.*, II, S.275).

und orthodoxe, so daß er nicht einmal die unmittelbare und verpflichtende Billigung der Kirche hatte, deren Oberhaupt auch nicht beirat. Die Unterstützungen wurden, im Grunde genommen, mehr für weltliche und zufällige als für spirituelle Zwecke gegeben. Es wäre jedoch ein Wiederaufkommen des Geistes des Mittelalters, besser noch der Kreuzzüge, notwendig gewesen: nicht nur Unterdrückung allein und die Verpflichtung zum militärischen Eingreifen überall dort, wo im Gebiet der Allianz die Flamme der Revolution aufloderte, sondern zusätzlich zu derartigen Maßnahmen etwas wie ein neuer Templergeist, ein Orden, ein Block von Männern, vereint im Leitbild, unerbittlich in der Handlungsweise, Männer, die in jedem Land lebendiges Zeugnis ablegen für einen höheren Typus Mensch, aber nicht die Leute, die den Hof und die Salons bevölkerten, die Polizeiminister, die vorsichtigen Kirchenvertreter und die Diplomaten, die sich nur um ein «System des Gleichgewichts» sorgten. Gleichzeitig hätte ein Eingriff im Bereich der Welt- und Lebensanschauungen erfolgen müssen. Aber wer waren die Vertreter des reinen traditionellen Geistes, die in diesem Zeitraum fähig gewesen wären, die Brandherde der rationalistischen, aufklärerischen und verwissenschaftlichten Geisteshaltung auszumerzen, die der wahre Sauerteig der Revolution waren? Wo waren diejenigen, die jene Kultur bloßstellen vermocht hätten, der zu frönen seit dem 18. Jahrhundert sogar an den Höfen und in der Aristokratie Mode war? Wo waren sie, die fähig dazu gewesen wären, eher mit Spott als mit Ketten diejenigen aufzuhalten, die sich in romantischer Weise als Apostel und Märtyrer der «großen und edlen Idee der Revolution» und der «Freiheit der Völker» aufspielten? Ohne wahre Seele und entstanden genau zu dem Zeitpunkt, an dem das Heilige Römische Reich durch den freiwilligen Verzicht der Habsburger sogar als bloßer Titel aufgehört hatte zu bestehen, zur selben Zeit, in der Wien als sein Zentrum vor allem als «Stadt der Walzer» brillierte, löste sich schließlich die Heilige Allianz auf, nachdem sie Europa noch ein Intermezzo relativen Friedens und ruhiger Ordnung gesichert hatte. Damit traf das Spiel der revolutionären Nationalismen, das die vorangehenden politisch-dynastischen Einheiten nunmehr aufgesplittet hatte, nur noch auf unwesentlichen Widerstand.

Mit dem Ersten Weltkrieg, der russischen Revolution und dem Zweiten Weltkrieg kann man endgültig sagen, daß sich die entscheidenden Ereignisse in Richtung Endzeit überstürzen.

1914 stellten die Kaiserhöfe noch einen Rest des feudalen und aristokratischen Europa in der westlichen Welt dar - trotz unleugbarer Aspekte militaristischer Vormachtsbestrebungen und einiger verdächtiger Verbindungen mit dem Kapitalismus, wie sie sich vor allem im wilhelminischen Deutschland zeigten. Der Zusammenschluß gegen sie war erklärtermaßen ein Zusammenschluß des dritten Standes gegen die überlebenden Kräfte des zweiten Standes; es war ein Zusammenschluß der Nationalismen und der großen Demokratien, die sich mehr oder weniger auf die «unsterblichen Prinzipien» der französischen Revolution beriefen und mithelfen wollten, im internationalen Bereich einen entscheidenden Schritt nach vorwärts zu tun⁵, was nicht verhinderte, daß die humanitäre und patriotische Ideologie gleich-

zeitig einer gierigen und auf Herrschaft ausgehenden Industrie den Weg ebnete. Der Weltkrieg 1914-1918 weist wie wenig andere Kriege in der Geschichte alle Anzeichen eines Zusammenpralls nicht zwischen Staaten und Nationen, sondern zwischen Ideologien verschiedener Kasten auf. Daraus resultierte unmittelbar und gewollt die Zerstörung des kaiserlichen Deutschland und des katholischen Österreich und mittelbar der Zusammenbruch des Zarenreichs sowie die kommunistische Revolution. Weiterhin entstand daraus in Europa eine so chaotische und widersprüchliche, politisch-wirtschaftliche Situation, daß sämtliche Voraussetzungen für einen neuen Weltkonflikt vorhanden waren.

Dieser war dann mit dem Zweiten Weltkrieg 1939-1945 gegeben. Hier waren die ideologischen Lager anfangs nicht so genau getrennt wie im Ersten Weltkrieg. Staaten wie Deutschland und Italien, die sich antidemokratisches, autoritäres Gedankengut angeeignet und sich gegen die Linkskräfte zusammengefunden hatten, schienen andererseits - da sie zu Beginn des Krieges das Recht der «Nationen ohne Lebensraum» gegen die weltweite Herrschaft des Kapitals behaupteten - auf der internationalen Ebene beinahe eine Art Marxismus zu vertreten, gaben sie ihrem Feldzug doch die Bedeutung eines Aufstandes des vierten Standes gegen die großen Demokratien, in denen sich die Macht des dritten Standes gefestigt hatte. Aber im gesamten, und besonders nach dem Eingreifen der USA, bildete sich als vorherrschende Ideologie immer deutlicher diejenige heraus, die schon den ersten Weltkrieg mitgeformt hatte, d. h., es entwickelte sich ein Kreuzzug der demokratischen Nationen, die beabsichtigten, die noch durch «rückschrittliche Herrschaftssysteme» versklavten Völker zu «befreien».⁶ Aber auch das sollte rasch zu einer bloßen Fassade für neue Gruppierungen werden. Indem sie sich mit Sowjetrußland verbündeten, nur um die «Achsen»-Mächte zu zerschlagen, und da sie nicht einmal von einem unbedachten Radikalismus absahen, wiederholten die demokratischen Mächte den Fehler desjenigen, der glaubt, die Kräfte des Umsturzes straflos für eigene Zwecke gebrauchen zu können, aber nicht weiß, daß auf Grund einer unerbittlichen Logik beim Zusammentreffen oder beim Zusammenprall der Kräfte zweier verschiedener Abstufungen der Subversion diejenige, die der extremeren Stufe entspricht, schlußendlich die Oberhand gewinnen muß. In Wirklichkeit konnte man klar erkennen, wie von sowjetischer Seite der «demokratische Kreuzzug» nur als

⁵ (siehe Seite 394, unten) Das wurde ausdrücklich in einer geheimen internationalen Zusammenkunft der Freimaurerei erklärt, währenddessen der erste Weltkrieg noch im Gange war; vgl. L. DE PONCINS, *La Societe des Nations, super-etat maqonnique*, Paris, 1937.

⁶ Was die Unsicherheit der ideologischen Lager im zweiten Weltkrieg betrifft, muß vor allem das negative Wesensmerkmal aufgezeigt werden, wie es sich im «Totalitarismus» und in den neuen Formen des diktatorischen «Bonapartismus» der zwei «Achsen»-Mächte herausbildete. Bei der weiteren Macht des «Dreierpaktes», also Japan, wäre es interessant gewesen, das Ergebnis eines zuvor noch nie stattgefundenen Versuchs zu sehen, nämlich eine rein äußerliche «Europäisierung», neben der sich im Inneren der traditionale Geist eines Reiches göttlichen Rechts erhielt. Die im Sinne der Tradition negativen und positiven Aspekte des Faschismus werden bei J. EVOLA, *Il fascismo - Saggio di una analisi critica dal punto di vista della Destru* (Rom, 1964) untersucht.

gern entgegengenommene Vorbereitungsarbeit für die weltweiten Pläne des Kommunismus aufgefaßt wurde. Das Ende des Kreuzzuges bedeutete auch das Ende jener zweifelhaften Allianz, und das echte Ergebnis des Zweiten Weltkrieges war die Ausschaltung Europas als Faktor der großen Weltpolitik, das Hinwegfegen jeder Zwischenform und die Frontstellung von Amerika (USA) und Rußland als übernationale Vertreter der Kräfte des dritten bzw. vierten Standes.

Wie ein eventueller, bewaffneter Konflikt zwischen diesen beiden Mächten ausgehen mag, ist schließlich unwesentlich. Die bestimmenden Faktoren einer Art innerliegender Gerechtigkeit sind in Gang gesetzt, und in jedem Fall wird der einmal ausgelöste Prozeß auf irgendeine Weise bis zum Ende weiterlaufen. Damit wird auch ein dritter Weltkrieg in seinen sozialen Folgen so ausfallen, daß er endgültig den Sieg des vierten Standes festlegen wird: sei es durch Gewalt oder im Rahmen der «Entwicklung», in dieser oder in einer anderen Form.

Mehr noch: im Bereich des politischen Machtstrebens nach Weltherrschaft stehen sich heute zwar Rußland und Amerika als Gegner gegenüber. Aber wenn wir die vorherrschenden Leitbilder und Themen in beiden Kulturkreisen nach ihrem innersten Wesen untersuchen, wenn wir ihre Ideale und vor allem die tatsächlichen Veränderungen genauer betrachten, die, einem zentralen Strom folgend, in beiden Ländern alle Werte und Lebensinteressen erlitten haben oder erleiden, entdecken wir am Ende eine Übereinstimmung und geistige Verwandtschaft. Rußland und Amerika enthüllen sich als zwei verschiedene Ausdrucksformen für ein und dieselbe Sache, als zwei Wege zur Herausbildung jenes Menschentypus, der den Schlußpunkt der Prozesse darstellen muß, die eben den Fortgang der modernen Welt bestimmen. Auf diese Übereinstimmung soll in der Folge kurz hingewiesen werden. Nicht nur als politische Mächte, sondern auch als «Kulturen» sind Rußland und Amerika sozusagen wie die zwei Greifarme einer einzigen Zange, die von Osten und Westen rasch den Kern des antiken Europa umschließt, das nunmehr seiner Energien und seiner Männer beraubt dasteht. Die äußeren Konflikte, die neuen Krisenherde und die neuen Zerstörungen sind hier nur Mittel, endgültig die Bahn freizumachen für die verschiedenen Variationen der Welt des vierten Standes.

16. Der Zyklus geht zu Ende

a) Rußland

Schon die bolschewistische Revolution wies typische Züge auf, die es wert sind, hervorgehoben zu werden. Die romantischen, stürmischen, chaotischen und irrationalen Wesenszüge, wie sie für andere Revolutionen und besonders die französische charakteristisch waren, nahmen in ihr nur einen sehr bescheidenen Raum ein. Deutlich erkennt man jedoch, daß in ihr Intelligenz, ein wohldurchdachter Plan und eine Technik am Werke waren. Lenin studierte von Anfang an das Problem der proletarischen Revolution genau so, wie ein Mathematiker an eine höhere Rechenaufgabe herangeht, und analysierte es kühl und in Ruhe, selbst in den kleinsten Details. Seine Worte dazu: «Märtyrer und Helden sind für die Sache der Revolution nicht notwendig. Sie hat vielmehr eine Logik und eine eiserne Hand vonnöten. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Revolution auf das Niveau des Dilettanten zu senken, sondern den Dilettanten auf das Niveau der Revolution zu erheben.» Die Ergänzung dazu war die Tätigkeit Trotzky's, der aus der Frage des Aufstandes und des Staatsstreiches nicht so sehr eine Frage der Massen und des Volkes, sondern vielmehr diejenige einer speziellen Technik werden ließ, die den Einsatz von geschulten und gut geführten Kampftruppen verlangte.¹

Bei den Führern läßt sich in den Leitideen und deren Ausführung eine erbarmungslose Konsequenz feststellen. Sie bleiben gleichgültig gegenüber den praktischen Folgen und dem namenlosen Unglück, das sich aus der Anwendung abstrakter Prinzipien ergab. Der Mensch existiert für sie nicht. Mit dem Bolschewismus gelangen gleichsam Elementarkräfte in einer Gruppe von Menschen zur Verkörperung, die die grausame Kräfteballung des Fanatikers mit exakter Logik und Methode verbinden, wobei der Blick nur auf das für den Zweck geeignete Mittel gerichtet wird, genau wie das für den Techniker charakteristisch ist. Erst in einer zweiten, von ihnen hervorgerufenen und größtenteils innerhalb vorbestimmter Grenzen gehaltenen Phase kam es zur Entfesselung des Untergrundes des alten russischen Reichs, zur Terrorherrschaft der Masse, die versuchte, alles, was mit den vorher regierenden Klassen und der russisch-bojarischen Kultur im allgemeinen in Zusammenhang stand, zu zerstören und in Raserei auszurotten.

Ein weiterer charakteristischer Zug dabei ist, daß, während die vorhergehenden Revolutionen in ihrer Dämonie fast immer den Händen derer entglitten, die sie entfacht hatten, so daß die Revolutionen ihre eigenen Kinder fraßen, das in Rußland nur in einem geringen Ausmaß geschah. Eine

¹ Vgl. C. MALAPARTE, *La technique du coup d'etat*, Paris, 1931, S. 13ff.

Beständigkeit der Macht und des Terrors hat sich gebildet. Wenn auch die unerbittliche Logik der roten Revolution nicht gezögert hat, diejenigen Bolschewiken zu eliminieren und auszulöschen, die von der orthodoxen Richtung abweichen wollten - ohne daß man dabei auf die Personen Rücksicht nahm und ohne Skrupel bei der Wahl der Mittel -, so gab es doch im Zentrum weder Krisen noch erhebliche Schwankungen. Und das ist ein ebenso charakteristischer wie unheimlicher Wesenszug. Hier kündigt sich die Epoche an, in der die dunklen Kräfte aufhören, wie in der Vergangenheit nur hinter den Kulissen zu wirken und mit der Menschenwelt eine Einheit zu bilden beginnen, da sie die ihnen passende Verkörperung in Menschen gefunden haben, in denen die Dämonie mit der größtmöglichen Geistesstärke, mit einer methodischen Konsequenz und einem präzisen Machtstreben einhergeht. Eine derartige Erscheinung ist eines der hervorstechendsten Merkmale des Endpunktes eines jeden Zyklus.

Was die Idee des Kommunismus betrifft, wird jeder getäuscht, der vergißt, daß es im Kommunismus zwei Wahrheiten gibt. Die eine, die sozusagen esoterische, hat dogmatischen und unabänderlichen Charakter entsprechend den Grundprinzipien der Revolution und kommt in den Schriften und Anweisungen der ersten bolschewistischen Periode zum Ausdruck. Die zweite ist eine wandelbare, «realistische» Wahrheit, die von Fall zu Fall angefertigt wird und oft sogar im scheinbaren Gegensatz zur ersten Wahrheit steht, wobei auch Kompromisse mit den Vorstellungen der «bourgeoisen» Welt möglich sind (Vaterlandsgedanke, Abschwächungen des Kollektiveigentums, Mythos des Slawentums etc). Die Spielarten dieser zweiten Wahrheit werden auf die Seite geschoben, sobald sie ihre taktische Aufgabe erfüllt haben; sie sind bloße Werkzeuge im Dienste der ersten Wahrheit, und diejenigen, die sich durch sie einnehmen lassen und irgendwann einmal glauben, daß der Bolschewismus nun «überwunden» sei, daß er sich «weiterentwickelt» hätte und sich normalen Staatsformen und üblichen internationalen Beziehungen annähere, sind nur naiv.

Aber auch hinsichtlich der ersten Wahrheit soll man sich nicht täuschen: Der marxistische Wirtschaftsmythos ist dabei nicht das Hauptelement. Das Hauptelement ist die Leugnung jedes Wertes im spirituellen und transzendenten Bereich: die Philosophie und die Soziologie des historischen Materialismus sind bloßer Ausdruck einer derartigen Leugnung, sie sind eine ihrer Folgen und nicht umgekehrt, genauso wie die entsprechende kommunistische Praxis nur eine der Methoden ist, um sie systematisch zu verwirklichen. Wichtig ist dabei die Konsequenz, zu der man gelangt, wenn man diesen Weg bis zu Ende geht, nämlich zur Einfügung, d.h. Auflösung des Einzelmenschen im sogenannten «Kollektiv», dessen Recht die Alleinherrschaft ausübt. Eben die Ausmerzung von allem, was im Menschen den Wert einer autonomen Persönlichkeit ausmacht, und von allem, was für ihn ein vom Kollektiv losgelöstes Interesse bilden kann, ist das Ziel in der kommunistischen Welt. Insbesondere gehören die auf allen Ebenen stattfindende Mechanisierung, Entgeistigung und Rationalisierung jeder Tätigkeit zu den für diesen Zweck eingesetzten Mitteln. Damit sind diese Vorgänge auch

nicht mehr wie in der alten europäischen Kultur die erlittenen und bejammerten Folgen fataler Prozesse. Nachdem jedweder Horizont auf das Wirtschaftliche beschränkt ist, wird die Maschine zum Mittel einer neuen messianischen Versprechung, und auch die Rationalisierung erweist sich als einer der Wege, um den «Überresten» und «individualistischen Planlosigkeiten» der «bourgeoisien Ära» ein Ende zu bereiten.

Die Abschaffung des Privateigentums und des privaten Unternehmertums, die als Grundidee der inneren Lehre des Kommunismus unabhängig von zufälligen nützlichen Anpassungen bestehen bleibt, stellt somit in der UdSSR nur eine Episode und ein zielgerichtetes Mittel dar. Das Ziel ist, wie gesagt, die Verwirklichung des Massenmenschen und des totalen Materialismus in jedem Bereich, was in einem offenbaren Mißverhältnis zu allem steht, was man von irgendeinem bloß wirtschaftlichen Mythos ableiten könnte. Dieses System betrachtet das «Ich», die «Seele» und den Begriff des «Mein» als bourgeoise Illusionen und Vorurteile, als fixe Ideen, Ursprung aller Übel und Mißstände, von denen eine darauf abgestimmte, realistische Kultur und eine dementsprechende Erziehung den Menschen der neuen marxistisch-leninistischen Kultur werden befreien müssen. So geht man daran, alle individualistischen, anarchistischen und humanistisch-romantischen Übergriffe aus der Zeit, die wir als abendländischen Irrealismus bezeichnet haben, en bloc auszulöschen. Der Ausspruch von Zinovieff: «In jedem Intellektuellen entdeckte ich einen Feind der Sowjetmacht» ist bekannt, wie auch die Absicht bekannt ist, aus der Kunst eine Kunst für die Masse werden zu lassen. Sie soll aufhören, sich mit «Psychologie» und persönlichen Fragen einzelner Menschen zu befassen, sie soll nicht dem Genuß parasitärer Oberschichten dienen und auch keine individuelle Schöpfung sein, sondern unpersönlich werden und sich in einen «mächtigen Hammer» verwandeln, «der die Arbeiterklasse zum Handeln aufruft». Daß wenigstens die Wissenschaft von der Politik, d.h. vom kommunistischen Leitbild als formender Kraft, absehen und «objektiv» sein könnte, wird geleugnet, und man sieht darin eine gefährliche «konterrevolutionäre» Abweichung. Charakteristisch dafür war der Fall von Vasilyeff und anderen Biologen, die nach Sibirien verbannt wurden, weil die von ihnen unterstützte Vererbungstheorie den Faktor «Vererbung» und «angeborene Verhaltensweise» anerkannte und den Menschen nicht als amorphe Substanz darstellte, die erst durch den bestimmenden Einfluß der Umweltbedingungen Form annimmt, so wie es der Marxismus will, und daher mit der zentralen Idee des Kommunismus in Widerspruch stand. Was es auf dem Gebiet des evolutionistischen Materialismus und der soziologischen «Wissenschaft» an extremen Theorien im westlichen Denken gibt, wird in Form eines Dogmas und eines «Staatsdenkens» einbezogen, damit sich in den neuen Generationen eine Gehirnwäsche vollziehe und eine dementsprechende, zutiefst entwurzelte Geisteshaltung bilde. Über den antireligiösen Feldzug, der hier nicht den Charakter eines einfachen Atheismus, sondern einer echten und wirklichen Gegenreligion hat, weiß man genügend Bescheid. In ihm verrät sich das vorhin erwähnte, innerste Wesen des Bolschewismus, der auf diesem Wege die geeignetsten

Mittel organisiert, um die große Krankheit des westlichen Menschen auszumerzen, nämlich jenen «Glauben», jenes Bedürfnis zu «glauben», das zum Ersatz wurde, als die Möglichkeit echter Kontakte mit der Überwelt verlorenging. In eine ähnliche Richtung gehend, denkt man auch daran, eine «Gefühlserziehung» einzuführen, damit die Probleme des «bourgeoisien Menschen», die Sentimentalität, die erotische Besessenheit und die Leidenschaft beseitigt würden. Nach der Einebnung der Klassen, wobei nur noch die Gliederungen anerkannt werden, die von der Technokratie und dem totalitären Apparat aufgezwungen werden, kommt es zur Gleichmacherei der Geschlechter. Die völlige Gleichschaltung der Frau gegenüber dem Mann wird auf allen Gebieten gesetzlich festgelegt, und das Ideal besteht darin, daß sich nicht Frauen und Männer gegenüberstehen, sondern «Genossen» und «Genossinnen». So wird auch der Familienstand ungern gesehen, und zwar nicht nur in der Form, wie sie in der «Ära des heroischen Rechts» bestand, sondern auch in seinen Überresten aus der traditionalistischen und häuslichen bourgeoisien Zeit mit ihren Sentimentalitäten und Konventionen. Der sogenannte *Zags* bedeutete schon eine typische Umkehr in diesem Sinn; in jedem Fall sind die vielfältigen Aktionen bekannt, die in der UdSSR stattfinden, damit die Erziehung im wesentlichen Sache des Staates würde und das Kind das «kollektive» Leben dem Familienleben vorziehe.

Nach der ersten sowjetischen Verfassung war strenggenommen jeder Ausländer automatisch Mitglied der Sowjetunion, wenn er proletarischer Arbeiter war, wohingegen ein Russe, der nicht proletarischer Arbeiter war, davon ausgeschlossen und sozusagen ausgebürgert war und zu einem Paria ohne juristische Persönlichkeit wurde.² Nach der strikten kommunistischen Orthodoxie galt Rußland einfach als das Land, worin die Weltrevolution des vierten Standes bereits gesiegt und sich organisiert hatte, um sich weiterhin auszubreiten. Das russische Volk hatte neben der Mystik der Gemeinschaft immer schon einen nicht ganz klaren messianischen Impuls in sich getragen: es hatte sich als das gottbringende Volk gesehen, dazu bestimmt, das Werk der universalen Erlösung zu vollbringen. Dies alles ist in umgekehrter Gestalt wiederaufgenommen und mit marxistischen Begriffen auf den heutigen Stand gebracht worden. Gott hat sich in den irdisch gewordenen und kollektivisierten Menschen verwandelt, und das «gottbringende» Volk ist das Volk, das seine Kultur mit allen Mitteln auf der gesamten Erde zum Sieg führen wird. Die darauffolgende Abschwächung der Extremform dieses Leitsatzes durch die Verurteilung des Trotzismus ändert nichts daran, daß sich die UdSSR noch immer, nicht nur rechtens, sondern sogar verpflichtet fühlt, überall auf der Welt einzuschreiten, wo es den Kommunismus zu unterstützen gilt.

² Vgl. *Russische Verfassung 1918*, §§ 20-22; M.SERTOLI, *La costituzione russa*, Florenz, 1928, S. 67-85. Man gelangte also zu folgender paradoxer Umkehrung: die Paria, die sich in einer allmächtigen Organisation gesammelt hatten, verurteilten alle die zum Pariastatus, die in irgendeiner Weise jenen Werten anhängen oder jenen Klassenprinzipien treu blieben, die in der Tradition den Nicht-Paria ausmachten.

Vom historischen Gesichtspunkt aus scheint mit der Machtergreifung Stalins der Mythos der «Revolution» im alten Sinne, die immer mit Chaos und Unordnung einherging, schon in weite Entfernung gerückt zu sein: man strebt statt dessen mit dem Totalitarismus eine neue Form von Ordnung und Einheit an. Die Gesellschaft wird zu einer Maschine, in der es einen einzigen Motor gibt, nämlich den kommunistischen Staat. Der Mensch ist nur ein Hebel oder ein Rad in dieser Maschine, und wenn er sich widersetzt, wird er sofort vom Getriebe erfaßt und zermalmt, denn der Wert des Menschenlebens gilt darin nichts, und jede Schandtat ist erlaubt. Stoff und Geist sind in diesem einzigen Unternehmen zusammengefaßt, so daß die UdSSR sich als ein Block erweist, dem sich nichts zu entziehen vermag, der gleichzeitig Staat, Wirtschaftsimperium und Kirche ist und somit ein sowohl politisch-ideologisches als auch wirtschaftlich-industrielles System darstellt. Hier haben wir das Ideal des Überstaates als grausige Umkehrung des traditionellen, organischen Ideals.

Von höchster, allgemeiner Wichtigkeit erweisen sich für uns im sowjetisch-kommunistischen Ideal diejenigen Aspekte, in denen etwas wie eine ganz eigene Askese oder Läuterung im großen versucht hat oder noch versucht, ganz radikal das individuelle und humanistische Element zu überwinden und zum Prinzip der absoluten Realität und Unpersönlichkeit zurückzukehren, wobei dieses jedoch auf den Kopf gestellt wird und nicht nach oben, sondern nach unten ausgerichtet ist, nicht auf das über dem Menschen Liegende, sondern auf das Unterpersönliche, nicht auf einen Organismus, sondern auf einen Mechanismus und schließlich nicht auf eine geistige Befreiung, sondern auf eine vollkommene, gesellschaftliche Verknechtung zielt.

Daß in der Praxis der primitive Status der großen, so verschiedenartigen Masse, aus der sich die UdSSR zusammensetzt und aus der durch die Massaker beinahe alle höherstehenden Elemente verschwunden sind, die tatsächliche Bildung des «neuen Menschen», des «Sowjetmenschen» noch in eine ferne Zukunft verschiebt, ist nicht so sehr wesentlich. Die *Richtung* ist gegeben. Der Endmythos der Welt des vierten Standes hat eine genau umrissene Gestalt angenommen, und eine der größten Machtkonzentrationen der Welt steht ihm zur Verfügung - eine Macht, die gleichzeitig Zentrale ist für eine organisierte, unterirdische oder auch offene Aufwiegelungstätigkeit bei den internationalen Volksmassen und farbigen Völkern.

b) Amerika

Wenn der Bolschewismus nach den Worten Lenins in der römisch-germanischen Welt «das größte Hindernis für die Heraufkunft des neuen Menschen» sah und es ihm dadurch, daß er aus der Blindheit der sich in einem «Kreuzzug» befindlichen demokratischen Staaten seinen Vorteil zog, gelungen ist, diese Welt praktisch auszulöschen - zumindest soweit sie auf die Richtung des Schicksals von Europa hätte Einfluß nehmen können -, so erblickte der Bolschewismus in *Amerika* (USA) eine Art verheißenes Land. Nachdem die alten Götter verschwunden waren, mußte die Lobpreisung des technisch-mechanischen Ideals zu so etwas wie «Amerika als Religion» führen. «Der revolutionäre Sturm Sowjetrußlands muß sich mit dem Rhythmus des amerikanischen Lebens verbinden.» «Die in Amerika schon bestehende Mechanisierung zu stärken und auf alle Gebiete auszudehnen, ist die Aufgabe des neuen proletarischen Rußland» -, das sind beinahe offizielle Anweisungen. So hatte Gasteff einen «Superamerikanismus» verkündet, und der Dichter Majakowskij widmet Chikago, der «elektro-dynamo-mechanischen Metropole», seinen kollektivistischen Hymnus.³ Hier tritt offensichtlich Amerika als die verhaßte Hochburg des «kapitalistischen Imperialismus» hinter das Amerika zurück, das sich als Kultur der Maschine, der Masse und der Technokratie zeigt. Die Hinweise auf eine Geistesverwandtschaft, weit davon entfernt, nur rein äußerlich zu sein, finden in Elementen aus vielen anderen Gebieten ihre Bestätigung.

Welche und wie vielschichtig die Unterschiede zwischen Rußland und Nordamerika auf ethnischem, historischem und charakterlichem Gebiet sind, ist jedem bekannt und bedarf keiner sonderlichen Betonung. Diese Unterschiede können jedoch einer grundlegenden Tatsache nichts anhaben: Teile eines «Ideals», das im Bolschewismus als solches noch nicht existiert oder erst mit rohen Maßnahmen aufgezwungen werden muß, fanden auf Grund einer quasi spontanen Entwicklung in Amerika ihre Verwirklichung, als ob sie natürlich und selbstverständlich wären. So bewahrheitete sich in einem viel größeren Ausmaß, als Engels dachte, seine schon erwähnte Prophezeiung, daß es eben die kapitalistische Welt sein werde, die der Welt des vierten Standes den Weg ebnen würde.

Auch Amerika hat durch seine ihm eigene Lebens- und Weltanschauung eine «Kultur» begründet, die der genaue Gegensatz der alten europäischen Tradition ist. Denn es hat endgültig der Religion des Praktischen und der Leistung zum Durchbruch verholfen, und es hat das Hauptaugenmerk auf den Gewinn, auf die große industrielle Produktion und auf die mechanische,

³ R. FULÖP-MILLER, *Mind and face of the Bolshevism*, London-New York, 1927, ital. Übersetzung Mailand², 1927, S.13ff., 21ff. Selbst STALIN (*Prinzipien des Leninismus*, ital. Übersetzung Rom², 1949, S. 126-128) erklärte, daß die Verbindung des revolutionären Geistes mit dem Amerikanismus «den Stil des Leninismus ... in der Arbeit der Partei und des Staates» sowie «den vollkommenen Typus des leninistischen Kämpfers» ausmachte.

sichtbare und mengenmäßig erfäßbare Leistung gerichtet, so daß alles andere daneben unwesentlich geworden ist. Es hat eine Großartigkeit geschaffen, die ohne Seele und rein technisch-kollektiver Natur ist, bar jedes transzendenten Hintergrundes, bar jedes Lichtes der Innerlichkeit und bar jeder wahren Geistigkeit. Amerika hat auch der Auffassung, die den Menschen als Qualität und Persönlichkeit in einem organischen Gefüge sieht, seine eigene gegenübergestellt, die ihn zu einem bloßen Werkzeug der Produktion und materiellen Leistung in einem zusammengewürfelten Gesellschaftshaufen macht.

Während beim Gestaltungsprozeß der sowjetisch-kommunistischen Geisteshaltung jener Massenmensch, der schon seit altersher mystisch im Untergrund der slawischen Seele lebte, einen wesentlichen Einfluß darstellt und nur die Ebene seiner rationellen Verkörperung in einer allmächtigen politischen Struktur modern ist, leitet sich in Amerika dieses Phänomen von einer unbeugsamen Notwendigkeit her, derzufolge der Mensch, sobald er sich vom Spirituellen löst und dem Willen einer weltlichen Größe hingibt, abgesehen von irgendwelchen individualistischen Illusionen tatsächlich aufhört, sich selbst zu gehören, und abhängiger Teil einer Wesenheit wird, die er am Ende nicht mehr zu beherrschen vermag und ihn in mannigfaltiger Weise einschränkt. Gerade das Ideal der materiellen Eroberung, das sich rasch mit demjenigen des körperlichen Wohlbefindens und der «prosperity» (Wohlstand) verband, hat die Veränderung und Verkehrung bewirkt, die Amerika aufweist. Mit Recht ist gesagt worden, daß «Amerika auf seiner Jagd nach Reichtum und Macht die Bahn der Freiheit verlassen hat, um jene des Gewinns einzuschlagen ... Alle Energien, die ideellen und sogar die religiösen miteingeschlossen, führen zu ein und demselben produktiven Ziele hin: Wir befinden uns in einer Rentabilitätsgesellschaft, quasi in einer Theokratie der Rentabilität, die mehr dazu neigt, Dinge hervorzubringen als Menschen», oder Menschen, nur soweit sie bessere Produzenten von Dingen sind. «Eine Art Mystik stellt in den USA die Rechte der Gesellschaft über alles. Der Mensch, mehr zum Mittel als zum Zweck geworden, gibt sich mit seiner Rolle, ein Rädchen in der riesigen Maschine zu sein, zufrieden, *ohne einen Augenblick daran zu denken, daß ihn dies schmälern könnte*», «daher der tatsächliche Kollektivismus, der von den Eliten gewollt und von den Massen gedankenlos hingenommen wird und damit in heimtückischer Weise die Selbständigkeit der Menschen untergräbt und ihre Tätigkeit in so enge Bahnen zwingt, daß sie, ohne darunter zu leiden, ja, sogar ohne es zu wissen, ihre eigene Abdankung festlegen». Doch gibt es «keinen Protest, keine Reaktion der großen amerikanischen Masse gegen die kollektive Tyrannei; sie nimmt sie aus freien Stücken hin, wie etwas Selbstverständliches, beinahe als ob es etwas ihr Gemäües wäre».⁴

⁴ A. SIEGFRIED, *Les Etat-Unis d'aujourd'hui*, Paris, 1927, S. 436, 349, 350. Unabhängig davon ist die neuere, entgegengesetzte Erscheinung der sogenannten *beat generation* und *hipsters* zu sehen, bei der zwar eine existentielle Revolte einer gewissen Jugend gegen die amerikanische Kultur besteht, diese aber nur anarchistischen und zerstörerischen Charakter trägt und sich in

Damit zeigen sich wiederum die gleichen Themenkreise, insofern sich auch auf dem allgemeineren Gebiet der Kultur notwendigerweise und spontaner Weise eine Übereinstimmung mit den Leitprinzipien der neuen sowjetischen Welt ergibt.

Wenn auch Amerika nicht daran denkt, alles Intellektuelle einfach zu verbieten, ist es doch gewiß, daß es ihm gegenüber eine instinktive Interesseslosigkeit hegt, sofern es sich nicht als Werkzeug für etwas Praktisches erweist, beinahe als ob es ein Luxus wäre, dem sich nicht zu sehr hingeben darf, wer ernste Dinge im Sinne hat, wie z. B. das *get rich quick* (schnell reich werden), eine Dienstleistung oder eine Kampagne im Namen der einen oder anderen sozialen Wahnidee usw. Im allgemeinen sind es, da die Männer arbeiten, in Amerika die Frauen, die sich mit «geistigen Dingen» beschäftigen. Daher ihr großer Anteil an den tausend Sekten und Gesellschaften, in denen sich Spiritismus, Psychoanalyse und falsche orientalische Lehren mit Humanitarismus, Feminismus und Sentimentalität vermengen. Das ist einfach, abgesehen vom gesellschaftlichen Puritanismus und der Wissenschaftsgläubigkeit, das amerikanische Niveau der «Spiritualität». Und wenn man auch sieht, wie Amerika mit seinen Dollars Vertreter und Werke der alten europäischen Kultur ergattert und diese dann mit Wohlgefallen zur Entspannung der Herrschaften des dritten Standes verwendet, so liegt das wahre Lebens-Zentrum doch immer woanders. Man kann nun einmal an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß in Amerika der Erfinder oder Entdecker irgendeiner neuen Maschine, die die Rentabilität vervielfacht, immer ein größeres Ansehen genießen wird als der althergekommene Typus des Intellektuellen; daß alles, was Gewinn, Wirklichkeit und Aktivität im materiellen Sinn ist, auf der Waage der Werte immer schwerer wiegen wird als das, was von einer Haltung aristokratischer Würde stammt. Hat also Amerika nicht wie der Kommunismus einfach die alte Philosophie offiziell verboten, so hat es etwas viel Besseres zu tun gewußt: es hat durch den Mund von William James verkündet, daß der Nutzen der Prüfstein für das Wahre sei und daß der Wert einer jeden, sogar einer metaphysischen Lehre, an ihrer praktischen Effizienz zu bemessen sei, was dann im Rahmen der amerikanischen Mentalität schließlich fast immer wirtschaftlich-soziale Effizienz heißt. Der sogenannte Pragmatismus ist eines der typischsten Merkmale der gesamten amerikanischen Zivilisation; weiter gehört noch zu diesen Wesensmerkmalen die Theorie von Dewey und der sogenannte Behaviourismus. Dieser ist die genaue Entsprechung der Theorien, die in der UdSSR aus den Ansichten Pawlows über die bedingten Reflexe abgeleitet wurden, und er schließt genau wie diese Theorien das Ich und das Bewußtsein als Wesensprinzipien aus. Die Schlußfolgerung aus dieser typisch «demokratischen» Theorie ist, daß alle alles werden können, unter der Bedingung, daß sie einer gewissen Schulung und Erziehung unterliegen. Das heißt also, daß der Mensch an sich

sich selbst erschöpft, ohne «ein Banner» oder irgendwelche höhere Bezugspunkte zu haben. Vgl. darüber J.EVOLA, *L'Arco e la Clava*, a.a.O., Kap.XIV («La gioventù, i beats e gli anarchici di Destra»),

eine gestaltlose, formbare Substanz darstellt, genau wie es sich der Kommunismus vorstellt, wenn er in der Biologie die Theorie der angeborenen Verhaltensweisen als antirevolutionär und antimarxistisch ansieht. Die Macht, die in Amerika die Werbung, das «*advertising*», hat, erklärt sich übrigens gerade aus der inneren Haltlosigkeit und Passivität der amerikanischen Seele, die in vieler Hinsicht die zweidimensionalen Wesenszüge nicht der Jugend, sondern geradezu der Infantilität aufweist.

Der sowjetische Kommunismus verkündet offiziell den Atheismus. Amerika macht das nicht, aber, ohne es zu bemerken, ja oftmals vom Gegenteil überzeugt, eilt es einen Abhang hinunter, wo nichts mehr von dem geblieben ist, was im Rahmen des Katholizismus religiösen Wert aufwies. Wir haben schon gesehen, wie stark die Religiosität mit dem Protestantismus beschnitten wird. Nach Ablehnung jeglichen Autoritäts- und Hierarchieprinzips, frei von jedem metaphysischen Interesse, ohne Dogmen, Riten, Symbole und Sakramente, ist sie zu einem bloßen Moralismus verarmt, der in den puritanischen, angelsächsischen Ländern und vor allem in Amerika in den Dienst einer konformistischen Masse getreten ist.

Mit Recht unterstreicht Siegfried⁵, daß «die einzig wahre amerikanische Religion der Calvinismus ist, da er jene Lehre darstellt, in der die wirkliche Zelle des gesellschaftlichen Organismus nicht das Individuum, sondern die Gruppe ist», und wo der Reichtum, der in den eigenen Augen wie auch in denen der anderen als Zeichen der göttlichen Auserwähltheit gilt, «es schwer macht, zwischen dem religiösen Streben und der Jagd nach dem Vermögen zu unterscheiden ... Man läßt es als moralisch und wünschenswert zu, daß der religiöse Geist zu einem Faktor sozialen Fortschritts und wirtschaftlicher Entwicklung wird.» Die für übernatürliche Ziele notwendigen Tugenden erscheinen daher als unnütz und sogar schädlich. In den Augen eines echten Amerikaners ist der Asket nur ein Zeitverschwender, ein Schmarotzer der Gesellschaft; der Held im antiken Sinne nur eine Art gefährlicher Narr, der durch geeignete pazifistische und humanitaristische Vorkehrungen zu besiegen ist, während der fanatische, puritanische Moralist von einem strahlenden Heiligenschein umflossen ist.

Ist vielleicht das alles so fern vom Grundsatz eines Lenin, der besagt, «jede übernatürliche und irgendwie den Klasseninteressen fremde Anschauung» sei auszurotten, und jeder Überrest unabhängiger Geistigkeit sei als ansteckendes Übel zu zerstören? Ist das vielleicht nicht derselbe Weg des allmächtigen, verirdichten Menschen, über den in Amerika und in Rußland die technokratische Ideologie Gestalt annimmt?⁶

⁵ *a.a.O.*, S.35-36, 40, 51.

⁶ Eine moderne und bedeutsame Erscheinung in Amerika sind das «Atheistische Christentum» und die Lehre der sogenannten «Theologen des Todes Gottes» (z. B. T. ALTIZER, PAUL VAN BUREN, JOHN A.T. ROBINSON etc.). Für diese Gruppen sollte die Vorstellung Gottes mit seinen Wesensmerkmalen der Transzendenz und der Übernatürlichkeit beseitigt werden, da sie unwirksam und für den modernen Menschen nicht mehr annehmbar sei; man sollte überdies gar nicht mehr von «Gott» sprechen, da sich zuviel traditionelles Gedankengut mit diesem Begriff verbinde. Nur ein einfaches Christentum sollte übrigbleiben, das aber auch noch zu «entmytho-

Auch der folgende Punkt soll in Betracht gezogen werden. Mit der NEP (russ.: Neues Ökonomisches Programm Lenins 1921-1928) hatte man den privaten Kapitalismus nur abgeschafft, um einen Staatskapitalismus an seine Stelle zu setzen: man findet einen zentralisierten Kapitalismus ohne sichtbare Kapitalisten, der sich in einem gigantischen Unternehmen austobt, ohne daß dieses je den Kapital-Einsatz zurückerstatten müßte. In der Theorie ist jeder Sowjetbürger gleichzeitig Arbeiter und Aktionär des allmächtigen und allumfassenden Universalkonzerns des sozialistischen Staates. In der Praxis ist er jedoch ein Aktionär, der keine Dividenden bekommt. Abgesehen von dem, was man ihm zum Leben gibt, fließt der Erlös seiner Arbeit in die Partei, die ihn wiederum in anderen Arbeits- und Industrieunternehmen einsetzt, ohne zu gestatten, daß er bei einem einzelnen bleibt und sich dort ansammelt. Im Gegenteil, die Partei richtet es so ein, daß das Ergebnis zu einer immer größeren Macht des Kollektivmenschen führt, wobei ein deutlicher Zusammenhang mit den Plänen der Weltrevolution und des Weltumsturzes besteht. Man denke nun an das, was wir über die Askese des Kapitalismus als vorwiegend amerikanische Erscheinung sagten, daß also der Reichtum in Amerika, statt Endzweck der Arbeit oder Mittel zu einer außerwirtschaftlichen Größe zu sein oder auch nur zum reinen Vergnügen des einzelnen betrieben zu werden, wiederum zur Schöpfung neuer Arbeit, neuen Gewinns usw. in einer Art Kette verwendet wird, die immer weiter und weiter läuft und keinen Halt mehr gestattet. Bedenkt man dies, muß man von neuem feststellen, daß sich in Amerika hier und da auf freiwilliger Basis und unter einer Herrschaft der «Freiheit» genau das zu verwirklichen beginnt, was die zentralistischen Strukturen des kommunistischen Staates auf gewaltsame Art ebenfalls zu erreichen versuchen. In der verwirrenden Größe der amerikanischen Großstadt also, wo der einzelne - der «Asphalt-cowboy» - seine Nichtigkeit gegenüber dem ungeheuren Reich der Masse, gegenüber den allmächtigen Gruppen und Konzernen, aber auch gegenüber den herrschenden Lebensmaßstäben und den ausgreifenden Wäldern von Wolkenkratzern und Fabriken erkennen muß; ja wo selbst die Herrschenden sklavisch an die Dinge gekettet sind, die sie eigentlich beherrschen sollten - genau dort offenbart sich das Kollektive noch mehr und in einer noch gesichtsloseren Form als in der Tyrannei, die das Sowjetregime auf häufig einfache und willenlose Elemente ausübt.

Die intellektuelle Gleichschaltung, der Konformismus, die aufgezwungene und organisierte Normalisierung im großen sind typisch amerikanische Erscheinungen, stimmen aber trotzdem mit dem sowjetischen Ideal des kollektiv geltenden «Staatsdenkens» überein. Es ist mit Recht behauptet worden, daß jeder Amerikaner, mag er Wilson oder Roosewelt, Bryan oder Rockefeller heißen, ein Prediger ist, der seine Mitmenschen nicht in Ruhe lassen kann, der sich ständig verpflichtet fühlt, zu predigen und sich zu bemühen, jedermann umzustimmen, zu verbessern und auf das Niveau der amerikani-

logisieren» und im Rahmen einer verwaschenen, sozial-humanitären Moral zu verweltlichen wäre.

sehen Standardmoral zu heben, von dem er mit größter Gewißheit annimmt, daß es das höchste ist. Das hat mit dem Abolitionismus (Vereinigung zur Abschaffung bestimmter Mißstände wie Prostitution, Alkoholmißbrauch usw.) in den Sezessionskriegen begonnen und mit dem doppelten demokratischen «Kreuzzug» von Wilson und Roosevelt in Europa geendet. Aber auch im kleinen, mag es sich um das Alkoholverbot, feministische oder pazifistische Propaganda, um eine natürliche Lebensweise oder auch um die Forderung der Erbhygiene handeln, finden sich immer derselbe Geist und derselbe Wille, alles zu standardisieren, und immer wieder das anmaßende Eindringen des Kollektivs und der Gesellschaft in die persönliche Lebenssphäre. Nichts ist falscher als anzunehmen, die amerikanische Seele sei «offen», vorurteilslos: im Gegenteil, es gibt keine andere, die so viele Tabus kennt. Aber sie hat sie sich so zu eigen gemacht, daß sie diese gar nicht mehr bemerkt.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß einer der Gründe für das Interesse der bolschewistischen Ideologie an Amerika daher kommt, daß sie erkannt hat, wie sehr die übergroße Technisierung in der amerikanischen Kultur zum Ideal der Entpersönlichung beiträgt. Die moralische Norm ist auf die praktische des Amerikaners ausgerichtet. Der Komfort für alle und die Überproduktion in der Konsumgesellschaft, die für Amerika typisch sind, wurden um den Preis von Millionen Menschenleben erkaufte, die durch den Automatismus in der Arbeit erniedrigt und zu übertriebenen Spezialisten ausgebildet werden, was wiederum ihren geistigen Horizont beschränkt und jede Feinfühligkeit abstumpft. Anstelle des alten Handwerkers, für den das Gewerbe eine Kunst war, so daß jeder Gegenstand ein persönliches Gepräge trug und, da er von des Handwerkers eigenen Händen angefertigt war, in jedem Falle eine persönliche, unmittelbare und qualitative Kenntnis jenes Gewerbes voraussetzte, sehen wir eine Herde von Parias, die stumpfsinnig mit automatischen und gleichförmigen Gesten, die sich von den Bewegungen ihrer Maschinen kaum noch unterscheiden, Mechanismen beistehen, deren Geheimnisse nur einer kennt, nämlich der, der sie repariert. Hier können sich Stalin und Ford die Hände reichen, und auf natürlichem Wege ist damit ein Kreis geschlossen: die jedem mechanischen und massengefertigten Produkt zugrundeliegende Standardisierung bestimmt und zwingt dieselbe Standardisierung auch demjenigen auf, der dieses Produkt konsumiert. Das führt zur Gleichförmigkeit der Geschmäcker, zu einer allmählichen Reduzierung auf wenige Typen, die derjenigen entgegenkommt, die sich unmittelbar im Geistesleben offenbart. Und alles in Amerika strebt diesem Ziele zu: Gleichschaltung im Rahmen eines *matter of fact* (Tatsächlichkeit) und einer *like-mindedness* (Gleichgesinntheit); das sind dann auch die Losungsworte auf allen Gebieten. Wenn also die Dämme nicht im Treiben des organisierten Verbrechens und anderer wilder Formen der «Überkompensation» (wir haben schon auf die *beat generation* hingewiesen) brechen, wird die amerikanische Seele, die ja mit allen Mitteln von der Last eines eigenen Lebens befreit werden muß, im Fühlen und Denken auf die schon eingefahrenen, klaren und sicheren Geleise der geschäftstüchtigen Moralhelden wie Babbitt

(Romanfigur von S.Lewis) gebracht und damit wieder einfach und schlicht, wie es nur ein Küchengewächs sein kann, und bleibt zudem, fest behütet von den Schutzwällen des «tierischen Ideals des Wohlbefindens» und der optimistisch-sportlichen Weltanschauung, völlig gefeit vor jeder transzendenten Versuchung.

So könnte man bei der Masse der Amerikaner sehr wohl von einer Widerlegung im großen des Descartes'schen Prinzips «Cogito, ergo sum» (ich denke, also bin ich) sprechen. Sie «denken nicht und sind trotzdem», ja nicht selten erweisen sie sich als gefährlich und in manch einem Fall übersteigt ihre Einfachheit die der Slawen bei weitem, da diese doch noch nicht völlig zu «Sowjetbürgern» umgebildet sind.

Die Gleichmacherei erstreckt sich natürlich auch auf die Geschlechter. Die sowjetische Emanzipation der Frau stimmt mit dem überein, was in Amerika die feministische Dummheit - dadurch daß sie aus der «Demokratie» alle logischen Folgerungen zog - in Verbindung mit der materialistischen und rein praxisorientierten Degradierung des Mannes schon seit langer Zeit erreicht hat. Mit den dauernden und wiederholten Scheidungen hat die Auflösung der Familie in Amerika dazu ein Tempo angenommen, wie man es eigentlich in einer Gesellschaft erwartet, die nur «Genossen» und «Genossinnen» kennt. Frauen, die darauf verzichtet haben, solche zu sein, glauben aufzusteigen, wenn sie die eine oder andere männliche Tätigkeit aufnehmen oder ausüben; Frauen, die sogar in ihrem aufreizendsten Gehabe keusch und in den gewagtesten geschlechtlichen Verirrungen banal zu sein scheinen, und solche, die im Alkohol den Weg finden, sich der verdrängten und verschobenen Energien ihrer eigenen Naturen zu entladen⁷; Burschen und Mädchen schließlich, die auf Grund der kameradschaftlichen und sportlichen Vermischung nur noch sehr wenig von der Polarität und dem elementaren Magnetismus der Geschlechter wissen: das sind Erscheinungen rein amerikanischer Natur, auch wenn heute ihre seuchenartige Verbreitung in beinahe der gesamten Welt kaum noch deren Ursprung erkennen läßt. Wenn es im gegenwärtigen Zustand diesbezüglich noch einen nennenswerten Unterschied zur totalen Vermischung gibt, wie sie der Kommunismus anstrebt, fällt er im negativen Sinne aus: er besteht nämlich im Umstand der Frauenherrschaft, auf Grund der in Amerika und allgemein in den angelsächsischen Ländern alle Frauen und Mädchen es als völlig selbstverständlich ansehen, daß man ihnen das Recht einer Art Vorherrschaft und moralischer Unantastbarkeit zubilligt.⁸

In den Anfängen des Bolschewismus gab es Leute, die das Ideal einer Musik auf kollektiv-lärmiger Basis formulierten, um auch diesen Bereich von den gefühlshaften, bürgerlichen Vorstellungen zu reinigen. Genau das hat Amerika im großen Stile verwirklicht und über ein äußerst bedeutungsvolles

⁷ Nach einer Untersuchung der «amerikanischen antialkoholischen Liga» zählte die USA schon 1948 über *acht hunderttausend* junge, chronisch alkoholische Frauen.

⁸ Das zeigt sich auch in der ungeheuren Strenge der Strafbestimmungen, die in einigen nordamerikanischen Staaten für «sexuelle Angriffe» gegen die Frau gelten und die bis zur Todesstrafe gehen.

Phänomen, nämlich den *Jazz*, auf der gesamten Welt verbreitet. In den großen Tanzsälen der amerikanischen Städte, wo sich gleichzeitig einige hundert Paare wie epileptische und automatenhafte Puppen zu schwarzen Klängen schütteln, finden wir im wahrhaftigen Sinn einen «Massenzustand»: hier regt sich unerschwellig das Leben einer mechanistischen kollektiven Wesenheit. Wahrscheinlich gibt es wenige Phänomene, die für die allgemeine Struktur der Welt in ihrer letzten Phase so ausdrucksreich sind wie dieses. Denn für diese Struktur ist die Gemeinsamkeit eines mechanischen, seelenlosen, im wesentlichen aus Bewegung bestehenden Elements mit einem primitivistischen und unterpersönlichen Faktor kennzeichnend, der den Menschen in eine Stimmung wirrer Sinnesempfindungen hineintreibt («ein versteinertes Wald, gegen den das Chaos aufsteht» - H.Miller). Was darüberhinaus im Bolschewismus geplant war und da und dort im Rahmen «theatralischer» Darstellungen des Erwachens der proletarischen Welt realisiert wurde, um eine systematische Aufputschung der Massen zu erreichen, hat in Amerika schon seit langer Zeit in viel größerem Maßstab sein Gegenstück gefunden, und zwar wiederum in spontaner Form: wir sprechen vom hirnlosen Wahn der Sportveranstaltungen, die auf eine plebejische und materialistische Herabwürdigung des Kultes der Tat hinauslaufen; hier finden sich Erscheinungen des Einbrechens des Kollektiven und des Rückfalls in das Kollektive, die übrigens, wie bekannt, schon seit einiger Zeit auch den Ozean überquert haben.

Schon der Amerikaner Walt Whitman, Dichter und Mystiker der Demokratie, kann als Vorläufer jener «kollektiven Poesie» angesehen werden, die zum Handeln anspornt und, wie gesagt, zu den kommunistischen Idealen und Programmen gehört. Eine solche poetische Begeisterung durchdringt jedoch viele Aspekte des amerikanischen Lebens: Sport, Tätigkeitsdrang, Produktion, Dienstleistung. Wie man in der UdSSR annehmen darf, daß entsprechende Entwicklungen die primitivistischen und chaotischen Überreste der slawischen Seele auflösen werden, so ist auch in den Vereinigten Staaten zu erwarten, daß die individualistischen Reste des Geistes der Ranger, der Pioniere des Wilden Westens, sowie aller anderen, die sich noch auslassen und in Gangstertaten, Akten anarchistischen Existenzialistentums oder ähnlichen Unternehmungen einen Ausgleich suchen, zurechtgestutzt und dann vom zentralen Strom aufgesogen werden.

Wenn hier der Ort dafür wäre, würde es ein leichtes sein, mit der Aufzählung analoger Berührungspunkte fortzufahren. In jedem Fall lassen sie schon jetzt in Rußland und Amerika die *zwei Seiten einer einzigen Sache* erkennen, zwei Richtungen, die sich entsprechend den zwei großen Machtzentren der Welt in ihren Zerstörungen treffen. Die eine ist erst im Begriff, sich unter der eisernen Faust einer Diktatur, durch eine alles unter sich begrabende Verstaatlichung und Rationalisierung als Wirklichkeit voll zu gestalten. Die andere stellt die spontane, aus sich selbst entstandene (und deshalb noch viel erschreckendere) Entwicklung einer Menschheit dar, die das, was sie ist, freiwillig ist und so sein *will*, die sich gesund, frei und stark fühlt und aus sich heraus zu denselben Zielpunkten wie die erste Richtung

gelangt, ohne den fast schon personifizierten Schatten des «Kollektivmenschen», der aber doch im Hintergrund steht, aufzuweisen und ohne die fanatisch-fatalistische Hingabe des kommunistischen Slawen zu haben. Aber der, der sehen kann, erblickt hinter der einen wie hinter der anderen «Kultur», hinter der einen wie hinter der anderen Großartigkeit die gleichen Vorboten der Heraufkunft der «Bestie ohne Namen».

Und trotzdem gibt es noch Menschen, die sich der Vorstellung hingeben, die amerikanische «Demokratie» sei das Gegengift gegen den sowjetischen Kommunismus und die Alternative der sogenannten «freien Welt». Allgemein erkennt man eben eine Gefahr sofort, wenn sie sich in Form eines brutalen, körperlichen, von außen kommenden Angriffs zeigt, und man erkennt sie nicht, wenn sie von innen her kommt. Europa erliegt nunmehr seit geraumer Zeit dem Einfluß Amerikas, d.h. der Verkehrung der Werte und Ideale, wie sie der nordamerikanischen Welt zugrunde liegt. Das ist auf eine Art zwangsläufigen Gegenschlag zurückzuführen. Tatsächlich stellt Amerika nämlich, wie jemand richtigerweise gesagt hat, nichts anderes als einen «extremen Westen» dar, also die bis zum Absurden weitergehende Entwicklung derjenigen Grundtendenzen, die sich die moderne westliche Kultur auserkoren hatte. Deshalb ist ein echter Widerstand auch gar nicht möglich, solange man an den Grundsätzen einer solchen Kultur und vor allem an der technischen und produktiven Scheinwelt festhält. Und bei der Ausbreitung dieses immer schneller um sich greifenden Einflusses kann es geschehen, daß beim Zusammenschnappen der Zange von Ost und West um ein Europa, das nach dem Zweiten Weltkrieg, nunmehr ohne wahre Idee, auch politisch aufgehört hat, den Rang einer sich selbst bestimmenden und herrschenden Weltmacht einzunehmen, nicht einmal das Gefühl einer Kapitulation aufkommt. Der endgültige Zusammenbruch wird damit nicht einmal mehr die Größe eines Trauerspieles aufweisen.

Die kommunistische Welt und Amerika, die beide von ihrer universalen Sendung überzeugt sind, drücken eine einzige Realität aus. Wie wir gesagt haben, wird selbst ein möglicher Konflikt zwischen ihnen, im Programm des Weltumsturzes, nur als ein letzter gewaltsamer Schritt zu gelten haben, der das bestialische Opfer von Millionen Menschenleben einschließt, auf daß die letzte Phase des Niedergangs und Machtabstiegs von der einen zur anderen der antiken Kasten bis zur tiefsten hin und bis zur Heraufkunft der kollektivierten Gesamt menschheit zur vollen Wirklichkeit werde. Und auch, wenn sich die von vielen im Zusammenhang mit der Verwendung der Atomwaffen befürchtete Katastrophe nicht ereignen sollte, wird, wenn das skizzierte Schicksal eintritt, diese Kultur der Titanen, der Metropolen aus Stahl, Glas und Zement, der wimmelnden Massen, der Algebra und der die Kräfte der Materie fesselnden Maschinen, der Beherrscher der Himmel und der Meere, eine Welt darstellen, die in ihrer Bahn schwankt und sich daraus zu lösen beginnen wird, um fortzutreiben und sich endgültig in jenen Räumen zu verlieren, wo es kein Licht mehr gibt außer dem unheilvollen Leuchten, das durch ihren eigenen, immer schneller werdenden Fall aufglüht.

Schlußwort

Diejenigen, die nunmehr durch die Augenfälligkeit der Tatsachen dazu gezwungen worden sind, das festzustellen, was sie den «Untergang des Abendlandes» genannt haben, lassen ihren Betrachtungen normalerweise die verschiedensten Appelle folgen, die Abhilfe schaffen und eine Gegenwehr hervorrufen sollen.

Wir hingegen können weder uns selbst noch die anderen belügen und wegen der Tröstungen eines billigen Optimismus von dem abrücken, was sich aus einer objektiven Betrachtung der Wirklichkeit ergibt.

Hoffnungen kann nur noch haben, wer schon vorgeprägte Standpunkte einnimmt, die bereits von dem Übel zeugen, das es zu besiegen gilt. Wer aber als Bezugspunkt den Geist und die Formen gewählt hat, die jede wahre, traditionale Kultur kennzeichnen, wußte auch zu den Ursprüngen zurückzukehren und alle Phasen der allgemeinen Abwärtsbewegung mitzuverfolgen. Damit weiß er auch, welch gigantisches Werk vonnöten wäre, nicht nur, um zu einer normalen Ordnung zurückzukehren, sondern auch, um ihr nur näherzukommen. Für ihn kann also der Blick in die Zukunft nicht derselbe sein wie für die anderen.

Wer uns bis hierher gefolgt ist, sieht, daß die Veränderungen und Geschehnisse, durch die das Abendland zum heutigen Punkt gelangt ist, nicht willkürlich und zufällig sind, sondern daß sie einem genauen Ursachenzusammenhang unterliegen. Unser Standpunkt ist nicht deterministischer Natur. Wir glauben also nicht, daß darin ein anderes Schicksal wirkt als dasjenige, das sich die Menschen selbst geschaffen haben. Der Fluß der Geschichte folgt dem Flußbett, das er sich selbst gegraben hat. Aber glauben, daß man den Strom noch in seiner Richtung umlenken kann, nachdem er schon reißend und allumfassend geworden ist und knapp vor der Mündung steht, ist etwas, was sicherlich nicht leichtfallen kann. Wer aber eine Schicksalsbestimmung beim Prozeß des Niedergangs leugnet, kann auch keine Schicksalsbestimmung im entgegengesetzten Sinn annehmen, d.h., es muß unbestimmt bleiben, ob nach dem Ende eines Zyklus, in einer gewissen Kontinuität gegenüber den vorangegangenen, wiederum eine neue aufsteigende Phase ihren Anfang nimmt.

In jedem Falle könnte das Abendland nur gerettet werden, wenn es in einem neuen, einheitlichen europäischen Bewußtsein zum traditionellen Geist zurückkehrte. Was könnte aber heutzutage wirklich als Grundlage für eine solche Rückkehr dienen?

Wir sagten: In einem einheitlichen europäischen Bewußtsein. Hier liegt das wahre Problem. Es würde sich für das Abendland um eine Rückkehr zur Tradition im großen, universalen, einstimmigen, alle Licht- und Lebensformen umfassenden Sinn handeln müssen, also um Tradition im Sinne eines einheitlichen Geistes und einer einheitlichen Ordnung, die souverän über jeden Menschen, über jede Menschengruppe und in jedem Lebensbereich

herrschen. Es geht nicht um Tradition im aristokratischen und verborgenen Sinn als ein von wenigen, eben von einer Elite, hinter den Kulissen der Geschichte bewahrtes Gut. In diesem verborgenen Sinn hat es die Tradition immer gegeben, und sie wird auch sicher nicht wegen irgendeines Zufalls im Schicksal der Menschen verlorengehen. Aber das Vorhandensein einer Tradition in diesem Sinne hat den Untergang der abendländischen Kultur nicht verhindert. Mit Recht ist gesagt worden, daß eine Elite eine Blutader ist, eine kostbare Ader vielleicht, aber doch immer nur eine Ader: es braucht noch andere Adern, und sie müssen alle in einem Punkt zusammenlaufen, wenn auch nur die zentrale, die am wenigsten sichtbare, da in der Tiefe verborgen, königlich herrscht.¹ Wo es keine passende Umwelt gibt, gibt es auch keinen Widerhall: Wenn die inneren und äußeren Bedingungen fehlen, durch die *alle* menschlichen Tätigkeiten wieder einen Sinn erhielten, durch die alle Menschen *alles* vom Leben verlangen könnten und in deren Rahmen sie dieses Leben, indem sie es auf die Höhe eines Ritus und einer Opfergabe heben, um eine mehr als bloß menschliche Mittelachse ordnen könnten, bleibt jede Anstrengung wirkungslos, gibt es keinen Samen, der Früchte tragen könnte, und die Tatkraft einer Elite wird gelähmt.

Aber eben solche Vorbedingungen sind heute nicht vorhanden. Der Mensch hat heute, wie nie zuvor, jede Kontaktmöglichkeit mit der metaphysischen Wirklichkeit, mit dem, was vor ihm, und dem, was hinter ihm besteht, verloren. Es geht nicht um Glaubensbekenntnisse, um Philosophien und persönliche Stellungnahmen: das alles zählt nicht, das alles würde nichts bedeuten; würde das genügen, wäre die Sache im Grunde genommen einfach. Wie wir schon zu Beginn sagten, besteht im modernen Menschen ein Materialismus, der durch das Erbe von Jahrhunderten nunmehr beinahe zu einer inneren Struktur, zu einem tragenden Gerüst seines Wesens geworden ist. Er würgt, ohne daß es dem äußeren Bewußtsein bemerkbar wird, jede Möglichkeit ab, verkehrt jede Absicht, lähmt jeden Schwung und verdammt jede, auch in die richtige Richtung gehende Bemühung dazu, eine fruchtlose, unorganische «Konstruktion» zu werden. Dazu kommen die Art und die Gesamtheit der täglichen Lebensbedingungen, auf die in der heutigen Zivilisation beinahe keiner unserer Mitmenschen mehr verzichten kann; die herrschende Erziehungsmethode; alles, was man bewußt oder unbewußt an Suggestionen und Einflüssen von der Umwelt und der kollektiven Psyche aufnimmt; die Idole, die Vorurteile, die Formen des Urteilens und Fühlens, der falschen Erkenntnis und des falschen Tuns, die in den Seelen verwurzelt sind - das alles zieht die Kette sogar noch fester zusammen. Eine alles umfassende Reinigung, eine nichts verschonende, totale Entblößung wäre notwendig, um uns von den Verklebungen des letzten Menschen, von seinem «Ich», von seinem Stolz, von seinen Werken, von seinen Hoffnungen und seinen Ängsten zu befreien. Soweit hat es der «Fortschritt» gebracht, daß dies die Vorbedingung dafür ist, daß wiederum ein transzendenter Bezugspunkt anerkannt werden könnte und wieder eine *fides* im absoluten, traditio-

¹ Vgl. G. DE GIORGIO, *Ascesi e Antieuropa* (in *Introduz. alla Magia*, Bd. II, S. 194).

nenal Sinn zu erstehen vermöchte, wodurch allen Dingen und im besonderen dem Menschen ein neuer Sinngehalt gegeben und alles, was entweiht und herabgewürdigt worden war, in neuer Reinheit erfaßt und freigelöst würde. Aber wenn ein derartiges inneres Befreiungswerk heute schon für Einzelmenschen schwer vorstellbar ist, wie kann man es dann für die große Masse erwarten? Wenn so etwas nicht einmal im Möglichkeitsbereich derjenigen steht, die weiterhin mit den Fetischen der Wissenschaft und Kunst, der Geschichte, des Glaubens und der Philosophie spielen, wie könnte es dann für die Massen möglich sein, die von der Dämonie des Kollektiven gefangen genommen, von der Allgewalt der wirtschaftlichen und technischen Scheinwelten überwältigt, von Handlungswut getrieben und von politischen Leidenschaften voll sind und von dem, was sonst noch auf ein ahrimanisches Machtideal und auf ein betrügerisches leeres Wohleben hinarbeitet?

Andererseits scheint dem Abendland in jeder Beziehung die höhere Idee zu fehlen, die Grundlage sein könnte, wenn schon nicht für die Verwirklichung des traditionellen Geistes, so doch wenigstens für eine Annäherung an ihn.

Unter denjenigen, die am deutlichsten die Krise der modernen Welt anzuklagen verstanden, gibt es auch manche, die an die Möglichkeiten des Katholizismus glauben. In der Meinung, daß, wenn das Abendland je eine traditionsgemäße Ordnung hatte, diese Ordnung auf die Kirche zurückzuführen gewesen sei, kamen sie zum Schluß, daß die Rückkehr Europas zu einem traditional wiederhergestellten Katholizismus auch der Weg zu einem Wiederaufbau des Abendlandes sein könnte. Aber auch das ist eine Täuschung.

Vor allen Dingen, wie soll man hoffen, daß der Katholizismus genau in der heutigen Zeit jene universale wiederherstellende Bekehrungskraft aufbringt, die ihm, im Grunde genommen, bei unendlich viel günstigeren materiellen, moralischen und geistigen Umständen bezeugtermaßen gefehlt hat? Sollte er gerade heute dazu fähig sein, jenen Körper wieder in den Griff zu bekommen, der ihm vor Jahrhunderten entglitten war und nunmehr ein eigenes Leben und einen eigenen Geist aufweist, und den die weltliche Wissenschaft und die laizistische Kultur in jeder Lebensphase entweiht haben? Mag diese Kultur auch der Form nach noch dem christlichen Glauben angehören, so bedeutet das nichts mehr Wesentliches und Bestimmendes im tatsächlichen Leben der einzelnen Menschen und Völker.

Nicht um Kompromisse und Anpassungen geht es. Das Spiel mit den Kompromissen und Anpassungen hat schon zu lange gedauert und nichts gegen den Untergang des Abendlandes vermocht. Entweder wird die Religion einheitlich, absolut und offenbart wieder die gegenwärtige und tatkräftige Macht des Transzendenten, oder sie ist nichts. Auch hier geht es nicht um eventuelle Randwiederherstellungen in der Person des einen oder anderen Ausnahme-Katholiken. Nur im Rahmen eines Gesamtblockes an Strenggläubigkeit vielleicht, der aber von einem ganz anderen Geist beseelt sein müßte, könnte der Katholizismus trotz seiner Ungewissen Natur einen Bezugspunkt für viele zerstreute und aufgesplitterte Kräfte darstellen. Scheint es möglich,

daß der Katholizismus gerade jetzt den parteiischen und im Grunde genommen antitraditionalen Ausschließlichkeitsanspruch seiner Lehre überwindet und sich zu einem höheren, metaphysischen und esoterischen Standpunkt emporschwingt, der ihn von seinen Beschränkungen befreit? Ist im Gegenteil nicht deutlich erkennbar, daß die Kirche sich heute auf jede nur erdenkliche Weise mit dem modernen Gedankengut zu versöhnen trachtet und selbst das asketische und kontemplative Element in ihr immer mehr gegenüber dem moralistischen und sozialen ins Hintertreffen gerät? Daß die Kirche im politischen Bereich schon seit geraumer Zeit von der Hand in den Mund lebt, einmal mit dem, dann mit einem anderen System liebäugelt, ängstlich darum bemüht, sich ja nicht in einer einheitlichen und unbeugsamen Richtung festzulegen, und nur darauf bedacht ist, sich zu «modernisieren» und sich durch alle Schwierigkeiten hindurchzuwinden, so daß sie als letztes sogar mit dem Marxismus einen «Dialog» einging?

Geistig gesehen, kann eine Tradition, die nur noch ein Gefüge von Glauben und seminaristischer Theologie und von in ihrem tiefsten Sinne unverstandenen Symbolen und Riten ist, niemals in allesumfassender und lebensspendender Weise wirken. Dazu kommt die Frage, inwieweit der katholische Klerus überhaupt noch einige der Züge aufweist, die eine Körperschaft auszeichnen, die tatsächlich von einer Kraft von oben erfüllt ist. Praktisch gesehen wäre außerdem noch im Bereich des europäischen Christentums die protestantische und orthodoxe Spaltung zu überbrücken, was utopistisch erscheint, wenn man in strengster Weise zum ursprünglichen Ausgangspunkt zurückkehren wollte. Und eine eventuelle Verteidigungsgemeinschaft der christlichen Kirchen gegen die sich im Aufmarsch befindlichen Kräfte der Antireligion kann, abgesehen von den unvermeidlichen Unionszwistigkeiten, sicher nicht mit einem Wiederinkrafttreten einer universalen Idee gleichgesetzt werden. Auch das Machtproblem darf nicht vernachlässigt werden, wenn man die allgemeinen Gegebenheiten der letzten Zeit bedenkt; ein Machtblock -wirtschaftlicher, militärischer und industrieller Art - müßte zur Verfügung stehen, der denen, die vom Osten und vom Westen um die Weltherrschaft streiten, die Stirn bieten könnte, so daß auch materiell ein Damm und ein Schutzwall geschaffen wären.

Weiterhin kann die Vorstellung, daß dem Katholizismus zu verdanken sei, was das Abendland an Tradition aufwies, nicht ohne deutliche Vorbehalte akzeptiert werden. Der vielfältig zusammengesetzte Charakter des Katholizismus darf keinesfalls dabei vergessen werden. Wir haben schon gesehen, daß, wenn er sich als Kraft der Ordnung und Hierarchie offenbarte und dem europäischen Menschen eine Stütze war, vor allem Einflüsse der römisch-germanischen Welt am Werke waren, daß hingegen dort, wo der eigentlich christliche Bestandteil die Oberhand gewann, er im Abendland eher in einem antitraditionalen als in einem traditionellen Sinne wirkte. Der lunar-priesterliche Geist, sein eigenartiger Dualismus und die verschiedenen Anschauungen hebräischen Ursprungs, die zu wesentlichen Bestandteilen des christlichen Geistes wurden, bildeten im Katholizismus eine Art Sperre, die es unmöglich machte, dem Körper Europas eine ihm gemäße Spiritualität zu

geben, die also an das hätte anlehnen können, was wir das Licht des Nordens nannten. Nicht nur das: Der Katholizismus hat auch dazu geführt, daß sich die realsten Kräfte, eben weil sie den Weg nach oben versperrt fanden, im materiellen Bereich entluden, so daß sich nur darin die für die abendländische Seele charakteristischsten Werte verwirklichen konnten. Es ist bekannt, daß die Neuvergötterung des Menschen und des Lebens seit der Renaissance eben im Rahmen einer Reaktion gegen den Katholizismus begann: eine deutliche Verirrung, die aber in hohem Maße von den zuvor bezeichneten Umständen veranlaßt wurde.

Im gesamten kann man deshalb ohne weiteres sagen, daß, wer heute glaubt, ein Mann der Tradition zu sein und sich dabei einfach nur auf den Katholizismus beruft, auf halbem Wege stehengeblieben ist und die ersten Glieder der Ursachenkette und vor allem die Welt der Ursprünge und der absoluten Werte nicht versteht. Im abendländischen, männlich ausgerichteten Materialismus und im Vorhandensein einer Geistigkeit, die, wie die christliche, mit nicht-abendländischen, «südlichen» Elementen untrennbar verbunden und dazu noch ohne jegliche höhere, metaphysische und esoterische Dimension ist, wie sie jedes vollständige traditionale System ihr eigen nennt, muß man zwei gegensätzliche, aber doch zusammengehörende Aspekte einer einheitlichen Gesamtsituation sehen.

Ein solcher Dualismus im inneren Gefüge muß von vornherein jeden Versuch eines traditionellen Wiederaufbaus zum Scheitern verurteilen und in eine falsche Richtung ablenken.

In der heutigen Kultur liegen die Dinge so, daß jedes große Erwecken jener Geistigkeit der Urzeiten, die den Hemmfaktor durchbrechen, die Spaltung überwinden und die in der dunklen und barbarischen Welt der modernen Größe gefangenen Aktionskräfte mit sich reißen und auf einer lichtvollen Ebene zur Freiheit bringen könnte, mit Sicherheit problematisch verlief und vielleicht noch schlechter ausginge als zur Zeit der Renaissance. Im modernen Menschen besteht nun einmal eine viel zu starke Neigung, Begriffe wie Männlichkeit, Persönlichkeit, Tat und Selbstbestimmung im nur materialistischen und menschlichen Sinne aufzufassen, so daß jede Lehre, die auf dem ursprünglichen Empfinden und Recht gegründet wäre, wie sie bei transzendenten und traditionellen Bezugspunkten bestanden, sofort in den heute üblichen, niedrigen Bereich herabgezogen würde und, statt das Profane in das Sakrale zu wandeln, das Sakrale ins Profane verkehren müßte. Wer könnte denn heute, spricht man vom Recht des souveränen Staates gegenüber der Kirche, etwas anderes darunter verstehen als die plebejischen und materialistischen Forderungen der weltlichen Macht gegen die geistige Autorität und die widerrechtlichen Totalansprüche, wie sie für die neuen «Superstaaten» und die nationalistische und kollektivistische Mystik typisch sind? Würde man heute wirklich, spricht man von der Überpersönlichkeit, an viel anderes denken, als an den «Übermenschen» des schlimmsten Nietzsche? Würde man heute sagen, daß die «Kultur der Aktion» als Möglichkeit genauso hoch einzustufen sei, wie die «Kultur der Kontemplation», würden dann vielleicht nicht alle sofort deren Triumph in

der heutigen Zeit erblicken, die ihre Überlegenheit gegenüber allen vergangenen Epochen mit jener mechanischen, technologischen und militärischen Eroberung der Welt unwiderleglich beweisen könnte, die der europäische Mensch eben mit seinem Kultus der Aktion in weniger als einem Jahrhundert vollendet hat? Und verlief nicht selbst die in jüngster Zeit erfolgte Beschwörung von Mythen - vor allem der römischen und nordisch-germanischen -, der Ideen der Rasse, des Ariertums usw. nicht in äußerstem Maße fragwürdig und im Rahmen von politischen Umstürzen, die in Europa den letzten Zusammenbruch beschleunigt haben?

So muß man feststellen, daß der Weg doppelt versperrt ist. Das Gefängnis des abendländischen Menschen gehört zu den furchterregendsten, weil es zu denen gehört, die keine Mauern haben. Es ist nicht leicht, sich wieder zu erheben, wenn man überhaupt keinen Punkt finden kann, der festbleibt, wenn man sich auf ihn stützen will, um Schwung zu nehmen. Mit der immer stärkeren Untergrabung des tatsächlichen Einflusses von Christentum und Katholizismus verliert das Abendland die letzten Bezugspunkte zu einer nicht eigenständigen Geistigkeit; aber andererseits ist es in seinen eigenständigen Formen ebenfalls nicht Geist und scheint auch unfähig, sich einen Geist zu schaffen.

Damit muß man wohl annehmen, daß sich das Schicksal unweigerlich erfüllen wird. Wir haben schon gesagt: es ist nicht wahrscheinlich, daß, nachdem die vorletzte Stufe schon erreicht ist und wir an der Schwelle zum allumfassenden Sieg der Wahrheit und Macht der letzten der antiken Kasten stehen, sich nicht auch das noch erfüllen wird, was noch fehlt, um den Tiefpunkt des «Dunklen» oder «Eisernen Zeitalters» zu erreichen, das von den traditionellen Lehren vorangekündigt worden war und dessen allgemeine Wesensmerkmale in bedeutendem Ausmaß denjenigen der heutigen Kultur entsprechen.

Wie die Menschen, haben auch die Kulturen ihren Zyklus, d.h. einen Anfang, ein Entwicklungsstadium und ein Ende. Je mehr sie jetzt im Zufälligen wurzeln, um so unabwendbarer erfüllt sich dieses Gesetz. Wer hingegen in dem begründet ist, was über der Zeit steht, was durch nichts verändert zu werden vermag und was als ewige Gegenwärtigkeit bestehen bleibt, läßt sich natürlich von alledem nicht beeindrucken. Auch wenn sie völlig untergehen sollte, ist die moderne Kultur nicht die erste, die erloschen ist, und auch nicht diejenige, nach der es weitere nicht mehr geben könnte. Im Bereich des Zeit- und Raumbedingten erlöschen hier Lichter, um anderswo wieder neu entzündet zu werden. Zyklen enden, und Zyklen beginnen. Wie erwähnt, war die Lehre von den Zyklen dem traditionellen Menschen wohlbekannt, und nur die Torheit der modernen Menschheit ließ sie einen Augenblick lang glauben, daß ihre Kultur, die mehr als jede andere auf dem losen Sand des Zeitlichen und Zufälligen gebaut war, ein anderes und bevorzugtes Schicksal haben könnte.

Wer indessen über eine wirklichkeitsgetreue Gesamtschau verfügt, sieht die zentrale Frage viel eher *im Ausmaß, in dem zwischen der sterbenden und der möglicherweise neu erstehenden Welt noch ein geschlossener Zusammen-*

hang bestehen wird; also dessen, was von der einen Welt in der anderen noch wird fort dauern können. Die vorherrschende Auffassung der antiken traditionellen Lehre besagt, daß es in Wirklichkeit zu einer Art Bruch kommen wird, der dann den einen vom anderen Zyklus trennt. Nicht zu einem allmählichen Sich-Wiederfassen und Sich-Wiederaufrichten würde es kommen, sondern zu einem völlig neuen Anfang, zu einer plötzlichen, sprunghaften Änderung, die einem Impuls aus dem göttlichen und metaphysischen Bereich unterstünde. Genauso erwächst auch ein alter Baum nicht selbst zu neuem Leben, sondern stirbt ab, und das, was möglicherweise seinem Samen entspringt, ist ein *neuer* Baum. Das läßt klar erkennen, daß die Zusammenhänge zwischen dem einen und dem anderen Zyklus nur relativ sein werden und keinesfalls die Massen und die großen Strukturen einer Kultur betreffen können. Sie beschränken sich nur auf lebensnotwendige Bestandteile, wie das eben auch bei einem Samen gegenüber der Pflanze der Fall ist.

Zu den vielen Illusionen, die es zu bekämpfen gilt, gehört auch die Illusion derjenigen, die sich bemühen, eine den Auflösungsprozessen übergeordnete Logik zu entdecken, und die glauben, daß die antike Welt in der einen oder anderen Weise untergehen mußte, um einer neuen Welt Raum zu schaffen, der wir nun trotz allem näherkommen. Wir haben schon dargelegt, welches die einzige Welt ist, der wir heute näherkommen: ganz einfach diejenige, die in extremer Gestalt das sammeln und zusammenfassen wird, was die Zerstörungsphase auslöste und vorantrieb. Und das kann für nichts Grundlage sein, ja nicht einmal eine Art Grundstoff liefern, worin, wenn auch in veränderter Form, wiederum traditionale Werte in Erscheinung treten könnten, denn für solche Werte stellt es nur die körpergewordene, organisierte Verneinung dar. Für die moderne Zivilisation im Sinne der Masse kann es keine positive Zukunft geben. Diejenigen, die an ein Ziel und an eine Zukunft glauben, die irgendwie das rechtfertigen, was der Mensch in sich und außer seiner selbst zerstört hat, unterliegen einem bloßen Wahngebilde.

Die Möglichkeiten, die in der Letztzeit noch offen stehen, betreffen nur eine Minderheit und können wie folgt unterschieden werden:

Am Rande der großen Weltströmungen gibt es noch Menschen, die in den «unbeweglichen Landen» verankert sind. Es handelt sich in der Regel um Unbekannte, die sich aus den Nichtigkeiten der Berühmtheit und der modernen Zivilisation heraushalten. Sie verteidigen die Gipfellinien und gehören nicht dieser Welt an. Wenn sie auch in der Welt verstreut leben und häufig nichts voneinander wissen, sind sie doch unsichtbar vereint und bilden eine unzerreißbare Kette im Geist der Tradition. Dieser innerste Kern handelt nicht: er hat nur die Aufgabe, der die Symbolik des «ewigen Feuers» entspricht. Dank ihm ist die Tradition trotz allem gegenwärtig, brennt die Flamme unsichtbar, und etwas verbindet diese Welt immer mit der Überwelt. Sie sind die «Wachenden», die ἐγρήγοροι.

In immer größerer Zahl finden sich Menschen, die, wenn sie auch nicht wissen, in wessen Namen, doch ein unklares, aber trotzdem wirkliches Verlangen nach Befreiung verspüren. Solchen Menschen den Weg zu weisen, ihnen vor den spirituellen Gefahren der jetzigen Welt Schutz zu bieten,

sie zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen und ihren Willen absolut werden zu lassen, damit einige von ihnen zur Schlachtordnung der «Wachenden» stoßen können, das ist noch das Beste, was uns zu tun bleibt. Aber auch hier handelt es sich um etwas, was nur eine Minderheit berührt, und man soll sich nicht einbilden, daß auf diesem Weg eine erkennbare Änderung des Gesamtchicksals eintreten könnte. In jedem Fall ist das die einzige Rechtfertigung für eine greifbare Tätigkeit, die für einige Menschen der Tradition in der modernen Welt noch auszuüben bleibt, in einer Umgebung, mit der sie nichts mehr verbindet. Einer solchen wegweisenden Tätigkeit gereicht es zum Vorteil, daß solche «Zeugen» bestehen und daß die traditionellen Werte immer wieder aufgezeigt werden, und zwar um so deutlicher und härter, je mehr die gegenläufige Strömung an Kraft gewinnt. Auch wenn diese Werte heute nicht verwirklicht werden können, sind sie doch mehr als nur einfache «Ideen». Sie sind *Maßstäbe*. Sollte einmal auch die grundlegende Möglichkeit, Maß zu nehmen, völlig verloren gehen, dann würde sich tatsächlich die letzte Nacht auf die Erde senken. Lassen wir doch diesbezüglich die Menschen unserer Zeit mit größerer oder kleinerer Selbstgefälligkeit und Zudringlichkeit von Anachronismus und fehlendem Geschichtsbewußtsein reden. Wir wissen ja, daß dies nur Alibis für ihre Niederlage sind. Lassen wir sie doch bei ihren «Wahrheiten», und achten wir auf eine einzige Sache: daß wir in einer Welt der Ruinen aufrecht stehen bleiben. Wenn auch heute eine Tätigkeit in Richtung eines allgemein wirksamen Wiederaufbaues, wie wir sagten, nur äußerst geringe Erfolgsaussichten hat, so bleibt der vorhin erwähnten Menschengruppe doch immer die *innere* Verteidigung. In einem alten Text der Askese steht geschrieben, daß, wenn zu Anfang der Zeit das Gesetz von oben verwirklicht werden konnte und diejenigen, die danach kamen, wenigstens noch die Hälfte von dem ausrichten konnten, was schon gemacht worden war, so wird am Ende der Zeiten kaum mehr etwas an Werken getan werden können, aber für die Menschen dieses Zeitraumes wird die große Versuchung erstehen, und wenn sie in diesen Zeiten dann Widerstand leisten, werden sie größer sein als die Menschen, die seinerzeit viele Werke vollbrachten.² Die Werte der Wahrheit, der Wirklichkeit und der Tradition denjenigen Menschen deutlich erkennbar machen, die «das alles» nicht wollen und unklar nach dem «anderen» suchen, heißt zu helfen, daß die große Versuchung nicht bei allen siegt, wenn auch schon die Materie stärker zu sein scheint als der Geist.

Am Schluß wollen wir eine dritte Möglichkeit ins Auge fassen. Für manche kann der Weg der Beschleunigung der beste Weg sein, um der Lösung näherzukommen, denn in gewisser Hinsicht kommen viele Gegenmaßnahmen den Verkrampfungen gleich, die nur den Todeskampf verlängern helfen und dadurch, daß sie das Ende hinausschieben, auch den Neubeginn verzögern. Man müßte, in einer ganz besonderen inneren Ausrichtung die am stärksten zerstörerischen Prozesse der modernen Zeit in sich aufnehmen, um

² In *Apophthegmata* (kurze Sinnsprüche) *Patrum* (bei A. STOLZ, *L'ascesi cristiana*, Brescia, 1944, S.2).

sie für eine Befreiung zu verwenden - so, als ob man das Gift veranlaßte, sich gegen sich selbst zu richten, oder so, als ob man «den Tiger reiten» wollte.³

Als wir den Verfallsprozeß des abendländischen Menschen untersuchten, erkannten wir, daß der *Irrealismus* seinen bedeutsamsten Aspekt darstellt. An einem bestimmten Punkt seiner Geschichte weiß also der Mensch nichts mehr von der Geistigkeit als *Realität*.

Sogar sich selbst erlebt er nur noch im Sinne eines Denkens und Erwägens, also eines Psychologismus. Das Denken und Erwägen schaffen ihm dann eine Welt von Wunderbildern, Scheingebilden und Idolen, die er an die Stelle der spirituellen Wirklichkeit setzt: das ist der humanistische Mythos der Kultur, die Höhle der Schatten. Gemeinsam mit der abstrakten Welt des Denkens entsteht die romantische der «Seele». Die verschiedensten Schöpfungen der Sentimentalität, des Glaubens, des individualistischen und humanitären Pathos, der rein auf Sinneswahrnehmung beruhenden Erkenntnis, des theatralischen Heldentums, der Demut und der Revolte treten damit in Erscheinung. Aber wir haben gesehen, daß auch diese irrealistische Welt nunmehr ihrem Ende entgegengeht, daß tiefere, elementare Kräfte sich anschicken, die Mythen des romantischen und individualistischen Menschen unter sich zu begraben und eine Welt herbeizuführen, in der die Wirklichkeit über jedweden Idealismus und Sentimentalismus herrscht und der «humanistische Seelenkult» überwunden ist. Wir haben die Strömungen aufgezeigt, die in der Zerstörung des «Ich» und in der Befreiung des Menschen vom «Geist» die Voraussetzungen für eine neue, alles umfassende Kultur sehen.

Nun, im Rahmen des eben erwähnten Weges muß man feststellen, inwieweit man aus derartigen zerstörerischen Umwälzungen Vorteile ziehen kann; inwieweit, dank einer inneren Unerschütterlichkeit und einer Ausrichtung nach dem Transzendenten hin, das Nicht-Menschliche der modernen realistischen und handlungsbesessenen Welt, statt ins Untermenschliche zu führen, wie es zum Großteil in der Letztzeit geschieht, Erfahrungen eines höheren Lebens und einer größeren Freiheit begünstigen kann.

Das ist alles, was man einer bestimmten Schicht von Menschen im Hinblick auf die Vollendung der Zeiten sagen kann: einer Schicht, die selbst wiederum nur eine Minderheit darstellen kann. Auch diesen gefährlichen Weg kann man versuchen. Er ist eine Prüfung. Und damit er vollständig und entschieden beschritten wird, sage man nur: die Brücken sind abgebrochen, es gibt keinen Halt und keine «Rückkehr» mehr, es bleibt nur ein Weg: Der nach vorwärts. Man muß schon eine heroische Berufung in sich tragen, wenn man dort gegen die Welle stürmt, wo sie am meisten Wirbel zeigt, wohl wissend, daß nur zwei Schicksale offenbleiben, die beide gleich weit entfernt sind: das der Menschen, die mit der Auflösung der modernen Welt enden werden, und das derjenigen, die sich in der zentralen und königlichen Linie des neuen Stromes wiederfinden werden.

³ In unserem Buch, das eben den Titel «*Cavalcare la Tigre*» (Den Tiger Reiten), (Mailand 1963) trägt, haben wir versucht, die existentielle, innere Ausrichtung aufzuzeigen, die in einer Zeit der Auflösung diesem Ziel dienen kann.

Angesichts der Schau des Eisernen Zeitalters rief Hesiod aus: «Wäre ich doch nie geboren worden!» Aber Hesiod war im Grunde genommen nur ein pelasgischer Geist, dem eine höhere Berufung unbekannt war. Für andere Naturen hat eine andere Wahrheit Gültigkeit, es gilt die auch im Osten⁴ bekannte, eben erwähnte Lehre, daß, mag auch das letzte Zeitalter, das *kali-yuga*, ein Zeitalter schrecklicher Zerstörungen sein, dafür diejenigen, die in ihm leben und trotz allem aufrechtbleiben, Früchte erlangen können, die für Menschen anderer Zeitalter kaum erreichbar waren.

⁴ Vgl. z.B. *Vishnu-purāna*, VI, 2.

Über das «Dunkle Zeitalter»

Im Hinblick auf das, was wir über die Gegenwartsnähe des in den antiken Traditionen sogenannten «Dunklen Zeitalters» - *kali-yuga* - gesagt haben, ist es sicherlich von Interesse, einige typische Merkmale aufzuführen, die vom *Vishnu-purāna* für diese Zeit vorhergesagt worden sind. Wir werden dabei nur den Originaltext der Terminologie der Jetztzeit anpassen¹:

«Sklavengeschlechter, Kastenlose und Barbaren werden zu Herren der Ufer des Indus, des Därvika, des Candrabhägä und des Kāshmir werden ... Die Führer (dieses Zeitalters), die (dann) als gewaltsame Herren über die Erde herrschen, ... werden sich der Güter ihrer Untertanen bemächtigen. Da sie ohne echte Macht sind, werden die meisten rasch aufsteigen und ebenso rasch wieder abstürzen. Kurz wird ihr Leben sein, unersättlich ihre Begierden, und gnadenlos werden sie selbst sein. Die Völker der anderen Länder werden sich mit ihnen vermischen und ihrem Beispiel folgen.»

«Die vorherrschende Kaste wird die der Knechte sein.» «Die Besitzenden (*vaigya*, die Händler) werden Ackerbau und Handel aufgeben und davon leben, daß sie zu Knechten werden oder mechanische Berufe ausüben (Proletarisierung und Industrialisierung).»

«Die Führer werden, statt ihre Untertanen zu beschützen, sie ausrauben und unter dem Vorwand von Steuern der Händlerkaste das Eigentum plündern. (Krise des Kapitalismus und des Privateigentums; Vergesellschaftung, Verstaatlichung und Kommunismus)»

«Die (innere) Gesundheit und das Gesetz (das der eigenen Natur entspricht: *svadharma*) werden von Tag zu Tag mehr geschmälert werden, bis die Welt vollkommen verdorben sein wird. Nur das Vermögen (die Anzahl der Dollars, die wirtschaftlichen Klassen) wird den Rang bestimmen. Die (körperliche) Gesundheit wird der einzige Beweggrund für Hingabe sein, die Lust das einzige Bindeglied zwischen den Geschlechtern, die Falschheit der einzige Erfolgsweg im Wettstreit.» «Die Erde wird nur wegen ihrer minerali-

¹ Wir zitieren nach der englischen Übersetzung des *Vishnu-purāna*, durch H.H.WILSON (London, 1868, Bd. IV und VI). Die von uns angeführten Textstellen, die wir allerdings zweckgerichtet neu angeordnet haben, finden sich in den Büchern IV, Kap. 24 und VI, Kap. 1, entsprechend den Seiten 222-229 (Bd. IV) und S. 171-177 (Bd. VI) der erwähnten Übersetzung.

sehen Schätze als wertvoll erachtet (die übermäßige Ausbeutung des Bodens, Untergang einer sakralen Auffassung der Erde).» «Die priesterlichen Gewänder werden an die Stelle der priesterlichen Werte treten.» «Schwäche wird der einzige Grund für eine Abhängigkeit sein (Feigheit, Untergang der *fides* und der Ehre in den modernen politischen Formen).» «Eine einfache Waschung (ohne die Kraft des wahren Ritus) wird schon Reinigung und Läuterung bedeuten (beinhaltet heute der Anspruch der Sakramente, Heil zu bringen, wirklich noch anderes?).»

«Das Volk wird unfähig sein, göttliche Wesen zu gebären.»

«Von Ungläubigen irreführt, werden die Menschen fragen: Welche Autorität besitzen die traditionellen Texte? Wer sind diese Götter, was ist das geistige Übermenschentum (*brähmana*)?» «Die Achtung vor den Kasten, vor der Ordnung und den (traditionalen) Einrichtungen wird im Dunklen Zeitalter verschwinden.» «Die Ehen in diesem Zeitalter werden aufhören, ein Ritus zu sein, und die Gesetze, die einen Schüler an einen geistigen Meister binden, werden keine Kraft mehr haben. Man wird glauben, daß jedermann auf jedem Weg den Zustand des Wiedergeborenen wird erreichen können (die Demokratie auf die Ebene der Spiritualität angewendet); die Glaubenshandlungen, die noch ausgeübt werden können, zeigen keine Ergebnisse mehr (das bezieht sich auf eine «vermenschlichte» und konformistische Religion, vgl. S.362).» «Die Lebensweise wird für alle unterschiedslos die gleiche sein.» «Wer am meisten Geld verteilt, wird die Menschen beherrschen, und die Herkunft der Familie wird keinen Vorrang mehr bedeuten (Ende des traditionellen Adels, Bürgertum und Herrschaft der Reichen).» «Die Menschen werden ihr gesamtes Interesse der Erlangung - auch auf unehrlichem Wege - von Reichtum zuwenden.» «Jede Art von Mensch wird sich einbilden, einem *brähmana* gleich zu sein (Selbstgerechtigkeit und Selbstüberschätzung der Intellektuellen und der modernen Kultur).» «Das Volk wird mehr als je zuvor Angst vor dem Tode haben und die Armut fürchten: nur deshalb wird es (dem Schein nach) den Himmel belassen (die religiösen Überreste bei den modernen Massen).»

«Die Frauen werden den Ehemännern und den Eltern nicht gehorchen. Sie werden eigensüchtig, verworfen, unbeständig und lügnerisch sein, und wenn sie sich an Männer binden, werden diese Frauenhelden sein.» «Sie werden zu einfachen Objekten sexueller Befriedigung werden.»

«Die Gottlosigkeit wird bei den von Irrlehren verführten Menschen den Sieg davontragen, und die Dauer ihres Lebens wird folglich kürzer sein.»²

² Diese letzte Prophezeiung scheint in Widerspruch zu den uns bekannten Tatsachen zu stehen, sofern man unter einem längeren Leben nicht das Leben versteht, das durch die Verbindung mit dem über der Zeit stehenden Sein gegeben wird, und es nicht deutlich von der «Konstruktion» unterscheidet, die mit den Mitteln der profanen Wissenschaft und der modernen Hygiene erreicht wird und die damit ohne inneren Sinn ist und eine echte Parodie auf das wahre Leben darstellt.

Trotzdem weist das *Vishnu-purāna* auch auf Elemente des Ur- oder «Manu»-Geschlechtes hin, das selbst im Dunklen Zeitalter hier unten verblieben ist, um Same für neue Geschlechter zu sein: und es erscheint auch die bekannte Vorstellung einer neuen und letzten Offenbarung von oben.³

«Wenn die von den traditionellen Texten gelehrteten Riten und die Einrichtungen des Gesetzes zu bestehen aufhören werden und das Ende des Dunklen Zeitalters nahe ist, dann wird ein Teil des göttlichen Wesens, das aus seinem eigenen spirituellen Sein heraus besteht, gemäß der Eigenschaft des *Brahman*, das Anfang und Ende ist, zur Erde niedersteigen ... es wird die Gerechtigkeit auf Erden wiederherstellen: und die Geisteskräfte derer, die am Ende des Dunklen Zeitalters leben, werden erwachen und kristallene Klarsicht besitzen. Die so durch diese besondere Zeit gewandelten Menschen werden gleichsam der Same für (neue) Menschenwesen sein und ein Geschlecht gebären, das die Gesetze des Urzeitalters (*krta-yuga*) befolgen wird.»

Im selben Text und an gleicher Stelle heißt es, daß das Geschlecht, in dem dieses göttliche Prinzip «geboren» werden soll, ein Geschlecht von Shambala sein wird; aber Shambala - wir haben das schon früher gesehen - führt zur Metaphysik des «Zentrums» und des «Poles» zurück, zum hyperboräischen Mysterium und zu den Kräften der Urtradition.

³ *Vishnu-purāna*, IV, 24 (S.237, 228-229).